Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXVI.

(Juli — August — September 1908.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praß). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Co. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
B 1.136

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundsechsunddreißigsten Bande (Juli — September 1908.)

		Seite
I.	Die fünf Enaksſöhne. Novelle von **Ernſt von Waltzogen**	1
II.	Das Geheimnis des Meiſters. Ein Epilog von **Ernſt Steinmann**	17
III.	Betrachtungen über den Fortſchritt der Menſchheit. Von **Otto Seeck.** III./IV. (Schluß.)	30
IV.	Alfred de Muſſet. Von **Moritz Werner**	50
V.	Über die Einheit von Raum und Zeit. Von **Omar al Raſchid Bey**	82
VI.	Eine Studienreiſe nach England. I./IV.	95
VII.	Das Perpetuum Mobile. Von **Maximilian Ahrem**	110
VIII.	Unſere religiöſen Erzieher. Von **Otto Pfleiderer**	131
IX.	Der Abſchied vom Erſten. Von **Ernſt Jahn**	138
X.	Hans Hoffmann. Zu ſeinem ſechzigſten Geburtstage, 27. Juli 1908. Von **Walter Paetow**	139
XI.	Politiſche Rundſchau	142
XII.	Die Frage nach den Grenzen der Erkenntnis. Von **Bernhard Wities**	148
XIII.	Aus Weimars klaſſiſcher Zeit. Von **E. v. B.**	151
XIV.	Ullſteins Weltgeſchichte	153
XV.	Literariſche Notizen	155
XVI.	Literariſche Neuigkeiten	159
XVII.	Ein Sohn. Novelle von **Helene Raff**	161
XVIII.	Kant unter den Weimarer Klaſſikern. Von **Günther Jakoby.** I.	182
XIX.	Carl Auguſts Reiſe nach Paris und England 1814. Von **Hermann Freiherrn von Egloffſtein.** I./II.	199
XX.	Der Kaukaſus. Von Regierungsrat **F. Heger**	222
XXI.	H. Heine und H. Laube. Mit ſechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine. Von **Ernſt Elſter.** (Fortſetzung)	233

(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

XXII. Aus den Archiven märkischer Edelsitze. Von **Hermann von Petersdorff** 252
XXIII. Eine Studienreise nach England. V./VIII. (Schluß.) 265
XXIV. Der Rubinring. Von **O. von Gerstfeldt** 276
XXV. Der Oberbefehl in Frankreich über Heer und Flotte 297
XXVI. Politische Rundschau 305
XXVII. Carl Justi. Von **Werner Weisbach** 310
XXVIII. Friedrich Tieck 313
XXIX. Literarische Notizen 315
XXX. Literarische Neuigkeiten 319
XXXI. Der König hat gesprochen. Erzählung von **U. Carolina Woerner** 321
XXXII. Kant unter den Weimarer Klassikern. Von **Günther Jacoby.** (Schluß.) 365
XXXIII. Mathias Grünewald. Ein Beitrag zur Symbolik des Lichtes. Von **Meta Escherich** 387
XXXIV. Carl Augusts Reise nach Paris und England 1814. Von **Hermann Freiherrn von Egloffstein** 406
XXXV. Ferdinand Steinbeis. Ein Gedenkblatt. Von **Otto Frommel** 419
XXXVI. Parga. Von **H. Brentano** 431
XXXVII. H. Heine und H. Laube. Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine. Von **Ernst Elster.** (Schluß.) 441
XXXVIII. Der Käse. Von **C. Viebig** 456
XXXIX. Politische Rundschau 470
XL. Das Lebensbild Jesu. Von Lic. Dr. **Kalweit** 475
XLI. Literarische Notizen 477
XLII. Literarische Neuigkeiten 480

Die fünf Enaksſöhne.

Novelle

von

Ernſt von Wolzogen.

Der Baron Heini v. Wolkramſtedt auf Dürenberg legte ſich zum Sterben nieder. Kein Menſch hätte es für möglich gehalten, daß der Rieſe ſo leicht umzubringen wäre. Fünfundfünfzig Jahre war er erſt alt, meiſterte noch den wildeſten, jungen Hengſt mit eiſernem Schenkeldruck, ſtand aufrecht im ärgſten Sturm wie ein Eichbaum und ließ ſein feſtes Herrenwort mit der Gewalt eines jungen Stieres über ſeinen Hof und ſein Feld hinſchallen. Niemand erinnerte ſich, den Baron je ernſtlich krank geſehen zu haben — und nun gab eine ſimple Influenza mit ihren tückiſchen Nachwehen dieſem gewaltigen Mannsbilde den Reſt. Erſt hatte er ſich mit Löwentrotz gegen den Tod gewehrt, ſeinen Doktor ausgelacht und ſeinen Pfarrer gotteslästerlich angeflucht. Nachdem aber der Herr Profeſſor aus Würzburg die Meinung des Hausarztes beſtätigt und ihm ernſtlichſt angeraten hatte, ſeine weltlichen und geiſtlichen Angelegenheiten mit tunlichſter Beſchleunigung zu ordnen, hatte ſich der Baron mit Faſſung in das Unvermeidliche ergeben und im lautloſen Ertragen wilder Schmerzensanfälle ſeinen letzten irdiſchen Ruhm geſucht.

Schwach wie ein Kind lag er nach einem ſolchen wütenden Anfall in ſeinem Bette und küßte dankbar die kleine, feine Hand der Baronin, die ihm den kalten Schweiß von der Stirn getupft und ihm noch ein Kiſſen unter die Schulter geſchoben hatte. Wenn er ſo aufrecht ſaß, kam er nach der ausgeſtandenen Todesangſt eher wieder zu Atem.

„Setz dich zu mir, Tierchen," flüſterte er, noch heiſer von der Aufregung, indem er die Hand der kleinen verängſtigten Dame zwiſchen ſeine beiden gewaltigen Tatzen nahm und zärtlich drückte. „Ich muß dir was ſagen, ehe es zu ſpät iſt. Der Profeſſor hat recht gehabt. Noch ſo einen Anfall überſtehe ich jedenfalls nicht. Alſo hör zu, Tierchen! Juſtizrat Hilgers weiß alles, und in meinem Teſtament ſteht's auch drin, aber ich will mich nicht feige davon machen, ohne dir gebeichtet zu haben — du könnteſt mir auch vor Schreck in Ohnmacht fallen, wenn du's ohne alle Vorbereitung erfährſt."

Die zarte, kleine Dame öffnete ihre dunklen Augen weit und flüsterte ängstlich: „O du lieber Himmel, was wird das sein? Hast du gejeut, Heini? Hast du spekuliert? Sind wir ruiniert?“

„Ach, was denn noch?“ wehrte er ungeduldig ab. „Das ist alles in Ordnung. Du weißt doch, das verdammte Jeu habe ich abgeschworen nach der Katastrophe damals in Monte Carlo. Was ich dir in die Hand versprochen habe mit dem großen Ehrenwort, das habe ich gehalten. Im übrigen habe ich in Geschäften eine glückliche Hand gehabt, und der Himmel hat's ja auch gut mit uns gemeint, im allgemeinen wenigstens. Sorgen wirst du keine haben, selbst wenn die Hinterlassenschaft in so und so viel Teile geht.“

„Teile?“ fiel die Baronin erstaunt ein, „du hast doch keine Verwandten mehr. Meine Vettern und Cousinen kannst du doch nicht leiden, hast du gesagt.“

„Jawohl, hab ich gesagt, und dabei bleibt's,“ fuhr der Baron ein bißchen zu kräftig für seine gegenwärtigen Verhältnisse auf. Ein flehender Blick aus den braunen Augen seiner Gattin besänftigte ihn aber sofort wieder, und er fuhr gedämpften Tones, ein wenig stotternd und die Augen der Wand zugerichtet, also fort: „Pardon, Lelytierchen, wir wollen uns nicht ereifern. — Schau, mein Engel, ich habe dir nie ein böses Wort gesagt darüber, daß du mir keine Erben beschert hast. — Na, na, Tierchen, nur nicht weinen. Ich denke, das ist doch längst ausgestanden. Ich hatte mir das so schön auskalkuliert: dein uralt adliges Geblüt, aus der sonnigen Languedoc obendrein, dein feiner, kultivierter Geist und meine urgesunde, derbe Art, das müßte eine gute Mischung geben, und mein Geschlecht von wüsten Haudegen und ruppigen Bauernkerlen in eine noblere Gesellschaft bringen. Es ist mir ja nahe gegangen, kannst mir's glauben — ich hatte mir immer mein ganzes Haus voll Kinder geträumt. Himmelelement, hätte ich die Buben verdreschen und die Mädels verziehen mögen! Aber ich hab mir nichts merken lassen gegen dich, gelt? Oder meinst du doch? Hab ich dich nicht immer so zart angepackt wie ein Vögelchen, das sich in die Stube verflogen hat? Oder vielleicht nicht? Kannst mir's glauben, Tierchen, ich hab dir's immer gut gemeint und weiß wohl, wie viel Dank ich dir schuldig bin für deine große Geduld mit mir. — Von meinem Gebrüll hast du die Nerven gekriegt, und ich hab gemeint, ich hätte nur gesäuselt, wenn ich mit dir sprach. Auf meine Art war ich immer rücksichtsvoll, das mußt du mir glauben, wenn du auch gemeint hast, ich tobte meine Viechsnatur ganz sans gêne vor dir aus. — O nein, weit gefehlt, das Austoben habe ich nur — draußen besorgt, weißt, wenn du mich allein hast laufen lassen. Na, und einige von diesen Ausflügen sind, wie man so sagt, nicht ohne Folgen geblieben. Kurz und gut, ich habe in den verschiedensten Gegenden Deutschlands fünf Söhne herumsitzen.“

Mit einem unterdrückten Aufschrei entriß die Baronin die Hand der Umklammerung des Gatten, sprang auf von ihrem Sitz am Bette und lief im Zimmer hin und her. Sie rang ihre zarten Finger ineinander, schlug die kummervollen, großen Augen zum Himmel auf und jammerte vor sich hin: „O, das ist zu viel, das ist zu viel!“

Der Baron warf ſich ächzend herum und folgte ihr mit den Augen. „Zu viel?“ ſtöhnte er in naivem Erſtaunen. „Mich wundert's nur, daß es nicht noch mehr geworden ſind. Ich hab's weiß Gott an nichts fehlen laſſen. Mußt das nicht tragiſch nehmen, Tierchen; denn ſchau — dir habe ich doch keine Liebe entzogen. Die — wie ſoll ich ſagen — na — halt die Betreffenden oder die Betroffenen waren durch die Bank eben auch Kerle von meinem Schlag. Feine Damen waren meiner Seel keine darunter. Geſtorben iſt keine vor Gram, kannſt du mir glauben. Ich habe die fünf Bengels über die Taufe gehalten, und dann hab ich die Mütter ſo geſtellt, daß ſie alle für ihre Verhältniſſe gute Partien machen und die Buben ein ehrliches Handwerk lernen laſſen konnten. Im übrigen iſt alles durch den Juſtizrat ſeine Hände gegangen. — Und jetzt möcht ich gern — hörſt du mich, Lelytierchen, es iſt die letzte Bitte, die ich an dich habe — jetzt möcht ich gern, daß du . . . Schau doch nicht fort, ſonſt trau ich mich nicht es zu ſagen.“

Da wandte ſich die Baronin dem armen Schächer zu, flammende Röte in ihrem ſonſt immer bleichen Rokokogeſichtchen, und ſtieß, ihre Tränen mühſam hinunterſchluckend, hervor: „Ich ſoll doch nicht etwa dieſe fünf Sündenfrüchte . . .“

„Ach was, Sündenfrüchte, Unſinn!“ ſtöhnte der Baron ungeduldig. „Komm her, gib mir deine Hand! Verzeih und ſag kein Wort! Es ſind doch eines ehrlichen Edelmanns und ſtrammer deutſcher Weiber ehrliche Kinder. Sollen ſie ſich ihres Lebens freuen und mein Andenken in Ehren halten. Ich mute dir ja gar nicht zu, daß du ſie alle fünf dir aufladen ſollſt — Gott ſoll mich bewahren! Ich meine nur — du haſt doch ſo einen guten Blick, ſo ein feines Urteil über Menſchen — du ſollſt dir bloß die Garnitur mal anſehen, und wenn du meinſt, daß einer davon überhaupt in Betracht kommen könnte, dann — dann ſoll er meinen Namen von deiner Güte als Geſchenk kriegen und meinen Stamm fortpflanzen dürfen. So meine ich's.“

Die Anſtrengung war zu viel geweſen für die erlöſchende Kraft des Barons. Es ſtellte ſich ein neuer Anfall ein und brachte den Rieſen endgültig zu Falle. Als die Sonne über dieſem ſchönen, brütenden Julitage zur Rüſte ging, neigte der Baron Heini von Wolkramſtedt ſein Haupt zur ewigen Ruhe.

Die ganze Nachbarſchaft war zur Beerdigung zuſammengeſtrömt, denn Baron Heini war zwar, wenn's um Mein und Dein ging, ein gewaltiger Krakehler, im übrigen aber ein allgemein beliebter Weidgenoſſe und Zechkumpan geweſen. Die arme, verängſtigte Witwe Lelia, née Comtesse Grandidier de la Saint Jean d'Oc, war nur heilfroh, daß die erhebende Feier vorüberging, ohne daß unter der ſtattlichen Trauerverſammlung unbekannte Frauenzimmer in Kreppſchleiern und verdächtige Jünglinge mit Florbinden um den Arm auftauchten. Sie hatte ſich bereits ein Verzeichnis aller ſtattlichen Mägde und drallen Mamſellen angelegt, die ihres Erinnerns je im eigenen Hauſe oder auf den Nachbargütern bedienſtet geweſen waren, um gegen plötzliche Überfälle und unberechtigte Anſprüche gewappnet zu ſein. Aber Juſtizrat Hilgers, der natürlich auch zum Begräbnis herübergekommen war, und den

sie noch eine halbe Stunde festhielt, nachdem die übrigen Leidtragenden sich heimbegeben hatten, vermochte glücklicherweise diese ihre Besorgnisse zu zerstreuen. Mit der gebeichteten Tatsache hatte es allerdings seine Richtigkeit. Fünf Söhne waren namentlich im Testament aufgeführt und mit ziemlich ansehnlichen Legaten bedacht. Aber im Umkreis von Dürenberg, selbst wenn man den Radius bis nach Würzburg und nach Koburg zog, war keiner derselben zu finden. Der brave Baron hatte also entweder wirklich seine derben Abenteuer nur in respektvollster Entfernung von der Gattin gesucht, oder aber er hatte die beehrten Damen nach eingetretenem Erfolg alsbald in die Fremde abgeschoben. Der Älteste dieser Anwärter auf die Baronie hauste in München, der zweite in Hamburg, der dritte in Chemnitz, der vierte in Berlin und der fünfte in Ulm. Außerdem hatte der gute Baron seine eifrige Tätigkeit für die Erhaltung des alten Stammes derer von Wolkramstedt offenbar auf seine männliche Blütezeit zwischen dreißig und dreiunddreißig Jahre beschränkt, denn die fünf Buben waren zwischen fünfundzwanzig und zweiundzwanzig Jahren alt. Die Witwe erinnerte sich wehmutvoll, daß just an seinem dreißigsten Geburtstage der Verewigte das weitberühmte Franzensbad lästerlich verflucht hatte, nachdem sie es zweimal erfolglos gebraucht.

„Ach du lieber Gott, ja," seufzte sie, „damals muß es über ihn gekommen sein! An dem Tage hatten wir es zum ersten Male gegeneinander ausgesprochen, daß wir die Hoffnung nun wohl aufgeben müßten — und bald darauf ist er ja auch zur Gemsjagd ins bayrische Hochgebirge gereist."

Der würdige Justizrat konnte sich eines leisen Lächelns nicht erwehren, während er die betrübte Witwe also tröstete: „Sie sehen, meine liebe gnädige Frau, die Schuldfrage erscheint in desto milderem Lichte, je näher man auf die Motive und die begleitenden Umstände hinschaut. Das Pflichtgefühl gegen die Rasse war halt besonders stark entwickelt bei unserm guten Baron, und nachdem er seiner Meinung nach diese Pflicht gründlich und in zweckentsprechender Weise erfüllt hatte, ist er Ihnen doch offenbar für den Rest seines Lebens ein treuer und fürsorglicher Gatte gewesen."

Die Witwe betrachtete nachdenklich die eingestickte Grafenkrone in ihrem tränenfeuchten Spitzentüchlein. Es war das die letzte Erinnerung an die längst verblichene Herrlichkeit des uralten Geschlechtes der Grandidier de la Saint Jean d'Oc. „Ach ja," seufzte sie, anscheinend bereits wirklich erheblich getröstet, „er war überhaupt so ein guter Mann! — Aber jetzt raten Sie mir bloß, bester Herr Justizrat, was soll ich denn mit diesen fünf Menschenkindern anfangen? Wie soll ich arme Frau eine so folgenschwere Entscheidung treffen? Wenn die jungen Leute jetzt auf einmal erst erfahren, daß ihr Vater der Baron Wolkramstedt war, werden sie doch alle fünf ihre Rechte auf den Namen mit gleicher Vehemenz geltend machen. Ich beschwöre ja Todfeindschaft herauf, wenn ich einem den Vorzug gebe. Sind es denn wenigstens manierliche Menschen?"

Der Justizrat zuckte die Achseln. „Der Älteste ist Schankkellner, der zweite Zollenführer, zwei sind beim Militär, einer Unteroffizier, einer Trompeter und einer ist Fabrikarbeiter — mehr weiß ich auch nicht."

Die kleine Baronin ſchlug die Kinderhändchen zuſammen und ſchüttelte kummervoll den Kopf. „Fabrikarbeiter — Trompeter — Schankkellner — es iſt furchtbar!“

„Nur Mut, liebe gnädige Frau!“ rief der Juſtizrat, indem er ihre Rechte ergriff und kräftig drückte. „Vielleicht läuft die Sache glimpflicher ab, als wir beide es uns heute noch vorſtellen können. Kann ſein, daß Sie in einem von den Fünfen das Ebenbild des Vaters ſo deutlich erkennen, daß Sie keinen Augenblick über Ihre Wahl im Zweifel zu ſein brauchen. Na, und wenn auch nicht — jedenfalls bin ich Ihnen zur Seite. Geſchehen ſoll Ihnen nichts. Zweierlei ſteht doch feſt, nicht wahr? Erſtens einmal, daß Sie entſchloſſen ſind, den letzten Willen des Verewigten zu erfüllen, und zweitens, daß Sie keineswegs verpflichtet ſind, ſich für einen dieſer fünf Jünglinge endgültig zu entſcheiden. Wenn Sie alle fünf gleich unmöglich ſind, werden ſie ſich um ſo eher zufrieden geben und mit ihren Legaten ganz vergnügt abziehen.“

„Ja, wiſſen ſie denn, worum es ſich handelt?“

„Das kann man ihnen wohl nicht verheimlichen,“ erwiderte der Juſtizrat. „Da ſie im Teſtament bedacht ſind, haben ſie ein Recht darauf, das ganze Dokument kennen zu lernen. Da habe ich es Ihnen lieber gleich geſchrieben, ſonſt wären die Burſchen am Ende auch ſchwer an einem Tag zuſammenzutreiben geweſen. Am Donnerstag ſollen ſie bei mir antreten. Wollen Sie in die Stadt kommen, oder ſoll ich die Geſellſchaft hier hinaus begleiten?“

Die Baronin beſann ſich ein Weilchen, und dann ſagte ſie raſch entſchloſſen: „Alſo ich werde Ihnen um drei Uhr den Char-à-banc ſchicken.“

Obwohl es bis nach der Stadt reichlich anderthalb Fahrſtunden waren, ſtand die verwitwete Baronin am Donnerstag doch ſchon von vier Uhr ab am Fenſter und ſpähte durch die Stores dem Char-à-banc angſtvoll entgegen. Es war $^3/_4 5$, als das poſtgelb lackierte Fuhrwerk in den gepflaſterten Hof hineinraſſelte. Kein Wunder, wenn die ſtrammen Gäule eine viertel Stunde länger als gewöhnlich gebraucht hatten, denn ſolch eine Laſt mochten ſie noch kaum geſchleppt haben. Gütiger Himmel, waren das Mannsbilder! Rieſenbuben — Enaksſöhne! Erſtaunlich, was dieſe Geſellſchaft an Körperlichkeit leiſtete — der eine mehr der Länge, der andre mehr der Quere nach. Zweie davon überragten ſelbſt ihren gewaltigen Erzeuger faſt um Haupteslänge. Die arme kleine Baronin befahl ihre Seele Gott und klammerte ſich an die Rücklehne ihres eindrucksvollſten Polſterſeſſels feſt, während ihre ſanften Rehaugen qualvoll geſpannt nach der Tür blickten.

Der alte Diener meldete: „Herr Juſtizrat Hilgers mit den fünf jungen Herren — Frau Baronin wüßten ſchon.“

„Ja allerdings — ich laſſe bitten,“ hauchte die Gnädige. Es kam ihr vor, als hätte der Friedrich bei der Meldung ein ganz ſonderbar verſchmitztes Geſicht gemacht. O Gott, was ſich bloß die Leute denken mochten!

Und nun wurde die Flügeltür nach innen aufgeſtoßen, und der geſchmeidige alte Juſtizrat trat raſch über die Schwelle und eilte zum Handkuß auf die

Schloßherrin zu. „Gnädigste Frau, ich melde mich mit meiner Klientel zur Stelle. Sie gestatten mir vorzustellen: Herr Kassian Schottenhamel. Herr Eduard Palaschke. Herr Klas Kuhlenkamp. Herr Emil Gottlöber. Herr Gottfried Bopfinger."

So. Da standen sie nun also in einer Reihe quer aufmarschiert im Salon der verwitweten Baronin Wolkramstedt, née Grandidier de la Saint Jean d'Oc. Und das waren lauter Wolkramstedts, die sich da so komisch ungeschickt verbeugten und vor Verlegenheit an ihren Kopfbedeckungen herumfingerten. Der Unteroffizier des 3. Gardegrenadierregiments aus Berlin und der Trompeter aus Ulm hoben sich in ihren Uniformen vorteilhaft von den Zivilisten ab, die in ihren schwarzen Bratenröcken an dem heißen Sommertage mit den durchgeschwitzten Kragen, den unmöglichen Vorhemdchen und Schlipsen einen recht unglücklichen Eindruck machten. Der Hamburger Schiffer hatte sogar nicht einmal über Bratenrock und steifen Kragen, sondern nur über eine blaue Jacke und ein Flanellhemd zu verfügen, nahm sich aber darin entschieden besser aus als die zwei Stiefbrüder im kleinbürgerlichen Trauerhabit.

Die Baronin starrte hilflos von einem dieser Riesen zum andern und wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie suchte nach der Ähnlichkeit. Allerdings: der eine hatte die dicke Kartoffelnase, der andre das gelockte Braunhaar, der dritte die üppigen Lippen, einer genau den Augenschnitt und einer ganz die Schädelform des Verewigten, aber, o gütiger Himmel! es waren doch nur Kerle, alle die fünf, mächtige, stramme, zwei oder drei sogar hübsche Kerle in ihrer Art, aber doch nur Kerle! Den geborenen Baron sah man keinem an.

Der Münchener brach zuerst das peinliche Schweigen. „No also Herrschaft, was is' jetzt dös? Mögen's net 's Handerl hergeb'n, gnä' Frau, daß mer eahna rechtschaffen grüß Gott sag'n könna?"

Zaghaft legte die kleine Dame ihre Fingerspitzen in die ausgestreckte Riesentatze des Schankkellners. Und dann traten auch die übrigen der Reihe nach hinzu und ergriffen vorsichtig die feinen Fingerspitzen zur ersten verwandtschaftlichen Begrüßung. Darauf bat die Baronin die Herren Platz zu nehmen, und der Justizrat ging sofort mit einigen Worten auf den Kern der Sache ein. Er habe den fünf jungen Leuten das Testament ihres Vaters vorgelesen. Sie wüßten also Bescheid. Es stehe nunmehr ganz in der Entscheidung der gnädigen Frau, auf welche Weise sie den letzten Willen des Erblassers zu erfüllen gedenke.

Die Baronin ließ sich als letzte in ihren Lehnsessel fallen. Sie sah wundervoll vornehm aus, trotzdem ihr die jämmerlichste Hilflosigkeit im Gesicht geschrieben stand. Aber eben dies feine Gesicht, von dem stark ergrauten, noch weich gewellten Haar reizvoll umrahmt, flößte offenbar selbst diesen plumpen Gesellen Ehrfurcht ein, und keiner von ihnen wagte eine Miene zu verziehen, als sie nun endlich ganz verzagt zu stammeln begann: „Ja, meine Herren, ich achte ja gewiß den letzten Willen meines Mannes, aber ich weiß wirklich nicht, wie ich . . . Die Herren sind mir so fremd — wenn Sie mir vielleicht etwas von sich erzählen wollten."

Die fünf Gewaltigen rückten verlegen auf ihren Stühlen, guckten sich von der Seite an und traute sich doch keiner, das Wort zu nehmen.

Endlich erhob sich Herr Gottlöber, stellte sich hinter seinen Stuhl, zupfte seinen schlecht sitzenden Rock zurecht und begann im Tone eines Versammlungsredners: „Geährte Anwäsende! Liebe Brider und Genossen! Als Mitglied des orchanisierten Broletariats muß ich vor meine Person gonstadieren, daß der Adel in mein'n Augen geene Existenzberecht'gung nich hat. Freiheit, Gleichheit und Briderlichkeit ha'm mir uf unser Panner geschrie'm, und was der internationale Gabidalismus is . . ."

„Mensch, quassle nich!" unterbrach ihn der neben ihm sitzende Gardeunteroffizier. „Hier biste nich in'n Jewerkverein, hier biste in' det Schloß von unsre Ahnen, weeste, vastehste? Da paßt sich det nich hin. Ik sehe schon, ik wer wohl mal'n Ton riskieren müssen. Ich bin Bealina, mit Spreewasser jedooft un wat der Plie un wat der Schick is, det ha' ik bei de Jarde jelernt. Ihr krummen Brider macht mir nich dumm mit eure Redensarten! Wenn der Jenosse Emil vor den Adel keene Anerkennung nich hat, denn soll er von die Konkurrenze zurücktreten und in Jottsnamen in seine Fawwrike bleiben — ha' ik nich recht, Frau Baronin? Wenn Se jütigst een jeneigtes Ooge uff mir werfen wollen, denn wer'n Se zujeben müssen, daß et wat scheeneret als wie so'n forschen jungen Kerl in'ne preußische Jardeuniform überhaupt nich jeben kann uff dieser Welt. Man kann jedoch dementsprechend von det Äußere ooch janz absehen, denn bleibt immer noch det Inwendige ibrig. In mein'n Regiment haben wir bekanntlich, abjesehen von den eenen faulen Konzessions-Schulze, keen'n Bürjerlichen mangs Off'zierkorps. Ik kann also dementsprechend vor meine Person, allens wat recht is, man sagen, det ik meine Bildung dem ausschließlichen Verkehr mit meine Standesjenossen verdanke. Det Standesbewußtsein lag mir überhaupt von Kindesbeene an ins Blut, det kann ik wol sagen. Wie oft ha' ik mir nich vorn Spiegel jestellt und zu mir selber jesagt: Ede, ha' ik jesagt, Edewachd, Mensch, wenn du man bloß Baron wärst, ei wei! Det ha' ik jesagt, wahrhaftigen Jott! Und ob ihr Dusselköppe dazu jrient, det is mir janz piepe. Frau Baronin wird mir schon dementsprechend vastehn. Meiner Ansicht nach, und da wird mir Frau Baronin recht jeben müssen, kann doch so en Sozi aus de Strumpfawwrike, so'n Schifferknecht oder so'n Schankkellner überhaupt jar nich in Betracht kommen, solange noch een eenziger königlich preußischer Jardeunteroffizier vorhanden is. Jejen den Kameraden von de Artollerie will ik ja weiter nischt sagen — wir sin ja alle deitsche Brider! Bloß ik fleje zu meine Rekruten zu sagen, wenn eener zum Jriffekloppen zu dämlich is: Kerl, laß dir 'n paar Schwalbennester uff de Achsel nähen und klemme dir ne Trompete vor de Schnauze. Denn wenn ik dir als waffentragende Mannschaft in de Front stelle, det verzeiht mir Majestät nie!" Er verbeugte sich gegen die Baronin, nahm seinen Sitz wieder ein und versuchte, seine Brüder mit triumphierendem Blick musternd, den noch recht unvollkommenen Schnurrbart an beiden Enden im scharfen Knick nach oben zu drehen.

Der Justizrat, dem diese sonderbare Verhandlung ein außerordentliches Vergnügen zu bereiten schien, wandte sich an den schwäbischen Trompeter: „Lassen Sie sich das so ruhig gefallen, Herr Bopfinger? Ich meine, es wäre an Ihnen, die Ehre Ihrer Waffengattung und speziell Ihren künstlerischen Beruf zu verteidigen."

„Ha noi! I frog dodernoch nex, was der Saupreiß do so saudomm daherschwätzt. Wie's goht, so goht's. Mei Mütterle hot als g'saagt, von wege dem, daß's von Säkkinge derhoim g'wen ischt ehvor 's ins Würtebergisch' geheiret hot, so mißt i Trompet bloße, scho wil früher emol e Trompeter von Säkkinge eme Baron sei Schwiegersohn worre isch. On dorum hot mir mei Vadder ledig selle Trompet vor e Present g'schenkt, wie'n i von der Schul komme ben. I moin äls, es wär' besser guet bloße als wüescht g'schwätzt."

Da schlug sich der Chemnitzer Emil auf den Schenkel, daß es klatschte. „Gottverdimmich, du langer Lumich, soll das uff mich gehn? In unse Fabrike bin ich Sprecher der Arbeeterschaft, und das is ene hohe Ehre vor meine drei=undzwanzig Jahre. Mir Arbeeter ham'n nu gerade lange genug 's Maul gehalt'n un uns vom Gabidalismus es Fell iber de Ohren mißt ziehen lassen. Itze is unse Zeit gekommen! Mir sin allemal de mehrschten und mir ham'n de Gesetze zu machen, weil mir de mehrschten sin. E Hundsfott, wer in diesen Zeiden seine Stimme nich erhäbt, alle vor eenen, eener vor alle! Un wenn ich heite Baron wer'n soll — nu scheene! Derwägen hör ich doch noch nich uff, Mensch zu sin. Mir gennen alle nischt besseres wie Menschen sin. Hin=chächen dadernach wär ich's eich emal beweisen, daß eens Baron sin und doch e Herz für den gemeenen Mann ham'n gann."

„Aha!" unterbrach ihn der Berliner höhnisch. „Denn verdeilste wol dein' Acker unter de Knechte un dein Bankjuthaben lieferste an die Partei=kasse aus, wat? Eijentum is doch Diebstahl!"

„Nu doch bloß, wenn's die andern ham'n!" triumphierte Emil Gottlöber. „Nee, nee, Herr Unteroffizier, mich machste nich dumm, mir Sachsen sin helle! Wenn ich Baron wär, laß ich mich in'n Reichstag wählen. Da gennt' r aber was erläben, wie mir, Gottläbersch Emilen, de Pardei aus der Hand frißt!"

Der Berliner wollte eben wieder aufbegehren, der Hamburger und der Schwabe knurrten verächtlich was vor sich hin, als der Münchner seine un=geheure Tatze ausreckte und mit pfiffigem Schmunzeln ausrief: „Seids stad, Brüderln, seids stad, die gnä' Frau schaut dazu doch net dumm gnue aus, daß's am so am damischen Sozi des schöne Güeterl und des Viech und des ganze Kap'tal auf der Bank hinschmeißen dhat. O mei, sell wär a Schand und a Sünd! Ich, wann's mi zum Baron erwöhln woll'n, gnä' Frau, ich tat enkeren Namen in der ganzen Wölt an Ansehen geb'n. Denn warum? I bin ka ordinärer Bierzapfer net, i bin fei der dritte Vorsitzende vom Stemmklub München=Au. I hab bereits den ersten Preis von Giesing und von Mitter=sendling. I bin a griechisch=remischer Adlet! Und kinftigs Jahr hab ich eh die Absicht, mich der Kunst auf dem Variété zu widmen. Herrgott saxendi — do derfst nacher schaug'n! Mit die Medallner und die Diblomer tat ich mir

ſei des ganze G'ſchloß da austapeziern. Un in a paar Jahrln, da wär i, ſo Gott will, ſo weit, daß i des ganze Graffel niederreißen und in echten Marmor neu aufführ'n laß'n könnt'. An an jeden Finger tat i mer an Brüliantring ſtecken und mei Leibroß tat i in an Schnauferl ſpazier'n fahr'n laſſen, bal mir's zum reiten z'warm wär — ha — ha — ha!"

Der Juſtizrat wandte ſich lachend an die Baronin: „Unzweifelhafte Veranlagung zum Grandſeigneur!" Und dann fuhr er mit einer aufmunternden Geſte gegen den Schiffer fort: „Na, Herr Kuhlenkamp, Sie haben ja noch gar nichts geſagt. Was würden Sie denn anfangen, wenn die Wahl auf Sie fiele?"

Der biedere Klas ſetzte ſchwerfällig ſeine Sprechwerkzeuge in Bewegung. „Tjä, dat will ik ſei woll ſeggen. Dor is ja keen richtig Water nich in die ganze Umgegend. Un dat paßt mi nich. Ik dhet den ganzen Kram verköpen un mir en ſchoin Schipp för anſchaffen. Tjäwoll, dat dhet ik — un wen dat nich paßt, der kann mich . . ."

„Hm!" Der Juſtizrat übertönte den bedenklichen Schluß mit einem kräftigen Räuſpern, indem er ſich raſch erhob und hinter den Stuhl der Baronin trat. „Nun, gnädige Frau," flüſterte er ihr zu, „was meinen Sie zu dieſen Kandidaten? Haben Sie ſich bereits ein Urteil gebildet?"

„Impossible!" gab die Baronin leiſe zurück, „nettement impossible!" Sie ſchlug die Händchen ineinander und ließ noch einmal in heller Verzweiflung ihre Blicke von einem dieſer Rieſenknaben zum andern ſchweifen.

Da erhob ſich Herr Kaſſian Schottenhamel in ſeiner ganzen Länge, trat zwei Schritte auf die Witwe zu und ließ ſich alſo vernehmen: „Alſo verehrte Anweſende, i wär' ſo frei, mir einen Vorſchlag zu erlauben. Da braucht's ſei ka G'wiſchpere und ach ka Franzö'ſch net. Mir ſan hier lauter ausgewachſene feſte Mannsbülder beieinand, ka ſchwachſichtiger G'ſtudirter, ka Krumpeter und ka Buckleter is net dabei. Alſo: raaf'n mer drum! Der Sieger kriegt den Baron. Boxen un ſtranguliern ausgeſchloſſen. Die gnä Frau und der Juſtizrat mög'n ſich freundlichſt am Boden niederkniegeln und ſei Obacht geb'n, wann einer mit beide Schultern den Teppich berührt. — Alſo los, wann's a Schneid habt's!" Sprach's und entledigte ſich im Nu ſeines Rockes.

„Töw, dau Aas!" grunzte der Hamburger, indem er ſich in die Hände ſpuckte und Ausfallſtellung einnahm. „Ik ſchall di dat woll wieſen!"

Der Berliner wollte ſeinen weltmänniſchen Takt eben dadurch beweiſen, daß er den rauhen Männerkampf in einem Damenſalon für unſtatthaft erklärte, als der Trompeter von Säkkingen ihm mit einem derben Schlag auf die Schulter ins Wort fiel: „Komm, Brüederle, mit dir bin i ſcho viel z'lang höflich gwä'. Mir Schwobe kennet au grob ſei. Jetzt gibt's obrennte Äſche!"

Und der ſächſiſche Emil ſchlug mit Triumphatormiene die Arme unter und höhnte: „J, nu gucke da, itze wird's gemietlich! Alleweile is das Fauſtrecht broglamiert. Mir ſin allemal derbei bei der Holzauktion."

Und während die fünf Wolkramſtedter wie die gereizten Kampfſtiere einander anbrüllten, flehte die ſchwache Stimme der kleinen Baronin ungehört um Frieden, und der alte Juſtizrat ſtrengte ſich an, ſo ſehr er konnte, um

Ruhe zu gebieten, es half nichts. Hamburg und München waren bereits fest verhakelt, Preußen und Schwaben tauschten kräftige Püffe aus, und Chemnitz schürte nach beiden Seiten den Kampfeifer.

Da floh die Schloßfrau von Dürenberg entsetzt hinaus, und ihr Rechtsbeistand folgte ihr auf dem Fuße. — Was nun tun? — Die beiden waren ratlos. — Die Knechte vom Feld und vom Hof hereinholen zur Bändigung der fünf Kampfhähne? Die wären imstande gewesen, das ganze Gesinde windelweich zu prügeln, das ganze Schloß zu demolieren und mit der Baronin und ihrem Rechtsbeistand nur so Fangball zu spielen! Außerdem wäre dann die blamable Streitfrage höchst wahrscheinlich unter die Leute gekommen. Da hatte der Justizrat einen plötzlichen Einfall. Er riß die Tür auf und schrie in den Lärm hinein: „Meine Herren, bitte um Ruhe! Die Frau Baronin ladet Sie zu einem Imbiß im Park ein. Sie werden doch ein Gläschen Wein nicht verschmähen?“

Das half. Im Nu waren die Gemüter beruhigt, die Stühle an ihre Plätze gestellt, der Teppich geglättet, und der Münchner gab, indem er wieder in sein Festgewand schlüpfte, der allgemeinen Befriedigung durch die Worte Ausdruck: „A Gläsel Wein, sell is g'scheit, do seit si nixen. I bin do allweil der Stärkste. Ös spinneten Deifel kennt's mir vallez'samm in'n Huat neisteig'n! Geg'n an Stemmklub München-Au kennt's nix mach'n. So — aus is! Und jetzt genga mer, unsern Vadder selig san' Köller probier'n. Herrschaft, an Durscht hab i!“

Einen Durst hatten sie alle. Und so verfügten sich die fünf Gewaltigen friedlich in den Park hinunter, geführt vom Justizrat, und nahmen unter einer mächtigen schattigen Buche Platz, gespannt der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Die Baronin schonte Speisekammer und Keller nicht. Sie ließ zum höchsten Erstaunen des alten Dieners eine stattliche Batterie Dürkheimer Feuerberg auffahren. Und der gute Tropfen von der Haardt stimmte wunderbarerweise diese vulkanischen Gemüter derartig zur Milde, daß sich die preußische Garde mit der schwäbischen Artillerie, der Stemmklub München-Au mit Sankt Pauli Landungsbrücke und sogar die königlich sächsische Sozialdemokratie mit dem königlich preußischen Militarismus versöhnte. Der Justizrat hatte die streitbaren Kandidaten bald sich selbst überlassen können. Als er nach etwa einer Stunde wieder zu ihnen herunterkam, dünkte ihm die freundliche Wirkung des Weines bereits weit genug gediehen, um ihnen ohne Furcht vor einer neuen gefährlichen Explosion eine Botschaft der Baronin auszurichten: Die gnädige Frau sei durch die Aufregung der letzten Wochen und auch durch die Szene in ihrem Salon so angegriffen, daß sie bedaure, sich nicht persönlich von den jungen Herren verabschieden zu können. Sie danke ihnen allen herzlichst, daß sie sich den Beschwerden der weiten Reisen unterzogen hätten, um ihr die Gelegenheit einer persönlichen Bekanntschaft zu geben. Es habe sie aufrichtig gefreut, in allen den fünf Sprößlingen des teuren Verewigten so gesunde, beherzte und offenbar tüchtige junge Leute kennen zu lernen. Es sei aber nach reiflichem

Beſinnen ihre feſte Überzeugung, daß mit der Annahme des Freiherrntitels keinem von ihnen ein Gefallen geſchehen würde, da ſie alleſamt in ihrem Weſen ſchon zu fertig wären, als daß ſie ſich noch in die ſo völlig neue Rolle hineinzufinden vermöchten. Etwas andres wäre es, wenn vielleicht einer von ihnen einen wohlbegabten Sohn in zarteſtem Kindesalter hätte, der dann unter der ſorgſamen und alleinigen Pflege der Witwe zu einem wirklichen Baron erzogen werden könnte.

Nicht ohne Bangen ſah der Juſtizrat der Wirkung ſeiner Botſchaft entgegen. Er war auf die heftigſten Temperamentsausbrüche gefaßt; aber zu ſeiner größten Verwunderung erfolgte nichts dergleichen. Sie guckten alle fünf mit ziemlich dummen Geſichtern vor ſich hin, blinzelten auch einander ſcheu von der Seite an, hatten aber weder irgendwelche Einwendung gegen die Ablehnung ihrer Kandidatur zu machen noch auf die Anregung wegen der Subſtituierung eines eventuellen Enkels etwas zu erwidern. Sie erbaten nur noch einmal genaue Auskunft über das Wann und Wie der Auszahlung ihrer Legate und ließen ſich alsdann ganz friedlich wieder in den Char-à-banc verfrachten.

Erſt kurz vor der Abfahrt nahm Kaſſian Schottenhamel den Herrn Juſtizrat beiſeite und raunte ihm mit verlegenem Schmunzeln zu: „Wiſſens, Herr Juſtizrat, an Bamſen hätt' i ſcho; aber ſchaun's, s'war halt a ledigs Kind — und außerdem war's überhaupts a Madel.“

Und gleich darauf machte ſich Ede Palaſchke an den alten Herrn heran und bat ihn um ein Wort unter vier Augen. „Se wer'n entſchuldigen, Herr Juſtizrat,“ ſagte er knabenhaft verſchämt: „nämlich von wejen mit die Vaterſchaft. Se hat mir nämlich uf Alimente verklagt und — am Ende ſtimmt et ooch — det heeßt, niſcht jenaues weeß man ja nie nich bei ſo wat. En Junge is et ja ooch — aber heiraten kann ik ihr nich, den wiſſenſe, vaſtehnſe, ſtandesjemäß is det Mächen nich, und unſereens weeß doch, wat man ſeine Stellung ſchuldig is.“

„So, ſo,“ lachte der Juſtizrat, „na, wenn Sie das ſelber meinen, Herr Palaſchke . . .!“

Später nahm er ſich dann die übrigen drei noch einzeln vor, da ſie offenbar von ſelber nicht mit der Sprache herausrücken wollten. Der Chemnitzer war zwar theoretiſch für die freie Liebe, in praxi jedoch bereits verheiratet, hatte aber keine Kinder und rechnete auch auf keine. — Der Jollenführer hingegen nahm die Frage krumm und erwiderte unwirſch: „Nee, min leiwe Herr, dor hew ick nix mit in'n Sinn. Gören hew ik ja woll all 'nug. Vier Stück, und twee Jungs ſin ook bi. Awerſt dor gäf' ik keenen von ab. Ick nich und min Fieken ook nich — nee! Richtig verheirat't ſün wi ja nich, dorup het dat noch nich langt vorierſt. Awerſt nu, wo wi dat Geld kregen von den ollen Swinegel, den Baron, nu können wi ook richtig frigen. Tjä, und denn hebb'n wi de Jungs in'n Geſchäft bannig nötig. Dat ſeggen Sei man de Frau Baronin — un wenn ſei dat nich einſehn wull, dunn ſchall ſei mich . . .“

„Hem!“ räuſperte ſich der Juſtizrat, „Ihre Gründe ſind deutlich und ehrenwert, Herr Kuhlenkamp. Das muß jeder Menſch einſehen.“

Blieb noch der Trompeter von Säkkingen übrig. Und der wurde rot wie ein junges Mädchen und schüttelte nur breit lächelnd sein blondes Lockenhaupt zu der Frage nach seiner etwaigen Nachkommenschaft.

„Gott sei Dank!“ seufzte der Justizrat befreit auf, als er seine fünf Klienten glücklich zur Bahn spediert hatte: „Ist auch wohl besser, der Name Wolkramstedt stirbt aus, als daß er von irgend so einem hanebüchenen Bankert zum Gaudium der respektlosen Gegenwart verschandelt werde“.

Acht schmerzlich einsame, aber immerhin friedliche Tage waren der verängstigten Witwe auf Dürenberg dahingeschlichen, seit das Kampfgeschrei der fünf ungesetzlichen Enaksöhne sich in ihrem Salon ausgetobt hatte, als — es war eines Sonntags und gegen Abend — der alte Diener eine junge Frau mit einem kleinen Kinde anmeldete.

„Eine Arme aus dem Dorfe?“ fragte die Baronin zerstreut, ohne von ihrer Lektüre in alten Briefschaften des heimgegangenen Gatten aufzuschauen.

„Nein, Frau Baronin,“ versetzte Friedrich, „es ist eine Fremde. Sie will ihren Namen nicht sagen, und sie möchte Frau Baronin selbst sprechen. Sie käme von weither. Natürlich eine Bettelei — obschon, ich muß sagen — die Person sieht soweit recht ordentlich aus“.

„Also dann führen Sie sie herein.“

Die Baronin war doch neugierig geworden. Da sie es sich bereits bequem gemacht hatte, drapierte sie geschwind einen schwarzen Spitzenschal vor dem Spiegel über ihr üppiges graues Haar und setzte sich in würdevoller Haltung in einen der hochlehnigen Polstersessel.

Da öffnete Friedrich die Flügeltür und ließ eine schlanke, stattliche junge Frau in einfacher, aber sehr netter städtischer Kleidung, mit einem hübsch garnierten hellen Strohhut nach der Mode auf dem flachsblonden Haar eintreten, die einen Säugling in einem spitzenbesetzten Steckkissen auf dem Arm trug. Bescheiden sich verneigend blieb die Fremde bei der Tür stehen und wartete bis des Dieners Schritte auf dem Korridor verhallt waren. Dann erst fragte sie, mit vor Aufregung leicht bebender Stimme: „Ich habe wohl die Ehre mit der gnädigen Frau von Wolkramstedt?“

„Allerdings,“ versetzte die Baronin, betroffen von der natürlichen Anmut der Fremden. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Womit kann ich Ihnen dienen, Frau . . .?“

Das junge Weib machte ein paar Schritte ins Zimmer hinein, dann blieb es zögernd stehen, richtete die feucht glänzenden blauen Augen auf die kleine Gnädige, um sie gleich darauf wieder beschämt zu senken, biß sich auf die Lippen und begann endlich kaum vernehmbar: „Um Vergebung, gnädig Frau Baronin, i ben koi Frau net. I ben 's Liesle von . . . I möcht schee bitte, daß Sie mi um mein Name vorderhand net frage möchte. I ben aus gutem Haus. Mei Vadder hat e groß Bauregut dronden am Bodesee, ond i ben in der Schweiz in d' Töchterschul' gange. Wenn mei Vadder wüßt', daß i des Büble da hätt', er dhet mich gradewegs verstoße. I möcht'

die gnädig Frau ſchee bitte . . .“ Die Aufregung verſchlug ihr die Rede. Sie nahm raſch auf dem nächſten Stuhl Platz, legte das ſchlafende Kind auf ihren Schoß und zog aus ihrem Gürtel ein feines Tüchlein hervor, mit dem ſie ſich raſch die überquellenden Augen betupfte.

„Und da kommen Sie zu mir mit dem Kinde?“ rief die Baronin, mit großen Augen das liebliche Bild der jungen Mutter umfangend. Ihr blitzte eine Ahnung des Zuſammenhanges auf. „O — ſind Sie vielleicht von einem der jungen Leute geſchickt, die kürzlich hier waren?“

„Noi, g'ſchickt ben i net,“ erwiderte das Liesle raſch gefaßt. „I komm' ſcho von ſelber. Nämlich des Kind, des iſcht nämlich dem junge Bopfinger ſei Büble. Auf de Name Friedel hab' ich 's einſchreibe laſſe, grad' wie ſei Badder heißt. Er hat mir's g'ſchriebe g'habt, daß er dem Herrn Baron ſelig ſei ledig's Kind wär, ond daß ne der Baron ſelig in ſei'm Teſtament bedacht hätt', ond daß ne die gnädige Frau Baronin daherb'ſtellt hätten, daß ſ'en ſott kenne lerne. Ond ſpäter hat er mer als wieder g'ſchriebe, daß gnädig Frau koin' von dene fünf ledige Söhn' zum Baron hätte wähle möge, weil ſich die Mannsbilder ſo arg wüeſcht aufg'führt hättet, daß gnädig Frau hingege ſich vielleicht entſchließe tätet, falls einer von dene fenf vielleicht e Büeble hätt' . . .“

„Ah ſo, jetzt begreife ich den Zuſammenhang,“ ſagte die Baronin verlegen lächelnd. „Da haben Sie ſich alſo aus eignem Entſchluß aufgemacht und ſind den ganzen weiten Weg mit ihrem Kindchen dahergekommen?“

„So arg weit war's grad net,“ verſetzte das Liesle nun ſchon etwas zuverſichtlicher. „Wiſſetſe, gnädig Frau, i ben doch bei der Frau Dande in Stuggart ſchon ſeit faſcht dreiviertel Jahr. Mei Badder hat doch nex wiſſe dürfe. Da bin i zur Frau Dande nach Stuggart für die weitere Ausbildung wiſſetſe? Ond jetzt iſcht des Büeble bereits vier Monat alt ond der Badder will durchaus, daß i wieder hoimkomm'. Er hätt' jetzt grad g'nug Geld für Klavierſtunde ond ſo Sache 'nausg'ſchmiſſe, ſagt er.“

Die kleine Baronin ſchlug ratlos die Hände zuſammen. „Ja, aber mein beſtes Fräulein, ich begreife wirklich nicht . . . Warum finden Sie denn nicht den Mut, Ihrem Vater die Wahrheit zu geſtehen? Will Sie denn der junge Mann nicht heiraten? Er iſt doch ein ſehr anſehnlicher junger Menſch und mit dem kleinen Kapital, das er jetzt bekommen hat, kann er doch als Militärmuſiker, ſollte ich meinen, ganz gut . . . Er müßte doch glücklich ſein — ſo ein hübſches, gebildetes Mädchen, wie Sie ſind, und obendrein eine wohlhabende Bauerntochter . . .“

„Des iſcht's ja grad!“ rief die junge Mutter mit neu aufſteigenden Tränen in der Stimme: „Eme Trombeter gibt mi mei Badder nie net im Lebe. Ond wenn er's glei möcht' — i mag net! Ach gnädig Frau, Sie wiſſet ja net, wie's zugange iſcht. I war halt ſo jong ond ſo domm — o du Himmliſche! — ſo domm! I bin doch kaum aus der Schul wieder derhoim g'wä', da habet mer die Einquartierung im Manöver kriegt. Ond weil i draußе im Feld mitg'ſchafft hab' bei der Ernt' und nadirlich net viel anders azoge war als die übrige Mägd, ſo hat mi halt der Herr Trombeter für a Magd g'nomme ond

schee mit mer ta'. I hab' doch noch nie e so e g'waltigs Mannsbild gesehe g'habt, — dazu die Hitz' am Tag und der Mondschein bei Nacht! Daß er mi so verkennt hat, ischt mir halt so arg spassig vorgekomme und — daß i gar so arg jong und domm war, des war doch zumeischt an allem schuld. O du lieb's Herrgöttle, wenn mer d' Frau Dande net z' Hilf' komme wär' — dodg'schlage hätt' er mi der Badder! Aber gucket se, gnädig Frau, wenn i jetzt an den Trombeter ond mei eigne gräßliche Dummheit denk', na möcht' i mi grad z' dod schäme — ond heirate könnt' ich sellen Mann um koin' Preis! Was hab' i denn von seiner Länge ond von seiner Schönheit? So wie i en jetzt anschau, bleib nex von em übrig wie e ganz blitzdummer Kerle. So groß ond stark wie er ischt, der Bopfinger Friedel, laßt er sich jetzt scho von mir hinstupfe, wo i en hinhabe will. Nex fallt em oi, nex traut er sich — alles denke ond rate ond handele muß i for en b'sorge. Ond so en Mann heirate — ah noi, hotzbibbele noi! So domm i bin, so domm bin i doch net!"

Obwohl sich das Liesle in so glühenden Eifer hineingeredet hatte, daß ihm die hellen Tränen über die vollen Wangen rannen, konnte sich die Baronin doch nicht enthalten, über ihr drolliges Wesen herzlich zu lachen. „Das dürfen Sie nicht sagen, mein liebes Fräulein, daß Sie dumm wären. Mir scheint, Sie sind viel gescheiter als die meisten jungen Damen aus unserm Stande, die da meinen, sie müßten unter allen Umständen auch B sagen, falls sie in einer schwachen Stunde einmal A gesagt hätten."

War es die Aufregung der Mutter, die sich dem Säugling mitgeteilt hatte, waren es die lauter gewordenen Stimmen, die ihn erweckten, kurz, das jüngste Reis vom alten Stamme der Wolkramstedter rührte sich plötzlich in seinem Spitzenschnürbündel und erheischte mit kräftigem Stimmlein Beachtung. Die junge Mutter versuchte vergebens, es durch sanftes Zureden und Klopfen zu beruhigen. Da aber alles nichts half, so bat sie mit einem verlegenen Lächeln die Baronin um Entschuldigung, zog sich mit dem Schreihals in eine Fensternische zurück und legte ihn da an die Brust, wo er alsbald seine innige Zufriedenheit durch drolliges Grunzen, Schmatzen und Gluckfen zu erkennen gab.

Die Baronin hatte sich derweil von ihrem Platze erhoben und ging, ihren heißen Kopf zwischen ihren Händen haltend, tief nachdenklich im Zimmer auf und ab. Nach ein paar Minuten schon schien sie zu einem Entschluß gekommen zu sein. Sie seufzte tief auf und dann trat sie mit lautlosen Schritten hinter das Liesle, legte ihr den Arm um die Schultern und schaute mit tiefer Bewegung eine Weile zu, wie sie ihres süßen Mutteramtes waltete.

„O das goldige Büble, o der herzige Schneck!" rief sie ganz wirr vor Aufregung. „Ach Liesle, wie glücklich dürfen Sie sein, wenn Sie ... Mir ist es nie so gut geworden — und ich habe mich doch so danach gesehnt! Der liebe Gott hat Ihnen den rechten Entschluß eingegeben. Lassen Sie mir das Kind, ja? Ich will dafür sorgen und es lieb haben, wie wenn es mein eigenes wäre. Es soll den Namen führen und alles soll ihm gehören, was mein ist. Sie können ganz beruhigt heimkehren, liebes Fräulein, wir richten's schon so ein, daß Ihr Vater nie etwas zu erfahren braucht. — Gelt, Sie lassen mir den Friedel gleich da?"

„Ja, wollet denn d' Frau Baronin wirklich?“ Liesles blaue Augen ſtaunten halb verklärt, halb ängſtlich die kleine feine Dame an. „Und mei Büble, mein einzigs, ſoll wirklich e Herr Baron werde?“

„Ja freilich, in allem Ernſt,“ rief die Baronin ungeduldig. „Sie bleiben bei mir über Nacht, und gleich morgen fahren wir zum Juſtizrat in die Stadt und bringen die Sache mit der Adoption in Ordnung. Dann können Sie ganz beruhigt heimreiſen, liebes Fräulein. Und wenn Sie Wert darauf legen, über ſein Ergehen Nachricht zu bekommen — das wird ſich gewiß durch Ihre Tante in Stuttgart arrangieren laſſen. Eine zuverläſſige Amme kriegen wir ſchon hier im Dorfe.“

„Eine Amme?“ In jähem Schreck zuſammenzuckend, ſprach ihr Liesle das Wort nach. Ganz blaß war ſie plötzlich geworden. Haſtig neſtelte ſie ihr Kleid zu, deckte den Schleier über das bereits wieder ſchlafende Kind und eilte mit raſchen Schritten der Tür zu.

„Was haben Sie denn? Wo wollen Sie denn hin?“ rief die Baronin ängſtlich.

Da wandte ſich Liesle ihr noch einmal zu und ſagte leiſe, aber beſtimmt: „I kann net, gnädig Frau, um Verzeihung, aber des kann i net. Eb daß i mei Büble da ere Amm' geb', eher ſag' i ſcho mei'm Vadder die ganz Wahrheit — mag er mi dodſchlage oder mit Schimpf dervojage. Lieber geh i ins Waſſer mitſamt dem onſchuldige Wirmle!“

„Aber Sie ſagten doch ... Sie wollten doch ... Deshalb ſind Sie doch hergekommen!“

„Des ſcho — aber ſo hab' ich des net gemoint. Von ere Amm' iſcht nie net d' Red' g'weſe. Laſſe ſe mich gehn, gnädig Frau. I kann net! I kann Ihne des Kindele net laſſe! Empfehl' mich, gnädig Frau.“ Und ſchon war ſie zur Tür hinaus.

Wie erſtarrt ſtand die Baronin, den Kopf zwiſchen den Händen und ſprach ganz laut vor ſich hin: „Aber das geht doch nicht — das geht doch nicht! Sie können doch nicht fortlaufen! Was ſoll denn ich ...?“ Und raſch entſchloſſen ſtürmte ſie hinaus und den Korridor entlang nach der Treppe und rief in ihrer Herzensangſt, daß es durch das ganze große, leere Haus ſchallte: „Liesle! Fräulein Liesle! Liebes, einziges Fräulein Liesle! So hören Sie doch — ſo bleiben Sie doch! Ich will ja alles — alles, was Sie wollen, will ich tun. Gehen Sie doch nur nicht fort!“ Und mitten auf der Treppe erreichte ſie das Schwabenmädele und hing ſich rücklings an ſie mit ihrem leichten Gewicht und ſtreichelte ihr die feſten Wangen und küßte ſie von rückwärts unter dem Ohr und jammerte und weinte ſchier. „Nicht fortgehn, bitte, bitte! Sie dürfen mir das nicht antun, Kind! Warum habe ich das bloß geſagt von der Amme! Ich meinte es ja nicht ſo. Natürlich müſſen Sie dableiben. Sie ſollen es nähren und warten. Sie ganz allein und ich — mein Gott, ich will ja bloß die Großmama ſein dürfen!“

„Ja, gnädig Frau, wenn Sie's ſo meine — wenn i mit dableibe derf?“

„Ja aber gewiß, ſo lange wie Sie wollen,“ rief die Baronin zwiſchen Lachen und Weinen.

Und unten am Treppenabsatz stand der alte Friedrich mit gespitzten Ohren, und aus der Küchentür schauten die Wirtschafterin und das Küchenmädchen heraus, und droben im Gang, wo die Zofe hauste, ging gleichfalls eine Tür. Da rief die verwitwete Baronin Wolkramstedt née Grandidier de la Saint Jean d'Oc in ganz ungebührlich triumphierender Fröhlichkeit so übermütig laut, daß es die Lauscher in allen Stockwerken hören konnten: „Ihr Leut', wir haben ein Enkelchen bekommen! Kommt alle her, schaut euch das goldige Bübele an! Das ist jetzt unser Junker von Wolkramstedt und Frau Liesle ist mein eigenes liebes, herziges Töchterle. Gott sei gelobt, der mir's hergeschickt hat!"

Das Geheimnis des Meisters[1].

Ein Epilog

von

Ernst Steinmann.

Das glanzlose Licht eines grauen Dezembernachmittags drang durch die halberblindeten Scheiben der Medici-Kapelle bei San Lorenzo in Florenz. Aus der nahen Kirche drang dumpfer Orgelton herüber, und dazwischen erklangen in gedämpftem Flüsterton die eintönigen Gesänge und Gebete der Priester. Wie kalt es war! Kalt war das schachbrettartige Steinmosaik des Bodens, kalt der weiße Marmor an den Wänden; eisig kalt umfing den Eintretenden die Luft, wie ein Hauch des Todes, dem hier ein Tempel erbaut war.

Die Menschen kamen und gingen. Fröstelnd in ihre Mäntel gehüllt lauschten die einen den Erklärungen des Führers. Führerlos gingen die andern hierhin und dorthin, rückten die Stühle, setzten sich für Augenblicke, schüttelten sich vor Kälte und eilten hinaus. Dieses Zähneklappern, Erschauern und Stampfen der Füße schien sich als Entschuldigung an den großen Meister zu richten, dessen Werke sie geschaut, ohne eine Frage getan, geschweige denn eine Antwort erhalten zu haben.

Eben schlug es mit hellen Glockenstimmen drei Uhr vom nahen Kampanile, und gleichzeitig verließ eine Schar von Amerikanerinnen unter lauten Gesprächen den Raum. Die Kälte schien sie und andre so früh aus der Kapelle vertrieben zu haben, denn von dem ganzen Fremdenstrom waren nur noch zwei Besucher zurückgeblieben. Beide waren zusammen eingetreten, aber auf

[1]) Das viel diskutierte Buch „Das Geheimnis der Medici-Gräber Michelangelos" mußte ich vor bald zwei Jahren abschließen, ohne Florenz wiedergesehen zu haben. So blieben damals manche Lücken bestehen und manche Fragen ungelöst, die nur an Ort und Stelle entschieden werden konnten. Ich habe nun im folgenden versucht, Versäumtes nachzuholen, Fehlerhaftes zu berichtigen, der Kritik zu begegnen oder ihre Verneinung als Bejahung anzunehmen. Die Form des Dialogs zum Austausche über die unerschöpflichen Probleme der Medici-Kapelle wurde schon früher zweimal gewählt: zuerst im 16. Jahrhundert von Anton Francesco Doni in den berühmten „Marmi", dann neuerdings von Emile Ollivier in seinem stimmungsvollen Büchlein „La chapelle des Medicis" (Paris 1872.) Die Quellen und Belege für die folgenden Ausführungen werde ich später an anderer Stelle nachholen.

der Schwelle hatten sie sich getrennt und, scheinbar unberührt von dem lauten Treiben um sie her, hatten sie sich schon lange in schweigender Betrachtung und eifrigem Studium umgeschaut. Absichtlich oder zufällig fanden sie sich jetzt vor dem Denkmal Giulianos zusammen.

„Ist es nicht schmerzlich zu sehen", begann der Jüngere in deutscher Sprache, „wie die Menschen auch hier so stumpf und ungerührt vorübereilen? Müßte solche Kunst nicht uns alle erschüttern? Müßte nicht jeder diesen Raum mit stockendem Atem betreten, von dessen Wänden einst die mächtigen Meißelschläge Michelangelos widerhallten? Und müßten nicht alle Augen und jeder Sinn dem unaussprechlichen Zauber dieser Marmorherrlichkeit verfallen, die einen Höhepunkt der Kunst bedeutet, den Jahrhunderte nicht wieder erreichen konnten und zu dem Jahrtausende staunend emporblicken werden?"

„Gewiß," erwiderte der Ältere lebhaft in fließendem Deutsch mit leichtem italienischen Accent, „ich habe eben mit Ihnen gelitten. Aber höchste Kunst ist von jeher nur von wenigen verstanden worden. Und ist denn diese Kapelle geworden, was sie werden sollte? Ist sie denn mehr als ein grandioses Fragment? Die Architektur bietet wenig Überraschungen. Ähnlich strenge Gliederung der Wände durch die glanzlose „pietra serena" sehen Sie nebenan in San Lorenzo und jenseits des Arno in Santo Spirito. Giovanni da Udines fröhliche Malereien, die auch, wenn sie unvollendet geblieben wären, diese starren Flächen belebt hätten, wurden überweißt. Und hier unten, wo wir das einzigartige Schauspiel einer für die Plastik entworfenen Architektur genießen sollten, werden wir aufs bitterste enttäuscht. Zählen Sie doch diese leeren Postamente über den Türen — es sind acht. Sehen Sie doch diese leeren Nischen neben den Herzögen — es sind vier. Dort oben fehlen die Trophäen als Aufsätze über den Doppelpilastern, hier in der Mitte scheinen die liegenden Statuen in der Luft zu schweben, weil unter ihnen die Flußgötter fehlen. Und welche Leere gähnt uns aus dieser Nische entgegen, wo nur die Madonna Michelangelos und die mittelmäßigen Heiligen seiner Schüler die Stätte bezeichnen, wo die Magnifici ruhen!"

„Mir hat das Fehlende hier noch nie gefehlt," erwiderte der Deutsche. „Ja, ich bekenne, daß ich mich in der Kapelle selbst stets wenig umgeschaut habe. Diese Statuen nahmen immer meine Sinne gefangen. Meine Augen konnten sich nicht sättigen, und meine Hände zitterten oft vor Sehnsucht, den Marmor zu berühren, den Michelangelos Prometheus-Hand geformt. Und empfanden seine Zeitgenossen anders? So sehr man auch wünschen mochte, die Kapelle nach den Plänen des Meisters vollendet zu sehen, so hat doch niemals jemand einen Vorwurf gegen ihn gewagt. Aber alle kamen sie zu schauen, zu bewundern und zu lernen. Und alle gerieten sie in den Zauberbann dieser unsäglichen Schönheit, die mehr als einem tüchtigen Künstler zum Verhängnis geworden ist."

Der Florentiner: Gewiß, die klugen Männer des Cinquecento kannten keine Sehnsucht nach unerreichbaren Dingen. Und Cosimo I., der sich so oft vergeblich bemühte, Michelangelo nach Florenz zurückzuführen, hatte Grund genug, sich mit dem, was er besaß, zu trösten. Und glaubten nicht damals

die Florentiner Künstler noch an die Möglichkeit, dort fortfahren zu können, wo Michelangelo aufgehört hatte?

Aber wenn ein Nachgeborener diese Stätte betritt und wieder und wieder hierher zurückkehrt, dann muß er den unwiederbringlichen Aufwand an Kraft und Genie betrauern, der hier mit den Toten begraben liegt. Warum mußten auch diese Denkmäler unvollendet, auch diese Nischen und Postamente leer bleiben, nachdem die Julius-Statue zerstört, das Julius-Denkmal zerstückelt und die Fassade von San Lorenzo preisgegeben war? Warum mußte Michelangelo nach Rom gehen, um das jüngste Gericht zu malen, statt hier die Verheißungen seines Hammers zu erfüllen? Mich mahnen diese Grabmäler vor allem an das, was uns verloren ging, und ich gestehe, daß ich sie niemals ohne Schmerz und Bitterkeit betrachten kann.

Der Deutsche: Und mir sind sie ein Ganzes! Eine Welt von Schönheit! Ein Labyrinth geheimnisvoller Kräfte, unergründlicher Gedanken, durch das ich lange vergebens nach dem Ariadnefaden suchte. Für mich gibt es kaum ein Problem in der modernen Kunst, das mir so fesselnd erscheint, wie das, welches die einfachen Namen „Tag" und „Nacht", „Abend" und „Morgen" umschließt.

Der Florentiner: Ich weiß, wie viel euch Deutschen bei aller Kunst der Inhalt bedeutet. Uns Italiener entzückt die Form. Wir würden vor allem eine Erklärung begreifen, die uns sagte, worin bei Michelangelo das Geheimnis der Schönheit liegt, warum der Bildhauer seither in der Form niemals wieder eine gleich vollendete Technik, einen ähnlich erhabenen Ausdruck gefunden hat. Aber in Deutschland will man die Gedanken ergründen, die Michelangelo darstellen wollte. Ich bemitleidete den großen Mann, wenn ich alle eure Theorien las. O hard condition twinborn with greatness, subject to the breath of every fool! Verzeihen Sie die Offenheit. Aber können wir die Wahrheit ergründen, wenn uns auf jede Frage von jedem eine andre Antwort gegeben wird? Sehen Sie doch hier vor diesen leeren Postamenten, vor diesen Nischen, die jeden Schmuckes entbehren, wie wenig Michelangelo überhaupt von seinen Plänen zur Tat werden ließ. Und Sie wollen wissen und deuten, was dem Meister vielleicht selber noch nichts andres war als ein dunkles Gebilde der Zukunft, als ein ersehntes, aber nie vollbrachtes Opfer auf dem Altar der Schönheit?

Der Deutsche: Ich glaube allerdings, daß sich Buonarrottis letzte Absichten aus seinen Entwürfen, Modellen und Briefen ziemlich genau erraten lassen. Hier in der Mittelnische, dem Altar gegenüber, wo die Madonna zwischen Cosmas und Damianus die Ruhestätte der „Magnifici" bewacht, hat sich der Meister offenbar ganz der kirchlichen Tradition angepaßt: Liegende Grabfiguren, Schutzheilige des Hauses Medici, Maria selbst mit dem Kinde — damit ist das Programm für dieses Doppelgrab in seiner letzten Fassung wenigstens in der Hauptsache festgelegt. Der Vorwurf aber war nicht neu. Kein Wunder, daß er des Meisters grübelnde Phantasie nicht zu fesseln vermochte. Und so wandte er sich zuerst der Ausführung der Grabmäler der Herzöge zu. Denn hier gedachte er nur den eigenen Genius zu befragen. Hier sah er neue Bahnen sich öffnen. Hier winkte ein hohes, nie erstrebtes, nie erreichtes Ziel.

Darum muß es so unendlich wertvoll erscheinen, zu erfahren, was die Skulpturen an diesen Denkmälern der Herzöge bedeuten, und darum erscheint es so begreiflich, daß man sich immer wieder bemühte, des Rätsels Lösung zu finden. Und sind wir nicht der Wahrheit um ein gutes Stück näher gerückt? Ja, sind wir nicht vielleicht schon so weit gelangt, wie wir überhaupt gelangen können? Ich bin überzeugt, daß die Worte: giorno, notte, aurora, crepuscolo nicht das bezeichnen, was Michelangelo eigentlich ausdrücken wollte. Ich glaube vielmehr, daß sie uns bis heute auf falsche Bahnen gelockt haben. Mir scheinen diese vier Allegorien vielmehr die vier Temperamente bedeuten zu sollen, verbunden mit dem Nebensinn der Jahreszeiten und der Elemente. Und in dem thronenden Giuliano dort oben sehe ich die Vereinigung des sanguinischen mit dem cholerischen Temperament verkörpert, wie in der Statue Lorenzos gegenüber die Verbindung von Phlegma und Melancholie.

Der Florentiner: Also Sie schwören auch auf jene neueste und wie mir scheint höchst seltsame Theorie, daß Michelangelo durch ein Karnevalslied die stoffliche Anregung für die Skulpturen dieser Denkmäler empfing? Sie wollen also auch in diesen Masken auf dem Panzer Giulianos, am Fries entlang, auf den Kapitälen, ja selbst bei der „Nacht" eine Anspielung auf die Karnevalsfeste des Jahres 1513 entdecken, in denen Giuliano und Lorenzo de' Medici die Führerrolle gespielt haben. Ich mußte lächeln, als ich diese Behauptung las, und ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Sie eines besseren zu belehren.

Michelangelos Abneigung gegen die rein ornamentale Plastik ist ja bekannt genug, und seinen berühmten Grundsatz, daß die Statue allein der Schmuck der Nische sein soll, hat der Meister in San Lorenzo rücksichtslos zur Anwendung gebracht. Hier finden wir nichts mehr von der entzückenden Flächendekoration der Frührenaissance. Nur Orcagnas schlichtes Muschelornament, das zuerst in der Sixtina verwandt wurde, begegnet uns an den Sarkophagträgern, und über den Nischen sind einige strengstilisierte Lorbeergirlanden aufgehängt. Dagegen sind die „Mascheroni", eben weil sie im Menschen ihren Ursprung haben, das Michelangelo durchaus gemäße und eigentümliche Ornament. Aber ist es etwa seine Erfindung? Hatte nicht auch schon Verrocchio den Panzer des älteren Giuliano mit einer geflügelten Maske geschmückt, wie sie ganz ähnlich auf den Rüstungen römischer Kaiser erscheint? Sah man nicht noch in den Tagen Buonarrottis bei Meister Antonetto delle Medaglie in Rom zwei prächtige antike Kapitäle genau in der Weise mit Masken verziert wie die Kapitäle von San Lorenzo? Hat nicht Silvio Cosini das gleiche Maskenornament an seinen Denkmälern in S. Maria Novella wiederholt? Und nun gar die Maske neben der „Nacht"! Haben solche Masken nicht von jeher auf römischen Sarkophagen die Flüchtigkeit menschlichen Daseins symbolisiert? Ich denke, Sie werden jetzt nicht mehr behaupten wollen, daß man ein längst vergessenes Karnevalslied entdecken mußte, um in der Medici-Kapelle die Maskenornamentik zu erklären.

Der Deutsche: Gewiß, ich gebe zu, daß die „Mascheroni" dort ihren Ursprung haben, wo Sie ihn finden wollen. Ja, ich gestehe, daß es mir überhaupt verfehlt erschien, die Deutung dieses Statuenkomplexes nur auf ein

Gedicht aus den Tagen des Magnifico aufzubauen. Denn dies Karnevalslied, das die vier Temperamente besingt, kann doch eben nur als prägnanter Ausdruck gelten für Vorstellungen, die seit Marsilio Ficinos Lehren damals in weitesten Kreisen lebendig waren. Daher hätte die ganze Hypothese, so zutreffend sie auch sonst erscheinen mag, auf breiterer Grundlage viel sicherer geruht. Und durfte wirklich die Behauptung gewagt werden, das Mediciproblem sei durch das Karnevalslied „restlos" gelöst? Das Unternehmen, ein großes und unvergängliches Kunstwerk, welcher Art es auch sei, in seinem Werden und Wachsen aus den flüchtigen Zufällen irdischen Daseins erklären zu wollen, ist mir doch stets unendlich schwierig erschienen. Aber gerade weil der Kern so hart, ist die Frucht so süß! Und Goethe wird doch ewig Recht behalten, wenn er sagt, daß man Natur- und Kunstwerke nicht kennen lernen kann, wenn sie fertig sind, und daß man sie im Entstehen aufhaschen muß, um sie einigermaßen zu begreifen. So sind mir diese Allegorien und diese thronenden Herzöge ein neuer unverlierbarer Kulturbesitz geworden, seit es im Dunkel ihrer Herkunft zu tagen beginnt. Die Flußgötter aber entbehre ich gerne. Diese seltsamen Gebilde, die uns wahrscheinlich noch in Tribolos Modellen im Bargello erhalten sind, würden mir vielleicht das volle Glück im Verstehen und Genießen gestört haben. Ich wüßte nicht zu sagen, wie es gelingen könnte, sie mit den ausgeführten Statuen in organischen Zusammenhang zu bringen.

Der Florentiner: Und doch! welch eine Wohltat würde es dem Auge gewesen sein, an den jetzt gleichsam schwebenden Allegorien herabgleitend, in den aufgestützt ruhenden Flußgöttern die Basis für die Statuenpyramide zu finden! Wie fühlbar sind die Lücken doch gerade hier!

Die Einheit des Gedankens aber, die Sie so nachdrücklich betonen, auch auf die Flußgötter auszudehnen, dürfte doch gewiß so schwer nicht sein. Vor allem erklärt ja schon die Antike ihre Herkunft und Bedeutung an dieser Stätte. Wie stolz waren die Römer auf ihre monumentalen „Fiumi"! Welch ein Ereignis, als man im Januar 1512 bei S. Maria sopra Minerva die kolossale Tiberstatue entdeckte, die heute im Louvre bewahrt wird! Und ist nicht gerade Michelangelo von den Päpsten mit der Aufstellung dieser Flußgötter auf dem Kapitol und im Belvedere beauftragt worden?

Der Renaissance aber wurden diese gutmütigen, träge hingelagerten Halbgötter zu Lieblingssymbolen für Stadt und Meer und Fluß. Immer wieder begegnen uns die „Fiumi" nicht nur als Schmuck von Brunnen und Gärten, sondern auch auf Münzen und Reliefs, ja, von Bramante und Peruzzi gemalt, selbst an den Fassaden der Paläste. Und woher sonst als von antiken Sarkophagen ist der Renaissance die Idee gekommen, die Flußgötter auch als Grabschmuck zu verwenden? Es scheint, daß schon Isabella d'Este die Allegorien von Mincio und Po am Grabmal ihres Gatten Francesco Gonzaga anbringen wollte. Und ganz ähnlich wie es hier und an den Medici-Denkmälern geplant, sind die „Fiumi" dann später am Grabmal des Bernardino Rota in San Domenico Maggiore in Neapel zur Ausführung gelangt.

Daß die Flußgötter an den Denkmälern der Herzöge Tiber und Arno bedeuten sollten, brauche ich Ihnen wohl nicht zu verraten, denn schon Gan-

dolfo Porrino, der Liebhaber der berühmten Mancina und ein feuriger Verehrer Michelangelos, erhob die Stimme zu schmerzlicher Klage darüber, daß „die „gran sepolchri“ niemals den verheißenen Schmuck der hochherzigen Könige Tiber und Arno erhalten sollten“. Aber ich glaube, Ihnen beweisen zu können — und es scheint fast, als wollte ich die Karneval-Hypothese damit stützen —, daß Michelangelo wenigstens für die Flußgötter an den Medici-Denkmälern die nachhaltigste Anregung durch ein Schaugepränge erhalten hat. Haben Sie je von dem vielberufenen Theater gehört, das sich im Frühjahr 1513 wie ein neues Weltwunder auf dem Kapitol erhob?

Der Deutsche: Gewiß! Bruder und Neffe des neuen Papstes, eben die beiden, die hier in den großartigsten Grabmälern der Renaissance ruhen, erhielten damals auf besonderen Wunsch Leos X. das römische Ehrenbürgerrecht. Giuliano kam selbst nach Rom. Genaueres über Bedeutung und Inhalt dieser Feste wüßte ich allerdings nicht zu sagen.

Der Florentiner: Und doch gehört jene Feier des „Natale di Roma“ vom Jahre 1513 zu den glänzendsten Schaustellungen jener glanzvollen Zeit. Die besten Architekten, Bildhauer und Maler Roms hatten hier in kürzester Frist ein wundersames Gebilde geschaffen. In märchenhafter Pracht erhob sich, die ganze Plattform des Campidoglio bedeckend, ein riesiges Theater auf der Höhe des Kapitols. Einer Vision vergleichbar schmückte es den geheiligten Boden, Tage und Wochen das Staunen der Menge, die Bewunderung der Künstler erregend, um dann für immer spurlos im nächtlichen Dunkel der Vergangenheit zu verschwinden. Auch Michelangelo, der Florentiner, überdies des neuen Ehrenbürgers persönlicher Freund, konnte unter den Tausenden nicht fehlen, die dies Theater besucht haben, das wenige Minuten von seiner Wohnung am Macell de'Corvi entfernt lag. Schon wenn er eintrat, sah er neben dem hohen Portal, die Stiftungsinschrift flankierend, die Kolossalstatuen von Tiber und Arno aufgestellt. Und hat er im bunten Gedränge der Schaulustigen den Aufzügen beigewohnt, da konnte er das Thema von der Doppelnatur der Medici, den Toscanern und Römern, den Kindern des Tiber und den Kindern des Arno, in unerschöpflichen Gleichnissen behandelt sehen.

Hier erschien auf festlich geschmücktem Wagen, den vier schneeweiße Rosse zogen, Clarice Orsini, die Römerin, Giulianos Mutter, die Gemahlin des Lorenzo Magnifico. Sie saß unter frisch grünendem Lorbeerbaum, der mit den goldenen Impresen der Medici geschmückt war. Zu ihrer Rechten lagerte der Tiber, zu ihrer Linken der Arno. Und alles, was sie in feierlicher Rede verkündete, besagte dies: „Mein Sohn Giuliano, mein Enkel Lorenzo, von Natur seid ihr Toscaner, aber durch ein Privileg werdet ihr zu Römern, Kinder meiner Stadt.“ Und was sie sprach, das wiederholten Tiber und Arno, die brüderlichen Flüsse, das sangen die Nymphen mit helltönenden Stimmen: „O nimphe habitatrici de Tibre et habitatrici di Arno, cantiamo inseme!“ [1])

[1]) „O Nymphen, Bewohnerinnen des Tiber und Bewohnerinnen des Arno, laßt uns zusammen singen.“

Der Deutsche: Seltsam, in der Tat höchst seltsam, wie sich gerade in diesen beiden Medici die Verbindung von Florenz und Rom unauflöslich vollzogen hat. War nicht auch Lorenzos Mutter eine Römerin und eine Orsini, wie die Mutter Giulianos? War sie nicht eben jene ehrgeizige Alfonsina, die keine Ruhe fand, bis ihr Sohn seine Gastfreunde verriet, um sich selbst die Herzogskrone aufs Haupt zu setzen?

Tiber und Arno, wenn sie hier vor uns auf der Erde lägen, würden mich jetzt dank dieser willkommenen Belehrung allerdings nicht mehr stören. Im Gegenteil! sie würden dem Gesamtbilde dieser Komposition nicht nur formell, sondern auch inhaltlich den glücklichsten Abschluß geben. Tiber und Arno sollten also Geburt und Schicksal dieser Herzöge versinnlichen wie die Allegorien über ihnen Charakter und Temperament. Sie sollten die äußeren Lebensbedingungen, die physischen Grundlagen darstellen, aus denen sich die Doppelnaturen des Toscaners und Römers entwickelt haben, die jeder der beiden Fürsten in seiner Person vereinigte.

Und so finden wir auch diesmal wieder, wie die Kunst Michelangelos die Tradition nicht abgebrochen, sondern fortgesetzt und vollendet hat. Denn Mittelalter sowohl wie Renaissance haben die Übung beobachtet, die Allegorien an den Grabmälern in engster Beziehung auf die Person des Verstorbenen anzubringen. Die Tugenden allerdings — weltliche wie geistliche — wurden ziemlich wahllos jedem zuerkannt. Aber an den Denkmälern König Roberts in Neapel und Sixtus IV. in Rom erscheinen doch auch, die hohen Kulturbestrebungen beider Fürsten verherrlichend, die sieben freien Künste. Apoll und Minerva schmücken — um nur einige Beispiele aus vielen zu nennen — das Grab des Dichters Sanazzaro, Allegorien der Tapferkeit die Denkmäler der Kriegshelden Fregoso und Medici in Verona und Mailand. Sollten sich nicht genau so auch bei den Medici-Gräbern alle Allegorien, auch die nicht ausgeführten, wie der frohlockende Himmel und die trauernde Erde am Denkmal Giulianos, auf Leben und Tod, Charakter und Schicksal des Verstorbenen beziehen?

Der Florentiner: Mich haben, wie gesagt, formale Probleme an diesen Denkmälern von je her mehr gefesselt als Inhalt und Stoff. Wohl aber war ich stets erstaunt, wenn ich sah, wie wenig Aufmerksamkeit die Gelehrten, die doch in Deutungen und Mißdeutungen alle Möglichkeiten erschöpften, den Persönlichkeiten der beiden Herzöge selbst geschenkt haben. Als letzte, kraftlose Repräsentanten eines schnell entarteten Geschlechtes wurden sie uns fast regelmäßig vorgestellt, und allzuschnell war man mit ihnen fertig. Michelangelo soll sich ja nicht einmal die Mühe genommen haben, das äußere Bild dieser Fürsten in seinen Statuen festzuhalten. Aber wenn er hier wirklich, wie heute fast allgemein angenommen wird, allgemeine Ideen verkörperte und mit der souveränen Rücksichtslosigkeit des Genius jede Porträtähnlichkeit ausschaltete — dann muß es doch höchst befremdlich erscheinen, daß alle übrigen Figuren, die zum Schmuck dieser Denkmäler dienen sollten, in so enger Beziehung zu eben jenen Männern gedacht waren, die Michelangelo doch eigentlich gar nicht dargestellt hat.

Der Deutsche: Ich erwartete diesen Einwand, und ich muß zugeben, daß wir hier tatsächlich vor einem jener Rätsel stehen, wo uns der Meister zuzurufen scheint: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir! Aber konnten nicht in der Vorstellung des Künstlers Giuliano und Lorenzo doch die Männer bleiben, die er darstellen wollte, auch wenn er sie idealisierte? Haben nicht auch die Griechen auf ihren schönsten Grabsteinen die Verstorbenen aus der Beschränkung ihrer individuellen Erscheinung in ideale Sphären entrückt? Michelangelo liebte die Porträtkunst nicht, wie Vasari mit Nachdruck bezeugt hat. Er wollte keine Fesseln. Er brauchte für die volle Entfaltung seiner Kunst unbegrenzte Möglichkeiten von Form und Ausdruck: „Niemand wird in tausend Jahren wissen, daß sie anders ausgesehen haben," soll ja die abweisende Antwort gewesen sein, als man es wagte, dem düsteren Schweiger wegen der geringen Ähnlichkeit seiner Herzöge zur Rechenschaft zu ziehen.

Der Florentiner: Jedenfalls ist der psychologische Prozeß schon einiges Nachdenkens wert, wie sich in der Phantasie des Meisters die lebendige Wirklichkeit in diese monumentale Marmorpracht umgesetzt hat. Ich glaube, daß schon hier das Geheimnis des Meisters einsetzt, dessen völlige Lösung unsrer Schulweisheit zum Glück niemals ganz gelingen wird. Aber ich muß bekennen, daß mich der Anblick dieser herrlichen Statuen, die schöner sind als jeder antike Augustus oder Antonin, immer wieder angeregt hat, das seltsame Geschick dieser beiden Capitani zu überdenken. Auf eine lange Verbannung folgte eine glänzende Heimkehr, auf ein schnell verträumtes Glück von Macht und Größe ein vorzeitiger Tod. Lionardo, Raffael, Michelangelo! dies erhabene Dreigestirn hat über den Häuptern der beiden Fürsten gestrahlt. Im Palazzo Vecchio hat Vasari sie gemalt, zu ihrer Linken Michelangelo, zu ihrer Rechten Lionardo. Und hat nicht auch Raffael die beiden mächtigen Nepoten Leos X. porträtieren müssen? Besitzen Sie nicht heute in Berlin das herrliche Porträt Giulianos, von dem die Kopie in den Uffizien hängt?

Wir brauchen aber hier in Florenz nur Vasaris Fresken im Palazzo Vecchio zu betrachten, um zu erfahren, in welchen Bildern sich die Gestalten Lorenzos und Giulianos der Nachwelt eingeprägt hatten. Wir sehen hier, daß beide Männer in ihren letzten Lebensjahren einen Vollbart trugen. Giuliano sieht leidend und nachdenklich, Lorenzo tückisch und unbedeutend aus.

Nun, glaube ich, wird niemand in diesem schwermütigen Träumer, den der Volksmund längst als „Pensieroso" charakterisiert hat, denselben Mann wiedererkennen wollen, dessen wenig sympathische Züge uns aus den Kopien nach Raffael, aus Vasaris und Bronzinos Schilderungen so wohl bekannt sind. Jedermann muß vielmehr zugeben, daß dieser sinnende Heros eine Idealgestalt ist.

Lorenzo, der Sohn des hochfahrenden Piero, der Vater des grausamen Alessandro, wird von den Zeitgenossen als herrschsüchtig, treulos und ausschweifend geschildert. Er war, obwohl nicht ohne körperliche Vorzüge und geistige Anlagen, ein Werkzeug in den Händen seiner ehrgeizigen Mutter, Alfonsina Orsini. Von irgendwelchen Beziehungen Michelangelos zu diesem Medici wissen wir nichts. Aber Alessandro, Lorenzos Sohn, den hier mit

seinem Vater derselbe Marmor deckt, soll den großen Buonarrotti mit tödlichem Haß verfolgt haben.

Der Deutsche: Gewiß hat Michelangelo wenig Grund gehabt, den Herzog von Urbino zu lieben, und ich zweifle nicht daran, daß ihm das Bild Lorenzos längst entschwunden war, als er dies ergreifende Abbild schweigenden Schmerzes dem Marmor entriß. Ich muß vor dieser Statue immer an den Jeremias der Sixtina denken; beide muten sie mich an wie die ausklingende Note einer gewaltigen Symphonie. Denn mit der Statue Lorenzos brach Michelangelo die Arbeit in dieser Kapelle ab; sie ist das Testament des „gran scultore" an die Vaterstadt. Empfinden sie nicht auch den packenden Kontrast des sorgengebeugten Pensieroso zu dem kühn und aufrecht dasitzenden Giuliano? Und erstreckt sich dieser Gegensatz nicht auch auf Einzelheiten, wenn Lorenzo in einfachem Panzer ohne jedes äußere Abzeichen seiner Feldherrnwürde erscheint, die gesenkte Stirn beschattet von dem schwerlastenden Helm, Giuliano aber barhäuptig, den Kommandostab in den Händen, den kunstvoll gearbeiteten Panzer mit dieser wundervollen Tiermaske geschmückt?

Der Florentiner: Mir scheint Michelangelo eben überhaupt bei der Darstellung Giulianos das Bild viel schärfer umrissen zu haben als bei Lorenzo. Er hat hier zweifelsohne die Individualität des Darzustellenden viel fester im Auge behalten. Giuliano konnte ihm nicht unsympatisch sein wie Lorenzo. Er war ja nur vier Jahre älter als dieser jüngste Sohn des Magnifico, an dessen gastreicher Tafel er ihm täglich begegnet sein muß in den kurzen glücklichen Tagen seiner Jugend. Und wir wissen auch, daß diese persönlichen Beziehungen sich fortgesetzt haben. Giuliano war weder Staatsmann noch Soldat. Er hatte literarische Interessen, er liebte das Wohlleben, die Frauen. Er war mild und freigiebig. Giuliano war Bembos und Bibbienas Freund, er tritt in Castigliones Cortigiano als Beschützer der Frauen auf, und Ariost besang sein vorzeitiges Ende in schwermütiger Totenklage. Aber Giuliano war auch selbst ein Dichter. Ich muß Ihnen angesichts dieses Denkmals einige Verse aufsagen, die ich neulich von ihm fand. Sie sind von ihm und doch scheinen sie fast auf ihn und dieses Monument gemacht: Ein Gesang auf Icarus und seinen Fall:

Allhier sank Icarus, und diese Fluten
Bargen im Schoße die verwegnen Flügel.
Hier endete sein Lauf, und es begab sich,
Was alle Kommenden mit Neid erfüllt.

Beglückendes und hochwillkommnes Leiden,
Da sterbend er den ew'gen Ruhm erlangte.
Wohl ihm, dem solches Los und Ende wurde,
Und dessen Qual der schönste Preis belohnte!

Wohl ihm! Er kann sich seines Falls erfreuen,
Da er zum Himmel fliegend gleich der Taube
Für solche Kühnheit büßte mit dem Leben.

Wenn es jetzt tönt und klingt von seinem Namen
Im Element des unbegrenzten Meeres —
Wer hatte je ein so erhabnes Denkmal?

Der Deutsche: Chi ebbe al mondo mai si altera tomba! Ein prophetisches Wort fürwahr angesichts dieses Denkmals! Glücklicher Giuliano! Beneidenswerter noch als Icarus, nachdem du einen Michelangelo zum Herold deines Ruhmes gefunden hast! Denn welche Männer können sich in Italien solcher Denkmäler rühmen wie du und dein Neffe Lorenzo?

Der Florentiner: Eine so liebenswürdige Persönlichkeit nun wie dieser jüngste Sohn des Magnifico kann meiner Ansicht nach von dem persönlichsten aller Künstler nicht völlig ausgeschaltet worden sein als er seine Grabstatue meißeln wollte. Ich begreife diese Nichtachtung Lorenzo gegenüber; bei Giuliano würde sie unverständlich sein. Aber auch mancherlei Einzelbeobachtungen, die wir an dieser Statue machen können, bejahen die Annahme einer individuelleren Auffassung. Wir wissen, daß Giuliano tatsächlich den auffallend langen Hals gehabt hat, der uns an Michelangelos Statue sofort ins Auge fällt. Eine Reihe von Medaillen — drei im Bargello aus verschiedenen Jahren von verschiedenen Meistern — ja auch ein Porträt Vasaris und eine Marmorbüste im Palazzo Vecchio zeigen diesen Medici bartlos, wie er hier erscheint. Und wenn ich auch ein Verallgemeinern der Züge, eine Apotheose nach Art der Alten, ohne weiteres zugebe, so muß ich doch in dem Kommandostab und in den Geldstücken, die Giuliano in der ruhenden Linken hält, höchst persönliche Bezüge erkennen.

Der Deutsche: Münzen in der linken Hand? Ich sah sie nie; sie sind von hier unten auch nicht zu entdecken.

Der Florentiner: Gewiß nicht! Man muß eine Leiter erklimmen, sie zu sehen, und ich habe es oft getan. Da sieht man, daß Giuliano zwei Geldstücke zwischen Daumen und Zeigefinger hält, und ich habe in der Handfläche verborgen noch etwa sechs gleich große Stücke zu zählen vermocht. Mehr als einmal habe ich dort oben gestanden und die Finger auf die rechte Hand Giulianos gelegt. Sie ist, wie diese ganze Figur, so wundervoll gearbeitet, daß man meint, den warmen Hauch des Lebens zu spüren. Hat Michelangelo mit dem Szepter nicht den „Capitano della chiesa" charakterisiert und mit den Geldstücken auf Giulianos viel gerühmte Freigebigkeit hindeuten wollen?

Der Deutsche: Diese Erklärung ist sicherlich ebenso einfach wie einleuchtend, aber ich meine, sie läßt den so bedeutsamen Gegensatz zu der Statue Lorenzos nicht scharf genug hervortreten. Der Herrscherstab und die Geldstücke sind mir zugleich Symbole höchster Machtvollkommenheit und äußerer Betätigung im Leben. Und wenn ich auch die viel individuellere Auffassung Giulianos freudig zugebe, so bleibt er mir doch trotzdem als Vertreter des tätigen Lebens bestehen, gerade im Gegensatz zu dem Träumer Lorenzo, dessen Auffassung und Bildung doch überhaupt nur aus diesem Gegensatz heraus verständlich erscheint. Denn das werden sie doch zugeben müssen, daß auch bei Giuliano schon in der heroischen Schilderung eines sieggewohnten Feldherrn ein Abstandnehmen von den wirklichen Eigenschaften dieses Mannes zu erkennen ist.

Die Verallgemeinerung der Begriffe, das Drängen aus dem Endlichen ins Ewige, die Ein- und Unterordnung von persönlichen Eindrücken und Wirklich-

keiten des Lebens in allgemein bekannte Vorstellungen und Gesetze — das schien mir stets so charakteristisch für die Kunst Michelangelos. Immer strebt er mächtig hinaus ins Meer des Unbegrenzten, und alle seine Werke scheinen aus der Ewigkeit und für die Ewigkeit geschaffen zu sein. Daher der geheimnisvolle Glanz, der sie umleuchtet. Wie der Efeu den Stein umklammert und verbirgt, so schaltete seine Schöpferkraft mit dem geistigen Erbe seiner Zeit. Jeden Eindruck, jedes Erlebnis stellte er in den heiligen Dienst seiner Kunst; alles wurde sein Eigentum, was die Renaissance an geistigen Gütern besaß. Und alles, alles versenkte er in die unergründlichen Tiefen seiner Seele. Und Kieselsteine kamen als Perlen an den Strand, und die Menschen standen vor nie geschauten Offenbarungen. Denn er redete zu ihnen in einer neuen Sprache, und niemand merkte, daß er die alten Dinge sagte. Er wußte es vielleicht selber nicht, denn so trunken machte ihn die neue Form, welche die uralten Gedanken umschloß. Das ist das Geheimnis von dieses Meisters Kunst. Er ist unfaßbar wie die Luft, weit wie die Erde, unergründlich wie das Meer.

Der Florentiner: Und doch werdet ihr niemals aufhören, die Anker und die Netze auszuwerfen. Und ich stehe nicht an, zu bekennen, Sie haben mich heute von dem Reiz und auch von dem Nutzen solcher Forschungen überzeugt. Auch nach der formellen Seite hin bietet ja die Kunst Michelangelos ähnliche Lockungen und Probleme. So ertappte ich mich hier erst neulich auf dem Versuch, die beiden Capitani von zwei mittelalterlichen Reliefs an der Fassade von San Marco in Venedig herleiten zu wollen. Und schon früher glaubte ich entdeckt zu haben, daß Buonarrotti die formelle Anregung für diese vielumstrittenen Allegorien von vier kleinen antiken Reliefs im großen Gartensaal der Villa Borghese erhalten hat. Ich meine allerdings, daß es mehr im Bereich menschlicher Möglichkeiten liegt, Entwicklung und Ursprung der Form zu entschleiern, als Stoff und Inhalt analysieren zu wollen.

Der Deutsche: Das eine Problem erscheint mir so fesselnd wie das andre und jede Forschung fruchtbringend, mag sie nun nach dieser oder jener Richtung gehen. Jedenfalls sind uns heute die Gedankenkreise nicht mehr unbekannt, aus denen der Meister seine geistige Nahrung schöpfte, als er die Komposition dieser Herzogsgräber entwarf. Es ist in der Tat merkwürdig zu sehen, wie zäh er an bestimmten Vorstellungen festhielt, und wie unendlich ökonomisch er mit dem Schatz von Wissen und Erfahrung schaltete, den er in seinem Innern barg.

Aus Dante und Christoforo Landinos berühmten Gesprächen von Camaldoli war er mit den Vorstellungen vom tätigen und beschaulichen Leben vertraut geworden. Schon im frühesten Plan für das Julius-Denkmal wollte er sie verkörpern, und Moses und Paulus waren, wie es scheint, eben als Vertreter des tätigen Lebens gedacht. Nach mehr als dreißig Jahren noch griff Michelangelo auf diese Ideenkreise zurück, und Lea und Rahel wurden am Grabmal Julius II. in San Pietro in Vincoli aufgestellt. So scheinen mir auch hier Giuliano und Lorenzo erst als Repräsentanten des tätigen und beschaulichen Lebens ganz verständlich. Wie beabsichtigt ist der Gegensatz, wie scharf ist er in allen Einzelheiten durchgeführt! Giuliano, der Sohn

des Tages, in strahlendem Panzer, mit allen Symbolen irdischer Machtvollkommenheit bedacht — der Mann der Tat. Lorenzo, der Sohn der Nacht, in einfachster Waffenrüstung, ohne alle Abzeichen irgendeiner Würde, verzichtend auf alles, was sein Gegenüber besitzt — der schweigende Denker!

Und wie die Allegorien des tätigen und beschaulichen Lebens, so waren ja auch die Statuen der trauernden Erde und des frohlockenden Himmels, welche die Nischen neben Giuliano schmücken sollten, bereits am Julius-Denkmal vorgesehen. Und daß mancherlei Gedanken und Pläne vom Rovere-Denkmal in die Medici-Kapelle hinübergenommen worden sind, hat man ja auch schon längst erkannt. In ihrer Beziehung zum Grabmal Pauls III. aber, gleichsam als Verbindungsglieder zwischen den beiden berühmtesten Grabmälern der Renaissance, sind die Monumente der „Capitani“ meines Wissens noch niemals angesprochen worden.

Noch heute erkennt man in St. Peter an dem verstümmelten Grabmal Pauls III. die Medici-Denkmäler als Vorbilder für den Aufbau der ganzen Komposition. Der segnende Papst, welcher thronend das Denkmal beherrscht, die ruhenden Frauengestalten rechts und links — wer wollte hier den verhängnisvollen Einfluß Buonarrottis verkennen? Aber müssen wir nicht staunen, wenn uns Vasari erzählt, daß auf der Erde auch Flußgötter als Basis der ganzen Komposition geplant waren, und wenn wir einem Briefe des Annibale Caro entnehmen, daß Michelangelo zum Schmuck des Denkmals die Statuen der vier Jahreszeiten empfohlen hatte, statt der wenig originellen Allegorien, die wir heute sehen. Wer die Geschichte des Paulsgrabes verfolgt, auf dessen Gestaltung Michelangelo den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat, der gewinnt den Eindruck, der Meister habe hier seine eigenen an den Medici-Gräbern abgebrochenen Pläne von fremder Hand vollenden lassen wollen: Die Flußgötter, die Jahreszeiten, die thronende Gestalt des Verstorbenen — das sollten in San Lorenzo sowohl wie in San Pietro die wesentlichen Bestandteile des Denkmalschmuckes sein.

Der Florentiner: Seltsam, höchst seltsam! Denn jetzt wird meine Vermutung, Michelangelo habe die kleinen Reliefs der Jahreszeiten in der Villa Borghese gekannt, auf ganz unerwartete Weise bestätigt. Ich wünschte, ich könnte Ihnen die Repräsentantin des Frühlings dort zeigen, eine ruhende Frau, welche die Hand in ganz ähnlicher Weise über die Stirn erhoben hat, wie die Nacht es tut. Und eben diese Nacht müßte ja nach Ihrer Theorie auch „Primavera“ heißen.

Der Deutsche: Allerdings! Jede dieser Statuen umschließt ja mehrere Begriffe, wie auch sonst die Renaissance in Literatur und Kunst die Vorstellung der Jahreszeiten, der Elemente und der Temperamente zu verbinden liebte. Eben das Karnevalslied aus den Tagen des Magnifico bietet ein schlagendes Beispiel dafür. So vereinigt die Nacht nicht nur das sanguinische Temperament, sondern auch die Luft und den Frühling. Und wenn man es geschmacklos gefunden hat, daß Michelangelo das sanguinische Temperament, das Maskulinum „il sangue“ als eine Frau dargestellt hat, so möge man für „il sangue“ „la primavera“ einsetzen. Michelangelo hat eben mit dieser

Statue die Arbeit an den Medici-Skulpturen begonnen, und er mag sich über seine Absichten damals selbst noch nicht ganz klar gewesen sein. Bekennen wir ruhig unser Nicht-begreifen-können! Machen wir in Ehrerbietung halt vor dem Geheimnis des Meisters. Es würde ja unbegreiflich sein, daß diese Skulpturen in vier Jahrhunderten noch nicht auserklärt worden sind, wenn es für sie überhaupt eine in allen Teilen völlig durchsichtige Deutung gäbe. O day and night, but this is wondrous strange.

Der Florentiner: And therefore as a stranger give it welcome.

Der Deutsche: Michelangelo muß das zwiespältige Wesen der Nacht selbst empfunden haben, denn er stattete sie wahrscheinlich deshalb mit einer Fülle von Emblemen aus. Die Maske und die Eule sind wohl nur als Symbole der Nacht zu fassen, der Stern aber auch als Symbol der Luft und die Girlande als Emblem des Frühlings. Jedenfalls hat er die Nacht ausdrücklich charakterisieren wollen und vielleicht deutete ihm der unbeschreibliche Friede ihres Schlummers auf das sanguinische Temperament. Wie hätte er es auch besser darstellen sollen?

Die geheimnisvolle Bildung der Nacht wird aber trotz alledem stets zu den Einwänden gehören, die ungläubige Gemüter gegen die Deutung auf die Temperamente erheben werden. Denn die bekannte Frömmigkeit Michelangelos gegen einen solchen Plan ins Feld zu führen kann niemandem mehr einfallen, nachdem wir erfahren haben, daß er die Darstellung der Jahreszeiten auch für das Grabmal Pauls III. in Vorschlag gebracht hat. Ich glaube ohnehin, daß ihm die Antike damals näher stand als das Christentum.

Der Florentiner: Man möchte es annehmen, denn auch die Leda, die um 1530, also in der letzten Periode der Medici-Gräber entstand, ist bekanntlich einem antiken Relief nachgebildet. Und wir wissen ja, wie eng sie wieder in der Formengebung mit der Nacht verwandt ist.

Der Deutsche: Räumen wir also der Nacht eine Sonderstellung ein. Aber betrachten Sie dagegen die grandiose Einfachheit, mit der die übrigen Temperamente gebildet sind. Nicht ein einziges erläuterndes Symbol ist ihnen beigegeben. Der Zorn, das Phlegma und die Melancholie können auch wahrhaftig ohne das verstanden werden. Und erst durch sie lernen wir wiederum die Charakterschilderung der Männer verstehen, die über ihnen thronen.

Der Florentiner: Ich fühle, daß ich mich noch heute für überwunden erklären soll. Aber Sie wissen ja, ich muß den Dingen lange nachgehen, ehe sie mein eigen werden. Überdies läuten die Glocken draußen schon das Ave Maria. Wir müssen gehen. Die Kustoden werden ohnehin verzweifelt sein.

Der Deutsche: Wie dunkel es geworden ist! Sehen Sie nur, wie hier jetzt selbst das Licht des Tages zum Symbol und Gleichnis wird. Sehen Sie, wie der letzte Abendschein noch den Sohn des Tages berührt, wie die letzten Lichter noch auf seiner glatten Rüstung zittern. Wie dunkel ist es hier um den Sohn der Nacht! Einen Schleier hoffnungsloser Trauer, abgrundtiefen Schweigens webt schon der Abend um diese Gestalten. Mir ist, als berührte uns ein Hauch vom Geiste Michelangelos. Mich schauert's! Andiamo!

Betrachtungen über den Fortschritt der Menschheit.

Von

Otto Seeck.

III. Arbeit und Vergnügen.

Obgleich jedes Wesen um sein Leben kämpft, soweit es überhaupt zu kämpfen imstande ist, gibt sich doch die Drohne freiwillig dem Tode hin, der unvermeidlich eintreten muß, sobald sie die Königin befruchtet hat. Es ist eben eine notwendige Wirkung der Naturauslese, daß, was die Erhaltung der Art fördert, auch dem einzelnen Individuum, das ihr angehört, Freude machen muß. Denn wer etwas gerne tut, der tut es mit desto größerem Eifer und Erfolg und muß daher im Kampf ums Dasein über diejenigen Sieger bleiben, die sich dem Nützlichen nur widerwillig unterziehen. Die höchste Lust bereiten daher den Tieren ihre unentbehrlichsten Lebensfunktionen, Nahrungsaufnahme und Fortpflanzung, nächstdem diejenigen Handlungen, die zur Vorbereitung jener beiden dienen oder ihren Erfolg sichern. Das Raubtier findet Vergnügen an der Jagd, das Eichhörnchen, das sich seine Kost von den Bäumen holt, am Klettern. Die Werbung um das Weibchen, mag sie, wie bei der Nachtigall, mit künstlerischen Produktionen verbunden sein oder auch nur im Beriechen, Umschleichen und Umschmeicheln bestehen, ist immer ein freudiges Tun, und ebenso das Nähren und Erziehen der Nachkommenschaft. Selbst die Spiele der Tiere sind nur Wiederholungen ihrer zweckmäßigen Tätigkeit und können für diese als Vorübung dienen. Viele Vögel singen, auch wenn sie nicht werben, und die Katze fängt den Strickknaul, wenn sie keine Maus zu fangen hat. So sind bei ihnen Freude und Arbeit dasselbe, während sie bei dem Menschen, von wenigen glücklichen Ausnahmen abgesehen, regelmäßig auseinanderfallen.

Zwar Essen und Lieben haben auch für uns immer ihren Reiz bewahrt; darin sind wir den Tieren gleich. Auch die Liebeswerbung ist uns eine Lust und wird daher oft im Spiel nachgeahmt, wo ein ernstliches Werben gar nicht gemeint ist. Denn das Flirten oder Kokettieren ist, obgleich wir es mit fremden Namen benennen, doch auch uns Deutschen eben so geläufig und eben so vergnüglich wie allen andern Nationen. Auch das Nähren und Er-

ziehen der Kinder macht uns Freude, obgleich es unnatürliche Eltern gibt. Doch daß der Egoismus die Liebe zu der Nachkommenschaft überwindet, kommt ja auch im Tierreiche vor, z. B. bei der Sau, die ihre Ferkel frißt. Darin aber unterscheiden wir uns von allen Tieren, daß die Tätigkeit, deren wir zum Erwerb der Nahrung bedürfen, uns fast immer als schwere Mühsal erscheint. Doch wenn unsre Vergnügungen sich mit unsrer eigenen Arbeit kaum mehr berühren, so knüpfen sie doch regelmäßig an dasjenige an, was für unsre fernen Vorfahren Arbeit oder doch zweckmäßiges Tun gewesen ist.

Von den sogenannten Gesellschaftsspielen sehen wir ab; denn sie laufen alle auf das Flirten hinaus, das wir eben erwähnt haben. Als sie noch in Blüte standen, fanden sie ihren Abschluß meist im Auslösen der Pfänder, das mit sehr viel Küssen verbunden war. Seit man dies als unschicklich empfindet, sind sie mehr und mehr aus der Mode gekommen, und was sich von ihnen noch erhalten hat, ist nur ein trauriges Rudiment.

Der Kunstgenuß ist nicht Rudiment; dazu ist seine Wirkung noch zu stark; doch daß er etwas Rudimentäres an sich hat, haben wir oben schon dargelegt. Man soll daher diejenigen, die ihm wenig Verständnis entgegenbringen, nicht als in der Bildung zurückgeblieben betrachten; vielmehr sind sie die Vorgeschrittensten von uns, weil bei ihnen das Rudimentäre am meisten zusammengeschrumpft ist. Der große Bismarck verstand von Musik sehr wenig und von bildender Kunst gar nichts; nur die Dichtung hatte noch ihre Macht über ihn bewahrt. Trotzdem oder vielleicht richtiger gerade darum war er der Mann unsrer Zeit, der das Zweckmäßige am klarsten zu erkennen und am besten ins Werk zu setzen wußte.

Nächst der Kunst nimmt unter den Vergnügungen der Männer die Jagd wohl die erste Stelle ein. Diejenigen, die Freude an ihr finden, erklären dies damit, daß sie ihnen den intensivsten Naturgenuß verschaffe. Doch den könnten sie sich auch bereiten ohne die grausame Lust, schöne Tiere zu töten. Irgendein praktischer Nutzen erwächst dem Jäger gar nicht mehr; denn wer ein Jagdgebiet pachtet, dem kostet jeder Hirsch mit dem Wildschaden, den er verursacht, durchschnittlich mehr als tausend Mark, während der Verkauf des erlegten Tieres kaum ein Drittel davon einbringt. Daß die Jagd für die königlichste aller Freuden gilt, läßt sich aus dieser Kostspieligkeit wohl verstehen; doch jedenfalls würde sie überhaupt keine Freude sein, wenn sie nicht die Ernährungsform unsrer ältesten Urahnen gewesen wäre. Wie mächtig der Instinkt ist, den sie uns zurückgelassen hat, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Wilddieberei gar nicht auszurotten ist, obgleich ihre Gefahr in keinem Verhältnis zu ihrem Gewinne steht. Und oft sollen es sonst ganz achtbare Leute sein, die diesem Verbrechen durch einen unbezwinglichen Trieb verfallen.

Der Jagd verwandt ist die Fischerei, nur daß ein tagelanges Hinstarren auf die Angel viel stumpfsinniger ist als das Schleichen auf der Fährte des Wildes. Auch das Beeren- und Pilzesuchen läßt sich vergleichen, das ja vielen, auch mir selbst, großes Vergnügen macht. Alle drei sind die Arbeiten der frühesten Urzeit, die jetzt für die meisten zum müßigen Sport herabgesunken sind. Und wenn Gladstone sich von den Regierungsgeschäften erholte, indem

er dicke Bäume fällte, und wie man sagt, selbst mit dieser Art des Genusses nicht allein dasteht, so werden wir auch hierin einen atavistischen Instinkt aus der Zeit erkennen, da unsre Vorfahren noch den Urwald roden mußten.

Dies führt uns auf das weite Gebiet, das man mit dem englischen Namen des Sports zu bezeichnen pflegt, weil die edlen Briten ihn am eifrigsten treiben und am mannigfaltigsten ausgebildet haben. Doch Wettschießen, Wettrennen, Ballschlagen sind auch unsrer Nation niemals unbekannt gewesen, und es gibt kein Volk, das solcher Belustigungen ganz entbehrte. Alle haben sie das Gemeinsame, daß sie die Entwicklung körperlicher Kraft und Gewandtheit fördern. Sie können also als Vorübungen für ihren wirklichen Gebrauch gelten, wie das Spielen der Katze mit dem Knaul oder das freie Rennen und Springen des Hundes. Aber die Fertigkeiten, die geübt werden, wie Rudern, Laufen, sicheres Treffen, sei es mit der Flinte oder dem Raket, waren zwar für die Fischer und Jäger der Urzeit von höchster Wichtigkeit; doch für diejenigen, die sie heutzutage betreiben, haben sie gar keinen praktischen Wert. Denn die Gesellschaftsklassen, die sich diesen noblen Passionen hingeben, tun entweder gar nichts, wie dies der würdigste Beruf des englischen Gentleman ist, oder sie beschäftigen sich mit geistiger Arbeit. Höchstens für den Krieg können diese Übungen als passendes Training gelten; doch bei den Engländern wird er von Söldnern geführt, die an dem vornehmen Sport der oberen Klassen wenig Anteil haben, und überall ist er jetzt so selten geworden, daß er wohl noch im Konkurrenzkampfe der Völker, nicht aber im Kampf ums Dasein, den der Einzelne zu führen hat, seine Bedeutung bewahrt. In der Urzeit, wo man jeden Augenblick in die Lage kommen konnte, sich gegen Räuber und wilde Tiere zu verteidigen, war dies freilich anders; nur in ihr konnte daher der Instinkt sich bilden, der uns den Sport zum Vergnügen macht.

Wir kommen zu den Glücksspielen. Wie wir aus Tacitus wissen, wurden sie schon in den Wäldern des alten Germanien mit solcher Leidenschaft betrieben, daß der blonde Recke, wenn er nichts andres mehr zu verlieren hatte, seine Freiheit auf den letzten Würfel setzte, und falls dieser gegen ihn fiel, sich widerstandslos in die Sklaverei führen ließ. Es entspricht eben der Lebensart des Jägers und Fischers, der mit dem Erfolg seiner Arbeit immerfort auf den Zufall angewiesen ist, diesen Zufall auch im Spiel herauszufordern. Ob auch dies zweischneidige Schwert für ihn eine Waffe im Kampf ums Dasein war, mag auf den ersten Blick zweifelhaft scheinen, doch ganz von der Hand zu weisen ist es nicht. Denn da sein Besitz ein sehr dürftiger war, konnte er höchstens etwas Schmuck, eine Jagdbeute oder ein paar Waffenstücke verlieren, also Dinge, die entweder entbehrlich oder bald zu ersetzen waren, und daß er sie ersetzen mußte, spornte ihn zu einer Art der Arbeit an, der sich die Trägheit der Barbaren sonst nur widerwillig fügte. Selbst wenn er Weib, Kinder und endlich sich selbst in die Sklaverei verspielte, so führte er damit nicht ihren Untergang herbei, sondern veränderte nur ihre Lebensweise, und das, wenn auch nicht zum angenehmeren, so doch oft zum besseren. Denn wie wir noch sehen werden, lagen in den Sklaven der alten Zeit, die zum Arbeiten gezwungen waren, nicht in den müßigen Freien, die Keime der

Zukunft, die sie in die Neuzeit hinüberleiten sollte. Gewann er aber, so bildete sich bei ihm ein kleiner Überfluß, und Fülle des Besitzes ist die Voraussetzung für jedes Steigen der Kultur. So ist es sehr wohl möglich, daß selbst der Spielteufel, der jetzt nur noch zerstörend wirkt, damals „als Teufel schaffen" mußte.

Wie man sieht, hat weitaus die Mehrzahl unsrer Vergnügungen ihre Wurzel noch im Jägerleben, d. h. im allerältesten Zustande der Menschheit und zugleich in demjenigen, der am allerlängsten gedauert hat. Und dies liegt in der Natur der Sache. Denn je längere Zeit hindurch dieselbe Gruppe von Tätigkeiten durch Vater, Sohn, Enkel und Urenkel immerfort wiederholt wird, desto tiefer muß der Instinkt, der aus ihr hervorgeht, in die ganze Art hineinwachsen, desto schwerer wird er bei einer späteren Änderung der Verhältnisse auszurotten sein. Doch auch die höheren und minder dauernden Stufen unsrer Kulturentwicklung haben in unsern Vergnügungen ihre Spuren zurückgelassen, wenn sie auch lange nicht so zahlreich sind. Zunächst das nomadisierende Hirtenleben. Sein Ausgangspunkt ist die Zähmung wilder Tiere, die schon dem Jäger Freude macht und so den Übergang vorbereitet. Und noch heute spielen wir gern mit zahmen Tieren, Hunden, Katzen, Vögeln, Affen, Kaninchen, Meerschweinchen usw. Allerdings nützen viele von ihnen uns noch immer; diese Tätigkeit ist also in demselben Maße zweckvoller geblieben, wie der Hirte der Kultur unsrer Zeit näher steht als der Jäger. Dasselbe gilt auch von der Freude am Reisen, die wahrscheinlich an die ewigen Wanderungen der Nomaden anknüpft, aber unsern Gesichtskreis erweitert, uns die Gelegenheiten zum Erwerb auch in der Ferne kennen lehrt und uns außerdem noch einen andern, minder sichtbaren Vorteil bringt, auf den wir später noch zurückkommen werden.

Endlich der Ackerbau. Früher lag meinem Hause gegenüber ein unbebautes Grundstück, das der Stadt gehörte und in ganz kleinen Parzellen verpachtet wurde. Hier sah ich die Bewohner eines naheliegenden Arbeiterviertels jeden Sonntag ihren Kohl bauen und ihre Erbsen ziehen. Es geschah weniger um des kleinen Gewinnes willen, als weil es ihnen Freude machte. Auf eine Stufe des Broterwerbs zurückzukehren, die ihrer eigenen industriellen vorauslag, war auch ihnen ein Sonntagsvergnügen geworden. Und nicht wenige, die von geistiger Arbeit leben, erholen sich dabei, daß sie ihr Gärtchen umgraben und Blumen oder Gemüse säen.

In diesen Männern werden die Instinkte ihrer Ahnen erwacht sein, die wahrscheinlich Bauern waren. Doch an sich ist die geistige Arbeit zwar eine hohe in der Stufenfolge der Gesellschaft, aber nicht in der Stufenfolge der Kulturentwicklung. Sie ist nicht nur älter als der Ackerbau, sondern auch älter als die Viehzucht. Schon die Priester, Zauberer und Medizinmänner der wildesten Jägervölker betreiben sie, wenn auch natürlich in ihrer Weise, und lassen sich dafür von ihren Gläubigen ernähren. Sie war also seit den frühesten Urzeiten eine höchst wirksame Waffe im Kampf ums Dasein und hat daher auch in unsern Instinkten sehr merkliche Spuren hinterlassen. Denn Grübeln und Forschen macht den meisten Vergnügen, und wenn sich

dieses nur bei wenigen zur intensiven Freude am angestrengten Lernen gesteigert hat, so liegt dies daran, daß die Geistesarbeiter schon deswegen immer eine kleine Aristokratie bleiben mußten, weil nur körperliche Arbeit die Nahrungsmittel schafft, von denen auch sie leben.

Jünger als der Ackerbau ist das Handwerk, am jüngsten die Fabrikarbeit. Jenes wird daher von nicht sehr vielen, diese fast von keinem mit rechter Freude betrieben. Doch wenn erst ein paar Jahrhunderte mehr vergangen sind, wird sich das ändern. Schon jetzt ist das Handwerk alt genug, um bei manchem seiner Enkel, der in die gelehrten Berufe übergegangen ist, sich als Urvätertrieb zu zeigen; denn Drechseln, Tischlern, Buchbinderei und Schlosserei ist für nicht wenige zum Vergnügen geworden. Ebenso kann auch die Fabrikarbeit sich zum Instinkt entwickeln. Man meine nicht, daß ihre Einförmigkeit dem hinderlich sei: Biene und Ameise betreiben auch immerfort dasselbe und fühlen ihre Triebe doch dadurch befriedigt.

Vor einiger Zeit las ich die „Erzbauern" von Hansjacob, ein Buch, das in seiner Tendenz unglaublich töricht ist. Denn jede der Novellen, die es enthält, preist eine Art der konservativen Gesinnung, die ihrem Träger Verderben bringt und eine andre Folge auch gar nicht haben konnte. Trotzdem hat es mich lebhaft interessiert; denn es beruht offenbar auf persönlichen Beobachtungen und eröffnete mir den Einblick in Lebenskreise, die mir sonst verschlossen sind. Dort ist auch der Sprößling einer alten Bergmannsfamilie geschildert, der selbst den Beruf seiner Väter ergriffen hat. Doch die Silbergrube, in der er arbeitet, geht ein, weil der Ertrag die Betriebskosten nicht mehr deckt. Der Mann haftet zu fest am heimatlichen Boden, um in einer andern Gegend Beschäftigung zu suchen. Doch fällt es ihm auch nicht ein, irgendeine neue Tätigkeit zu ergreifen, sondern immer wieder fährt er in die alte Grube ein und fristet mit dem spärlichen Silbererz, das er noch erbeutet, ein kümmerliches Dasein. Da in dem verlassenen Bergwerk keiner mehr für die nötigen Vorsichtsmaßregeln sorgt, kommt sein Leben immer wieder in Gefahr, und seine gesunden Gliedmaßen gehen durch Steinfälle zuschanden; trotzdem kann er von der geliebten Arbeit nicht lassen. Und doch gibt es für den normalen Menschen nichts Traurigeres, als seine Tage im ewigen Dunkel eines Bergwerks zu verbringen, nichts Einförmigeres, als mit geduldigen Hammerschlägen immerfort Steine und Erz vom Felsen abzulösen. Man erinnere sich nur, wie Zola, der für seinen Germinal die Bergwerke sehr genau studiert hat, sie geradezu als Hölle auf Erden schildert. Und doch kann durch Vererbung langer Generationenreihen die Arbeit in ihnen einem Menschen so süß und unentbehrlich werden, daß er nicht auf sie verzichten mag, selbst wenn alle Vernunftgründe dazu drängen. Der Bergbau hat vor der Fabrikarbeit nichts voraus, außer daß er um ein paar Jahrtausende älter ist. Wir dürfen also mit Grund die Hoffnung hegen, daß auch diese sich zum erblichen Instinkt entwickeln und damit aufhören wird, widerwärtig zu sein. Und wahrscheinlich bedarf sie dazu sehr viel kürzerer Zeiträume, weil die Umbildung unsrer Triebe, wie unten gezeigt werden soll, in der Neuzeit immer schneller vor sich geht.

Von unsern Vergnügungen haben wir eine Art noch nicht erörtert, obgleich sie zu den allergeschätztesten gehört, ich meine das Lachen mit allem, was es hervorzurufen geeignet ist. Auch seine Natur werden wir am besten verstehen, wenn wir nicht von den gesalzenen Witzen und feinen Lustspielen einer hohen Kultur ausgehen, sondern uns zunächst fragen: „Worüber lacht der rohe Naturmensch?“ Da sehen wir denn, daß in unsern Dörfern nichts der Heiterkeit reicheren Stoff bietet als irgendein dummer Tölpel, der alles verkehrt macht. Ebenso findet sich wohl in den meisten Schulklassen ein armer Bengel, der für besonders plump und unbegabt gilt; den pflegt die ganze Schar der lieben Kameraden zu verhöhnen und ihm Streiche zu spielen, um sich dann an seiner Not mit unbarmherzigem Gelächter zu ergötzen. Dieselbe Freude fanden die Vornehmen des Mittelalters und der Renaissance an ihren Hofnarren. Denn dies waren nur ausnahmsweise scharfsinnige Gesellen, die ihren Witz unter der Maske der Einfalt hervorleuchten ließen; in den meisten haben wir zweifellos wirkliche Troddel zu erkennen. Man sehe nur die Narrenbildnisse des Velasquez an, um sich davon zu überzeugen; bei einzelnen, wie bei dem Bobo de Coria oder dem Niño de Vallecas, starrt uns der rein pathologische Blödsinn unverkennbar aus dem Gesicht entgegen. Und diese Lust an der unverfälschten Dummheit ist uralt; das früheste Scherzgedicht der Griechen, das sie noch ihrem Homer zuschrieben und das auch tatsächlich nicht jünger war als Ilias und Odyssee, erzählte von den Abenteuern eines Narren, an denen man sich damals ebenso ergötzte, wie noch heute unsre Kinder an den dummen Streichen der Schildbürger oder der sieben Schwaben Gefallen finden.

Neben dem Margites des Homer steht der Froschmäusekrieg; denn auch Kleinheit und Schwäche wirkt lächerlich. Die Hofnarren der alten Zeit waren daher oft Krüppel und Zwerge. Als meine Kinder noch klein waren, wußten sie sich keinen größeren Spaß, als auf der Straße hinter Betrunkenen herlaufen, ihre unsicheren Bewegungen sehen und ihrem lallenden Geschwätz zuhören; wo Schwäche und Dummheit in solcher Vereinigung erschienen, war für ihren primitiven Geschmack der Gipfel der Komik erreicht. Aber auch Erwachsene fanden in früheren Zeiten ihr Vergnügen daran, irgendeine lächerliche Person betrunken zu machen, und manche erfreuen sich noch heute an solchen Späßen. Doch nicht minder komisch kann der Schmutzfink wirken, oder auch der Geizhals, das Leckermaul, der Pedant, der Leichtsinnige, der Lüstling, kurz jede Untugend ist geeignet, Lachen hervorzurufen, soweit sie nicht zu den heroischen gehört, von denen wir oben geredet haben. Der Feigling ist lächerlich, aber nicht der Tollkühne, der niedere Kriecher, aber nicht der Herrschsüchtige, der Knicker, aber nicht der Spieler; der Verschwender ist nicht nur in Shakespeares „Timon von Athen“, sondern selbst in der Komödie Raimunds zur tragischen Gestalt geworden. Und noch eine zweite Gruppe von Ausnahmen müssen wir hinzufügen: wir lachen nicht leicht über Schwächen, die wir selbst besitzen, sondern ärgern uns, wenn sie verspottet werden.

Wie die Fehler unsrer Nebenmenschen, so ist auch ihr Mißgeschick für uns ein Gegenstand der Heiterkeit, wenn es nur nicht so groß ist, daß unser

Gelächter von Mitleid erstickt wird. Doch in dieser Beziehung sind niedere Kulturstufen sehr unempfindlich. Ohne Zweifel lachte der Indianer, wenn sein gefangener Feind am Marterpfahl sich in Schmerzen wand, und diese Freude am Peinigen Wehrloser erscheint mitunter auch bei unsern Kindern in der Form der Tierquälerei und findet sich vereinzelt sogar bei Erwachsenen als Sadismus wieder. Doch die sich diesem atavistischen Triebe hingeben, sind jetzt zu Abnormitäten geworden und werden als Verbrecher bestraft; im allgemeinen ist unsre Zeit milder geworden. Aber wenn jemand in den Schmutz fällt oder sich auf seinen nagelneuen Zylinderhut setzt, wenn er um eine Geldsumme geprellt wird oder selbst eine tüchtige Tracht Prügel bekommt, so finden wir das höchst spaßhaft, obgleich dem Geschädigten selbst gar nicht lächerlich dabei zu Mute ist. Und nicht selten kann man beobachten, daß irgendein Dummer durch fortgesetzte Neckereien, die mitunter selbst in Tätlichkeiten ausarten, bis aufs Blut gequält wird; erst wenn er in Tränen ausbricht, pflegt das Mitleid sich einzustellen, und dann freilich weicht die Lustigkeit meist der Reue. Der betrogene Ehemann ist eine Lieblingsgestalt der Posse; doch wenn ein Dichter sich die Aufgabe stellt, sein inneres Leiden ergreifend zu schildern, kann er auch tragisch wirken. Denn was Lachen und Mitleid erweckt, ist genau dasselbe; es kommt nur darauf an, von welcher Seite der Beschauer es auffaßt.

Gegenwärtig ist ausgelassene Lustigkeit so selten geworden, daß die Fähigkeit zu lautem, kräftigem Lachen von manchen als ein Vorzug gepriesen wird. Doch andre finden es roh, und sie haben nicht unrecht darin. Denn der sittliche Fortschritt, den die höhere Kultur mit sich bringt, liegt wesentlich in der Entwicklung des Mitleids, und je lauter dieses seine Stimme erhebt, desto mehr muß das Gelächter zurücktreten. Über einen Geprügelten wird heutzutage kein Gebildeter mehr lachen, wenn er seinen blutigen Rücken sieht oder sein Stöhnen hört. Doch wo die Zeichen des Leidens nicht so augenfällig hervortreten, namentlich wo die Schläge und ihre Folgen nicht von uns selbst gesehen, sondern nur gedacht werden, wie etwa beim Lesen des Don Quixote, können sie uns noch immer großes Vergnügen machen. Doch auch dies beginnt zu schwinden; hat doch schon Heine den Ritter von La Mancha als tragische Figur empfunden. Daß Prügel die Pointe des Witzes ausmachen, kommt noch im Kasperletheater und bei den Clowns des Zirkus vor, wo Kinder und Bauern herzlich darüber lachen; der höher kultivierte Mensch verlangt mildere Reize. Aber Dummheit, Schwäche und Mißgeschick bleiben auch für ihn Gegenstand des Komischen. Der Dichter, dessen Verse kein Mensch lesen mag, der Schauspieler, der ausgepfiffen wird, der Schwiegersohn, den die Schwiegermutter plagt, der Vater, der von seinem Sohne, der Gatte, der von seiner Frau hinters Licht geführt wird, so oder ähnlich sehen die Gestalten aus, über die man sich im Lustspiel oder in den „Fliegenden Blättern" amüsiert. Alle diese Typen sind höchst bedauernswert und würden wohl auch unser Mitleid erregen, wenn wir ihnen in der Wirklichkeit begegneten; doch im Reiche der Phantasie erheitern sie uns, weil wir nur so weit an sie glauben, daß ihre Leiden von uns nicht mitgefühlt werden. Ent-

sprechend ist auch der Witz nichts andres als erheuchelte Dummheit; denn indem er den Gleichklang der Worte oder eine andre, ganz äußerliche Ähnlichkeit als wesentlich behandelt, bringt er den Eindruck hervor, als wenn der Redende falsche Analogieschlüsse machte. Als ich einmal in Greifswald meiner kleinen Tochter den Mond zeigte und sie darauf aufmerksam machte, daß er nur halb war, antwortete sie ganz ernsthaft: „Die andre Hälfte hab ich in Eldena gesehen!“ Das war kindliche Unwissenheit, doch im Munde eines Erwachsenen hätte es auch ein Witz sein können. Und wenn wir darüber gelacht hätten, so wäre es offenbar aus keinem andern Grunde geschehen, als der uns auch bei dem Kinde zum Lachen reizte. In beiden Fällen hätte uns die Dummheit ergötzt, nur dort die nachgeahmte, hier die wirkliche, die natürlich noch drastischer wirkte.

Die Freude am Komischen hat man oft zu erklären versucht, aber niemand ist dies befriedigend gelungen. Der Grund liegt darin, daß man immer davon ausgegangen ist, was uns hochzivilisierten Menschen komisch erscheint; dies aber ist nicht anders, als wenn man die Funktionen des Auges am Maulwurf studieren wollte. Jene Freude ist eben bei uns zum Rudiment geworden; ihre volle Bedeutung erkennen wir nur bei denjenigen, die auf einer niedrigeren Stufe der Menschlichkeit stehen geblieben sind. Der rohe Barbar lacht über den Dummen und Schwachen, weil er bei seinem Anblick das Hochgefühl genießt, besser zu sein als jener; er freut sich am Mißgeschick andrer, weil es ihn nicht betroffen hat. „Süß ist es, vom sicheren Ufer aus Schiffbrüchige zu sehen,“ singt der alte Dichter. Wir empfinden diese Süßigkeit nicht mehr, weil wir für die Untergehenden Mitleid fühlen, d. h. uns mit ihnen identifizieren und so ihr Leiden zu unserm eigenen machen. Doch der niedriger stehende Mensch ist für Erbarmen weniger empfänglich, und das Gefühl der Überlegenheit, das den Reiz des Komischen ausmacht, kann daher ungehemmter bei ihm zur Geltung kommen. Auch das Lachen ist also eine Ergötzung aus ferner Urväterzeit, die bei uns einen großen Teil ihrer ursprünglichen Kraft verloren hat, aber, wenn auch geschwächt und beeinträchtigt, immer noch fortlebt.

Jetzt wird man es auch verstehen, warum wir die alte Kunst mehr bewundern als die neue und in der Natur das Unzweckmäßige schön finden. Es geschieht das nicht, weil es unzweckmäßig ist, sondern weil es unsre Urväter umgab und ihre Art des Schönheitssinnes bestimmte, die sich dann auch auf uns vererbt hat. Ihre Wanderzüge bewegten sich auf Fußpfaden, nicht auf Landstraßen oder gar auf Chausseen und Eisenbahnen; ihre Jagdbeute verfolgten sie im Urwalde, nicht im wohlgepflegten Forst. Die wilde Natur, die sich der Macht des Menschen nur widerwillig fügte, hinterließ ihnen die Erinnerungsbilder, an denen sie sich im stillen Nachdenken oder im Liede des Sängers ergötzten, und eben deshalb scheint noch ihren fernen Enkeln das Wilde und Ungebändigte schön.

Auch wenn wir die menschlichen Untugenden betrachten, die für uns mit dem Glorienschein des Poetischen umkleidet sind, so finden wir, daß es meist die Eigenschaften eines kriegerischen Jägervolkes sind, und daß in den Zu-

ständen, die diesem eigentümlich sind, viele sich in nützliche Tugenden verwandeln. Verschwendung braucht der Jäger nicht zu scheuen; denn wenn er einen Hirsch oder gar einen Auerstier heimbringt, ist diese Beute so groß, daß er und seine Familie sie gar nicht aufessen können, ehe sie verdirbt. Er braucht daher nicht zu sparen, sondern kann mit vollen Händen austeilen; dies macht ihn nicht arm, sondern bereichert ihn, indem es ihm in seiner Not die freundwillige Hilfe der Beschenkten sichert. Andre schöne Untugenden, wie Tollkühnheit, Rachsucht und Herrschsucht, wilde Leidenschaften, Unbekümmertsein um die Zukunft, mögen auch damals minder zweckdienlich gewesen sein, entsprechen aber durchaus diesem Kulturzustande. Sie alle behalten daher für uns den Reiz des Heroischen, während wir gegen die Sünden einer höheren Zivilisation viel minder nachsichtig sind. Mord und Raub sind uns sympathischer als Betrug; das schlaue Täuschen des übermächtigen Feindes, wie es ein Odysseus übt, kann uns ergötzen: Rechtskniffe sind uns widerwärtig, falls sie sich nicht, wie bei Shylock und Porcia, gegen denjenigen wenden, der sie selber zu gebrauchen liebt. Wie wir selbst in unbewußtem Streben unsern Vorvätern ähnlich zu werden suchen, indem wir ihre Arbeit im Spiel wiederholen, so finden wir auch Freude an poetischen Helden, die ihnen gleichen.

Daß bei der Schätzung des Weibes unser Schönheitsurteil sich im wesentlichen auf das Zweckmäßige richtet, haben wir oben schon gesehen; doch haben sich auch auf diesem Gebiete einzelne Geschmacksrudimente erhalten. Daß schwarzes, braunes oder rotes Haar in geringerem Maße Verliebtheit hervorrufen könne als blondes, dürfte sich kaum behaupten lassen; das Volkslied bevorzugt sogar „das schwarzbraune Mägdelein". Praktisch ist also die Farbe ganz gleichgültig, ja manche behaupten, daß stärkere Pigmentierung größere Lebenskraft verrate, und daß aus diesem Grunde die dunkleren Schattierungen immer mehr die Überhand gewännen. Doch die höhere und höchste Kunst bevorzugt durchaus das Blonde. Madonnen und Magdalenen, Königinnen und Ritterfräulein sind nur sehr selten anders gemalt worden; die berückende Loreley „kämmet ihr *goldenes* Haar", und dasselbe Epitheton kehrt in der Poesie noch tausendfach wieder. Aus welchem andern Grunde, als weil die alten Germanen, deren Blut fast alle Völker Europas mehr oder weniger in ihren Adern tragen, durchgängig blond waren?[1])

Doch dürfen wir auch den tief gelehrten, aber ewig unbefriedigten Faust und den schwermütig grübelnden Hamlet, die uns doch auch Freude machen, als Vertreter eines abgelebten Barbarentums betrachten? Ja und nein! Wohl ist schwermütiges Unbefriedigtsein heutzutage vielleicht weiter verbreitet als je zuvor; doch gefehlt hat es in keiner Epoche bis zurück in die fernste Urzeit, und immer hatte es etwas Rudimentäres an sich, das ja mit dem Schönen meist zusammenfällt. Doch dies zu begründen, muß dem folgenden Abschnitt überlassen sein.

[1]) Wie ich aus der Zeitung ersehe, haben neulich bei einer Schönheitskonkurrenz in Schweden ausschließlich Blondinen Preise errungen. Der Vorzug, dessen diese Haarfarbe sich erfreut, beruht also nicht auf ihrer Seltenheit, da sie gerade bei den Schwedinnen recht häufig ist.

IV. Fortschritt und Anpassung.

„Raum für alle hat die Erde," konnte noch Schiller singen; seitdem aber hat die Wissenschaft dies längst als Täuschung erwiesen. Wenn allein von den Lachsen jedes Ei zur Entwicklung gelangte und die so erzeugten Individuen alle das natürliche Ziel ihres Lebens erreichten, so würden sie schon in wenigen Jahren das ganze Meer ausfüllen und es weit über seine Ufer treten lassen. Andre Tierarten pflanzen sich langsamer fort; aber jede hat die Tendenz, im Laufe der Zeit ihre Nachkommenschaft ins Unendliche zu vermehren. Da also die Erde nur einer beschränkten Zahl Nahrung bieten kann, und diese nicht zu überschreitende Zahl längst erreicht ist, müssen ebensoviel Tiere sterben wie geboren werden, falls nicht ganz besonders günstige Umstände eintreten. Doch diese sind immer vorübergehend und erhöhen die Zahl der betreffenden Art nur zeitweilig. Nehmen in einem Jahr die Mäuse oder die Nonnen überhand, so verzehren sie das, wovon sie leben, um so gründlicher, und mit ihnen vermehren sich auch ihre Feinde; sie müssen daher im nächsten Jahre desto spärlicher auftreten, mit andern Worten, es muß eine sehr viel größere Anzahl sterben, als zur Welt kommt. So schwankt das Verhältnis der Geburten zu den Todesfällen hin und her, bald überwiegen die einen, bald die andern; im großen Durchschnitt aber müssen sie sich immer gleichbleiben.

Dies ist das Gesetz, auf dem die Darwinsche Theorie beruht. An seiner Richtigkeit kann kein Zweifel sein, obgleich es einzelne Ausnahmen duldet. So kann eine Tierart die andre verdrängen, und indem sie die Nahrungsmittel, die diese bisher in Anspruch genommen hatte, für sich verwertet, die Möglichkeit größerer Ausbreitung gewinnen. Oder einzelne Individuen gewöhnen sich unter dem Drucke des Hungers an Speisen, die ihrer Art sonst zuwider sind, und indem sie so ihre Lebensweise verändern und diese Eigenschaft auch auf ihre Nachkommen vererben, können sich diese in höherem Maße vermehren, weil sie weniger Konkurrenz finden. Dasselbe wird eintreten, wenn sich ihnen eine Form bietet, die Lebensmittel zu gewinnen, die den übrigen Individuen ihrer Art noch fremd ist. Eine Vermehrung der Tiere ist also nur durch Differenzierung möglich, die zuerst zur Bildung neuer Varietäten, dann auch neuer Arten führt. Denn indem das Tier seine Lebensbedingungen wechselt, verändert es ihnen gemäß auch seine Gestalt. Doch bis diese neuen Abzeichen sich bilden und durch fortdauernde Vererbung so fixieren, daß sie zu Artencharakteren werden, muß immer eine lange Zeit vergehen.

Das Mittel, die nützlichen Eigenschaften, sowohl die altüberlieferten als auch die neuerworbenen, zu erhalten und zu steigern, bildet die Naturauslese. Als ein englischer Lord gefragt wurde, wie er zu seiner ausgezeichneten Hunderasse gelangt sei, da gab er die kurze, grausame Antwort: „Ich erzeuge viele und hänge viele." Der Züchter erreicht eben sein Ziel am sichersten, wenn er eine möglichst große Auswahl schafft und aus ihr nur ganz wenige auserlesene Exemplare aufzieht und sich fortpflanzen läßt. Ebenso grausam und nicht weniger zweckvoll verfährt die Natur: sie erzeugt Millionen, um wenige

Hundert davon am Leben zu lassen, die in dem ungeheuren Konkurrenzkampf mit den übrigen ihre Daseinsberechtigung nachweisen. Freilich ist diese Auslese nicht ganz so zielbewußt wie bei dem menschlichen Züchter; glückliche oder unglückliche Zufälle können ein schwächeres Exemplar zur Fortpflanzung gelangen lassen, während ein stärkeres zugrunde geht. Doch im großen Durchschnitt bleibt die Regel bestehen, daß der Passendste überlebt, und die kleinen Mißgriffe im einzelnen werden dadurch gutgemacht, daß die Natur die Fehler, die in einer Generation begangen worden sind, in den folgenden leicht verbessern kann. Und sie hat für ihre Züchtungsversuche ungezählte Jahrtausende zur Verfügung, während das Leben der meisten Tiere kurz, bei manchen nicht mehr als eintägig ist. So kann sie Milliarden von Generationen hindurch immer wieder dieselben Eigenschaften bevorzugen und den Instinkten, die sie auf diese Weise schafft, unüberwindliche Kraft und erstaunliche Dauerbarkeit verleihen. Und indem in jeder Generation die Passendsten überleben und in jeder folgenden aus dieser Auslese wieder eine neue ebenso strenge Auslese getroffen wird, schreitet die Vervollkommnung stetig fort, und es wird jene Anpassung erreicht, die uns jedes Tier, wenn wir seine Lebensbedingungen kennen, so wunderbar zweckmäßig erscheinen läßt.

Diese Anpassung wird um so vollkommener sein, die Instinkte, die sie schafft, werden um so fester haften, erstens je zahlreicher die Generationen sind, durch die sie fortgepflanzt wurden, zweitens je zahlreicher innerhalb jeder einzelnen die Individuen, unter denen die Auslese ihre Wahl treffen konnte, d. h. bei sehr kurzlebigen und sehr fruchtbaren Tieren. Der Mensch ist eins der langlebigsten und zugleich unfruchtbarsten. Fische und Insekten legen Hunderte, ja Tausende von Eiern, und manche wiederholen dies mehrmals im Jahre; selbst die wenigst fruchtbaren Vögel brüten doch alljährlich ein Junges aus: bei dem Menschen dagegen betrachtet man es schon als eine sehr große Zahl, wenn er in einem siebzig- bis achtzigjährigen Leben ein armes Dutzend zur Welt bringt. Daraus folgt, daß bei ihm die Instinkte minder fest wurzeln müssen, die Anpassung eine weniger genaue sein wird, als bei den Tieren. Das erstere haben wir oben (Juni-Heft, S. 370) schon bemerken können, das letztere wird uns in diesem Abschnitt beschäftigen.

Also ist der Mensch minder zweckmäßig ausgestattet als seine Mitgeschöpfe? Dies ist richtig, wenn man es so versteht, daß er minder genau einer ganz bestimmten Lebensführung angepaßt ist. Aber dieser scheinbare Nachteil nützt ihm schon insofern, als die Auslese der Natur gegen ihn auch nicht ganz so unbarmherzig vorzugehen braucht. Der große Züchter „hängt" um so weniger, je weniger er erzeugt. Da es bei den Tieren einen dauernden Geburtenüberschuß im allgemeinen nicht gibt, so müssen, wenn ein Paar tausend Nachkommen hervorbringt, auch tausend, die Eltern miteingeschlossen, in kurzer Zeit untergehen, damit wieder nur zwei nachbleiben. Hat es dagegen nur zwölf Kinder, so genügt der Tod von zwölfen, um das gleiche Ergebnis zu erzielen, und sind gar nur zwei vorhanden, so können beide überleben, und nur die Eltern müssen ihnen im Laufe der Zeit Platz machen, was wir nicht mehr als Grausamkeit empfinden. Und auch von jenen zwölfen

brauchen nicht volle zehn der Naturauslese zum Opfer zu fallen; denn unsre Art ist darin bevorzugt, daß sie Geburtenüberschüsse kennt, die nicht vorübergehend sind, sondern sich Jahr für Jahr wiederholen.

Die Möglichkeit dieser Vermehrung gewinnen wir zum Teil auf ganz dieselbe Weise, wie wir es schon bei einzelnen Tierarten beobachten konnten, d. h. durch Verdrängung von Konkurrenten und durch Differenzierung der Lebensweisen.

Was nun die erstere betrifft, so haben wir den Bären, den Wolf, den Luchs und die Wildkatze in vielen Gegenden der Erde schon ganz vertilgt und machen, um dasselbe zu erreichen, auch auf den Fuchs, den Habicht, die Eule, den Hamster, die Feldmaus schonungslose Jagd, d. h. auf alle Tiere, die das verzehren, was wir lieber selbst essen möchten. Und derselbe Konkurrenzkampf richtet sich auch gegen unsre eigene Art. Wenn in den Urzeiten große Völkerscharen, die die Heimaterde nicht mehr ernähren konnte, sich auf die Wanderschaft begaben, so bedeutete dies, daß sie die Bewohner der eroberten Landschaften totschlugen oder dem Hungertode preisgaben, oder auch, daß sie diese dazu trieben, selber auszuwandern und sich ihrerseits neue Nahrung auf Kosten andrer zu suchen. Heutzutage haben die geschlossenen Völkerwanderungen aufgehört; aber langsamer und daher etwas minder grausam wird dasselbe erreicht. So haben die europäischen Ansiedler in Amerika die Rothäute fast verschwinden lassen, und wenn wir in unsern Kolonien neuen Unterhalt für unsre stets wachsende Bevölkerung suchen, so wird dies natürlich nicht angehen, ohne daß Neger und Papuas weniger zu essen haben. Unsre Sozialisten haben daher ganz recht, wenn sie jede Kolonisation als Raub an den Eingeborenen betrachten. Nur sollten sie bedenken, daß, wenn wir darauf verzichteten, sie das ungestörte Glück der Hereros und Hottentotten mit der Vermehrung ihrer eigenen Kindersterblichkeit erkaufen müßten. Denn wenn wir unsre zahlreiche Nachkommenschaft großziehen wollen, so muß die Nahrung für sie doch irgendwo herkommen. Da nun unser eigenes Land nicht einmal uns selbst ohne fremde Zufuhr erhalten kann, ist für den Nachwuchs neues Land nicht zu entbehren. Und die es hergeben sollen, sind niedrigere Rassen, die uns im Kampf ums Dasein ebenso weichen müssen, wie Wölfe und Bären es getan haben. Der Sozialismus freilich erkennt niedere Rassen nicht an, sondern hält alle Menschen für gleichberechtigt. Er hat sich ja die Bekämpfung des wirtschaftlich Stärkeren zur Aufgabe gemacht, d. h. desjenigen, der zum Kampf ums Dasein besser ausgerüstet ist, und nimmt die Schwarzen schon deshalb in Schutz, weil sie die Schwächeren sind. Doch von demselben Standpunkt aus müßte er auch vor der Tötung jedes Tieres zurückschrecken, wie es der fromme Hindu ja wirklich tut. Glücklicherweise kann diese schwächliche Theorie nur als Theorie ihr Leben fristen, niemals sich in praktische Politik umsetzen; dazu ist die Macht des Tatsächlichen zu groß. Und gelänge es wirklich, innerhalb eines einzelnen Staates die Naturauslese umzukehren und immer dem Schwächeren zum Siege zu verhelfen, so müßte Degeneration des ganzen Volkes die Folge sein, und bald würde es andern Völkern, in denen die Stärke ihr Recht behalten hat, im Konkurrenzkampfe der Nationen zum

Opfer fallen. Denn die Verdrängung des Schwächeren, damit der Kraftvolle sich erhalten und seinen Samen fortpflanzen könne, bleibt unumstößliches Naturrecht, so sehr sich auch das Mitleid dagegen auflehnen mag.

Doch es gibt auch ein minder grausames Mittel, um die Möglichkeit eines Geburtenüberschusses zu erzielen, indem man nämlich auch auf demselben Grund und Boden, den man schon innehat, die Menge der Nahrungsmittel, die er trägt, zu steigern sucht. Ein Beispiel dafür haben wir schon bei den Tieren beobachten können. Denn wenn sie sich ihre Vermehrung dadurch erkaufen, daß zuerst einzelne Individuen, dann ganze Varietäten sich an Speisen gewöhnen, die ihrer Art sonst zuwider sind, so bedeutet das eine Vermehrung der Nahrungsmittel. Frißt z. B. ein Raubtier nur frisches Fleisch und läßt daher, was es von seiner Jagdbeute nicht in den ersten Tagen verzehren kann, unbenutzt liegen, so werden diejenigen seiner Artverwandten, die auch das Aas nicht verschmähen, damit eine neue Lebensquelle erschließen. Indem so etwas seine Verwendung findet, was andernfalls nutzlos vergeudet worden wäre, tritt uns schon hier der Wert der Ersparnis entgegen, die in der wirtschaftlichen Kultur des Menschen einen so entscheidenden Faktor bildet. Doch waren es natürlich nicht die kräftigsten und zum Kampf ums Dasein am besten ausgerüsteten Exemplare, die zuerst jene ekelhafte Nahrung nutzbar machten, sondern diejenigen, die verhungert wären, wenn sie ihren Widerwillen nicht hätten überwinden können. Durch Gewöhnung und Vererbung schwindet er dann freilich ganz, und es entsteht eine neue Art, die dem Aasfressen ebenso vollkommen angepaßt ist, wie ihre Vorgänger dem Beschaffen frischer Jagdbeute.

Ähnliches wird überall eintreten, wo eine Differenzierung der Tiere sich vollzieht. Denken wir uns z. B., daß eine Raubtierart ihre Beute in schnellem Laufe zu erjagen pflegt, und daß ein Teil hierauf verzichtet und sie statt dessen durch Auflauern und plötzliches Anspringen fängt, ein Unterschied, wie er ja tatsächlich zwischen den nahverwandten Familien der Wölfe und Hunde einerseits, der Katzen andrerseits besteht. Auch in diesem Falle werden es gewiß nicht die schnellsten Läufer gewesen sein, die das frische, fröhliche Rennen aufgaben und die Langeweile eines geduldigen Abwartens auf sich nahmen, sondern diejenigen, die von ihren Konkurrenten überholt wurden und daher auf die frühere Art ihre genügende Nahrung nicht mehr gewinnen konnten. Soweit ein Fortschritt im Tierreiche bemerkbar ist, geht er also nicht von denjenigen aus, die ihrer bisherigen Lebensweise am besten angepaßt waren, sondern von den Zurückgebliebenen, die zugrunde gegangen wären, wenn sie nicht neue Mittel der Erhaltung hätten finden können. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man begreifen, warum bei dem Menschen, als dem fortschrittlichsten aller Tiere, infolge seiner Langlebigkeit und seiner geringen Kinderzahl die Anpassung eine so mangelhafte sein mußte.

Das Tier ist auf die Nahrung angewiesen, die ihm von selbst die Erde bietet: der Mensch kann ihren Ertrag durch kluge Erfindungen steigern, und eben darin beruht für ihn die Möglichkeit, auch ohne Verdrängung seiner Mitgeschöpfe einen dauernden Geburtenüberschuß zu erzielen. Doch auch in

unsrer Art waren diejenigen, die jene Erfindungen machten und zuerst ausbeuteten, nicht die Sieger im Kampf ums Dasein, sondern diejenigen, welche zu unterliegen drohten. Auch der menschliche Jäger der frühesten Urzeit muß das Jagdtier im Lauf erhascht haben; schon daß noch heute der Rennsport ein so beliebtes Vergnügen ist, weist darauf hin. Der Mann aber, der den Bogen erfand und durch die Schnelligkeit des Pfeiles die eigene Schnelligkeit überflüssig machte, wird gewiß nicht zu denen gehört haben, die sich in jener vorher notwendigen Eigenschaft auszeichneten. Denn hätte er es getan, so würde er an der bisherigen Art der Jagd die schon von den Vätern ererbte Freude gehabt haben und hätte nicht eine neue ersonnen. Gewiß haben anfangs die besseren Läufer über den elenden Wicht gespottet, der eines so wunderlichen Mittels bedürfe, um das schnelle Wild zu erjagen, und als sie sich überzeugten, daß es ihren Mitteln überlegen war, und daß eine immer größere Zahl von Jagdgenossen dazu griff, da klagten sie über den Verfall der Zeit, weil Schwächlinge über die tüchtigsten Renner Sieger blieben. Ganz ähnliche Klagen hörte man ja auch, als Schwert und Speer hinter dem Feuerrohr zurücktreten mußten. Und diejenigen, die zuerst von der Milch gezähmter Tiere lebten, oder gar die zuerst Samen ausstreuten, um die zufällige Vermehrung der wilden Frucht in eine menschlich geordnete und dadurch reichere zu verwandeln, werden gewiß nicht die glücklichsten Jäger gewesen sein. Denn jede neue Art der Tätigkeit ergreift man widerwillig, weil alle Instinkte der alten angepaßt sind, und ungewohnte Kost schmeckt selten gut.

So vollzieht sich das Aufsteigen zu höheren Stufen der Kultur nicht durch diejenigen, die auf den früher erreichten sich als Herren und Sieger fühlen konnten, sondern durch die Armen und Bedrückten. Denn jeder Fortschritt im wirtschaftlichen Leben bedarf gesteigerter Arbeitsleistungen, und der natürliche Mensch ist faul und strengt sich nur an, wenn die eiserne Notwendigkeit ihn zwingt. In den Frühzeiten unsrer Art ist daher die Sklaverei ein wichtiger Kulturfaktor gewesen, weil sie jenen heilsamen Zwang am wirksamsten auszuüben erlaubte. Doch auch dies grausame Bildungsmittel steht nicht auf der ersten Schwelle der Menschheitsentwicklung, sondern eine lange Zeit mußte vergehen, ehe es anwendbar wurde.

Der Jäger der Urzeit konnte Sklaven nicht brauchen; denn um ihn bei seiner Erwerbstätigkeit zu unterstützen, hätten sie Waffen haben müssen, die leicht dem Herrn selbst gefährlich werden konnten. Zieht also ein Stamm, der noch auf dieser Kulturstufe verharrt, in den Krieg, was meist geschieht, um seine Jagdgründe auf Kosten der Nachbarstämme zu erweitern, so rottet er seine Feinde erbarmungslos aus. Im Frieden ist sein Leben von dem der großen Raubtiere kaum verschieden. Wie der Löwe mit aller Anspannung seiner Kräfte die Beute beschleicht und niederkämpft, aber wenn er sich satt gefressen hat, die Zeit mit Recken und Gähnen verbringt, so auch der Jäger. Auf der Spur des Wildes muß er Tage und Nächte lang sich durch den ungelichteten Urwald Bahn brechen, mit einer Axt oder einem Messer aus rohem Feuerstein gegen Bären und Auerochsen kämpfen, kurz Anstrengungen bestehen, denen der zivilisierte Mensch nie gewachsen wäre. Aber ist ein Tier

erlegt und nach Hause geschleppt, so hat er Tage und selbst Wochen lang daran zu essen. Er hat also nach beendeter Jagd nichts zu tun, als höchstens ein paar Pfeilspitzen aus Knochen oder Stein zurechtzuklopfen, falls er nicht auch diese Arbeit den Weibern überläßt. Auf kurze Mühe, die freilich alle Kräfte des Körpers und Geistes in Anspruch nimmt, folgen lange Pausen absoluter Untätigkeit. Das Lungern und träge vor sich hin träumen wird ihm so zur zweiten Natur.

Wächst durch die natürliche Vermehrung die Kopfzahl eines Jägerstammes soweit an, daß seine bisherigen Jagdgründe ihn nicht mehr ernähren können, so wird er zuerst versuchen, sie durch Eroberungen zu erweitern, und bleibt er Sieger, das frühere Leben fortsetzen. Nur die Niederlage, die sein ohnehin schon unzureichendes Gebiet noch mehr verkleinert und ihn dem drückendsten Hunger preisgibt, wird ihn vermögen können, eine andre Form des Unterhalts zu suchen. Die Kühe, Ziegen oder Schafe, die er vorher nur zum Vergnügen gezähmt hat, müssen ihn jetzt durch ihre Milch ernähren, zunächst wohl dürftig genug, bis er allmählich lernt, durch sorgfältige Zucht ihre Zahl zu steigern und den Ertrag des Melkens zu erhöhen. Die Zeit des Überganges wird eine sehr schwere sein, die harte Not für alle Stammesgenossen, für viele den Hungertod herbeigeführt. Und gerade diejenigen, die dem Jägerleben am besten angepaßt waren und daher früher für die tüchtigsten galten, werden sich der neuen Lebensführung am schwersten fügen und meist dabei zugrunde gehen. Doch hat die Grausamkeit der Naturauslese einige Generationen hindurch ihre Wirkung geübt, so hat das Volk sich in das Hirtenleben eingewöhnt, und weil der Nomade zu seiner Ernährung mit einem zehnmal kleineren Gebiet auskommt als der Jäger, gewinnt es die Möglichkeit weiterer Vermehrung. Aber auch bei denen, die sich der neuen Ordnung wohl oder übel haben fügen lernen, wurzeln die festesten Instinkte noch in der früheren Lebensweise ihres Stammes. Die Viehzucht verlangt das tägliche Melken und eine stetige Beaufsichtigung der Tiere, also eine Arbeit, die zwar nicht sehr schwer, aber doch ganz regelmäßig ist, und gerade diese strenge Ordnung widerspricht den Gewohnheiten des Jägers. Auch wenn seine Nachkommen Hirten geworden sind, bleiben sie doch dabei, daß Jagd und Krieg die einzigen Beschäftigungen seien, die dem freien Manne ziemen; das Melken, Käsebereiten, Spinnen, Weben und was es sonst an täglicher Arbeit gibt, halten sie für unter ihrer Würde. Diese regelmäßigen Tätigkeiten fallen so denjenigen zu, die man dazu zwingen kann; sie werden das Los der Schwächsten, d. h. der Weiber. Denn Sklaven hält auch der Nomade noch nicht, weil sie bei seinem freien Schweifen in der Wildnis sich gar zu leicht beiseite drücken und dann auch einen Teil der Herde mitgehen heißen könnten. Indem nun die Frauen durch lange, erzwungene Gewöhnung einen schwachen Arbeitsinstinkt in sich ausbilden, geht ein Teil desselben mit ihrem Blut auch auf ihre männlichen Nachkommen über und macht so ein neues wirtschaftliches Fortschreiten möglich.

Der Mensch ist Omnivore und hat daher das Bedürfnis, neben Milch und Fleisch auch Pflanzenkost zu genießen. Anfangs befriedigt er es, indem er die wilden Früchte des Waldes sammelt; doch sehr früh muß er die Be-

obachtung gemacht haben, daß er sie durch Aussaat und Pflege in viel reicherer Fülle gewinnen konnte. Wie der Jäger das Zähmen der Tiere, aus dem das Hirtenleben hervorgehen sollte, anfangs nur zum Vergnügen betrieben hatte, so wird auch der älteste Ackerbau eine halb spielende Beschäftigung gewesen sein. Man war nicht auf sie angewiesen, wenn man sich auch freute, daß sie die Nahrung etwas bereicherte und mannigfacher gestaltete. Doch auch die Hirtenvölker vermehrten sich über die Zahl hinaus, die ihre Scholle durch Viehzucht allein erhalten konnte, und was bisher nichts weiter als angenehme Zugabe gewesen war, wurde zum notwendigen Bedürfnis. Wenn aber der Ackerbau nicht nur gelegentlich und nach freiem Belieben, sondern ganz regelmäßig betrieben werden soll, erfordert er eine so schwere und anhaltende Arbeitsleistung, wie man sie auch den Frauen nicht leicht zumuten konnte, und der träge Herr war erst recht nicht dafür zu haben. So entstand die Sklaverei, und da die neue Wirtschaftsart auch festere Wohnsitze mit sich brachte, bot sie die Möglichkeit, die widerwilligen Unterworfenen besser zu beaufsichtigen und an der Flucht zu verhindern.

Noch in der Zeit, die wir aus den Gedichten Homers kennen, war das Sklavenmachen nur in sehr beschränktem Umfange üblich. Wenn Troja erobert wird, so ist jedem waffenfähigen Manne, der sich nicht durch die Flucht retten kann, der Tod sicher; von dieser Anschauung geht die Dichtung durchgängig aus. Wer im faulen Herrenleben groß geworden war, ließ sich eben für die Landarbeit nicht mehr brauchen; er wäre seinem Besitzer nur zur Gefahr geworden oder im besten Falle ein unnützer Esser geblieben. Doch während man in früheren Zeiten nur Weiber, die durch Schönheit lockten, lebendig fortgeführt hatte, sind jetzt auch ihre kleinen Söhne zur wertvollen Beute geworden; denn Kinder ließen sich noch zu nutzbaren Knechten erziehen. Bei vielen werden allerdings die trägen Instinkte, die sie von ihren Vätern ererbt hatten, unüberwindlich gewesen sein; doch wer auch unter der Peitsche nicht arbeiten lernte, der mußte fallen. An die Stelle der grausamen Naturauslese trat die noch grausamere, aber eben darum noch wirkungsvollere des Sklavenzüchters, der sich seines Zweckes bewußt war. So wurde ein Geschlecht großgezogen, das zur Feldarbeit taugte, wenn es sie auch nur mit Klagen und Seufzen verrichtete. Doch jede neue Generation war den Lebensbedingungen, die ihren Vätern aufgedrängt waren, besser angepaßt.

Aus den Sklaven wurden Freigelassene, und weil sie Arbeitsinstinkte in sich ausgebildet hatten, waren sie den Nachkommen ihrer früheren Herren im Kampf ums Dasein überlegen. Diese hatten sich unterdessen zu einem stolzen Adel entwickelt und sahen auf den Banausen, der mit schwieliger Hand sein Brot verdiente, voll Verachtung herab; denn noch immer hielten sie Krieg und Jagd, denen jetzt auch die Politik hinzutrat, für die einzig manneswürdigen Beschäftigungen. Doch sie verarmten und schwanden zusammen, während der Bauer reich wurde und auch an Kopfzahl stetig zunahm. Im Laufe der Zeit bemächtigte er sich auch im Staate der führenden Stellung; die „Edelsten der Nation" wurden zurückgedrängt und gingen in fruchtlosem Kampfe gegen die Forderungen der Zeit elend zugrunde. Aus den Acker-

bauern erwuchs ein neuer Adel, neben dem sich Handel und Handwerk als verachteter Broterwerb der armen Landlosen langsam ausbildete, um dann seinerseits über jenen hinauszuwachsen. So mußten die Bestangepaßten einer früheren Epoche immer vor den Emporkömmlingen zurückweichen, die schlechter angepaßt waren und sich eben deshalb in neue Verhältnisse und neue Erwerbsarten besser hineinfanden.

Und geht es heute anders? Sind nicht diejenigen, die in alter Väter Weise von ihrem Grundbesitz leben wollen, wieder mit dem Untergange bedroht? Weicht nicht überall der Landmann dem Fabrikarbeiter? Der als der Vornehme gilt, ist nicht mehr der Reiche und nur deshalb noch der Mächtige, weil unsre Politik alle Anstrengungen macht, ihn in seiner Stellung zu erhalten, was ihr auf die Dauer freilich nicht gelingen kann. Doch würde man fehlgehen, wenn man diese konservative Politik deshalb für überflüssig oder gar für schädlich halten wollte. Denn sie verlangsamt einen Fortschritt, der an sich zwar unvermeidlich ist, aber desto mehr Opfer fordern würde, je schneller er wäre. Und auch diejenigen, die ihn mitmachen, würden sich in den neuen Zuständen nicht wohl fühlen, wenn sie nicht die Zeit fänden, sich allmählich in sie einzuleben.

Schon die Natur wirkt dahin, daß der wirtschaftliche Fortschritt nicht gar zu sehr überstürzt zu werden braucht. Denn wie wir gesehen haben, wird er dadurch herbeigeführt, daß die Volksvermehrung das Erschließen immer neuer Quellen des Unterhalts fordert, und der Mensch ist eben deshalb das Geschöpf, das sich am allerlangsamsten vermehrt, und mit dem Steigen der Kultur nimmt seine Kinderzahl ab. Auf niederen Stufen steht er auch darin dem Tiere näher, daß die Geburten zahlreich sind und fast ebenso viele sterben müssen, wie erzeugt werden. Wenn ein Volk sich ausbreitet, so müssen dafür andre Völker zugrunde gehen; denn der Nahrungszuwachs wird noch vorzugsweise durch Verdrängen der Konkurrenten erreicht. So waltet die Naturauslese in ungeschwächter Grausamkeit, und nur die tüchtigsten Rassen bleiben übrig. Doch je mehr sie ihren Zweck erreicht hat, desto milder kann sie werden. Der besser angepaßte Mensch kann sich auf kleinerem Raum ernähren und kann, indem er reichere Quellen erschließt, einen größeren Teil seines Nachwuchses aufziehen. Doch auch bei dem schnellsten Fortschritt kann die Vermehrung der Unterhaltsmittel nicht mit dem Geburtenüberschuß Schritt halten, wenn dieser ein sehr großer ist. Er vermindert sich also in demselben Maße, wie ein massenhaftes Sterben für die Veredelung der Rasse überflüssig wird.

Doch auch bei der bescheidensten Vermehrung ist ein schneller Fortschritt nötig, wenn nicht Pesten oder große Kriege von Zeit zu Zeit furchtbar aufräumen, und daß er nötig ist, trägt keineswegs zu unserm Wohlbefinden bei. Denn jeder von uns trägt Instinkte in sich, die sich bei unsern Vorvätern unter ganz andren Verhältnissen gebildet haben und daher in die neuen nur schlecht hineinpassen. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß wilde Völkerschaften in der Berührung mit der Kultur, auch ohne daß Gewalt angewendet würde, schnell zugrunde gehen. Die Selbstmorde häufen sich, man

vermeidet die Kinderzeugung, und an die Stelle des Geburtenüberschusses tritt ein allmähliches Hinschwinden. Was dies veranlaßt, ist nichts andres als der zerstörende Einfluß, den eine radikale Umwälzung aller Lebensbedingungen auf das Nervenleben ausübt. Das peinigende Unbehagen, das der Mangel der Anpassungsfähigkeit in dem Wilden hervorruft, reibt ihn auf. Der kaukasische Stamm ist der anpassungsfähigste, den es gibt, und eben darauf beruht seine Überlegenheit über alle andern Menschenrassen. Doch auch in uns regt sich etwas von jenem Unbehagen, wenn wir sehen, wie die Welt um uns her sich immer wieder verändert. Deshalb hört man so oft die alte Zeit preisen und die neue schelten, und hörte es in den Tagen des Homer ebenso wie noch heute. Denn solange es einen Fortschritt gab, d. h. solange die Menschheit besteht, hat er immer wieder unsre ererbten Instinkte mit den Verhältnissen, die sich bildeten, in Widerspruch gesetzt. Daher ist Faust mit seinem ewigen Unbefriedigtsein eine Gestalt, die ganz modern ist, aber auch allen andern Zeitaltern verständlich gewesen wäre. Doch das unsre versteht ihn am besten; denn je schneller der Fortschritt ist, desto peinlicher muß natürlich jenes Unbehagen werden, und niemals ist er so vorwärts gestürmt, wie wir es erleben. Ihn etwas aufzuhalten, ist also ein verdienstliches Tun, das keiner schelten soll.

Wir haben oben schon dargelegt, daß die Laster einer vergangenen Zeit uns oft sympathischer anmuten als moderne Tugenden. Wenn man von jemandem sagt, daß er seinen Vorteil verstehe, so betrachtet man dies keineswegs als Lob, und doch muß jeder, der im Kampfe ums Dasein nicht unterliegen will, seinen Vorteil verstehen. Daher kommt es, daß sowohl die einzelnen als auch die Nationen sich einer desto größeren Beliebtheit erfreuen, je mehr sie auf dem Standpunkte ihrer Väter stehen geblieben sind. Kein Stamm ist verhaßter als der jüdische, und doch hat keiner in tausend Nöten und Gefahren seine Tüchtigkeit glänzender bewiesen. Nicht viel weniger unbeliebt in der ganzen bewohnten Welt ist der Deutsche, nächstdem der Engländer, also gerade die Nationen, deren wirtschaftliche und geistige Entwicklung in den letzten Jahrhunderten die bedeutendste gewesen ist. Alle, die im Orient bekannt sind, versichern einstimmig, daß der Türke viel liebenswürdiger sei als der Grieche oder der Armenier, und doch wird er von diesen überall zurückgedrängt, obgleich er den herrschenden Stamm darstellt und sie die Unterworfenen sind. Der Pole hat sein eigenes Staatswesen zugrunde gerichtet, und wenn er auch ein neues gründen könnte, würde er doch nie imstande sein, es vernünftig zu regieren. Doch seine Tapferkeit, sein fröhlicher Leichtsinn, sein großmütiges Umsichwerfen mit dem Gelde, sein fester Glaube an seine Kirche und seine Nation geben ihm trotzdem etwas höchst Anziehendes. Nicht mit Unrecht nennt man ihn ritterlich, denn er besitzt die Tugenden und die Laster, die das Rittertum des Mittelalters auszeichneten und die wir längst überwunden haben. Aber noch bis heute besitzen sie auch für uns eine mächtige Werbekraft. Wie oft werden nicht Kinder deutscher Eltern zu Polen, während das Umgekehrte kaum jemals vorkommt! Es ist eben viel leichter und angenehmer, zu einer niedrigeren Stufe herabzusteigen, in der ein großer

Teil unsrer Instinkte noch immer wurzelt, als sich zu einer höheren zu erheben. Obgleich der Pole sich im Kampfe ums Dasein als der Schwächere erwiesen hat, lockt er doch durch den Schein der Vornehmheit, der den Unterliegenden in diesem Kampfe immer anhaftet, viele Abtrünnige unsrer Nation zu sich hinüber. Das ist eine Gefahr, mit der man sehr ernsthaft rechnen muß, gegen die sich aber kaum ein Mittel finden läßt.

Aber ist er wirklich im Unterliegen? Schickt er nicht kühn erobernd seine Kolonisten bis in unsern äußersten Westen vor? Wie wir gesehen haben, findet der Sieg im Kampfe ums Dasein darin seinen Ausdruck, daß man imstande ist, seine Nachkommenschaft ungehemmt zu vermehren, und wer besäße diese Möglichkeit in reicherem Maße und machte zugleich soviel Gebrauch von ihr wie der polnische Arbeiter? Hiernach läßt sich wohl nicht leugnen, daß er Sieger ist; doch dürfte sein Erfolg nicht von ewiger Dauer sein.

Die Möglichkeit, auf derselben Scholle eine größere Zahl von Menschen zu erhalten, läßt sich auf doppelte Weise gewinnen, indem man durch neue Erfindungen die Menge der Nahrungsmittel steigert oder indem man seine eigenen Bedürfnisse herabsetzt; denn wenn zwei nicht mehr verzehren als vorher einer, so kann der Boden natürlich die doppelte Zahl erhalten. Der Deutsche hat den ersteren Weg eingeschlagen, der Pole den letzteren, und seine Bedürfnislosigkeit ist eine scharfe Waffe im Kampfe ums Dasein. Er macht's eben billiger und verdrängt dadurch den deutschen Arbeiter; denn für Leistungen, zu denen man weiter nichts braucht als Hände, ist seine mindere Intelligenz kein Hindernis. So ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß bei uns im Laufe der Jahrhunderte die höhere und die niedrigere Arbeit sich völlig nach Nationalitäten scheiden, und tritt dies ein, so müssen die Polen, wenigstens der Zahl nach, die Oberhand gewinnen, weil man eben viel mehr niedrige Arbeit braucht. Aber noch ehe diese Entwicklung zum Abschluß gekommen wäre, hätte der slawische Proletarier einen Konkurrenten gefunden, der ihn an Bedürfnislosigkeit wie an Kinderzahl noch überträfe, ich meine den chinesischen Kuli. Durch diesen würde er verdrängt werden, wie er die deutsche Arbeit verdrängt hatte, und dann unrettbar zugrunde gehen.

Doch das sind Sorgen einer fernen Zukunft, die wir unsern Urenkeln überlassen können. Was uns hier beschäftigen soll, sind die Gesetze, die heute wirksam sind, wie sie es vor Jahrtausenden waren, vor allem die stete Vermehrung der Menschheit, die uns in immer neue Wirtschaftsformen hineindrängen muß. Sie macht genaue Anpassung an die heutigen, die uns allein volle Befriedigung gewähren könnte, zum Fluche für unsre Nachkommen. Denn sie haben sich in die Veränderung zu finden und werden das um so schwerer tun, je mehr ihre Instinkte, die sie von uns erben, dem gegenwärtigen Zustande entsprechen. Wir müssen uns daher in unsrer Zeit unbehaglich fühlen und ihnen das gleiche Unbehagen hinterlassen, damit sie nicht zu dem vornehmen Gesättigtsein gelangen, das künftigen Geschlechtern zum Verderben werden muß.

Wir sahen schon, daß die Instinkte des Menschen viel weniger klar ausgeprägt und viel veränderlicher sind als bei seinen Mitgeschöpfen, daß er der

schlechtest angepaßte Bewohner der Erde ist; doch diese scheinbare Unvollkommenheit hat sich uns als notwendig für seinen Fortschritt herausgestellt. Und die Natur hat uns einen besonderen Instinkt gegeben, den kein Tier mit uns teilt und der eigens dazu bestimmt ist, die zu genaue Anpassung zu verhindern; das ist das Vergnügen an der Abwechslung. Denn es ist ja klar, daß Fähigkeit und Lust zu einer bestimmten Art der Tätigkeit uns desto mehr in Fleisch und Blut übergehen müssen, je anhaltender und ausschließlicher wir sie betreiben. Übung ist ja nichts andres als Anpassung, und wie man weiß, macht sie den Meister. Wir aber fühlen nicht nur das Bedürfnis nach Ruhe, das uns mit allen Tieren gemein ist, sondern auch den Trieb, uns immer wieder von unsrer regelmäßigen Beschäftigung bei einer ganz anders gearteten zu erholen. Jagd und Sport oder auch das Umgraben eines Gartens sind nicht geringere Anstrengungen, als das Sitzen vor den Büchern oder das Bedienen einer Maschine, aber sie bieten Abwechslung, und dadurch erfrischen sie. Daß sie das aber tun, ist weiter nichts als eine Einrichtung unsrer Natur, die eine gar zu vollständige Anpassung an eine einzelne Tätigkeit verhindern soll.

In noch höherem Grade dient diesem Zwecke die Reiselust, die wir wahrscheinlich von unsern nomadisierenden Vorfahren ererbt haben, die aber auch heute noch heilsam wirkt. Denn indem wir unsre ganze Umgebung und alle unsre Lebensgewohnheiten zeitweilig verändern, erhalten wir uns und damit unsern Erben die Biegsamkeit, sich in die neuen Verhältnisse, die sie in der Folgezeit umgeben werden, leichter zu fügen. Man bedauert es gegenwärtig, daß das Heimweh den meisten von uns zu einem ganz fremden Gefühl geworden ist, und sucht die Heimatliebe geflissentlich großzuziehen, aus keinem andern Grunde, als weil sie „schön" ist, wie aller Urväterhausrat. Und doch bedeutet sie nichts andres, als daß man sich gewissen örtlichen Verhältnissen so genau angepaßt hat, um sich in keinen andern wohlfühlen zu können. Sie ist also eine Beschränkung der Anpassungsfähigkeit und mußte als solche in unsrer veränderungsreichen Zeit notwendig schwinden. Auch in diesem Falle bewährt es sich, daß das Schöne und das Zweckmäßige sehr verschiedene Dinge sind.

Wir sprachen oben die Hoffnung aus, daß der Fabrikarbeiter sich im Verlaufe mehrerer Generationen seiner Tätigkeit ebenso anpassen könne, wie der Bergmann es getan hat, und dann trotz ihrer Einförmigkeit Freude an ihr finden werde. Doch wenn das geschehen ist, sind neue Tätigkeiten aufgetaucht, und wieder wird ein neues Anpassen nötig. So ist das Verhängnis unausweichlich, daß wir mit unsern Instinkten immer hinter unsrer Zeit zurück sind und niemals die rechte Lust an ihr empfinden. Das Tier kann sich in stiller Befriedigung sonnen, wenn es nicht hungert oder gefressen wird. Diese Gefahren sind für die zivilisierte Menschheit beseitigt oder doch zurückgetreten; doch die Sicherheit für sich und ihre Nachkommen muß sie sich durch einen steten Fortschritt erkaufen, der sie immer mehr bedrückt als erfreut. Sie selbst ist jener Faust, der sich nie geruhig auf ein Faulbett legen darf und alle Lebenslagen durchstürmen muß, um in keiner Zufriedenheit zu finden.

Alfred de Musset.

Von

Moritz Werner.

> C'est un original qui fait des portraits devant son miroir, et qui les peint à son image .... On l'aime beaucoup en Allemagne. Nous trouverons des connaisseurs là-bas .... Musset.

Von allen französischen Dichtern der Neuzeit ist Alfred de Musset derjenige, der bei uns in Deutschland am meisten Verständnis gefunden hat. Schon Heine nannte ihn den größten Lyriker der Franzosen. Dann wurde vor dreißig Jahren, noch ehe Mussets Bruder ein lange erwartetes Buch über ihn veröffentlichte, von einem Deutschen, Paul Lindau, die erste Biographie des Dichters geschrieben. Endlich haben sich um die Verdeutschung der Verse Mussets von seinem Altersgenossen Freiligrath an bis in die jüngsten Tage unablässig Dichter und Übersetzer bemüht, seit Geibel und Leuthold vielleicht keiner mit schönerem Erfolge als der 1880 hervorgetretene Otto Baisch. Es ist also nur die Fortsetzung einer Tradition, wenn man es unternimmt darauf hinzuweisen, daß diese deutsche Musset-Verehrung wohl kein bloßer Zufall ist, sondern zum wenigsten einen tieferen Grund hat. Um ihn kurz anzugeben: wir werden in der Literatur des Nachbarvolkes schwerlich eine andre Erscheinung finden, die in gleichem Maße unsrer Idealforderung an den Dichter gerecht wird, daß jedes seiner Werke eine Gelegenheitsschöpfung im besten Sinne sei, daß es, aus seines Urhebers Leben geboren, ihn selbst und das einzelne Erlebnis widerspiegele. Es ist das Kriterium, das Goethe uns an die Hand gegeben hat.

Wie hätte Goethe Mussets Schaffen beurteilt? Vielleicht liegt es bloß an einer Kleinigkeit, daß diese Frage so durchaus hypothetisch gestellt werden muß. Gerade wendete der große Herold der „Weltliteratur", um ganz der Arbeit am zweiten Teil „Faust" zu leben, seine Blicke von der französischen Produktion ab, die er mit so lebhaftem Interesse in Pariser Blättern verfolgt hatte, als diese ein zu Neujahr 1830 erschienenes Bändchen mit dem

Titel „Contes d'Espagne et d'Italie“ besprachen. Auch bei der Sendung von Medaillonabgüssen David d'Angers', die in jenen Tagen als freudig begrüßtes Geschenk des Bildhauers in Weimar eintraf, konnte sich noch nicht der prächtige Apollokopf befinden, der erst im folgenden Jahre nach dem Verfasser der „Contes“ modelliert wurde.

Musset war eben — der 11. Dezember 1810 ist sein Geburtstag — so viel jünger als die Vigny, Hugo, Sainte-Beuve, daß es uns nicht wundern kann, seinen Namen nicht unter denen zu finden, die schon während der letzten zwanziger Jahre über die Grenze hinausgedrungen waren. War er doch nur gewissermaßen als Nesthäkchen, bei dem man allerdings Frühreife und geniale Veranlagung sofort erkannt hatte, in die verschiedenen cénacles aufgenommen worden, in denen das Leben der jungen romantischen Schule sich literarisch austollte. Nicht bloß bei V. Hugo, dem der Schwager Paul Foucher seinen Schulkameraden Musset schon früh zugeführt hatte, gab es ein solches Kränzchen, wie man mit einem harmloseren Namen sagen könnte, sondern ein andres bei den Brüdern Deschamps, die sich als Übersetzer an Dante, Goethe, Shakespeare versuchten, ein weiteres bei dem Maler Achille Devéria, der uns in einem koketten Bildchen Musset als Renaissancepagen gezeigt hat. Mit Recht wählte Frau Arvède Barine dieses bezeichnende Konterfei des blutjungen Dichters zum Titelschmuck, als sie 1893 dessen Biographie schrieb, vielleicht die abgerundetste, die wir haben. Man stelle sich die schlanke Gestalt mit allen Reizen einer frischen Jugend vor: die Stirne frei und offen unter einer Fülle blonden Haares, die Farbe der Gesundheit auf den Wangen, in jeder Bewegung ein edles Selbstbewußtsein, jede Fiber erzitternd vor Freude am Lebensgenuß — eine vollkommene Verkörperung des jugendlichen Genies. So etwa wurde der Musset dieser ersten Jahre später von Sainte-Beuve geschildert. So mag er ihn im Hause A. de Vignys gesehen haben, als dieser im Herbst 1829 den Intimen seine Übersetzung des „Othello“ vorlas.

Hier war Musset sicher einer der berufensten Richter, denn er beherrschte das Englische und wollte schon, als er, noch nicht siebzehnjährig, mit einem Staatspreis für lateinischen Aufsatz das Gymnasium verließ, nur im Original Shakespeare lesen, von dessen Werken ihm der „Othello“ immer das liebste geblieben ist. Die Bearbeitung eines englischen Werkes, der „Confessions of an English Opium Eater“ von Th. de Quincey war denn auch das erste, was er 1828 in Druck gab. Nun, da es galt, sein zweites Buch aus der Taufe zu heben, wurde am Weihnachtsabend 1829 eine Anzahl Freunde von des jungen Dichters Vater zur Begutachtung geladen. Viktor-Donatien de Musset-Pathay war selbst kein Verächter literarischer Verdienste, was er durch eine gute Ausgabe und Biographie Jean-Jacques Rousseaus bewiesen hatte. Er wollte nicht um jeden Preis seinem zweiten Sohn die schriftstellerische Laufbahn versperren, um ihn länger im Bureau eines Armeelieferanten festzuhalten, in das er Alfred vor einiger Zeit gesteckt hatte, weil seinen Studien in der Jurisprudenz wie in der Medizin Neigung und Erfolg gänzlich abgingen. Deshalb sollten andre, namentlich jüngere Leute, mit ihm über des Sohnes Zukunft entscheiden.

Die erfreute nun vor allem „Don Paez“ durch die Echtheit der spanischen Lokalfarbe, mit der darin der Autor — Musset ist sein Leben lang nicht über die Pyrenäen gekommen —, in wilder Exotik schwelgend, ein Eifersuchtsdrama schildert: zwischen zwei Soldaten, denen dasselbe Weib angehört hat, entscheidet ein tödlicher Zweikampf, und Don Paez', des Überlebenden, Hand endet dann der Treulosen Leben und sein eigenes. Daß die epische Erzählung zweimal durch bühnenartigen Dialog unterbrochen wird, mochte hier als Regellosigkeit erscheinen — die nächste Nummer der Sammlung war ein wirkliches kleines Theaterstück.

„Les Marrons du Feu“ führt nach Italien. Um die schöne Diva Camargo zu besitzen, holt ihr ein lüsterner Abbé „die Kastanien aus dem Feuer“, indem er ihren ungetreuen Geliebten Rafael Garuci tötet, und wird nun als dessen Mörder natürlich erst recht abgewiesen. Das Ganze ist eine Travestie, in deren tollen Wirbel sowohl Racine als auch Shakespeare hineingerissen werden. Nur Schiller ist halbwegs ernst behandelt: als Motto stehen eingangs die Worte seiner Eboli von der Liebe, die „keinen andern Käufer leidet als sich selbst“. Und doch hatte bereits der Abiturient Musset seinem damaligen Intimus Foucher geschrieben, wenn er nicht ein Shakespeare oder Schiller werden könne, wolle er überhaupt nicht schriftstellern. Ein wirkliches Geständnis des Dichters haben wir denn auch in dieser Komödie nur an den Versen:

La poésie,
Voyez-vous, c'est bien. — Mais la musique, c'est mieux.
. . . . . .
C'est la musique, moi, qui m'a fait croire en Dieu.

Musset ist immer ein leidenschaftlicher Musikfreund und ein eifriger Besucher der italienischen Oper gewesen: unter ihren Komponisten aber stellt er niemanden höher als die beiden hier in Betracht Kommenden, Mozart und Rossini.

Fast ebenso leicht ist in „Portia“, der nächsten „Geschichte aus Italien“, Wesen und Erleben des Dichters zu finden, sofern man, wie billig, auch den Einfluß eines literarischen Vorbildes dahin rechnet, und das ist hier Byron. An „Parisina“ gemahnt schon der Vorwurf: die Venetianerin Portia, mit einem alternden Florentiner verheiratet, wird von diesem beim Stelldichein überrascht, und nachdem des Geliebten Schwert sie auf der Stelle von dem Gatten befreit hat, folgt sie ihm, dem ruinierten Spieler, in die gemeinsame Vaterstadt. Byronisch ist der rätselvolle Abschluß und die Düsterheit des Kolorits, byronisch auch der dumpfe Fatalismus der ganzen Erzählung, dem sich diesmal das wiederum Schillern entlehnte Motto, Posas Reflexion über Zufall und Vorsehung, nicht recht fügen will.

„Venezia, die rote“, ist auch in einem der zur Komposition bestimmten Lieder besungen, die, 1828 und 1829 entstanden, den „Contes d'Espagne et d'Italie“ beigegeben wurden. Besonders berühmt ist unter ihnen „Die Andalusierin“, die nebst drei andren als kecke Vorstudie zum „Don Paez“ betrachtet werden darf.

Wer die Schönen waren, bei denen Musset schon damals — gleichzeitige Briefe[1]) verstärken noch den dichterisch so fühlbaren Eindruck des Erlebten — Erfolge und Enttäuschungen fand, wissen wir nicht. Es genügt zu wissen, daß der Verfasser in einem kleinen Gedicht „A Ulric Guttinguer" diesen fünfundzwanzig Jahre älteren Freund, dessen Stirn er „unter Frauenküssen erbleicht" nennt, um sein „Leid" und seine „Wunden" beneidet.

Wie viel besser steht dem Jüngling die witzige Nuance seiner „Ballade à la Lune" zu Gesicht! Man kann es heute kaum verstehen, wieso diese gelungene Groteske bei ihrem Erscheinen vielfach ein so unliebsames Aufsehen machte, daß sie jahrelang das bekannteste von Mussets Werken überhaupt blieb.

Während eines kurzen Sommeraufenthaltes bei Verwandten in Le Mans hatte der Dichter die 59 zehnzeiligen Strophen seines „Mardoche" geschrieben. Sie erzählen nichts mehr aus Spanien oder Italien. Von einer Erzählung kann überhaupt nicht die Rede sein bei dem höchst dürftigen Liebesabenteuer, das ihnen zum Vorwand dient. Entsprechend seiner Banalität, die Musset in einer gereimten Fußnote selbst bespöttelt, sind sie mit voller Absicht und — großer Kunst in ihrem äußeren Bau der Prosa ungemein nahe gebracht. Aber diesen Fehler, wenn es einer ist, gleicht das Werk durch einen der größten Vorzüge aus, die der Franzose kennt: es ist durch und durch pariserisch. Was hier die Flamme der Poesie niederhält, wie ein kalter Wasserstrahl, das ist — weit mehr als die äußere Form — jenes schwer definierbare Etwas, das man jenseits der Vogesen blague nennt. Dazu kommt, daß Musset hier geradezu ein auch äußerlich getreues Selbstbildnis gegeben hat. Er selbst ist der flotte junge Mann, der sich im hellbraunen Frack mit hoher Halsbinde auf dem Boulevard de Gand, dem heutigen Boulevard des Italiens, spazieren fahren läßt. Er selbst huldigte damals nicht nur in der Rede, sondern im ganzen Gebaren mit vielen seiner Altersgenossen der Engländerei, die in Paris den schönen Brummell noch immer zum Ideal aller „Dandies" machte, wie sie sich stolz nannten.

Mehr noch als der Beifall jener jungen Zuhörerschaft vom 24. Dezember imponierte Herrn de Musset-Pathay bald die Ruhe, mit der Alfred die gedruckten Rezensionen, mochten sie auch noch so grob lauten, hinnahm, und so befreite er ihn von dem Zwang der Geschäftsstube. Vielleicht war nur das Bewußtsein einer Art von Berufspflicht daran schuld, daß des Dichters Produktion in der nächsten Zeit etwas Fragmentarisches erhielt, vielfach schon in der äußeren Form des einzelnen Werks. Er zählt bald zu der glänzenden Mitarbeiterschar der

---

[1]) Die Briefe des Dichters findet man jetzt gesammelt in dem Bande von Léon Séché: „Alfred de Musset. — Correspondance (1827—1857)". Paris, Mercure de France. 1907. — Demselben überaus rührigen Verfasser haben wir auch eine umfangreiche biographische Arbeit über den Dichter zu verdanken („Alfred de Musset". Paris, Mercure de France. 1907. Zwei Bände). Die zahlreichen, hier zum ersten Male veröffentlichen Briefe aus Mussets Freundes- und Bekanntenkreis verleihen diesem Werke seinen Hauptwert und sind nicht, wie es namentlich in Frankreich öfters geschieht, als pietätlos gegen einen Toten zu verurteilen. Wir können solcher Dokumente nie zu viele besitzen: einen einwandfreien Gebrauch davon zu machen, kann füglich dem Takt der literarhistorischen Forschung überlassen bleiben.

nicht lang vorher gegründeten „Revue de Paris“ und steuert noch 1830 zwei Versstücke bei, die wenigstens als dichterische Manifeste und persönliche Bekenntnisse sehr wertvoll sind. Da zeigt er sich in „Les secrètes pensées de Rafaël, gentilhomme français“ gleich unehrerbietig gegen Romantiker und Klassizisten: auf seinem Arbeitstisch halten Racine und Shakespeare — Stendhal hatte einst die beiden gegeneinander ausgespielt — gute Nachbarschaft, und Boileau gibt seinen Segen dazu. Fast Boileausche Formenstrenge hat jetzt Mussets Vers in der Tat, und man glaubt ihm, wenn er der Muttersprache jede Sünde wider ihren Geist abbittet. Auch sein Aristokratentum vergißt er nicht, das ihm manchmal bis zur Eitelkeit am Herzen lag: hat er doch im „Mardoche“ auf den Hauptstolz seiner Familie, die schon im 15. Jahrhundert an der mittleren Loire ihre Adelssitze hatte, auf die Verwandtschaft mit der Jungfrau von Orléans hingedeutet. Vielleicht ist es eine Wirkung des noblesse oblige angesichts der Julirevolution, wenn er in den „Vœux stériles“ so bitter bedauert, kein Mann des Schwertes zu sein, sondern nur ein „wahnwitziger Träumer“. Sein Künstlernaturell fühlt sich im Griechenland des Phidias und in der italienischen Renaissance heimisch, nicht in der eigenen Zeit, in der die Kunst nach Brot geht und der wahre Dichter nur seine Seele prostituiert.

Wenn dabei die Bühne als unwürdigste Mittlerin zwischen Poet und Publikum gebrandmarkt wird, so stimmt dies freilich nicht zu der Tatsache, daß Musset gerade damals sich mit ernster Absicht dem Theater zuwandte. Am 1. Dezember 1830 ging im Odéon ein Werk des jungen Autors über die Bretter. Da jedoch Musset nicht wie V. Hugo bei „Hernani“ von einer stattlichen Zahl wohldisziplinierter Anhänger umgeben war, so wurde „La Nuit vénitienne“ erbarmungslos ausgezischt. Von einer Handlung findet sich allerdings in der einaktigen Komödie so gut wie gar nichts, und die Zuschauer brauchten es gewiß nicht zu würdigen, daß die beiden Hauptfiguren Gestalten von ihres Schöpfers Fleisch und Bein waren. Aber der feine Dialog hätte seine Wirkung nicht verfehlen können, wäre die blague nicht damals auch auf der Bühne etwas gar zu Fremdes gewesen. So blieb Musset nichts übrig, als sein Stück nach der zweiten Vorstellung zurückzuziehen. Als ein Freund ihn fragte, ob er noch einmal in die Arena hinabsteigen wolle, verneinte er das mit der Wendung, er sage „der Menagerie“ für lange Zeit Lebewohl. Und er hat Wort gehalten, bis über die Grenze seines eigentlichen Schaffens hinaus. Schon war ein weiterer dramatischer Versuch desselben Jahres dadurch verpufft, daß der Dichter die gereimten Szenen bruchstückweise einem jener literarischen Almanache anvertraut hatte, die damals keepsakes genannt wurden.

In einem andren keepsake für 1831 erschien eine längere episch-lyrische Dichtung Mussets, „Le Saule“. Sie schildert, wie ein Mädchen, kaum zur herben Schöne der Jungfräulichkeit erblüht, von dem Sturm unglücklicher Leidenschaft hingerafft wird, der es einem unter Denken und Forschen noch düsterer gewordenen jungen Mann von verschlossenem, beinahe dämonischem Wesen in die Arme treibt. Ihre Blicke haben sich zum erstenmal gefunden,

als die Dame das Lied vortrug, das dem Ganzen den Titel gegeben hat: es ist die Romanze „Assisa al piè d'un salice" aus Rossinis „Otello", die Musset selbst über alles schätzte. Trotz dieses italienischen Elementes scheint diesmal aber weit fühlbarer der Hauch germanischer Inspiration durch das Gedicht zu wehen. Nicht nur auf dem Stoff lastet etwas von jener Nebelhaftigkeit, die die Franzosen so gerne den „nordischen Literaturen" zuschreiben, sondern auch die Stimmung ist öfters geradezu die der eigentlichen, ganz unfranzösischen Empfindsamkeit, etwa der in Schillers „Laura"-Liedern vergleichbar. Stärker noch tritt das bei der verkürzten Fassung hervor, in der 1835 als Elegie, „Lucie" betitelt, — darin Mussets berühmte Grabverse:

Mes chers amis, quand je mourrai,
Plantez un saule au cimetière . . . —

das Motiv wieder aufgenommen wurde.

Daß der Dichter in jener ersten Zeit seines Schaffens sich mit deutscher Literatur beschäftigt hat, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Offenbart wurde dieses Neuland der Poesie ihm wie seiner ganzen Generation durch Mme. de Staëls „De l'Allemagne", und vielleicht hat keiner mehr als Musset die sieghafte Gewalt dieses Buches empfunden: nennt er doch die Verfasserin später einmal einen „Blücher der Literatur". Noch deutlicher aber ist folgende Stelle aus einem gereimten Rückblick auf diese frühen Tage:

J'adorais tour à tour l'Angleterre et l'Espagne,
L'Italie, et surtout l'emphatique Allemagne.
Que n'eussé-je pas fait pour savoir le patois
Que le savetier Sachs mit en gloire autrefois!

Unwillkürlich erinnern mich diese Verse — wenn hier einmal ein persönliches Wort gestattet ist — an Unterhaltungen mit Mme. Martellet, die als Adèle Colin die treue Gesellschafterin des Dichters während seiner letzten zehn Jahre gewesen ist. Wiederholt hat mir die jüngst erst verstorbene Greisin erzählt[1]), wie vergeblich ihre Bemühungen waren, „Monsieur de Musset" unsre Sprache näher zu bringen, die ihr durch den Dienst in einem süddeutschen Fürstenhaus geläufig war: schon der bloße Klang habe den Dichter abgeschreckt. Musset hat also nie Deutsch gekonnt. Aber ob es nicht ein Versuch war, Goethe im Original lesen zu lernen, wenn er jene Interlinear-Version des „Werther" wirklich benutzt hat, die sich in seiner Bibliothek vorfand?

Besonders häufig ist Goethe und sein Jugendroman sowie der „Faust" in den Feuilletons erwähnt, die Musset während des ersten Halbjahres 1831 wöchentlich unter dem Titel „Revue Fantastique" dem „Temps" lieferte. Auch andre Namen unsrer Literatur werden in diesen journalistischen Arbeiten buntesten Inhalts genannt. Zwei enthusiastische Artikel sind Jean Paul gewidmet, aus dessen Werken damals eine Gedankenlese in französischer Sprache erschienen war. Wenn Musset hier, wie später wieder in „La Loi sur la Presse", die „gens de goût" tüchtig abtrumpft, so denkt man daran, daß

[1]) Sie hat auch einen Band Erinnerungen veröffentlicht: Mme. Martellet (Adèle Colin). Alfred de Musset intime. Paris, Juven.

deren Standpunkt bei aller Sympathie gegenüber Deutschland selbst von Mme. de Staël gelegentlich mit einem gewissen Hochmut vertreten wird. Jedenfalls hat die Genferin, wo sie den französischen „esprit de sociabilité“ dem Individualismus der Deutschen gegenüberstellt, sich nie so rückhaltlos zugunsten des letzteren ausgesprochen, wie es hier dieser Parisien de Paris tut.

Andrerseits macht er sich gerade als solcher auch keine Illusionen. Er weiß sehr wohl, daß das Mädchenideal, wie es Jean Paul sich erträumt, jene zarte Blüte, die durch die leiseste unliebsame Berührung vernichtet wird, nicht in der Wirklichkeit lebt, sondern nur in den Stichen Dürers und in Goethes Werken. Von da aus aber ist ihm selbst diese Gestalt geradezu der dichterische Typus weiblicher Reinheit und Unschuld geworden. So besang er sie in „Suzon“, nicht so sentimental wie in „Le Saule“, und daher eindrucksvoller. Das Gedicht, das die „Revue de Paris“ 1831 zuerst veröffentlichte, ist damals unter dem unverkennbaren Einfluß Jean Pauls entstanden. Mag es sich auch in der äußeren Einkleidung — die übrigens die Grenze des Skabrösen dicht streift — noch so weit von ihm entfernen, so weist auf ihn zurück nicht nur das Motto, sondern auch die freilich ganz passive Gestalt der Titelheldin, von der der Dichter mit bezeichnender Wendung sagt:

Qu'elle a de son amour enfermé le trésor
Comme une fleur pudique en son calice d'or.

Geradezu mystisch verklärt wird hier diese keusche Liebe durch den ganzen Vorwurf, indem die Macht und die Verantwortung desjenigen, der sie weckt, gepaart wird mit der des Priesters, wenn er die Hostie reicht oder die Beichte abnimmt. Später im „Rolla“, wo Musset dasselbe Thema mit der Vollkraft seiner lyrischen Beredsamkeit behandelt, findet er dafür kein geeigneteres Symbol als Goethes Gretchen. Manche Anekdote beweist, daß der Dichter auch im Leben Mädchentugend, wo immer er sie antraf, nicht nur selbst wie etwas Heiliges respektierte, sondern gebotenen Falles auch andern gegenüber ritterlich verteidigte. So gewann er die Frauen, die er jederzeit als sein eigentliches Publikum betrachtet hat, gewann sie nicht lediglich als Dichter, sondern auch als Mensch.

Ihnen zuliebe hatte er bald den cénacles den Rücken gekehrt, die sich nur gelegentlich durch Teilnahme der Frauen zum Salon gestalteten. Doch war diese letztere Form der Geselligkeit auch anderweitig vertreten, wohl nirgends mehr nach Mussets Geschmack als im Arsenal, wo allsonntäglich Charles Nodier, der berühmte Erzähler, nicht wie sonst als Bibliothekar, sondern als gastfreier Hausherr seines Amtes waltete. Obwohl von der gesamten literarischen und künstlerischen Jugend jener Tage eifrig umschwärmt, zeichneten er und seine anmutige Tochter Marie den eleganten Autor der „Contes d'Espagne et d'Italie“ ganz besonders aus. In einem bilder- und komplimentenreichen Gedichtchen hat Musset Mme. Menneffier — dies der Frauenname der früh vermählten Marie Nodier — dafür gedankt, daß die vielseitig Begabte bei der Wahl von Texten zur Komposition seiner gedacht hatte.

So bot ihm dieser Kreis schon jetzt mehrfach Gelegenheit, seine Kunst zu betätigen, meistens freilich in einer Richtung, die in den gesammelten Werken

nicht zum Vorschein kommt. Musset verstand es vortrefflich, Menschen und Vorgänge aus seiner Umgebung in wohlgereimten, pointierten Stückchen mehr oder weniger harmlos zu schildern. Dieser Neigung fügte sich überdies bei ihm die Eigenart eines Zeichentalentes, das gar nicht unbedeutend war. Obwohl die bildende Kunst als Beruf nur vorübergehend in Betracht kam, hat doch der Zeichenstift in Mussets guter Zeit fast nie ganz geruht und namentlich in der Karikatur sehr Gelungenes hervorgebracht.

Eines Tages machte der Schriftsteller Félix Arvers, der sich mit einem unsterblich gewordenen Sonett ebenfalls zu den Anbetern Marie Nodiers gesellt hatte, seinen Busenfreund Alfred Tattet, einen begeisterten Verehrer der Mussetschen Muse, mit dem Dichter bekannt. Fast ganz gleichaltrig mit Musset, hatte Tattet, ohne selbst Literat zu sein, ein warmes Interesse und feines Verständnis für Kunst und Dichtung. So wußte er seinem Leben noch einen edleren Inhalt zu geben als Spiel, Pferde und Weiber — Passionen, denen er dank seinem Reichtum frönen konnte, indem er zugleich aufs nobelste andre an seinem Überfluß teilnehmen ließ. Das machte ihn recht eigentlich zur Seele einer Gruppe von Lebemännern, der in seltsamer Mischung einerseits ein Guttinguer und Arvers, andrerseits Aristokraten wie der Graf d'Alton-Shée und der Fürst Belgiojoso angehörten. Man begreift, wie leicht und natürlich sich das Urbild des „Mardoche“ dem Rahmen einer solchen Gesellschaft einfügen ließ. Besonders mochten den Dichter auch das Reiten und Schwimmen — die beiden mit Byrons Namen verknüpften Sports — in ihren Kreis führen. Freilich mußte er aus pekuniären Gründen, um eine Woche dieses Millionärleben führen zu können, die nächste wieder wie ein bescheidener Student verbringen, während ihn solch wechselvolles Treiben oft genug den Seinen entzog, an denen er doch mit inniger Liebe hing.

Doppelt hart war daher für ihn der Schlag, als sein Vater am 8. April 1832 jener Choleraepidemie zum Opfer fiel, von der Heine ein so grauenerregendes Bild entworfen hat. Das hinterlassene Vermögen war nicht groß, zumal da der Witwe außer den beiden Söhnen noch eine Tochter blieb. Ohne Zaudern veräußerte Alfred das zu seinem persönlichen Erbe gehörige Stammschloß der Familie und wäre ins Heer eingetreten, hätte er nicht gerade jetzt freundlichste Aufmunterung gefunden, der Literatur treu zu bleiben, gewiß ganz besonders von seiten Tattets. Wie intim dieser bald mit dem sonst so zurückhaltenden Musset geworden war, ersieht man aus den paar Strophen „A mon ami Alfred T.“, in denen der Dichter vier Wochen nach des Vaters Tode die trostvolle Tatsache würdigt, daß er auf den jungen „Bruderbund sein Trauersiegel“ drücken darf.

Im Sommer beginnt Musset an einem neuen Band Verse fieberhaft zu arbeiten — fieberhaft insofern, als ihm nach einem brieflichen Geständnis die Likörflasche dabei Gesellschaft leistet. Zur Stimulierung mißbrauchte er also bereits den Alkohol. Übermäßiges Rauchen kam dazu, und beide zusammen haben auf die Dauer des Dichters Gesundheit schwer geschädigt. Man kann diese unerfreuliche Tatsache nicht beschönigen, sondern allenfalls versuchen, über sie mit den Worten hinwegzukommen, die einst Guttinguer dafür fand:

„Ce divin fumeur, ce charmant buveur d'absinthe, qui nous rend des fleurs et du nectar pour toutes les horreurs qu'il avale . . .“ Was er diesmal, im August 1832, „von sich gab“, war das dramatische Gedicht „La Coupe et les Lèvres“.

Man hat lange nichts Rechtes anzufangen gewußt mit dieser fünfaktigen Geschichte von dem Jäger Frank, der unter seinen Landsleuten, den Bewohnern eines örtlich und zeitlich gleich schattenhaften Tirol, in trotziger Vereinsamung dasteht. Mit Faustischem Fluch gibt er sein bescheidenes Häuschen und seine Jugendliebe preis, geht der prunkvoll lebenden Dirne Belcolor ins Netz und erringt im Kriege die Lorbeeren des großen Heerführers. Indem er verkleidet der Komödie seiner eigenen Leichenfeier beiwohnt, erkennt er die Nichtigkeit posthumen Ruhmes sowohl als auch das wahre Wesen der Belcolor. In die Heimat zurückgekehrt, findet er in der reinen Liebe der einst verlassenen Deidamia den letzten Hoffnungsstrahl des Lebensglückes, als es ihm „zwischen Lipp' und Kelchesrand“ — daher der Titel — zerstört wird: unmittelbar vor der Vermählung wird die Braut meuchlings von Belcolor erdolcht. Natürlich ist die Gestalt der Buhlerin, für deren verzehrende Gier nach Sinnenlust und Gold Musset schon anfangs 1831 in dem Fragment „Octave“ kräftige Farben gefunden hatte, ein Symbol für den Frevelmut des Lasters, der die Liebe tötet. Noch viel offenkundiger ist die autobiographische Bedeutung des Stückes und seines Helden, der eigentlich allein unter den fünf oder sechs Personen ein wirklicher Mensch von Fleisch und Blut ist. Wer sich vergegenwärtigt, wie abweisend der Verfasser der „Vœux stériles“ den vielen gegenüber sein konnte, deren Annäherung er nicht wünschte, der erkennt den tieferen Sinn der Tirade vom „Stolz“ mit dem Höhepunkt:

L'orgueil, c'est la vertu, l'honneur et le génie.

Nicht nur durch den Mund seiner dramatischen Figuren, auch wo er als Lyriker direkt spricht, macht Musset für die Katastrophe, die den Bund zweier Herzen bedroht, immer diesen „orgueil“ in sich wie in andern verantwortlich. Ganz offenbar ist der Name bloß das poetische Relief, in dem sich einer der Grundzüge des Menschen Musset ausprägt. Es ist ein überaus mächtiges Eigen- und Selbstgefühl, beruhend auf jener abnormen Empfindlichkeit und Reizbarkeit, der er so viel Leid im Leben, aber auch seine Dichtergröße verdankte. So zeigt sich die Lichtseite dessen, was er in elegischem Pathos „Stolz“ nennt, in dem überaus wohltuenden Individualitätsbewußtsein des langen Widmungsgedichtes an Tattet, das inhaltlich mit dem ein Jahr später erschienenen kritischen Aufsatz „Un Mot sur l'Art Moderne“ zusammenzuhalten ist.

Die Zugehörigkeit zu einer literarischen „Schule“ lehnt der Dichter ab, weil sie statt der eben erst abgeschüttelten Fesseln nur neue verlangt. Polemische Anspielungen auf V. Hugo, den Dramatiker und den Theoretiker der „Cromwell“-Vorrede, fehlen nicht, und schon wegen dieser Verleugnung des „Führers“ galt Musset in der romantischen Zunft bald als ein Fahnenflüchtiger. Man müßte gerade deshalb in ihm einen um so echteren, ja den echtesten Vertreter der wahren Romantik erkennen. Denn keiner hat wie er

sich das Beste zu eigen gemacht, was jener mächtige Geistessturm aus germanischen Landen nach Frankreich hinübertragen konnte: das Recht des Individuums in der Kunst. Nicht mehr als in der Form mag Musset sich im Gedanken bevormunden lassen, und so findet sich hier ein wahrer Katechismus welt- und staatsbürgerlicher, religiöser, moralischer und ästhetischer Toleranz. Nur eines scheint dem Dichter über alle Skepsis erhaben, und „ungefähr wie Hamlet" sagt er:

Doutez de la vertu, de la nuit et du jour;
Doutez de tout au monde, et jamais de l'amour
. . . . . .
L'amour est tout — l'amour, et la vie au soleil.

Eine der anmutigsten Variationen zu diesem seinem Lieblingsthema schrieb er gleich im nächsten Monat mit der in Nirgendheim spielenden Komödie „A quoi rêvent les jeunes filles". Mitten unter den Versen des zweiten und letzten Aktes gibt ein Jean Paul-Zitat einen wertvollen Fingerzeig für Wesen und literarische Abstammung der artig stilisierten und doch so taufrischen Gestalten der beiden Schwestern, um deren „Mädchenträume" es sich handelt. Sie werden einer von ihnen sofort erfüllt, indem der ehrenfeste, aber weltkluge Vater ihren Freier, der noch naiver ist als Ninon und Ninette, die Kunst lehrt, durch romanhafte Mittel wie Ständchen und Liebesbrief, nächtliches Stelldichein und Entführungsversuch ein Frauenherz zu bezwingen.

Den beiden so verschiedenen Stücken ist eines gemeinsam: der Dichter, des Mißerfolges der „Nuit vénitienne" eingedenk, schrieb sie nicht für die Bühne. In einem vorangeschickten Sonett empfiehlt er vielmehr dem Leser, den Preis eines Sperrsitzes einmal probeweise für dieses Buch anzulegen: er könne sich so ohne die Unzuträglichkeiten des Theaterbesuches „eine Vorstellung im Lehnsessel" leisten. So wurde „Un Spectacle dans un Fauteuil" der Titel des neuen Bandes, zu dem nun noch ein nicht dramatisches Werk hinzukam.

In ihm lebt Form und Ton des „Mardoche" wieder auf, aber sorgsam geglättet und wohl gereift, so daß man darüber die souveräne Verachtung jeglicher Komposition ganz vergißt. Erst im letzten der drei sehr verschieden langen Gesänge wird in wenigen Strophen stoßweise die eigentliche Fabel „nachgetragen" und dabei auch im Vorübergehen der Name „Namouna" genannt, der der ganzen Dichtung zur Überschrift dient. Wenn uns der Dichter diesmal orientalisch kommt, so geschieht es nur, damit wie in „1001 Nacht", einem alten Lieblingsbuch, sein Held alle sinnlichen Genüsse mit der Indolenz eines Paschas hinnehmen kann. Nur diese leicht vorgebundene Maske unterscheidet Hassan von dem wirklichen Musset, der überall erkennbar genug hinter ihr hervorguckt und seine Ansichten über die Frauen und die Liebe zum besten gibt. Sein eigenes widerspruchsvolles Wesen ist gekennzeichnet durch die Strophe:

Il était très joyeux, et pourtant très maussade.
Détestable voisin, — excellent camarade.
Extrêmement futile, — et pourtant très posé.
Indignement naïf, — et pourtant très blasé.
Horriblement sincère, — et pourtant très rusé.

und durch den Vergleich mit der „Don Juan"-Arie, „Deh vieni alla finestra!", deren sentimental getragener Melodie das kecke Pizzikato der Begleitung zu spotten scheint. In dem Maße aber, wie der zweite und bedeutendste Gesang mehr den Dichter als den Menschen Musset entschleiert, kommt er im Kleinen und im Großen Goethen immer näher, mag er die überall Plagiate Witternden abfertigen, wie Mephisto den Bakkalaureus, oder „die Generalregel Goetheschr Dichtung" — Kuno Fischers Ausdruck — einschärfen, wie der Künstler „Herz zu Herzen schaffen" müsse.

Auch er hat früh von Richardson mächtige Anregung empfangen, so daß „Clarissa Harlowe" ihm jederzeit als ein Buch ersten Ranges galt. In einem glänzenden Porträt wird hier Lovelace, der Held dieses Romans, als einer der beiden Haupttypen des berufsmäßigen Herzenbrechers hingestellt, und zwar als der des dämonischen, egoistischen, kalten Verführers. Mag er immerhin „der Mann eines Jahrhunderts" sein, mag ihn Musset auch turmhoch über den „französischen Roué" in Molières „Festin de Pierre" stellen, seine Sympathie hat er nicht. Die besitzt der andre, „plus grand, plus beau, plus poétique": es ist der Don Juan des großen Wolfgang Amadeus, wie ihn E. T. A. Hoffmann so enthusiastisch nachempfunden hat. So ist der Königsberger Erzähler auch für Musset „ein Johannes deutscher Musik" geworden. Viel mehr noch als die trefflichsten Bühnendarbietungen — von denen er z. B. die Donna Anna der Henriette Sontag nennt — hat ihm die Lektüre der eben erst übersetzten „Phantasiestücke" die Oper aller Opern nahe gebracht, so daß außer „Faust" kein Werk der Weltliteratur sichtbarere Spuren in seinem Schaffen hinterlassen hat. Besitzen wir doch sogar den Entwurf einer vereinzelt gebliebenen Prosaszene „Une matinée de Don Juan". Allein unser Dichter kennt nirgends sklavische Nachahmung, auch nicht gegenüber der tiefsinnigen Don Juan-Charakteristik eines Hoffmann. So korrigiert er sie in „Namouna" ausdrücklich, indem er aus dem Bild des vieldeutigen Liebesvirtuosen alles Mephistophelische, alle Züge der Menschenverachtung und des Welthasses entfernt. Dafür gießt er über ihn eine solche Fülle von Jugend und Schönheit, von Reichtum und Gebefreude aus, wie sie vielleicht außerdem nur noch einmal gleich überwältigend gestaltet worden ist: vom „Faust"-Dichter in jenem Knaben, der den Wagen des Plutus an Kaisers Hof lenkt mit dem Jubelruf:

Bin die Verschwendung, bin die Poesie!

Indem Musset nun auf dieser Grundlage Mozarts „Don Giovanni" nachdichtete, hat er nicht nur einen seiner Lieblingsgedanken symbolisiert, daß zusammen auf der Menschheit Höhen der Sänger und — der Liebende wohnen, sondern er scheint auch sein eigenes Leben, sein Ende, seine Unsterblichkeit mit prophetischem Auge zu überblicken. Hier wird es besonders klar, wieso der Dichter bei zwei Völkern offene Herzen fand, der so mit den besten Errungenschaften deutschen Geistes Schritt hielt, indem er das eigene Werk aus dem edelsten Material seiner Muttersprache erschuf. Kein Geringerer als Sainte-Beuve nannte — noch 1857 — diese Don Juan-Strophen die schwung-

vollsten und kühnsten zweihundert Verse, die die französische Dichtung jemals gewagt habe.

Für den Glanzpunkt des „Spectacle dans un Fauteuil“ erklärte er sie gleich bei dessen Erscheinen in einem längeren, sehr anerkennenden Artikel über Musset in der „Revue des Deux Mondes“. Fortan stand die damals noch ganz junge Zeitschrift auch dem Dichter selbst offen: in ihr veröffentlichte er fast alles, was er weiterhin schrieb.

Schon das erste Aprilheft 1833 brachte „André del Sarto“, ein dreiaktiges Drama in Prosa, die von jetzt ab in Mussets Schaffen überwiegt und insbesondere fast durchaus die Form seines Theaters bleibt. Sogleich sehen wir, wie der Dichter auch der Geschichte gegenüber sich völlige Freiheit wahrt, wobei er allerdings seinen Vorwurf derart zu wählen weiß, daß er selbst auf der Bühne Fragmente einer Lebensbeichte geben kann. So greift er unter den Künstlern der Renaissance den ihm in mancher Hinsicht wesensverwandten Florentiner Andrea del Sarto heraus, der der Leidenschaft für sein selbstsüchtiges Weib alles opferte, sogar die ihm zu Kunstankäufen übergebenen Gelder Franz' I. Musset läßt ihn, nachdem eben Gesandte des Franzosenkönigs Rechenschaft gefordert haben, durch eigene Hand sterben; denn bereits verzweifelt darüber, daß seine Schüler um eines neuen Kunstideals willen sein Atelier fliehen, hat er es auch noch erleben müssen, daß ihn die Gattin mit seinem intimsten Freund betrügt und verläßt.

Faible, et, comme le lierre, ayant besoin d'autrui

war eben ein Charakterzug des Dichters, den er auch bei seinem Don Juan nicht vergessen hatte.

Noch viel persönlicher konnte er ihn herausarbeiten, als er wenige Wochen später in „Les Caprices de Marianne“, seinen Stoff frei erfindend, das Schicksal eines tief und melancholisch veranlagten Jünglings gestaltete. Coelio ist in Marianne, die Frau eines eifersüchtigen alten Gecken, sterblich verliebt, findet aber in seiner Schüchternheit keine Erhörung. Sein Freund Octave, ein genußfreudiger, zynischer Weltmann, beschließt, da er Coelio nicht bekehren kann, bei Marianne für ihn zu werben, und wirklich verspricht sie das Stelldichein — ihm selbst. Octave aber schickt natürlich Coelio, damit er die Gunst des Augenblicks nütze, und so wird der Unglückliche von den Schergen des Gatten getötet. Auf dem Grabe Coelios weist Octave, bis über den Tod hinaus getreu und selbstlos, Mariannes Liebesgeständnis zurück: „Je ne vous aime pas, Marianne; c'était Coelio qui vous aimait!“ Mit wahrer Virtuosität hat hier Musset eine dramatisch überaus heikle Aufgabe gelöst. Sind doch die Figuren der beiden Freunde nichts andres als bühnengerechte Projektionen der überaus scharfen Kontraste im eigenen Wesen Mussets.

Auch „Fantasio“, der allerdings erst zu Neujahr 1834 erschien, ist nur eine Selbstinszenierung Mussets. Alles, was in den beiden Akten geschieht, ist, daß der Titelheld durch den tollsten seiner vielen tollen Streiche eine Königstochter vor der politisch empfehlenswerten Ehe mit einem unsympathischen Fürsten von Mantua bewahrt. Wenn es auch wohl kein bloßer Zufall ist, daß diese Mädchengestalt, eine der reinsten, die Musset geschaffen, den Namen

Elsbeth von Bayern trägt, so hat doch der Schauplatz mit dem München Ludwigs I. kaum mehr gemein als etwa der des „Wintermärchens“ mit dem österreichischen Kronland Böhmen. In der Tat redet Fantasio, wo er sich nicht als jeanpaulisierenden Zechkumpan E. T. A. Hoffmanns gibt, mit dem Tiefsinn eines Shakespearischen Narren. „Fantasio“ zeigt noch deutlicher als die andern Komödien Musſets, daß er vielleicht der einzige moderne Autor ist, der den Stil des Lustspieldichters Shakespeare in kongenialer Weise erfaßt hat: schon Heine rühmte das an seinen Stücken.

Das Bedeutsamste aber, was Musſet im Jahre 1833 den Lesern der „Revue des Deux Mondes“ gab, war die Versdichtung „Rolla“. Hier hat seine Liebeslyrik wieder einen ihrer Gipfel erreicht, wenn keinen so sonnigen wie in der „Namouna“, doch einen um so erhabeneren. Im „Rolla“ nämlich hat der Dichter sein Credo, daß nur Liebe allen Zweifel überwindet, im allerumfassendsten, auch im religiösen Sinne — orchestriert, möchte man fast sagen. Entwickelungsgeschichtlich bildet in Musſets Schaffen eine wohl von Jean Paul angeregte frühe Skizze „Le Tableau d'Église“ den Ausgangspunkt, „Suzon“ eine wichtige Etappe für jene Verkettung des rein sinnlichen und des metaphysischen Triebes. Das künstlerische Geheimnis des „Rolla“ ist es, daß er diese Anschauung mit hinreißender Emphase und doch ohne innere Unwahrheit vorträgt und steigert bis zum Danteschen Preis der Liebe als des höchsten kosmischen Prinzips:

L'amor che muove il sole e l'altre stelle.

Dadurch wird das Gedicht trotz seiner epischen Form zugleich ein Gegenstück und eine versöhnende Ergänzung zu „La Coupe et les Lèvres“: ist Frank wie Byrons Manfred ein völliger Nihilist in Glaubensdingen, so sehen wir in Rolla zwar keinen Gläubigen, aber einen inbrünstig, ja, mit fanatischer Polemik Suchenden. Die berühmte Apostrophe „Dors-tu content, Voltaire . . .?“ ist kein Bekenntnis der Feindseligkeit gegen den großen Schriftsteller, dem sich Musſet vielmehr zu Dank verpflichtet wußte. Wohl aber ist sie der gewaltigste Bannfluch, den die Romantik gegen ihren ewig unversöhnlichen Widerpart, den Rationalismus, geschleudert hat. Die christfeindlichen Lehren des 18. Jahrhunderts werden dafür verantwortlich gemacht, daß Jacques Rolla kein andres Ideal kennt, als in einer letzten, erkauften Liebesnacht sich den Tod zu geben, nachdem er seine Habe durch Spiel und Ausschweifungen systematisch verpraßt hat. Wenn auch er in den neuerdings in Frankreich so mächtig anschwellenden Prozeßakten gegen die Romantik als einer ihrer unmöglichen Helden gebrandmarkt wird, in deren Charakter das Schlechteste und das Beste ganz unvermittelt nebeneinander liegen, so ist darauf zu erwidern, daß hier wieder nur die Lizenz des Poeten mit seiner eigenen Doppelnatur geschaltet hat. Wer die Wüstlinge kennen lernt, mit denen Musſet das Leben in jener bohême dorée zusammenführte, wer es bedauert, daß er sich die Blöße gab, solche Gefährten um Aufnahme in ihren Jockey-Klub zu bitten und dabei unter einem nichtigen Vorwande durchzufallen, der hört das Selbstgefühl und die Gewissensbisse des Dichters aus den Worten:

Il peut s'assimiler au débauché vulgaire,
Celui que le ciseau de la commune mère
A taillé dans les flancs de ses plus purs granits.
Il peut pendant trois ans étouffer sa pensée.
Dans la nuit de son cœur la vipère glacée
Déroule tôt ou tard ses anneaux infinis.

So spricht auch in dem verkommenen Rolla das bessere Bewußtsein. Wenn ihm das Giftfläschchen nicht wie Fausten entwunden wird, so zögert er doch einen Augenblick, es an die Lippen zu führen, als das arme verkuppelte Kind für seine Rettung ihr einziges Schmuckstück drangeben will. Sterbend dankt er ihr mit einem Kuß, und das Ewig-Weibliche zieht ihn hinan.

Schon mehrere Wochen vor der Veröffentlichung des „Rolla", die am 15. August erfolgte, hatte Musset Stücke daraus einer neuen Freundin mitgeteilt, die ihn ihrerseits für ein dem Druck entgegengehendes Buch „Lélia" zu interessieren wußte. Es war George Sand. Unter diesem Schriftstellernamen, der, aus zeitweiligem, literarischem Zusammenarbeiten und noch intimeren persönlichen Beziehungen mit Jules Sandeau entstanden, ihr für immer verblieben ist, war bereits damals Mme. Aurore Dudevant bekannt. Sie lebte seit Anfang 1831 mehr in Paris als auf ihrer Familienbesitzung Nohant in der Provinz Berry, von ihrem Gatten, mit dem sie nicht glücklich war, getrennt, ohne jedoch bis zu der erst 1836 ausgesprochenen Scheidung den freundschaftlichen Verkehr mit ihm abzubrechen. Ja, sogar die beiden kleinen Kinder des Paares weilten wohl eben so häufig bei der Mutter wie beim Vater. Es ist gut, durch den Hinweis auf solche Tatsachen daran zu erinnern, daß wir uns in einer Zeit befinden, deren Lebensanschauungen von den heutigen viel verschiedener sind als die mancher weit älteren: die Romantik war in der französischen Hauptstadt ebenso wie vorher bei uns und in England doch mehr als eine bloße Stilnuance auf dem Büchermarkt. Im übrigen hat es nichts besonders Auffälliges, daß George Sand und Alfred de Musset, vielleicht das glänzendste Paar des damaligen Tout Paris, aneinander Gefallen fanden, sobald sie sich als Kollegen von der „Revue des Deux Mondes" kennen gelernt hatten.

Musset war rasch im Bann der schönen Frau mit den großen, schwarzen Augen, und nach kurzem Sträuben wurde sie seine Geliebte. In G. Sands etwas bohêmemäßigem Heim gab es nun wahre Flitterwochen, bis die beiden mit ihrem Glück in die herbstliche Einsamkeit des Waldes von Fontainebleau flüchteten. Am 12. Dezember wurde dann die längst geplante Italienfahrt angetreten, nachdem Mme. de Musset sich die Zustimmung dazu hatte abnötigen lassen: mit mütterlichen Worten empfahl sie schließlich ihren verhätschelten Alfred der Fürsorge seiner sechs Jahre älteren Reisegefährtin. Über Lyon ging es nun rhôneabwärts nach Marseille und — wieder zu Wasser — nach Genua und Livorno, schließlich über Florenz, Bologna und Ferrara nach Venedig.

Als sie anfangs Januar dort ankamen, war G. Sand, die schon unterwegs über ihre Gesundheit zu klagen gehabt hatte, vollends Patientin. Stumpf und unempfänglich blieb sie meist gegenüber den interessanten Städten und

ihren Kunstwerken, während Musset ihnen im Fluge nahe zu kommen wußte. Kaum war sie wieder hergestellt, so begann sie eifrig ums liebe Brot zu schreiben und wollte auch den Freund dazu anhalten. Aber war nicht regelrechte Arbeit ein innerer Widerspruch für ihn, der die Poesie nicht kommandieren mochte, sondern immer wartete, bis es gewissermaßen in ihm dichtete:

On ne travaille pas — on écoute — on attend.
C'est comme un inconnu qui vous parle à voix basse —?

Um in solchen weihevollen Stunden schaffen zu können, wollte er in Italien, ganz wie in Paris, leben, sehen, genießen. So gab es auch hier Mißhelligkeiten, und oft genug streifte Musset allein umher, natürlich nicht nur in Museen. War einst Goethe von den „Lacerten" an der Adria „in die Spelunke" gelockt worden, so konnte ihnen Musset gewiß nicht widerstehen: der Cyperwein wurde ihm besonders verhängnisvoll. Immer bitterer mußte G. Sand die Entdeckung bestätigt sehen, daß ihr Geliebter Octave und Coelio zugleich war. Am ärgsten wurde es, als der Dichter nach einigen Wochen an Malaria erkrankte, die sich, zumal da er die Exzesse in seiner Lebensweise nicht aufgab, bis zu den wildesten Fiebererregungen und Halluzinationen steigerte. Nun rief George einen jungen Arzt herbei, Dr. Pietro Pagello, der sie selbst behandelt hatte. Daraufhin komplizierte sich zwar der Zustand des Kranken durch Anfälle maßloser Eifersucht. Doch gelang es der hingebenden Pflege der beiden, die Lebensgefahr zu beseitigen, und als der Dichter sich langsam zu erholen anfing, bestimmten sie ihn, seine Rekonvaleszenz in der Heimat zu beendigen.

Il fut crédule, étant loyal,
Se défendant de croire au mal
Comme d'un crime

durfte er von seinem Herzen sagen, als er zehn Jahre später mit bitterem Scherz den aus Italien zurückkehrenden Bruder fragte, ob er nicht das arme Ding irgendwo am Canale grande gefunden habe, wo es einst verloren gegangen sei. So unterdrückte er jeden Verdacht und verstand sich zu einem Kompromiß, wie ihn nur vom Wertherfieber überhitzte Köpfe annehmbar finden konnten, indem er die geliebte Frau dem „Freunde" Pagello „anvertraute". Zum Abschied erhielt Musset ein kleines Taschenbuch mit der Widmung: „A mon bon camarade, frère et ami Alfred sa maîtresse George". In diesem Wirrwarr der Gefühle fehlte gerade dasjenige, das George damals vielleicht am lebhaftesten für Alfred empfand: das einer Mutter.

Am 29. März verließ Musset die Lagunenstadt, von der auch weiterhin treulich um ihn besorgten Mme. Sand bis auf die terra ferma geleitet, wo ein wackerer Bursche Namens Antonio an ihre Stelle trat. Mit ihm fuhr der Dichter nun nach Paris zurück: die Route führte von Padua nach Mailand und über den Simplon nach Genf. Welcher Blick ihn faszinierte, selbst da er der Majestät des Hochgebirges — das einzige Mal im Leben — gegenüberstand, das wußte Musset noch 1851 ganz genau, als er sein „Souvenir des Alpes" schrieb:

Aveugle, inconstante, ô fortune!
Supplice enivrant des amours!
Ote-moi, mémoire importune,
Ote-moi ces yeux que je vois toujours!

So sehr ist die Liebe zu G. Sand das Ereignis seines Daseins geworden.

Ganz unmittelbar setzt ihre befruchtende Wirkung auf sein Schaffen ein. Noch krank an Leib und Seele kommt er zu den Seinen zurück, und als Tattet ihn wiedersieht, versucht er ihn durch die alten Vergnügungen zu erheitern — aber vergebens. Nur ein Mittel sich aufzuraffen versagt dem Dichter nicht: das Schöpfen aus dem Born seiner schmerzlichen Erinnerungen. Im Kampf der Herzen war der feinnervige Sprößling alter lateinischer Adelsgeschlechter der robusten G. Sand unterlegen, in der sich das Blut des Marschalls von Sachsen nicht verleugnete. Gegen ihren bis zur Härte gehenden „Stolz", dessen sie sich damals oft anklagt, konnte selbst der eines Frank nicht aufkommen.

Ähnlich geht es in „On ne badine pas avec l'amour" dem liebenswürdigen Perdican mit seiner Base Camille: eine rechte Schülerin des Klosters, verschmäht sie seine Werbung, und nachdem der naiven Rosette, auf die er sie hat eifersüchtig machen wollen, über dem gefährlichen Spiele das Herz gebrochen ist, weist sie ihn endgültig ab. Als dieses Stück, durch zarteste Poesie gleich ausgezeichnet wie durch scharfe Charakteristik, am 1. Juli erschien, war Musset wieder hergestellt: er schickte Antonio, der so lange als Pfleger bei ihm geblieben war, nach Hause.

Schon legte er die letzte Hand an eine neue Arbeit, die er im buchstäblichsten Sinne G. Sand verdankt. Während der Reise hatte sie ihm einen szenischen Entwurf „Une Conspiration en 1537" überlassen[1]). Musset machte daraus sein gewaltigstes Werk, ein Drama in fünf Aufzügen mit dem Titel „Lorenzaccio". An dem tyrannischen Alessandro von Medici beschließt ein Angehöriger seines Hauses, Lorenzo, das geknechtete und mißhandelte Florenz furchtbar zu rächen. Ein „moderner Brutus", weiß er durch Verstellung alle über seine wahre Absicht zu täuschen, namentlich den Herzog selbst, an dessen schamlosen Ausschweifungen er sich als Intimus beteiligt. Endlich vollbringt er den wohlvorbereiteten Mord, sieht aber, wie er es erwartet hat, die indolenten Florentiner sofort einen neuen Herzog anerkennen, dessen Häschern er als Geächteter zum Opfer fällt. Musset ist, indem er diese Vorgänge so darstellt, den zeitgenössischen italienischen Chroniken nicht nur im wesentlichen treu geblieben: er hat ihre Menschen und Dinge mit der Intuition des Genies erst eigentlich lebendig und psychologisch wahr gemacht. Daher nennt jetzt auch die Geschichte den Helden seines Stückes nicht mehr wie früher Lorenzino, d. h. den kleinen, körperlich unansehnlichen, sondern Lorenzaccio, den schlimmen Lorenzo. Daß „Lorenzaccio" die einzige französische

[1]) Es erscheint als eine Ehrenpflicht, hier mit einem Worte der Pietät des vor Jahresfrist verstorbenen belgischen Forschers Charles Vicomte de Spoelberch de Lovenjoul zu gedenken. Allein dem Sammeleifer und Sammlerglück dieses unermüdlichen Mannes verdanken wir die Kenntnis dieser wie so vieler andrer literarhistorisch wichtiger Tatsachen.

Tragödie ist, in der Shakespeare wirklich lebt — dank der Vermittlung Goethes und Schillers, dürfen wir hinzufügen —, das hat auch in Frankreich die Kritik längst erkannt. Trotzdem ist die französische Bühne des 19. Jahrhunderts ihrem bedeutendsten Stück fast völlig verschlossen geblieben. Freilich hatte Mussets trotzige Zurückhaltung auch hier nur auf ein „Spectacle dans un Fauteuil" gezielt. Ihn interessierte der Stoff, weil er sich wie eine geschichtliche Illustration zu der Moral von „La Coupe et les Lèvres" ausnimmt:

Ah! malheur à celui qui laisse la débauche
Planter le premier clou sous sa mamelle gauche!
Le cœur d'un homme vierge est un vase profond:
Lorsque la première eau qu'on y verse est impure,
La mer y passerait sans laver la souillure,
Car l'abîme est immense, et la tache est au fond.

Sprach doch, wie in dem Helden, auch in ihm selbst das bessere Ich gerade damals wieder sehr oft: „Noch liebe ich den Wein und die Weiber — Grund genug, mich in ein Lotterleben zu stürzen, aber nicht Grund genug, mir Lust dazu zu machen!"

Besonders deutlich vernimmt man das in den Briefen, die er während jenes Sommers an G. Sand schrieb. Für den Literarhistoriker gibt es kaum interessantere documents humains als die Blätter dieser Korrespondenz, die vor einigen Jahren endgültig auf der Bibliothèque Nationale deponiert und dann auch veröffentlicht wurde. Zum Unterschied von den ersten „Lettres d'un Voyageur", die G. Sand damals dem Freund in der „Revue des Deux Mondes" widmete, muten ihre Briefe hier allerdings oft recht überspannt an, um so mehr, als ihnen inmitten der Liebesergüsse bald der Geruch des Tabaks — auch Zeichnungen Mussets stellen die Kühnste der Emanzipierten mit der langen Pfeife dar —, bald wieder der Duft von Parfümerien entströmt, die in Paris besorgt werden sollen, oder sonst rein geschäftliche Dinge darin berührt werden. Der Dichter verliert, wiewohl er sich nie mit solchen Alltäglichkeiten abgibt, doch viel weniger leicht den Boden unter den Füßen. Ohne den leisesten Vorwurf läßt er z. B. immerhin merken, daß er das „reine" Verhältnis zu Pagello, das die Freundin vielleicht eben so sehr sich selbst wie ihm vorspiegelt, für ein Unding hält. Erst allmählich flammt auch *sein* Enthusiasmus, durch die Erwiderungen angefacht, immer höher auf, und von nun ab ergibt sich aus der beiderseitigen Überschwenglichkeit eine Fülle engster Beziehungen — Bekenntnisse, Anklänge, ja, wörtliche Übereinstimmungen — mit Mussets Werken aus dieser und der nächsten Zeit — ein Einblick in das Werden großer Dichtungen, wie er selten möglich ist. Jetzt gewinnt es der Dichter auch über sich, Pagello einen direkten Brief zu schreiben, in dem er den noch Zögernden aufmuntert, George auf der weiten Heimfahrt zu begleiten.

In der Tat kommen im August die beiden, sicher längst nicht mehr bloß platonisch befreundet, in Paris an, und damit hat die Verschrobenheit der Situation eigentlich ihren Gipfel erreicht. Musset freilich entgeht ihr bald,

indem er sich nach kurzem Wiedersehen losreißt, um eine Sommerreise nach Baden-Baden anzutreten. Den dortigen Aufenthalt hat er später in den anmutigen Strophen von „Une Bonne Fortune“ verewigt — aber erst im Laufe des Winters; so lange er an Ort und Stelle war, scheint er bloß einen Gedanken gehabt zu haben: G. Sand. In der würzigen Luft des Schwarzwaldes, umgeben von dem eleganten Badeleben, findet er Töne eines brennenden sinnlichen Verlangens, wie sie die Korrespondenz bis dahin noch nicht angeschlagen hat. Kein Wunder, daß er, kaum nach Paris zurückgekehrt, der Geliebten wieder in die Arme sinkt, zumal da sie Pagellos nachgerade überdrüssig geworden ist. Ohne Bedauern läßt man ihn bald nach Hause reisen.

Die beiden Zurückbleibenden aber erfaßt nun bald eine Raserei der Leidenschaft wie nie zuvor. Immer knapper und heftiger, immer unerfreulicher und unpoetischer werden die Briefe. Eigentümlicher Weise ist es jetzt gerade G. Sand, die an diesem Liebesfieber furchtbar leidet: jede Demütigung nimmt sie von der Gereiztheit und der Eifersucht des Geliebten hin, und ihr Stolz, ja, ihre Selbstachtung kommt ihr abhanden. Vor freiwilligem Tode bewahrt sie nur der Gedanke an ihre Kinder, und der bringt sie schließlich auch ganz zur Vernunft: sie ist es, die anfangs März 1835 durch heimliche Abreise nach Nohant allem ein Ende macht.

Für Musset aber war die Wirklichkeit mehr und mehr nur ein banales Liebesabenteuer geworden, in dem Maße wie vor seinem inneren Auge der Dichtung Schleier sich um die letzten anderthalb Jahre und ihre Heldin wob. Längst war seine Phantasie auf Höhen geeilt, auf die G. Sand nicht zu folgen vermochte. Vollständig war jetzt der Mensch Musset im Poeten aufgegangen. George hat „ihm die Adern geöffnet“, und nun ist auch er einer „jener unglücklichen Autoren“ — so hatte er einst von den Jüngern Jean Pauls gesprochen —, „die die schlimme Sucht haben, ihr Herzblut aufs Papier tropfen zu lassen.“

In solcher Absicht wählt er jetzt in der „Nuit de Mai“, mit Frühlingsklängen präludierend, aber über jedes spezielle Thema erhaben, für den Dichter das Symbol des Pelikans, der sich die Brust aufreißt, um die hungrigen Jungen zu nähren:

Bin der Poet, der sich vollendet,
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.

Später sehen wir den Sänger der düsteren „Nuit de Décembre“ in einem Schatz konkreter Liebeserinnerungen wühlen: Briefe sind es und jener Haarschmuck vom Haupte G. Sands, den sie in den Tagen sinnlosester Hingebung, da sie so oft vergeblich an des Geliebten Tür pochte, ihm als ein romantisches Opfer übersandt hatte. Und trotzdem hat sie ihn verlassen können!

Ah! faible femme, orgueilleuse insensée,
Malgré toi tu t'en souviendras!
Pourquoi, grand Dieu! mentir à sa pensée?
Pourquoi ces pleurs, cette gorge oppressée,
Ces sanglots, si tu n'aimais pas?

Der Schmerz löst andre Bilder aus des Dichters Vergangenheit aus, und dabei verwendet Musset, bei dem in der Erregung Halluzinationen nichts Seltenes waren, das Motiv des Doppelgängers mit einer geradezu unheimlichen Naturwahrheit.

Auch in der „Confession d'un Enfant du Siècle" übt er die Selbstanalyse so sehr fast wie ein Pathologe, daß der Leser mitunter peinlich davon berührt wird. Überhaupt ist die „Confession", das umfangreiche Prosawerk, an dem Musset seit der Rückkehr aus Italien als an dem eigentlichen Denkmal des Bundes mit G. Sand arbeitete, als Kunstwerk nicht recht gelungen, und der Verfasser selbst hat das sehr wohl erkannt. Vor allem ist der Roman viel zu offensichtlich und zu unmittelbar von der „Nouvelle Héloïse" und dem „Werther" beeinflußt, um die der Gattung angemessene Ruhe und Einheitlichkeit zu besitzen. Aber das Buch erreicht nicht einmal das Ziel, das es sich im Anfang selbst steckt. Nicht um eine „abscheuliche Seelenkrankheit" handelt es sich bei jenem mal du siècle, an dem der Held leidet, sondern um die Krise, die sich eine Generation früher als Weltschmerz, jetzt aber als Romantik äußerte. Bei aller Begeisterung für die Größe Napoleons kann man ihn ebensowenig als ihren Urheber ansehen wie Byron oder gar Goethe, wenn man diesen nicht, wie damals freilich noch alle Franzosen, günstigsten Falles nur halb kennt. Daran, daß Octave de T. in der Liebe, auch mit der engelgleichen Brigitte Pierson, nur Enttäuschungen erlebt, ist nicht die angeblich mit dem mal du siècle epidemisch gewordene Lasterhaftigkeit schuld, sondern einzig sein allzu reizbares Wesen. Indem so die Erzählung ganz gegen die anfängliche Absicht vom Typischen zum Einzelfall gleitet, wird sie erst wirklich eine „Konfession", die umfassendste, die Musset überhaupt abgelegt hat. Was künstlerisch ein Fehler ist, wird, biographisch betrachtet, ein Vorzug, ohne daß das künstlerisch Geglückte seinen Wert verliert. Es bleiben dem mittleren und schönsten Teil die vorwiegend lyrischen Reize eines Idylls, in dem sich die glücklichen Tage des Zusammenlebens mit G. Sand spiegeln. Es bleibt auch den beiden letzten Teilen das Verdienst, auf das es dem Verfasser hier allein noch ankommt, und das Sainte-Beuve mit dem Meisterwort bezeichnet hat: „Das schmeckt bitter nach Wahrheit". Idealisiert hat Musset nur insofern, als er dem Helden alle Verantwortung aufbürdet, während Brigitte, diese „barmherzige Schwester", kaum eine Schwäche zeigt. Es ist die Erfüllung des Versprechens, das er G. Sand einst brieflich gegeben hatte: „Je voudrais te bâtir un autel fût-ce avec mes os".

Sie hatte inzwischen im Reiche religiöser und sozialer Gedanken Trost zu suchen begonnen, und diese führten sie allgemach auf ganz andre Pfade. Obwohl die beiden sich im Laufe der Jahre gelegentlich wiedersahen und z. B. über das Schicksal ihrer Korrespondenz schriftlich und mündlich in aller Freundschaft miteinander verhandelten, schien G. Sand die alte Liebe bald ganz vergessen zu haben.

So wenig das bei Musset der Fall war, so ist doch unverkennbar, daß sich auch für ihn von der „Confession" ab die Erinnerung immer mehr abklärt und aufheitert. Schon die „Lettre à Lamartine" (Februar 1836)

zeigt als Frucht der Lektüre des großen religiösen Dichters, wie der Liebeskummer der „Nuit de Décembre“ sich zur Klage über die Vergänglichkeit aller Erdendinge weitet und dann durch den Glauben an das Unsterbliche im Menschen beschwichtigt wird:

Tes os dans le cercueil vont tomber en poussière,
Ta mémoire, ton nom, ta gloire vont périr,
Mais non pas ton amour, si ton amour t'est chère:
Ton âme est immortelle, et va s'en souvenir.

In der „Nuit d'Août“ desselben Jahres aber wird viel positiver das Leben mit seiner ewigen Erneuerung aufs kräftigste bejaht. Sie schließt mit einer Hymne an Eros, in der das Ungestüm von Mussets Zeilen aus Baden-Baden nachzuzittern scheint.

Überhaupt hat der Briefwechsel bis zur Evidenz die Tatsache bestätigt, daß Mussets Liebespoesie großen Stils von 1834 an immer durch G. Sand inspiriert ist. Ein rechtes Sinnbild dafür ist die Gestalt der Muse, jenes geheimnisvoll überirdischen und doch so menschlich liebenden Wesens, das in den Nachtelegieen mit dem Dichter Zwiesprache hält. Wenn sie die Eigenschaften der Geliebten, der Schwester und der Mutter vereinigt, wenn sie bald anregt, bald warnt, bald tröstet, so kann es für den Kenner der seltsamen Venetianer Abschiedsdedikation und für den Leser der Korrespondenz nicht zweifelhaft sein, daß auch ihr Original G. Sand heißt. Besonders anschaulich wird dieses Verhältnis durch die mit der „Nuit d'Août“ so nah verwandte Novelle „Le Fils du Titien“. Wenn da Beatrice Donato aus dem stolzen Geschlechte der Loredani, die dem Helden so zugetan ist, daß sie sich als Liebesgöttin von ihm malen läßt, seine Trägheit schilt, dann gleicht sie „nicht mehr der Venus, sondern einer Muse“. Eines allerdings muß dieser Venetianerin fehlen, der die Renaissancebegeisterung Mussets und seine in der Stadt Tizians gewonnene Lokalkenntnis so große Echtheit verleiht. Sie kann nicht als Abgesandte Gottes kommen, nicht sich von der Vorsehung mit einer Mission betraut wähnen. Gerade dieser Zug aber weist wiederum auf G. Sand zurück: nicht nur im Briefwechsel, auch in ihren ersten Romanen verquickt sie Glaubensschwelgerei und Liebebedürftigkeit in weit höherem Grade, als es Musset etwa im „Rolla“ getan hatte. Auch als Schriftstellerin mag sie ihn also, wie er sich von vorn herein dadurch angezogen fühlen mußte, in dieser Richtung noch weiter gedrängt haben.

So gelangt der Dichter an der Hand der Muse auf die Höhe seiner „Nuit d'Octobre“ (1837), der letzten im Zyklus der „Nächte“. Abschließend faßt sie die drei früheren zusammen, in ruhiger Erzählung, bis der Liebesschmerz noch einmal so elementar dramatisch ausbricht, daß es schon deswegen nichts Widerspruchsvolles hat, wenn das Gedicht so oft mit dem vollen heroischen Pathos, das dem Théâtre-Français zu Gebote steht, ganz bühnenmäßig „dargestellt“ wird. Dieser Aufschrei ist eben insofern nicht im strengsten Sinne lyrisch, als er nicht durch eine noch blutende Wunde verursacht wird. Hier haben wir nur die künstliche, aber auch eminent künstlerische Illusion eines Leides, über das der Dichter erhaben ist, und so übt Musset mit diesem

Gedicht einmal die Goethesche Methode durchaus wohltätiger Selbstbefreiung. Seine Muse äußert in ihrer Weise das ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται:

L'homme est un apprenti, la douleur est son maître.

Und in dieser Erkenntnis verzeiht der Dichter der Geliebten, die ihn einst so gepeinigt hat: bei allem, was es Heiteres und Hoffnungsreiches im Leben gibt, schwört er die Erinnerung an sie ab.

Musset hat seinem Vorsatz nicht ganz treu bleiben können. Mehr als drei Jahre später soll er G. Sand einmal — es war kurz nach einem Besuch in der Nähe von Fontainebleau — wiedergesehen haben, und unter diesen Eindrücken soll sein „Souvenir" (1841) entstanden sein. Es steht an poetischer Schönheit der „Nuit d'Octobre" kaum nach. Aber seine Resignation ist nicht mehr die männlich optimistische der „Nuit d'Octobre", obwohl der Dichter auch hier noch so weit geht, dem großen Florentiner die Richtigkeit seines

nessun maggior dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria

zu bestreiten. Im „Souvenir" findet sich mehr das, was Goethe die „Wonne der Wehmut" genannt hat. Liegt doch zwischen beiden Gedichten die berühmte Klage des Dreißigjährigen um die verlorene Jugend, „Tristesse" betitelt, in deren Schlußworten

Le seul bien qui me reste au monde
Est d'avoir quelquefois pleuré

er etwa mit Goethes Tasso der Gottheit dafür zu danken scheint, daß sie ihn gelehrt hat, zu sagen, wie er leidet. Als Mensch ist denn auch Musset auf die Dauer nie über das Reifestadium des Tasso hinausgekommen: eine Tat wie den „Wilhelm Meister" hat er in ihrer selbsterzieherischen Größe nicht mehr verstanden.

Auch seine beiden Leonoren hatte unser Tasso bereits gefunden, und die eine von ihnen war sogar eine wirkliche italienische Fürstin, mit der er es später verdarb. Die andre hieß Caroline Jaubert, war die ältere Schwester von Mussets Kameraden d'Alton-Shée und die Gattin eines ziemlich betagten Appellationsgerichtsrates. In ihrem Salon fanden sich während der Glanzzeit des Julikönigtums Geist und Eleganz, Kunst und Politik sehr harmonisch vereint. Delacroix und Heine zählten neben dem Advokaten Berryer zu ihren berühmtesten Gästen. Keinem aber kam sie mit einer solchen fast mütterlichen Teilnahme entgegen wie Alfred de Musset. So ersetzte dieses kluge Persönchen, über dessen winziges und doch pikantes Äußere der Dichter oft genug scherzt, ihm einigermaßen die soeben verlorene G. Sand. Ohne jemals sein leicht entzündbares Herz in Gefahr zu bringen, leitete sie ihn mit bewundernswertem Geschick „auf dem Grenzrain der Liebe und der Freundschaft". Deshalb nannte er sie dankbar seine marraine — ein Name, der in diesem vertraulich respektvollen Sinne kaum zu übersetzen ist. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Wechsel der geistigen Atmosphäre sich auch in Mussets Schaffen geltend machte.

Noch war das nicht der Fall, als er es im Sommer 1835 wagte, in seinem Lustspiel „La Quenouille de Barberine“ derselben italienischen Novelle, die Shakespeare im „Cymbeline“ verwendet hatte, noch genauer zu folgen. Bei Musset gewinnt die treue Gattin ihrem Mann nicht nur die Wette, sie zwingt den patzigen Don Juan zur Strafe auch noch, sich am Spinnrad die Mahlzeit zu verdienen, die ihn vom Hungertod rettet.

Ein starkes Gegenstück dazu entstand einige Monate später unter dem Titel „Le Chandelier“ — „Der Blitzableiter“, würde man deutsch vielleicht am kürzesten dafür sagen. Gemeint ist nämlich der blutjunge Notariatsgehilfe Fortunio. Auf ihn soll der Verdacht seines Brotherrn nach dem zynischen Rat eines Offiziers abgelenkt werden, der jenen ungestört weiter mit seiner Gattin hintergehen möchte. Doch vermag Jacqueline der sangesfrohen und bis zur Todesverachtung treuen Liebe dieses Cherubin nicht zu widerstehen. Es liegt gewiß nahe genug, in Fortunios Erlebnis eine persönliche Erinnerung aus Mussets Frühzeit zu sehen. Doch paßt der ganze Charakter des Stückes, in dem das Bedenkliche der Situationen mitunter durch den literarisch so glänzenden Dialog hindurchschimmert, schon vorzüglich in den Kreis der marraine: auch hier war die geistsprühende Unterhaltung oft nichts weniger als prüde. Unter keinen Umständen wird es Zufall sein, daß der Dichter das Thema der ehelichen Treue jetzt so viel leichter nimmt als etwa in „André del Sarto“.

Bei „Il ne faut jurer de rien“ ergibt sich Ursprung und Inhalt zugleich, wenn man es dem früheren dreiaktigen Proverbe „On ne badine pas avec l'amour“ gegenüberstellt und Musset einmal eine Tendenz zuschreibt. Er hätte dann in den beiden Stücken die Frage der Frauenerziehung behandelt, für die er allenthalben ein großes Interesse zeigt. Glücklicher als Camille, weiß Cécile de Mantes, die ohne die anerzwungenen Vorurteile des Klosterunterrichts auf dem Gut ihrer Mutter aufgewachsen ist, sogar einen so liederlichen und verstockten Hagestolz wie Valentin van Buck — er hat wieder eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Dichter — durch ihre Liebe zu gewinnen.

So sicher hier namentlich der Schluß, wo Richardson und die Staël zitiert werden, noch romantisch ist, so sicher hat Musset der französischen Romantik ihr Schwanenlied gesungen, gerade wie Heine der deutschen: die oft hervorgehobene Ähnlichkeit zwischen beiden hat darin vielleicht ihren tiefsten Grund. Auch Musset überwindet die Bewegung, nachdem er das Gute und Lebensfähige, das in ihr steckte, in sich aufgenommen und es in seinen Werken offen genug zum Ausdruck gebracht hat. Verschmäht aber hat er fast von der ersten Stunde an Dinge wie den reichen Reim und sonstigen formellen Flitterkram, in dem sich für viele Anhänger der „Schule“ das Ganze erschöpfte. Folgerichtig hat er die Talmigotik, die man damals weniger in der Architektur als in Malerei und Plastik und — in der Literatur zutage förderte, geradezu gehaßt. Die klassischen, weißen Formen der griechischen Skulptur waren sein Ideal, und sein Lieblingsmeister ist allezeit Raffael geblieben. Daß er dabei nicht einseitig wurde, zeigte sich am deutlichsten, als er in der „Revue des Deux Mondes“ über den „Salon 1836“ berichtete. Wie

läßt er da die Malerpersönlichkeit des großen Romantikers Eugène Delacroix zu ihrem Rechte kommen, indem er zum Schluß der Jury heftige Vorwürfe macht, weil sie eines seiner Bilder zurückgewiesen hatte! Ja, wenn das Werk eines andren, eben verstorbenen Künstlers rein gefühlsmäßig in dem Kritiker eine pathetisch vorgetragene persönliche Erinnerung an Venedig auslöst, so wird auch hier wieder die Romantik vernehmbar, wie denn die Liebe zu ihr in Musset nie völlig erloschen ist.

Dementsprechend fielen auch die eigentlichen Absagebriefe aus, die er ihr mit der Unterschrift zweier Biedermeier aus der Provinz in der „Revue“ schrieb. Die witzige Satire der vier „Lettres de Dupuis et Cotonet“ richtet sich allerdings hauptsächlich gegen die Romantik; aber sie ist durchaus harmlos. Wer darauf achtet, daß hier der französische Dichter die Ausländerei aufs Korn nimmt, der nicht sklavischer, aber verständnisvoller und glücklicher als alle andern dem Briten Shakespeare und dem Deutschen Goethe gefolgt ist, daß hier der Mann die überschwengliche Liebe verspottet, der das Abenteuer mit G. Sand erlebt und verherrlicht hat, der kann nicht im Zweifel sein über den Sinn dieses Abschiedes von der Romantik. Eher auf eine süße, als auf eine blöde Jugendeselei blickt so ein reifer gewordener, ein moderner Mensch zurück.

Denn der moderne Musset ist es, von dem jetzt noch einige Arbeiten zu betrachten bleiben. Die besten unter ihnen sind, so weit es sich um ungebundene Rede handelt, vom Sommer 1837 an binnen einem Jahr entstanden und beginnen mit dem Einakter „Un Caprice“. Eines allerdings, was die charakteristische Einheit des Mussetschen Schaffens überhaupt bildet, tritt auch in dieser Gruppe ganz besonders hervor: auch jetzt zeigt des Dichters Werk immer ihn selbst und sein eigenes Erleben.

So hat zu der grundgescheiten Mme. de Léry, die sich trotz ihrer scharfen Zunge für die Herzensnot einer Freundin doch noch aufrichtiger und liebevoller interessiert, als für Klatsch und Toilette, unverkennbar die marraine Modell gesessen. Chavigny ist niemand anders als der Autor, und das Problem könnte geradezu lauten: Wie würde es einem Musset in der Ehe ergehen? Die Lösung — insofern „unbefriedigend“ — gewährleistet für das Ehepaar kein dauerndes Glück, weil etwas derartiges bei Chavigny-Musset gar nicht möglich war.

Er selbst wußte das sehr genau und hat das Geständnis dieses dramatischen Kunstwerks in einem seiner amüsanten Briefe an Mme. Jaubert, deren eine ganze Anzahl, vielfach mit Zeichnungen lustig illustriert, erhalten ist, in den burschikosen Worten wiederholt, wer nicht mehr über die Schnur zu hauen wage, der müsse zur Pistole greifen oder heiraten. Gar manches Mal mag so der Dichter, wenn ihm im Freundeskreis die Vermählung nahegelegt wurde — wir wissen, daß es mehrfach geschah — auf solche Pläne verzichtet haben. Bei der einzigen wirklichen Liebe, die er in seinem Leben gekannt hat, kam eine Ehe nie in Frage. Alles andre aber waren in der Tat nur Liebeleien (caprices) von kürzerer oder längerer Dauer.

Wenn einige davon jetzt in den fünf „Nouvelles“ ihren Niederschlag fanden, so entsprach ihnen diese Form nicht nur durch die größere Anspruchslosigkeit. Sie wird auch einem mehr stofflichen Faktor besser gerecht, der

Lebenshaltung der Kreise, deren Frauen jetzt den Dichter anziehen und — quälen konnten, um dann von ihm wieder gequält zu werden.

Aimer, c'est douter d'un autre et de soi-même,
C'est se voir tour à tour dédaigner ou trahir,
Pleurer, veiller, attendre . . . avant tout, c'est souffrir.

In „Louison", einer sehr viel schwächeren Replik des „Caprice", die fast zwölf Jahre später, also nicht zu lange vor Mussets Tod, entstanden ist, finden sich diese Verse. Wenn man sie mit einer brieflichen Äußerung aus dem Jahre 1827 zusammenstellt, nach der sich der Siebzehnjährige recht viele Liebesabenteuer wünscht, „nicht, um glücklich zu sein, sondern um sie alle bis auf den Tod zu peinigen", so tut man einen erschreckend klaren Blick in die unbewußten Tiefen der Psyche dieses großen Liebesdichters. Voll Mitleid für ihn und die von ihm geliebten Frauen möchte man ein so unglückliches Naturell aufs kräftigste verwünschen, stünde es dem berechtigten Egoismus der genießenden Nachwelt nicht besser an, dankbar dafür zu sein, daß es in einer Poesie wie der Mussets zum Ausdruck kam.

Die Männer, die ihn nicht quälen können, sind ihm, so beichtet er tatsächlich der marraine, gleichgültig. Er ist zu aufrichtig, um sich verstellen zu können, zu bescheiden, um Komplimente zu lieben, zu skeptisch, um sie ernst zu nehmen, und benimmt sich daher, so sehr er dieses „übertriebene" Wesen selbst verabscheut, oft abstoßend. Einen eigentlichen Gesellschaftsmenschen konnte die geschickte Mme. Jaubert eben so wenig aus ihm machen wie die einer ganz andern Gesellschaftssphäre angehörende Herzogin von Castries, bei der er ebenfalls verkehrte.

Sie suchte offenbar religiös auf ihn einzuwirken, wie sich aus einem Brief an sie ergibt, in dem der Dichter unter Ablehnung von Dogma und Kirchenbesuch sich zum Glauben an Gott bekennt, im übrigen jedoch hinsichtlich dieser Fragen nicht ganz ausgereift zu sein erklärt. Sein „Espoir en Dieu" bestätigt das vollkommen. Obwohl die Verse stellenweise der „Lettre à Lamartine" nicht unwürdig sind, schwankt der Dichter doch nur zwischen der Angst vor finsterer Orthodoxie und einer über alle Maßen oberflächlichen Verachtung der Philosophie, um dann mit einem deistischen Gebet allzu vertraulichen Charakters zu schließen. Sollte wirklich Mme. de Castries das Gedicht angeregt haben, so würde schon das seine Mängel erklären. Bei einem solchen Gegenstand kann die Inspiration denn doch aus mondänen Beziehungen, und seien sie noch so ernst, nicht erwachsen.

Umgekehrt ist das durch diese bedingte kleinere Genre gleich in den beiden ersten Novellen „Emmeline" und „Les deux Maîtresses", wie bereits vorher in „Un Caprice", so vorzüglich beherrscht, daß die zeitliche Nachbarschaft mit der „Nuit d'Octobre" gar nicht befremdend, sondern eher wie ein glücklicher Zufall erscheint, der den Dichter hier zugleich dramatisch, episch und lyrisch auf solcher Höhe zeigt. Weiß er doch sogar innerhalb des Rahmens der einzelnen Geschichte den eigenartigen Reiz seiner Prosa durch Verseinlagen zu erhöhen, wie in „Le Fils du Titien", den Musset mit Recht als seine beste Leistung auf diesem Gebiete betrachtete. Das Anziehendste ist überall, wie des Dichters Herzensabenteuer und sonstige Erfahrungen aus den verschiedensten

Zeiten, oft unentwirrbar miteinander verknüpft, auch hier in durchaus subjektiver Weise verwertet sind, wie seine Person mit ihrem Empfinden und Meinen in seinen Helden übergeht. „Les deux Maîtresses“ stellt den bei Musset so häufigen Konflikt der Gefühle, die einen Mann zu zwei Frauen gleichmäßig hinziehen, in den Mittelpunkt. Die eine der beiden ist genötigt, durch ihrer Hände Arbeit sich den Unterhalt zu verdienen, wie es der Dichter bei G. Sand gesehen hatte. Das Leben der andern geht, ebenso wie das der Emmeline, fast ganz in den vornehmen Vergnügungen der Gesellschaft auf.

Bei solchen Gelegenheiten kommen dann Musik und Tanz zu ihrem Recht, und deshalb mag man hier gern Erinnerungen an den Salon der Fürstin Belgiojoso suchen, an den Heine in den „Florentinischen Nächten“ gedacht haben soll. Fand sich doch der stimmbegabte Herr des Hauses, mit dem Musset schon lange befreundet war, überhaupt nur dann mit seiner Gattin zusammen, wenn es zu repräsentieren galt. Berühmt waren ihre musikalischen Veranstaltungen, bei denen man Liszts Spiel bewundern konnte, so daß ihnen Musset, der eigentümlicherweise nie einen französischen Komponisten nennt, vielleicht seine Kenntnis Beethovens und Schuberts verdankt. Wohl vertraut aber ist ihm unter den deutschen Meistern namentlich Johann Strauß, und als eifriger Tänzer hat er in dem Gedicht „A la Mi-Carême“ ein kräftiges Wort dafür eingelegt, daß man den Walzer in Frankreich ebenso liebevoll pflegen möge wie in seiner Heimat. Bewußt richtet sich dabei seine Begeisterung —

Belle nymphe allemande aux brodequins dorés,
O muse de la valse, ô fleur de poésie!
Où sont, de notre temps les buveurs d'ambroisie,
Dignes de s'étourdir dans tes bras adorés? —

gegen ein bekanntes Gedicht Byrons.

Wie Musset auch in den Prosaerzählungen, nur um die höhere dichterische Wahrheit bekümmert, die äußerliche platte Wahrscheinlichkeit in den Wind schlug, das zeigt er besonders deutlich in „Frédéric et Bernerette“. Das Original der Titelheldin hatte er in einer kleinen Putzmacherin gefunden, die eine Zeitlang „mit ihm ging“, bis sie einem andren zuflatterte. In der Novelle endet sie durch Selbstmord, da sie sich schließlich von Frédéric verlassen sieht, und ist so zur poetischsten Grisettenfigur der französischen Literatur geworden. Wer wollte es als Widerspruch tadeln, daß sie bei einem Ausflug zur Unterhaltung der Gesellschaft „nach deutscher Melodie“ ossianische Verse — von Musset! — vorträgt, oder daß sie in ihrem ergreifenden Abschiedsbrief den Geliebten an die gemeinsame Lektüre des „Götz von Berlichingen“ erinnert, den der Dichter in Wirklichkeit mit G. Sand zusammen gelesen hat? Kaum hatte Musset in „Margot“ gezeigt, daß er auch aus dem Leben einer Dorfschönen ein paar reizvolle Kapitel Wahrheit und Dichtung herauszuschneiden wußte, so griff er wieder als Kritiker zur Feder.

Während der Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1838 hatte sich im Théâtre-Français das Wunder ereignet, daß einer siebzehnjährigen Schauspielerin zuliebe das Publikum wieder in Scharen zu den Stücken Corneilles und Racines kam, von denen lange niemand mehr etwas hatte wissen wollen. Mit der Ruhe, die seine Kritiken immer auszeichnet, setzte Musset auseinander,

daß das Erscheinen der Rachel trotz ihrer unleugbaren Genialität nicht den Tod des romantischen, in Prosa und ohne die drei Einheiten gehandhabten Dramas bedeute und nicht den endgültigen Triumph der klassischen Tragödie. Aussichtslos sei allerdings die Mischgattung, die nur auf die Einheiten und nicht auf den Vers verzichte. Aber auch die Tragödie des 17. Jahrhunderts, auf deren Geschichte er sehr genau eingeht, sei nicht unübertrefflich: man könne sich an ihrer Stelle etwa die Behandlung nationaler Stoffe in noch viel reiner klassischem, unmittelbar an die Griechen anknüpfendem Stil denken. Für die Kunst, die dazu den Mut habe, sei allerdings Rachel die berufene Priesterin. Einen Monat später nahm er ihre Leistung in Racines „Bajazet" so entschieden gegen eine zu strenge Kritik in Schutz, daß es nach einer ungebührlichen Erwiderung von Jules Janin, der Rachel eigentlich „entdeckt" hatte, beinahe zum Zweikampf gekommen wäre.

Nach weiteren vier Wochen schreibt Musset, von der marraine mannigfach ermuntert und unterstützt, über das erste Konzert der Sängerin Pauline Garcia, der heute noch lebenden Mme. Viardot. Statt sich als Musikkenner aufzuspielen, spricht er nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Unarten im dramatischen Gesang, natürlich nicht ohne heimliche Verliebtheit, in Prosa und Versen seine Freude darüber aus, die Anfänge zweier so hoffnungsreicher Künstlerinnen wie Rachel und Pauline begrüßen zu können. Fast noch mehr scheint er in seinem Element, als gegen Ende des Jahres 1839 Mme. Garcia zum ersten Male die Bühne betritt. Da sie die Rolle der Desdemona gewählt hatte, so konnte Musset allerdings mitsprechen. Wie oft hatte ihn die Malibran mit dieser Darbietung hingerissen! Wie war gerade diese Erinnerung in den Mittelpunkt des poetischen Nachrufes gestellt, den er drei Jahre vorher der so jung Verstorbenen in den „Stances à la Malibran" gewidmet hatte! Nun gab er ihrer Schwester, ohne sie durch zu nachdrückliche Hinweise auf jene zu entmutigen, ganz vorsichtig ein paar Ratschläge, die auch dankbar angenommen wurden. Trotzdem trat zwischen Musset und Mlle. Garcia bald eine Entfremdung ein.

Ganz anders bei der Rachel. Schon im Frühjahr 1839 erscheint er als ihr Hausfreund in jenem Tagebuchblatt „Un Souper chez Mlle. Rachel", das er Mme. Jaubert für die Nachwelt anvertraut hat. Abgesehen von dem interessanten Einblick in Leben und Gemüt der Theaterprinzessin, erfährt man hier noch deutlicher als durch den „Bajazet"-Artikel, daß Musset erst dank dieser großen Interpretin die Überlegenheit Racines gegenüber allen andern französischen Tragikern klar erkannt hat. Aus des Dichters Absicht, ein Stück für die Rachel zu schreiben, ist trotz mehrfacher Ansätze nichts geworden; die beiden blieben zwar bis zum Tode gute Bekannte, aber nicht, ohne sich bei jeder Gelegenheit miteinander zu überwerfen.

Übrigens schien für Musset die Zeit größerer Arbeiten endgültig vorbei. Dagegen redet er jetzt gern wieder in Versen, sei's auch nur, um früher schon Gesagtes in der „Sprache der Götter" zu wiederholen: daher die beiden gereimten Dialoge „Dupont et Durand" und „Idylle". Oder er erzählt für die marraine eine Geschichte dem Boccaccio nach, auf den er mehrfach zurückgriff. Da er das Italienische von Jugend auf verstand, so vermochte er auch einem

so ernsten Geist wie dem erst kurz vorher verstorbenen Leopardi näher zu treten. Aber Musset, der so lange und so erfolgreich in fremden Literaturen Umschau gehalten hat, will jetzt auch nicht mehr der Schleppenträger der Italiener sein. Nicht umsonst hat die Wiege seines Geschlechtes im Lande Rabelais' und Ronsards gestanden. Er zeigt sich jetzt mehr denn je als echtes Kind des esprit gaulois, als würdigen Nachkommen und Schüler der Mathurin Régnier, Molière, La Fontaine. Keiner hat über diese großen, urwüchsigen Gallier treffender gesprochen als Musset, und am liebsten entlehnt er ihnen ihre Waffen, um darüber zu schelten, daß man sie nicht genug ehrt. Er findet es schändlich, daß der „Misanthrope" vor leeren Bänken gespielt wird („Une Soirée Perdue"). Er wünscht von Buloz, der immer nach Manuskript für seine „Revue des Deux Mondes" verlangt, unbehelligt zu bleiben, weil ein beschauliches Faulenzerleben des Künstlers gutes Recht ist („Sur la Paresse"). So wird Musset zu einem scharfen, aber glänzenden Satiriker.

Wenn dabei die Schäden des Staatslebens nur eine ganz geringe Rolle spielen, so erklärt sich das aus der Verachtung des Geistesaristokraten für den Herdentrieb des *ζῶον πολιτικόν*. Als er im Jahre 1835 in „La Loi sur la Presse" einmal in liberalem Sinne Stellung nimmt, beleuchtet er die betreffende Frage fast ausschließlich von der rein literarischen Seite. Übrigens lag es ihm vollständig fern, der Regierung des Julikönigtums Schwierigkeiten zu machen. Daran hätte ihn schon die Freundschaft und aufrichtige Verehrung für den Thronfolger, den Herzog von Orléans, gehindert. Sie hatten zusammen auf der Schulbank gesessen und manchen Nachmittag miteinander gespielt. Später folgte Musset dem Leben des Fürsten teilnahmsvoll, aber mit noch größerer Zurückhaltung, als sie ihm ohnedies schon eigen war. Seine Erwartung, daß der Prinz einst mit des Mediceers Güte Kunst und Wissenschaft fördern werde, steigerte sich noch seit dessen Heirat mit einer deutschen Fürstentochter. Als dem Paar der Graf von Paris geboren wurde, feierte Musset das Ereignis in einem Gedicht. Fünf Jahre später stimmte er seine Leier zum Trauergesang des „Treize Juillet"; es jährte sich bereits der Tag, an dem ein Wagenunfall das junge Leben des Herzogs Ferdinand geendet hatte.

Der „Treize Juillet" ist fast das letzte umfangreichere Gedicht Mussets: immer mehr begann er jetzt kleine Formen zu bevorzugen. Einen rechten Treffer machte er damit, als er Nikolaus Beckers Rheinlied 1841 mit dem kecken „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand" erwiderte. Welcher Deutsche wollte trotz Heines gewiß nicht böse gemeintem Spott leugnen, daß der „Gassenbub" hier in passenderem Ton geantwortet hat als Lamartine in der langen, salbungsvollen „Marseillaise de la Paix"? Übrigens hat auch Musset später der Idee der Völkerverbrüderung die von Ambroise Thomas komponierte Kantate „Le Chant des Amis" gewidmet.

Wirklich am Herzen lag Musset die Politik nicht mehr als vor zehn Jahren; noch jetzt (1842) wiederholt „Après une Lecture" die Theorie des Widmungsgedichtes zu „La Coupe et les Lèvres":

Mon premier point sera qu'il faut déraisonner.

Denn dieses Wort bedeutete bei ihm immer déraisonner d'amour. Wieder einmal hatte es ihm ein schwarzes Augenpaar angetan. Die Fürstin Belgiojoso

war nicht so klug gewesen wie Mme. Jaubert. Sie hatte den Dichter nicht klipp und klar auf den Weg der Freundschaft verwiesen, sondern ihn manchmal mehr erhoffen lassen, obwohl die Gunst ihres Herzens nach wie vor Männern ernsterer und positiverer Geistesrichtung zugewandt blieb. Heute erscheint das durchaus natürlich, da mehr und mehr bekannt geworden ist, wovon das Denken und Fühlen der Mailänder Emigrantin fast ausschließlich beherrscht war, wie diese patriotische Frau unablässig an dem risorgimento Italiens gearbeitet hat. Aber die Dichter in ihrem Salon — Heine ging es kaum besser als Musset — wußten davon nichts oder wollten es nicht wissen, zumal da die Fürstin ihnen gegenüber gern die Koketterie spielen ließ. Unsern Musset brachte sie schließlich durch wenig taktvolle Bemerkungen über seine „leichten" Triumphe bei andern Frauen zum äußersten; 1842 nahm er im ersten Oktober-Heft der „Revue" grausame Dichterrache mit ein paar kleinen Strophen unter dem Titel „Sur une Morte", deren Adressatin bald von allen Eingeweihten richtig erkannt wurde. Musset bedauerte dann die Veröffentlichung dieser Verse, und zu seinen Lebzeiten durften sie unter den gesammelten Gedichten nicht erscheinen. Aber der „Stolz" der Fürstin, wie Musset es natürlich nannte, hatte ihn in der Tat tief verletzt. Fast ergreifend sind die ausführlichen Briefe, in denen er sich der marraine gegenüber, immer zwischen Lachen und Weinen, über diese Herzensepisode ausgesprochen hat.

Auch von Krankheit ist in ihnen häufig die Rede: offenbar machten ihm schon in diesen Jahren Leiden der Brustorgane viel zu schaffen. Die damals so beliebte Behandlung durch Aderlässe war vielleicht ein sehr fragliches Mittel dagegen. Sicher aber verdarb der Dichter selbst viel dadurch, daß er immer, kaum wieder hergestellt, das Maßhalten in der Lebensweise alsbald vergaß. Mit Moralpredigten war ihm nicht zu helfen, aber mit Arzneien allein auch nicht, und so vertraute er sich am liebsten der Pflege einer Krankenschwester an, die in besonders wohltuender Weise beides zu vereinigen wußte. Nicht genug kann er die fromme Sœur Marceline rühmen, und sie hat gewiß die Achtung sehr vermehrt, die er stets für aufrichtige Gläubigkeit empfand.

Unter viel günstigerem Stern, obwohl Bruder Paul eine lange Italienreise unternommen, Tattet in Fontainebleau ein eheliches Heim gefunden hatte, stand von den ersten Tagen ab das Jahr 1843. Am Dreikönigsabend fand sich bei Buloz der Stab der „Revue des Deux Mondes" zusammen. Zwar das Essen verlief etwas steif, und der Hauptspaß, die traditionelle Verteilung des Bohnenkuchens, war diesmal „pour le roi de Prusse", wie Musset scherzt, weil Heine, der Bohnenkönig war, absichtlich oder unabsichtlich mit seiner Würde nichts anzufangen wußte. Musset aber kam auf seine Rechnung, indem er bei dieser Gelegenheit die seit längerer Zeit getrübte Intimität mit einem unzünftigen Gast des schönen Geschlechts, mit der Rachel, erneuerte. Dann fand er sich nach langer Zeit wieder einmal in der Frühlingspracht von Guttinguers Garten mit Nodier und Hugo und ihren Damen zusammen. Ein Sonett für Mme. Hugos Stammbuch bestätigte die Aussöhnung, deren es zwischen ihrem Gatten und dem Abtrünnigen doch zu bedürfen schien. Musset, fremdem Verdienste gegenüber immer gerecht, hatte eigentlich den Frieden niemals gestört, während Hugo gewisse Ausfälle gegen den jüngeren

Dichter, die bedenklich nach Eifersucht aussehen, noch bis an sein spätes Ende nicht unterdrücken konnte. Auch im Arsenal konnte man Musset wieder begrüßen, wie es sich Nodier in zierlichen Versen erbeten hatte, auf die eine ganz ähnlich geformte „Réponse à M. Charles Nodier“ mit lebhaften Erinnerungen an die Zeit der frühen Romantik folgte. Mit Mme. Menessier gab es eine förmliche Poetenschlacht in dreimaligem Sonettenwechsel.

Überhaupt hat Musset im Laufe der Zeit immer mehr zu der urromanischen Form des Sonetts gegriffen. Sie scheint ihm besonders passend für die eigentliche Gelegenheitsdichtung, die er so vielfach gepflegt und durch seinen unbeschadet aller Poesie doch so bestimmten Ausdruck besonders reizvoll gestaltet hat. So beglückwünscht er den einem Attentat entronnenen Louis Philippe, umschreibt in zwei Strophen ein kritisches Aperçu Sainte-Beuves, übersetzt in engerem und in freierem Anschluß eine Horaz-Ode, improvisiert eine Definition der Poesie, und schreibt sich natürlich vor allem in solcher bescheideneren Form allerhand weniger stürmische Regungen der Liebe vom Herzen. In den Geist Mozarts und Goethes ist er zu tief eingedrungen, als daß einer natürlich indirekten Nachahmung des Goetheschen „Selbstbetrug“ („Le Rideau de ma Voisine“) oder den drei Strophen von „Rappelle-toi“, die er einer nur vermeintlich Mozartschen Melodie unterlegte, besonderer Wert beizumessen wäre. Dagegen ziemt sich wohl ein Hinweis auf die hübschen „Le Mie Prigioni“ betitelten Verse. Das Arreſtlokal der Nationalgarde, in dem Künstler und Dichter eine besondere Zelle hatten, um ihre militärische Minderwertigkeit zu beklagen und — zu verewigen, hat Musset allerdings nicht zu oft gesehen, da er seinen Dienst meistens, wenn nicht freudig, so doch gewissenhaft tat.

Von der Prosa, die Musset in diesen und den nächsten Jahren schrieb, stand das meiste nicht mehr auf der alten Höhe. Das gilt von allen sechs „Contes“, auch von der „Histoire d'un Merle Blanc“, die wohl wegen der doch nicht besonders geschmackvollen Anspielung auf das Erlebnis von Venedig leicht überschätzt wird. Eher behält noch das „Grisettenprofil“ „Mimi Pinson“ mit dem eingelegten Lied wenigstens seine historische Bedeutung. Auch die kleinen Einakter fallen immer mehr ab. Wie hat sich bereits in „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée“ der feine Symbolismus des „Caprice“ verflüchtigt! Das ist kein Dialog mehr, der für andre vorbildlich werden konnte, wennschon Musset seinem jüngeren Freund Augier bei dem Proverbe „L'Habit vert“ geholfen hat. Erst bei diesen letzten Stücken Mussets, wo fast nur noch ein mehr oder weniger graziöses Redegeplänkel an seine gute Zeit erinnert, drängt sich der Gedanke an Autoren des 18. Jahrhunderts, besonders an Marivaux, auf, wie denn in „On ne saurait penser à tout“ geradezu eine Überarbeitung Carmontelles erscheint. Im Grunde ist es dasselbe, wenn der Musset der Spätzeit auch rein stofflich sich dem Ancien Régime zuwendet, wie in dem Gedicht „Sur trois Marches de Marbre Rose“ oder der Erzählung „La Mouche“.

Übrigens war Musset gerade in jenen Jahren erst wirklich ein Bühnenautor geworden. Ende 1847 trat Mme. Allan-Despréaux, die während eines langen Aufenthaltes in Petersburg die Wirkung des „Caprice“ erprobt hatte, ihr

Engagement am Théâtre-Français mit der Rolle der Mme. de Léry an. Es war höchste Zeit, daß dem Dichter damit eine neue Einnahmequelle erschlossen wurde. Hielt es doch während der Revolution von 1848 die republikanische Regierung für nötig, dem „Bürger de Musset" den Bibliothekarposten im Ministerium des Innern zu nehmen, eine Sinekure mit 3000 Franken Gehalt, die ihm zehn Jahre vorher der Herzog von Orléans verschafft hatte. Inmitten der allgemeinen Entrüstung über diesen Schritt ließ sich niemand herzlicher zugunsten des Dichters vernehmen als der ältere Dumas. Musset selbst aber verlor kaum ein Wort, kümmerte sich um die Proben zu „Il ne faut jurer de rien" und tat sofort nach der erfolgreichen Première seine Schuldigkeit als Nationalgardist in der furchtbaren Junischlacht. Aber er erfuhr eine noch viel schlimmere Demütigung, als ihm die Akademie, um auch ihrerseits einen Beweis des Wohlwollens zu geben, einen Preis verlieh, der vom Stifter ausdrücklich zur Förderung hoffnungsvoller Anfänger bestimmt war. Wieder fand der Dichter die vornehmste Gebärde, indem er mit Dank annahm, die 1300 Franken aber sofort einem Unterstützungsfonds für die Opfer der Junitage überwies.

Auch in seiner Familie hatten sich die Bande etwas gelockert: die Schwester war seit zwei Jahren in Angers verheiratet, und die Mutter lebte oft längere Zeit, zuletzt ganz bei ihr. Glücklicherweise hatte der stets Hilfsbedürftige einen Schutzengel in der treuen Adèle Colin gefunden, die auch sein immer deutlicher hervortretendes Herzleiden, mitunter gegen die ärztlichen Vorschriften, vorzüglich zu behandeln wußte.

Noch einmal waren Musset frohe Tage beschieden: Mme. Allan, deren treffliches Spiel mittlerweile seine Stücke von Erfolg zu Erfolg geführt hatte, wurde seine Geliebte. Ihre Briefe an eine intime Freundin zeigen in überraschender Weise, wie sehr Musset doch der Alte geblieben war, wie er noch immer, je nach seiner Laune, eine Frau beglücken oder zur Verzweiflung bringen konnte. Auch war seine Unterhaltung nach wie vor geistig anregend und verriet wenig von einem Verfall. Ja, es schien Aussicht vorhanden, daß er wieder zur Arbeit zurückkehren würde. In der Tat entstand im Jahre 1850 ein überaus liebenswürdiges Werk, das an des Dichters beste Zeit erinnert, das dreiaktige Lustspiel „Carmosine": Sänger und König vereinen sich, um zwei Kinder, zwischen denen das Wasser gar so tief schien, glücklich zusammenzubringen. Mag der einfache Vorgang — er ist wieder dem Boccaccio entnommen — auch kein packendes Theaterstück ergeben haben, in der schlichten, dem Mittelalter so wohl angepaßten Sprache ist mehr aus ihm geworden, nämlich lautere Poesie. Obwohl übrigens Musset, nach der szenischen Einheitlichkeit zu schließen, an die Bühne gedacht hatte, blieb „Carmosine", das als Feuilleton in einer Tageszeitung erschien, bis lange nach seinem Tode unaufgeführt.

Seine älteren Werke aber mußte der Dichter damals durch Neueinrichtungen mehrfach verderben, damit sie gegeben werden konnten, was jetzt eine Lebensfrage für ihn geworden war. Besonders hatte „André del Sarto" darunter zu leiden, während die Verpflanzung des „Chandelier" ins Théâtre-Français

wenigstens ein Gutes hatte. Musset übertrug dessen Musikdirektor die Komposition des Fortunio-Liedes und lenkte so zum erstenmal die Aufmerksamkeit auf — Jacques Offenbach. Doch ergaben diese Proben schließlich auch den Bruch mit Mme. Allan, der vorzüglichen Jacqueline. Als im nächsten Jahre der Einakter „Bettine" gespielt wurde, in dem die aufopfernde Liebe der Heldin vielleicht ein Reflex von Mme. Allans Charakter ist, wurde die Titelrolle von einer andern gegeben. Den Eifersüchteleien unter dem Bühnenvolk entging Musset natürlich nicht. Auch Rachel konnte es ihm nie verzeihen, daß er nach ihr die Ristori bewunderte und besang.

Das führt schon in die Zeit des Kaiserreiches, das für den Dichter nicht ungünstig begonnen hatte. Er war in die Akademie gewählt und noch in demselben Jahr zu einer doppelten Denkmalsenthüllung nach Le Havre delegiert worden. Der Unterrichtsminister Fortoul, der sich ihm schon früher wohlwollend gezeigt hatte, machte ihn in seinem Ressort wieder zum Bibliothekar. Auch beauftragte er ihn, für die Tuilerien ein Festspiel „Le Songe d'Auguste" und ein kleines Stück „L'Ane et le Ruisseau" zu schreiben. Doch war von ihrer Aufführung bald nicht mehr die Rede, und des Dichters Ruhm hat dabei nichts verloren.

Unwillkürlich fällt einem beim Zurückblicken auf die so spärliche und mitunter minderwertige Produktion Mussets nach 1843 das Wort Goethes ein von den Menschen, die ihre Mission erfüllt haben und deswegen in der Blüte der Jahre sterben. Welcher Zufall, daß er dabei Raffael, Mozart und Byron genannt hat, drei unserm Dichter so wahlverwandte Genien! In noch jüngeren Jahren als sie hatte er das Beste, hatte er fast alles gesagt, was er zu sagen hatte — und es war gewiß nicht wenig. Die meisten seiner Kollegen von der Akademie wußten das freilich nicht. Mußte doch Lamartine noch nach Mussets Tode eingestehen, daß er von dessen gesamtem Werk kaum die an ihn gerichteten Verse gelesen hatte. Und wenn Musset die Sitzungen der Körperschaft, die ihn so schnöde behandelt hatte, nicht regelmäßig besuchte, so trug der giftige Witz eines „Unsterblichen" rasch die Verleumdung weiter, er sei unrettbar dem Alkohol verfallen. Wohl mag er jetzt im Café de la Régence, wohin ihn seine alte Liebe zum Schachspiel seit Jahren führte, oft bis in die späte Nacht vor gefülltem Glas gesessen haben. Aber was er trank — ganz absurde Mischungen der verschiedensten Alkoholika —, und wie er es trank — mit Grimassen des Widerwillens —, das zeigt, daß er ein Recht dazu hatte, in einem Sonett an die marraine übertriebene Beschuldigungen zurückzuweisen mit den Worten:

De ce qui n'est qu'un mal, n'en faites pas un vice.

Diese Krankheit war aber nur der tragische Zwang, vergessen zu müssen, was man einst gewesen ist, wie ihn ein Dichter, der sein Genie überlebt, wohl empfinden mag.

Wäre Musset der notorische Trunkenbold und gewöhnliche Libertin gewesen, als der er manchmal hingestellt worden ist, so hätte er gewiß nicht zehn Jahre lang den Kampf mit seinem bösen Leiden ausgehalten. Aber immer mehr verschlimmerte sich sein Zustand um die Mitte der fünfziger Jahre.

1856 riß der Tod schwere Lücken im Kreise seiner Bekannten und Freunde: auf Heine folgte Mme. Allan und im Herbst auch Alfred Tattet. Stimmen aus einer andern Welt erfüllten jetzt die Fieberträume des Kindes, das Musset auch im Mannesalter geblieben ist: eine Gehörshalluzination täuschte ihm häufig die Klänge von Schuberts „Erlkönig" vor, bis er in der ersten Mainacht 1857 dem Rufe des Todes folgte. Nur eine kleine Schar Getreuer begleitete den Sarg bis zum Père Lachaise.

Auch jetzt war das Schicksal dem Dichter noch nicht günstig. Der Bruder mußte zunächst sein Andenken gegen eine wahre Verunglimpfung durch Lamartine in Schutz nehmen. Dann schrieb 1859 G. Sand unter dem Titel „Elle et Lui" ein mindestens sehr verspätetes Seitenstück zu der „Confession d'un Enfant du Siècle". Paul antwortete darauf mit „Lui et Elle", die Schriftstellerin Louise Colet, die sich dem Dichter noch während seiner letzten Jahre an den Hals geworfen hatte, mit einem „Lui". Von da an ist die Geschichte jener Liebe, die nach Mussets Meinung einst neben der von Abälard und Heloise, von Romeo und Julie als heller Stern am Himmel der Literatur glänzen sollte, fast zu einem gewöhnlichen Skandal geworden und ist bis auf den heutigen Tag die Sache zweier gegeneinander erbitterter Parteien geblieben, an deren Spitzen die beiderseitigen Familien stehen. Mußte dabei auch der Dichter allmählich an Ansehen einbüßen, so kam noch hinzu, daß in der Literatur eine Schule herrschte, für die nur zwei Verbrechen zu existieren schienen: ein mangelhafter Reim und ein aufrichtiger Herzenston — und beide hatte Musset sich zu oft zuschulden kommen lassen.

Freilich waren es nicht die Schlechtesten aus den späteren Generationen, ein Taine, ein Zola, bei denen ab und zu die Vorliebe für Musset zum Ausdruck gelangte. Eine Reaktion zu seinen Gunsten setzte allmählich ein und droht heute fast in äußerliche Popularität umzuschlagen. Denn noch bleibt für Mussets wahren Ruhm sehr viel zu tun. Noch immer lastet, um nur eines zu erwähnen, auf manchem seiner Stücke das Vorurteil, es sei „unspielbar", eine Legende, die so unausrottbar scheint wie die von des Dichters moralischer Verkommenheit, und die noch viel verhängnisvoller wirkt, denn sie unterbindet das Leben eines Kunstwerkes vom Range des „Lorenzaccio".

Ist es vorlaut, als Deutscher solchen Mahnruf in das Nachbarland zu senden? Vielleicht. Ist es berechtigt, einem Dichter, der so mit tausend Fasern im besten Kulturboden seiner Heimat wurzelt, in der Weltliteratur einen Platz anzuweisen im Gefolge jenes Titanen, dessen Größe er mehr sympathetisch geahnt als im einzelnen klar erkannt hat? Vielleicht nicht. Würde Musset selbst damit einverstanden sein, so mit Goetheschem Maße gemessen zu werden? — „Wenn ich mich irgendeiner Arbeit gegenüber mit dem schwierigen Geschäft des Kritikers betraut sähe, so würde mir in dem Augenblick, da ich das Buch aus der Hand legte, um die Feder zu ergreifen, die verehrenswerte Gestalt Goethes erscheinen mit ihrer homerischen Würde und ihrer altväterischen Biederherzigkeit." So schrieb vor nahezu zwei Menschenaltern — Alfred de Musset.

Über die Einheit von Raum und Zeit.

Von

Omar al Raschid Bey.

[Wir entnehmen die nachstehende ‚Unterredung' einem demnächst erscheinenden Werke, das sich „Weg zur Erkenntnis, Âranâda-upanishad", nennt. Der Gedanke einer Identität unsrer Anschauungen: Raum und Zeit, die in der Geschichte der Philosophie nur vereinzelt und nur in tastenden Andeutungen zutage tritt, wird in der Upanishad voll aufgenommen, mit großer Entschiedenheit verfochten und mit dem Willensproblem in festes Gefüge gebracht. Auf die so errungene Erkenntnis gestützt, unternimmt das Werk die Lösung der großen Probleme der Philosophie: Verkörperung der Welt, Ich und nicht-Ich, Willensfreiheit, Grundlage der Moral und das Hoheziel der Menschheit. Einer der ersten Vedakenner unsrer Zeit, Professor P. Deussen, der indische wie abendländische Weisheit, Religion und Philosophie gleich groß umfaßt, äußert sich brieflich an eine dritte Person wie folgt: „Sehr merkwürdig ist auch die Zurückführung der räumlichen und zeitlichen Verhältnisse aufeinander, und ich weiß nicht, ob der Verfasser zu weit geht. Besonders schön aber ist es, wenn der Autor das innere Zeitliche und das äußere Räumliche aus dem Willen ableitet, natürlich dem unbewußten Willen, denn „er ist der Schöpfer". Brihad-Upanishad 4, 3 ... Was die Wissenschaft durch Kant und Schopenhauer auf dem Wege des strengsten Beweises, aber vielfach nur in der Form der kühnsten Abstraktionen errungen hat, das weiß unser Autor vermöge einer seltenen Tiefe des Gemüts und einer überaus zarten Empfindung für das Wirken und Walten der Natur mit einer Unmittelbarkeit zu entwickeln, die der großen Menge unverständlich bleiben wird, für den Eingeweihten jedoch von größtem Interesse und stellenweise von wahrhaft ergreifender Wirkung ist."

Wir geben hier aus dem Werke den Abschnitt „Âkâsha" und lassen dem Texte eine kurze Erklärung dieses Samskritwortes vorangehen.]

Âkâsha — Grundbedeutung der Wurzel kâsh (kâś, kâç), Licht, Schein; in Ableitungen und Zusammensetzungen: erschauen, sichtbar werden, zutage treten, erscheinen. Derselbe Stamm in derselben Bedeutung ist auch in slawischen Sprachen erhalten (russisch: каз, кажу). Hierzu wolle man die philosophisch tiefe Bedeutung

des Wortes ‚er.Schein.ung' in Betracht ziehen, wie solche sich in weit auseinander liegenden Sprachstämmen vorfindet: ‚свѣтъ' (swjet) russisch, bedeutet gleichzeitig Welt und Lichtschein; ungarisch: ‚világ' Licht, Schein und Welt; japanisch: ‚utsutsuyo' Schein und Welt (etymologisch: erwachtes Leben). Danach wäre âkâsha ‚Welterscheinung'. Zu dieser Grundbedeutung kommt aber noch die weitere ‚Raumzeitlichkeit' hinzu. Diese ist in der vedischen Literatur in einer Reihe von Stellen nachweisbar, welche Stellen erst durch solche Duplizität der Bedeutung volle Klarheit erlangen, siehe vor allem Bṛihad-âranyaka-upanishad 3, 8, 4. Dort spricht es Yâdschñavalkya mit deutlichen Worten aus, daß âkâsha ‚Raum und Zeit' bedeute und mâyâ, das heißt ‚Schein' sei. (Im Gegensatz hierzu wird das Wesen der Welt als ‚anâkâsham raumzeitlos' bezeichnet.) Dazu hat sich die gleiche Doppelbedeutung des Wortes auch im Pâli erhalten: ‚avakâso' gekürzt, ‚okâso' bezeichnet Raum und Zeit zugleich; ‚okâsam karoti' heißt Platz schaffen, Zeit und Raum finden. Vergleiche zu obigem: lat. spatium, engl. space, Zeitraum; aus indogerm. Wurzel kṛip: πρεπειν erscheinen und corpus Leib; Saṃskṛit: rûpa Erscheinung und Körper, deha und dehin, çarîram und çarîra Leib und Seele, wie vieles andere mehr; hebr.: ōlom, persisch-arabisch: ssamân, althochdeutsch: wëralt Welt und Zeit; auch an das Heraklitische: ‚Urkörper ist die Zeit' sei erinnert. — So viel an dieser Stelle um die Wiedergabe des Saṃskṛitwortes âkâsha auf dessen Grundbedeutung gestützt, nicht wie bisher üblich durch Weltraum oder Äther, wohl aber durch ‚Erscheinung' — zeiträumlicher Welterscheinung Urbestand, sub.stantia, zu rechtfertigen; vergleiche Nṛisiṃhapûrvatâpanîya-upanishad 3: „darum soll man âkâsha als den ‚Weltkeim' wissen".

* * *

ÂKÂSHA

Dieser atmenden Welt zeiträumliche Erscheinung[1]).

O Teurer! Zu dem, was ich dir zu sagen gedenke, behalte vor Augen: Alle große Wahrheit ist gedacht, verkündet alles große Wissen; uns bleibt uralter Weisheit nachzuleben.

Also ist die erste Unterweisung:

Stelle dir vor, o Teurer, es umfasse die enge Klause, in der wir weilen, die ganze Welt, und es sei kein empfindendes Wesen darin. Was wäre auszusagen?

Nichts; ohne Empfindung kein Urteil.

Du betrittst den Raum — und aus dem Nichts schafft sich in dir Erscheinung, Bewegung, Gestaltung, unendlich an Zahl; Körper, Eigenschaften, Kräfte, Wirkung, Entfaltung und Leben in endloser Fülle und endlosem Wechsel; aus deiner Empfindung — die Welt.

Alsbald erscheint dir dieser Raum groß oder klein, hoch oder niedrig, hell oder dunkel, heiß oder kühl, schön oder häßlich oder in irgendeiner Beziehung deinen Sinnen erwünscht oder unerwünscht, und zwischen diesen Gegensätzen alle Abstufung deiner Empfindung. Den Boden, auf dem du stehst, fühlst du unter dir, die Decke siehst du über dir; die Tür, durch die du eingetreten bist, ist hinter dir; vor dir, weiten Ausblick gewährend, der

[1]) Published July 1 th 1908, Privilege of copyright in the United States of America resered under the act approved 3 rd March 1905 by Omar al Raschid Bey.

offene Bogen; diese geschlossene Wand hier ist zur Linken, jenes die rechte Seite des Raumes.

Dies sind Bezeichnungen, Urteile, die unbestreitbar scheinen, — dennoch, sobald jemand dir gegenüber tritt, behauptet er, die Seite, die du mit rechts bezeichnest, sei die linke, und nennt die Wand, die du links nennst, die rechte. Beider Urteile können nicht zutreffend sein; sie widersprechen sich, sind Gegensätze, die einander ausschließen, zu nichts aufheben.

Hier geschieht das Wunder, daß eines mit einer bestimmten Bezeichnung und gleichzeitig mit dem Gegenteile dieser Bezeichnung belegt wird. Wer von den Urteilenden hat recht? Keiner — oder, wenn du willst, beide. Die Wand ist beides: rechts und links, also auch keines von beiden, weder rechts noch links.

Keine Lösung, auch wenn etwa der Gegenüberstehende zu dir herüberträte und nun, in gleicher Stellung wie du, dir und deinem Urteil beistimmte. Gesetzt, es träten noch mehr zu dir, einsichtige Männer, gelehrte Brahmanen, solche, die sich für Wissende halten, und alle wären eines Urteils: die bezeichnete Wand des Raumes sei die rechte; — wenn von allen zahllosen Wesen seit Zeiträumen ohne Zahl nie anders erkannt worden, wenn es ein ewiger Glaubenssatz der Menschheit wäre und hieße frevelhaft daran zu rühren — die Wand bleibt, was sie wahrhaft ist, weder das eine noch das andre, weder rechts noch links.

Alle die, welche mit dir in der Benennung der Wand übereinstimmen, stehen mit dir auf gleichem Stand, vertreten deinen Standpunkt, nichts mehr. Wechselst du deinen Standort und trittst dir selbst gegenüber, so widersprichst du dem eigenen Urteil: aus rechts ist links, aus links ist rechts geworden.

Das Urteil ist in dir; an der Wand selbst haftet nicht ein Hauch von den Unterscheidungen rechts und links. Wie der Schatten eines vorüberfliegenden Vogels am Boden nicht haftet, so haftet nichts von diesen Unterscheidungen an der Wand, in keiner Gestalt, in keinem Sinne, weder offen noch verborgen, weder hier noch dort, weder heute noch je.

Dieses, wovon ich dir rede, ist selbstverständlich; folge mir weiter.

Stelle dir vor, o Teurer, der Raum, von dem wir reden, sei kreisförmig gezimmert. Du dürftest nicht mehr die ganze Wand, sondern nur eine Stelle der Wand, eine einzige körperlose, nur in Gedanken zu fassende Linie mit rechts oder links bezeichnen, und diese Linie würde bei jeder Bewegung von dir, vor- oder rückwärts schwankend, eine andre Stelle der Wand treffen.

Sodann: denkst du dir, dem Gedanken weiter folgend, den Raum, von dem wir reden, in den Hohlraum einer Kugel verwandelt und deinen Stand im Mittelpunkt dieser Hohlkugel, so trifft die Bezeichnung rechts oder links je einen einzigen körperlosen, nur in Gedanken zu fassenden Punkt, und jede leise Abweichung von diesem einen Punkt spielt schon in fremde Verhältnisse hinüber: vorn, hinten, oben, unten. Jede deiner Bewegungen, jeder Atemzug, jeder Herzschlag läßt die Unterscheidungen rechts und links durcheinanderschwirren wie die Farben auf einer Seifenblase, und du kannst, je nachdem

du dich wendest oder beugst, willkürlich jeden Punkt der Hohlkugel mit gleichem Recht und mit gleichem Unrecht mit rechts und mit links bezeichnen.

Die Gegensätze rechts und links haften an dir, sie bewegen sich mit dir, folgen dir, wenden sich mit dir; sie stehen und gehen, sie ent-stehen und ver-gehen mit dir. Rechts und links ist da, wo du es willkürlich hin-verlegst, überall — nirgends.

In deinem Herzen sind die Auseinandertretungen, deine eigene Schöpfung die Unterscheidung rechts und links; du überträgst eigene Schaffung, Eigenschaft aus dir hinaus, nichts mehr; an sich kein rechts und kein links, einzeln nicht und zusammengenommen nicht. Die Urteile heben sich gegenseitig auf, nichts bleibt — in dir allein sind die Unterscheidungen.

Doch frage dich, o Teurer, wo bestünden in dir die Unterscheidungen, wenn du dir vorstellst, daß du dich in deinem eigenen Körper umzuwenden vermöchtest; woran könnten die Merkmale rechts und links in dir haften, wenn du dich kugelförmig gestaltet vorstellst, wenn du dich formlos, körperlos denkst?

Und endlich — von diesem Raum hier ging ich aus — stelle dir vor, dieses hier sei die ganze Welt und außer dir kein empfindendes Wesen darin

— und du selbst seist nicht —

verschwunden sind die in Rede stehenden Unterscheidungen, ausgelöscht, in Nichts gesunken; sind nicht und waren nicht; Spiel deiner Seele — bloße Erscheinung.

Du hast erkannt:

Die Vorstellungen rechts und links sind nicht an sich, sind in Gegensätze zerfallene, an sich nichtige Unterscheidungen in dir; von scheinbarer Verschiedenheit — ununterschieden an sich; von scheinbarer Bedeutung — bedeutungslos an sich, — aus dir gewirkte Wirklichkeit dieser Welt, — nicht letzte Wahrheit.

Was von diesen Unterscheidungen — in dir als Urteil —, außer dir als Eigenschaft des Gegenstandes erscheint, ist nur Kennzeichnung deines Standortes im Raum, dein zu-Stand zum gegen-Stand, deine eigen ge-wähl-te Haltung, dein belieb-tes Verhalten — dein Verhältnis zu den Dingen im Raum; deine frei-willig eingenommene Stellung — vor-Stellung, will-kürlich aus dir geschaffen, Ausdruck deines Willens, aus dir geboren, deine eigene Schöpfung — du selbst.

* * *

Und ferner desgleichen:

Dem gefundenen Ergebnis in betreff der gegenteiligen Unterscheidungen rechts und links schließen sich unmittelbar und in allen Stücken an die gegenteiligen Unterscheidungen vorn und hinten, oben und unten.

Beim ersten flüchtigen Hinschauen zwar scheint es, als beharrten die Urteile oben und unten auch unabhängig von dir und deiner jeweiligen Stellung, als bliebe oben oben und unten unten, welche Lage du auch einnimmst. Stellst du dir aber vor, daß jemand, auf der Erdkugel stehend, mit

erhobenem Arm den Ort am Himmel bezeichnen wollte, den er für oben hält, und dicht neben ihm stünde ein zweiter, dasselbe tuend, so weichen die von ihnen als oben bezeichneten Punkte schon voneinander ab und in unendlicher Entfernung stehen sie unendlich weit auseinander.

Trüge nun jeder Fleck der Erdkugel solche nach oben Weisende, jeder von ihnen vermöchte nur sein Oben, nicht das Oben zu weisen und desgleichen jeder von ihnen nur sein Unten, nicht das Unten, und das Urteil eines jeden widerspräche dem Urteil aller übrigen, und jeder Punkt des Himmels trüge mit gleichem Recht und mit gleichem Unrecht die Bezeichnung oben und die Bezeichnung unten.

In deinem Herzen sind die Auseinandertretungen, deine eigene Schöpfung die Unterscheidung: oben und unten. Oben und unten ist da, wo du es willkürlich hinverlegst; oben und unten ist das, was du willkürlich so nennst. Was hier oben ist, ist dort unten; was jetzt unten ist, ist dann oben; du wechselst deinen Standort nach Gefallen und deine Anschauung wechselt mit ihm: oben ist unten, unten ist oben — die Urteile heben sich durch Gegenurteile auf, nichts bleibt.

Ich sage dir nichts Neues, ich erinnere dich nur.

Und ferner desgleichen alle verwandten Bezeichnungen, alle Richtung, Maß, Begrenzung, Verhältnis vorstellenden Urteile und alle übrigen auf Raum und Dinge im Raum übertragenen, wie rechts und links, wie vorn und hinten, wie oben und unten in Gegenteile zerfallenden, aus dir geschaffenen, außer dir erscheinenden, an sich nichtigen Merkmale und Namen.

Alles Maß ist in dir; alles Verhältnis, Ausdruck deines Verhaltens; aller Gegenstand in Beziehung zu deinem Willen oder Unwillen; aller Gegensinn in dir selbst.

Räumliche Vorstellungen und Urteile erscheinen unsicher und schwankend, sie greifen ineinander über, verfließen ineinander, jede der Vorstellungen beginnt im Herzen der andren —

Die Wahrnehmungen erscheinen gepaart, eine die andre bedingend, sind nur durch gegenseitige Beziehung, sind nur durch Gegensatz zueinander —

Von getrennten Standorten aus widersprechen sich die gegenteiligen Unterscheidungen, verneinen einander, heben sich gegenseitig zu nichts auf —

Räumliche Verhältnisse sind nicht an sich, sind nur in dir, entsprechen in dir deinem gegenwärtigen Standort, deiner gegen-Wart; wechselst du deinen Standort, so wechselt mit deinem Gesichtspunkt deine Anschauung, die Urteile widersprechen sich auch in dir, verneinen sich gegenseitig auch in dir, heben sich auch in dir zu nichts auf —

Räumliche Unterscheidung hat an sich, hat in dir keine Geltung, ist gleich gültig, gleich ungültig, bedeutungslos, leer, nichtig — in dir, an sich; Erscheinung — nicht Wahrheit.

Du erwägst: Raum an sich ist leer und bestimmungslos, wie vermöchten an leerem Raum räumliche Verhältnisse zu haften?

Und du erkennst:

Was dir in räumlicher Anschauung als Verschiedenheit erscheint, ist willkürliche, durch gegensätzlichen Standort in Gegensätze auseinanderspaltende, an sich nichtige Unterscheidung in dir — aus dir gewirkt, auf dich wirkend, Wirkung und Wirklichkeit dieser Welt, nicht letzte Wahrheit.

Was von solchen Unterscheidungen — in dir als Urteil — außer dir als Eigenschaft der Dinge erscheint, ist Ausfluß deiner Eigenheit, Abbild deiner selbst; ist dein Verhalten und Verhältnis zu den Dingen, dein Stand und ver·Stand, dein zu·Stand zum gegen·Stand; Kennzeichnung deiner Stellung zum gegen·ständlich aufgefaßten Gedanken — deine vor·Stellung; ist Aus·legung deines innen·Lebens, Entgegnung deines Empfindens, sinnliche Ant·wort seelischer Bewegung, wider·Schein der von dir be·lieb·ten Wertung, Ausdruck deiner frei·will·igen Teilnahme, deiner will·kür·li·chen Auffassung, deiner Wahlverwandtschaft, deiner wechselnden Neigung und Gesinnung, ist dein Atem in Lust und Unlust, in Liebe und Haß; ist Ausdruck deines wechselnden Verlangens, deiner Willkür — Inhalt deiner Seele, aus dir gezeugte über·Zeugung, deine eigene Schöpfung — du selbst.

Solches hast du klar erkannt, daran halte fest, unverbrüchlich.

— Eigengeschaffenes legen wir den Dingen bei und nennen es der Dinge Eigenschaften. —

*

Ausgelöscht sind die Bedeutungen rechts und links, vorne und hinten, oben und unten, ausgelöscht alle dazwischen liegenden und alle verwandten, auf Raum bezüglichen, im Raum verwobenen Verhältnisse: alles innen und außen, alles hier und dort, alle Nähe und Ferne, alle Weite und Enge, alle Größe, alle Lage und Richtung, Höhe, Tiefe, Breite, Länge, alle Teilung, alle Grenzen, alles Maß.

Ausgelöscht alle auf Raum bezüglichen Wahrnehmungen und Anschauungen, alle seine Unterscheidungen, alle seine Bestimmung, Bezeichnung, Benennung — bloße Auffassung und Wertung, nur Unterstellung und Beilegung, nur Namen — an sich nichts die sogenannten räumlichen Eigenschaften und Merkmale — Erscheinung nicht Wahrheit.

Ausgelöscht mit ausgelöschten Merkmalen ist der Raum selbst. — Kein Raum außer Ich; kein Raum im Ich: kein Raum mit ausgelöschtem Ich; Ansicht — nicht Einsicht, Anschauung — nicht Erkenntnis, eigen geschaffenes Trugbild, auf bloßer Vorstellung beruhend, aus dir gewirkte Wirklichkeit dieser Welt; nicht ist Raum an sich — nicht ist Raum Wesen und Wahrheit.

Solches hast du klar erkannt, von solcher Erkenntnis vermagst du ferner nicht mehr abzuweichen . . . es sei denn, daß du — über dieses hinaus — zu tieferer Einsicht gelangst.

Darum ist gesagt: „aus deiner Seele die Erscheinung."

— Es ist der Welt Atem, den du, als sei er außer dir, spürst. —

*

Und gewiß:

Gegensatz und Zwillingspaar ist Raum und Zeit; wie kein rechts ohne links, kein oben ohne unten, so kein Raum ohne Zeit, keine Zeit ohne Raum.

Wenn es in Wahrheit kein hier und kein dort gibt, so gibt es auch kein hin und kein her, kein auf und kein ab, kein vor noch zurück, weder kommen noch gehen, weder steigen noch fallen, kein heben, kein senken, kein fluten, kein ebben, kein eilen, kein zögern, keinen Stillstand, keinen Wechsel. Mit ausgelöschtem Raum ist Zeit ausgelöscht; wie es keinen Raum an sich gibt, so gibt es an sich keine Zeit.

Bei Erläuterung der Unterscheidung oben und unten schien es zunächst, als bestünden diese Erscheinungen auch unabhängig von dir; beim ersten Hinschauen scheint, es als bestünde Zeit an sich und unabhängig von dir. Doch wie die Vorstellungen oben und unten beim Durchschauen in Nichts versinken, so versinkt die Einbildung Zeit durch Erkenntnis in Nichts.

Wie dein Standort, den du im Raum einnimmst, bestimmt, was du mit den Worten oben oder unten, mit rechts oder links bezeichnest, so bestimmt dein Standort in der Zeit, dein Be·stand, deine Anwesenheit, dein Da·sein, deine Gegen·wart, was du als Vergangenheit und was du als Zukunft unterscheidest, und wie jenen Wahrnehmungen, so kommt auch diesen keine Wahrheit zu.

Wie dein Standort im Raum die willkürliche Teilung eines Ganzen bestimmt, ein willkürlich von dir gewählter Scheidepunkt, der dir das Recht zu geben scheint, gegensätzliche Verschiedenheit zu schaffen, so schafft dein Standort in der Zeit, dein Da·sein, deine Gegen·wart Unterscheidung in einem in sich ungeschiedenen Ganzen und macht dich in gegen·Teile unterscheiden was eines ist.

Zeit an sich ist leer und bestimmungslos; wie vermöchte an leerer Zeit zeitliche Bestimmung und Unterscheidung zu haften?

Nur von dir aus gibt es ein rechts und links, nur aus dir gewirkt und auf dich wirkend ist ein oben und unten, ein vorher und nachher, nur in dir ist und ist wirkend, was du Zeit nennst.

Vergangenheit scheint vorbei, Zukunft scheint zu kommen; der Tag scheint vorbei, die Nacht scheint zu kommen. Verschieden wie Tag und Nacht scheint Vergangenheit und Zukunft, unvereinbar, ewig voneinander getrennt. Seit dem Tage Brahmá, o Teurer, sind auf unserm Wohnsitz, der Erde, die unterschiedenen Zeiten, die vergangenen und die kommenden, Tag und Nacht zu gleicher Zeit. Zu ein- und derselben Zeit ist Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht und jede Stunde des Tages und der Nacht, ewig gleichzeitig, zu ein- und derselben Zeit. Ununterbrochen brennt auf der Erde Mittag, ununterbrochen kühlt Mitternacht und alle verschiedene Zeit zur selben Zeit, und eines ist, was getrennt erscheint. Der Tag, der vergangen scheint, ist noch; die Nacht, die zu kommen scheint, ist schon. Es währt vergangene und zukünftige Zeit ununterbrochen — in dir sind die Gegensätze; Savitar, die Sonne strahlt ewigen Tag.

Und wie Sterne, vom Tage überleuchtet, den Sinnen nicht gegenwärtig sind, doch der Seele ewig gegenwärtig — so ist Vergangenheit und Zukunft, von Gegenwart überleuchtet, deinen Sinnen zwar nicht gegenwärtig, doch ewig gegenwärtig deiner Seele.

Vergangenheit war einst deine Gegenwart; Zukunft wird einst deine Gegenwart. Was Vergangenheit ist, war deiner Gegenwart Zukunft; was Zukunft ist, wird deiner Gegenwart Vergangenheit — Ich·Gegenwart beharrt in Vergangenheit und Zukunft.

Wie du, dich selber täuschend, den Raum vor dir vom Raume hinter dir unterscheidest, so unterscheidest du, dich selber täuschend, Zeit vor dir von Zeit nach dir. Wende dich in dir, und Vergangenheit wird Zukunft und Zukunft wird Vergangenheit. Daß du die Zukunft schaust, ist nicht wunderbarer, als daß du dich der Vergangenheit erinnerst. Du er·inne·rst dich der Zukunft, wie du dich der Vergangenheit er·inne·rst und Zukunft und Vergangenheit ist ewige Gegenwart.

Vergangenheit an sich ist nicht Zeit, denn Vergangenheit war, ist also nicht; ist nur Erinnerung an Zeit, Denktätigkeit, nichts mehr. Zukunft an sich ist nicht Zeit, denn Zukunft wird erst, ist also nicht; ist nur Erwartung von Zeit, ein Gedankenbild, nur in Beziehung auf das, was wir Zeit nennen, nicht Zeit selbst. H. B.

Einen Hungrigen sättigt nicht die Erinnerung an frühere Sättigung und nicht Hoffnung auf spätere Sättigung; weder Hoffnung auf Nahrung noch Erinnerung an Nahrung ist Nahrung. Weder Erinnerung an Zeit noch Erwartung von Zeit ist Zeit. Wenn Zeit wäre, so könnte nur Gegenwart Zeit sein. Gegenwart jedoch ist nur Standort des Ich, nur Anwesenheit, nur Gegenwärtigkeit des Ich, nur die Scheide zwischen dem, was Ich Vergangenheit und dem, was Ich Zukunft nennt: eine nur in Gedanken zu fassende Scheide, ohne Ausdehnung, nur ein Berührungspunkt von Gedanken und selbst nur Gedanken in dir — Ich Gegen·wart, nichts mehr. Keine Zeit vor deiner Gegenwart, keine Zeit nach deiner Gegenwart, keine Zeit ohne deine Gegenwart. Deine Gegenwart ist Zeit·ewigkeit.

Wie Zeit je nach deiner Empfindung stille steht oder flieht, wie du in einheitlicher Zeit gute und schlechte Zeiten unterscheidest, wie du Erwartung und Erinnerung in dir schaffst, so schaffst du Zeit in dir.

*

Du erkennst:

Was dir als Vorgang in der Zeit, als Beharren oder Wechsel, als Dauer oder Änderung erscheint, ist nicht an sich, ist willkürliche, von deiner gegen·Wart aus in gegen·Teile auseinanderspaltende, an sich nichtige Unterscheidung in dir —

„Was von solchen Unterscheidungen — in dir als zeitliches Urteil — außer dir als zeitliche Eigenschaft der Dinge erscheint, ist Inhalt deiner Seele, Ausdruck des Verlangens in dir, Abbild deiner selbst; — Kennzeichnung deiner gegen·Wart zum gegen·Stand, Kennzeichnung deiner Auffassung und Wertung, Wiedergabe deiner wechselnden Gesinnung, dein Atem in Lust und Unlust,

willig-un-willige Auffassung in dir, in dir gezeugte ein-Bildung, deine eigene Schöpfung — du selbst." —

Keine Zeit vor dir, keine Zeit nach dir, keine Zeit ohne dich.

Solches hast du klar erkannt.

— Eigen Geschaffenes legen wir den Dingen bei und nennen es der Dinge Eigenschaften. —

*

Ausgelöscht sind die in Rede stehenden Wahrnehmungen, nur verschiedene Benennung die erscheinende Verschiedenheit; wie die Unterscheidungen rechts und links, wie oben und unten, nur Namen, an sich nichts die Unterscheidungen Vergangenheit und Zukunft, bloß für Wahr-nehmung, nicht Wahrheit. —

Ausgelöscht mit ihren Teil-Erscheinungen und gegen-teiligen Merkmalen ist die Erscheinung Zeit selbst, Empfindung — nicht Erkenntnis, eigen geschaffenes Trugbild, aus dir gewirkt, auf dich wirkend, Wirkung und Wirklichkeit dieser Welt. Nicht ist Zeit an sich — nicht ist Zeit Wesen und Wahrheit. —

Darum ist gesagt: „Aus deiner Seele die Erscheinung."

Darum ist gesagt: „Zeit ist scheinbare Wahrheit". „Ich bin nicht in Zeit, ich selbst bin Zeit."

— Es ist der Welt Atem, den du, als sei er in dir, spürst —

* *
*

Ausgelöscht ist alle auf Raum, alle auf Zeit bezügliche Anschauung und Auffassung, alle auf Raum und Zeit bezügliche Wahrnehmung und Eigenschaft, alle Unterscheidungen, Verhältnisse, Merkmale, Bezeichnungen, Beziehungen, Beilegungen, Bedeutungen und alle übrigen auf Raum und Zeit ruhenden Empfindungen, Vorstellungen, Begriffe, Urteile, Namen; — in nichts gesunken: Zahl, Maß, Ausdehnung, Teilbarkeit, Einheit und Vielheit, Folge und Folgerung, Anfang und Ende, Entstehen, Vergehen, Allgegenwart, Unendlichkeit, Ewigkeit — müßige Fragen dem Wissenden —

Ausdruck deiner Gegenwart zum gegenständlich aufgefaßten Gedanken; deine Empfindung und nach außen Verlegung — Auslegung deines Inne-be-findens; deine ein-Bildung und wider-Spiegelung deiner Einbildung, das ist: vor-Stellung; deine eigene Schöpfung — du selbst — an sich nichts die sogenannten Eigenschaften der Zeit, die sogenannten Eigenschaften des Raumes —

Ausgelöscht mit ausgelöschten Merkmalen und Unterscheidungen ist Zeit und Raum selbst — vernichtet! Zeit und Raum sind nicht in sich. Spiel deiner Seele, ein bloßes Bild, ein Traum!

Darum ist gesagt: „aus deiner Seele die zeit-räumliche Erscheinung".

— Erscheinung! — sinnlicher Widerschein seelischer Empfindung in dir — deines eigenen Wirkens Abbild, eigengeschaffene Wirklichkeit dieser Welt — du selbst! — Keine Zeit, kein Raum in sich; keine Zeit, kein Raum in Wahrheit.

Solches hast du klar erkannt, von solcher Erkenntnis vermagst du ferner nicht mehr abzuweichen . . . es sei denn, daß du — über dieses hinaus zu tieferer Einsicht gelangst.

— Eigen Geschaffenes legen wir den Dingen bei und nennen es der Dinge Eigenschaften, eigen Gewirktes — Wirklichkeit dieser Welt. —

*

In dir ist Zeit und Raum, du selbst schaffst Zeit und Raum, zu eigener Lust; trägst Zeit und Raum mit dir, wie du Leben und Welt mit dir trägst. Ewig ist Zeit, unendlich ist Raum — ewig unendlich Ich und Welt.

— Es ist das Atmen der Welt, die du lebst; Schöpfer — Vernichter.

* *
*

Und ferner, o Teurer!

Noch hat niemand diesem, wovon wir reden, sein volles Recht strömen lassen, und nicht überliefert wurde mir diese Lehre; in mir selbst trat zutage, wuchs und erstarkte die Erkenntnis.

Und schon einmal habe ich der Welt diese Lehre verkündet, als die Tochter des Vatschaknu vor dem König der Videha mich befragte; aber unverstanden von der Welt blieb diese Lehre: — „was zwischen Himmel und Erde ist, und oberhalb des Himmels und unterhalb der Erde, was sie Vergangenheit und Zukunft nennen — Raum und Zeit — o Gargi, ist eingewoben und verwoben in âkâsha". — Uraltes Wissen verkündige ich dir wieder — der erscheinenden Welt zeiträumliches Dasein.

*

Gegensatz und Zwillingspaar ist, was du Raum und Zeit nennst. Durch Ur·sprung ist Raum, durch Raum — Zeit; wie rechts durch links, wie oben durch unten, wie Vergangenheit durch Zukunft. Wie kein rechts ohne links, kein oben ohne unten, keine Vergangenheit ohne Zukunft, so kein Raum ohne Zeit. Zeit ohne Raum wäre nirgend; Raum ohne Zeit wäre nie.

Alles was im Raum ist, entsteht und vergeht in der Zeit; Zeit ist ewig überall, Raum ist überall ewig. Zeit und Raum bedingen einander. Zeit und Raum mißt sich aneinander: ein Zeitraum, eine Stunde Wegs, eine Spanne Zeit, ein Tagwerk Land, eine geraume Zeit. Zeit und Raum ergänzen einander. Dem Nebeneinander des Raumes entspricht das Nacheinander der Zeit. Zeit und Raum treten für einander ein. Zeit und Raum schafft einander; Zeit und Raum hebt einander auf. Gegensätze, die einander schaffend, einander aufheben. Bewegter Raum wäre Zeit; ruhende Zeit wäre Raum. Ausgebreitete Zeit heißt Raum; dauernder Raum — Zeit.

Gegensätze Zeit und Raum sind gegen·Paare, halb·Teile eines Ganzen. Gegensatz in sich nennt Ich Zeit, Gegensatz zu sich nennt Ich Raum. Spaltung im Ich — Zeit; gespaltenes Ich — Raum. Gegensatz räumt, Gegensatz zeitigt.

Weder ist Zeit und Raum real, noch ist Zeit und Raum ideal; weder hat Zeit einen Anfang, noch ist Zeit ewig; weder hat Raum ein Ende, noch ist Raum unendlich — Zeit und Raum ist Gedanke im verlangenden Ich.

Zeit-Gegenwart ist ohne Dauer, also nicht Zeit; Raum-Punkt ist ohne Ausdehnung, also nicht Raum. Zeit-ewigkeit wird nicht aus Zeit, Raum-unendlichkeit wird nicht aus Raum, und wie Zeit-ur-teil keine Zeit ist, so ist Zeit-ewigkeit keine Zeit; wie Raum-ur-teil kein Raum ist, so ist Raum-unendlichkeit kein Raum. Zeit und Raum ist Gedanke im urteilend schaffenden Ich.

Ich ist Zeit-einbildung, Ich ist Raum-vorstellung. Weil Ich selbst Zeit und Raum ist, darum ist Zeit immer, *wann* Ich ist; darum ist Raum immer, *wo* Ich ist — Zeit und Raum ewig unendlich, *da* Ich ist. ‚Ewig' ‚unendlich' aus dem Ich geschaffene, das Ich selbst bezeichnende Worte, Ich-ausdruck, nichts mehr.

Ich ist Ausdehnung, in sich — außer sich zu ewiger Zeit und zu unendlichem Raum. Ich ist gegen-Wart zu Zeit und Raum. Ich-Atem, Ich-Bewegung, Ich-Ausdehnung, Ich-Wandel, Ich-Wirklichkeit ist Zeit und Raum. Wechselndes im Bleibenden, Beharrendes im Wechselnden — Ich.

Keine Zeit, kein Raum ohne Ich: einen Augenblick bewußtlos — eine Ewigkeit bewußtlos. H. B.

‚In der Zeit' heißt vom Ich Bewußtsein als Zustand in sich unmittelbar umfaßt; ‚im Raum' heißt mittelbar, vermittelst der Sinne erfaßt. Im Bereich des Ich-Bewußtseins heißt Zeit, was darüber hinaus Raum heißt. Vom Ich empfunden — Zeit, vom Ich angeschaut — Raum; seelisch empfunden — Zeit, sinnlich angeschaut — Raum.

Bei gedankenlosem Hinschauen zwar erscheint Zeit und Raum verschieden, verschieden wie Tag und Nacht, wie Vergangenheit und Zukunft, unvereinbar, ewig voneinander getrennt. Ansicht — nicht Einsicht; Wahr-nehmung — nicht Wahrheit.

Zeit und Raum sind nicht auseinanderzuhalten: — frage dich, o Teurer, durch welche Bestimmung könnten Zeit und Raum, beide an sich leer an Bestimmung, voneinander verschieden sein? Eines ist, was du in dir Zeit, was du außer dir Raum nennst — zwei Namen für das Selbe: atmendes Verlangen in dir.

Sprich es unverstanden nach — mit vorschreitender Erkenntnis erlangst du volles Verständnis.

*

Wie du, dich selber täuschend, den Raum über dir vom Raum unter dir unterscheidest, wie du, dich selber täuschend, Zeit vor dir von Zeit nach dir unterscheidest, so unterscheidest du, dich selber täuschend, Zeit in dir von Raum außer dir.

Wie deine Gegenwart im Raum bestimmt, was du hier und was du dort nennst, wie deine Gegenwart in der Zeit bestimmt, was du als vorher und was du als nachher unterscheidest, so bestimmt deine Gegen-wart im Da-sein, was in dir zeitlich, was außer dir räumlich erscheint.

Wie deine Gegenwart in Zeit und Raum die Teilung eines Ganzen bestimmt, — ein willkürlich gewählter Scheidepunkt, der dir das Recht zu geben scheint Gegenteiligkeit zu schaffen, ein rechts und ein links, ein oben

und ein unten zu unterscheiden, ein vorher und ein nachher, so schafft dein Da-sein, deine Gegen-wart, dein Ich-Bewußtsein, — du selbst — Unterscheidung in einem ungeschiedenen Ganzen, macht dich in Zeit und Raum unterscheiden, was eines ist. Eines — scheinbare Zweiheit.

In deinem Herzen sind die Auseinandertretungen, deine eigene Schöpfung die Unterscheidung Zeit und Raum. — Als Zeit empfindest du, was dein eigen, als Raum, was dir entfremdet. Entlassend schaffst du Raum, aufnehmend Zeit, was aus-wendig Raum ist, ist in-wendig Zeit.

Dein eigener Widerschein im Ich-Gedanken nennt sich Bestand, Dauer, Wechsel, Zeit; deinen eigenen Widerschein im entlassenen Gedanken nennst du draußen, Gegenstand, Raum.

Unterscheidung Zeit und Raum ist Unterscheidung: in dir — außer dir; ist Empfindung und nach außen Verlegung — Auslegung deines inne-Befindens; ist Ein-bildung: Zeit, und Widerspiegelung deiner Einbildung, Vor-stellung: Raum; Ich-zu-stand und Ich-gegen-stand — Ausdruck deiner wechselnden Gesinnung, deiner Zuneigung und Abneigung, Anziehung und Abstoßung, Lust und Unlust, Liebe und Haß, Bejahung und Verneinung, Wille-un-Wille im Verlangen — Abbild deiner selbst.

Zeit und Raum sind nur andre Worte für Ich und du; Unterscheidung Zeit und Raum ist Unterscheidung Ich und Welt — Ausdruck des Zerfalls im Ursprung. Davon wird dir in weiterer Unterweisung volle Klarheit.

Besinne dich und du erkennst: ununterschieden in sich ist Zeit und Raum; eines, was du mit ent-zwei-enden Namen bezeichnest; wie rechts und links, wie oben und unten, wie hier und dort, wie jetzt und einst — willkürliche, in sich nichtige Unterscheidung in dir. Und wie du solches von dem Gegen-sinn rechts und links, von dem Gegen-sinn oben und unten klar erkannt hast, so wird dir klare Erkenntnis auch vom scheinbaren Gegensinn Zeit und Raum.

Aller Gegensatz, alle Einheit ist in dir.

Zeit und Raum sind Gestaltung deines Willens; Zeit und Raum sind andre Worte für deinen Willen und für das, was wider deinen Willen — wieder dein Wille ist; — Gestaltung deiner selbst!

Eigene Lust dein Wandel; nach eigenem Gefallen wandelst du dich zu Zeit und Raum, wandelst Zeit zu Raum wie rechts zu links, wandelst Raum zu Zeit, wie unten zu oben.

Es ist so — sprich es unverstanden nach. Die die Welten von einander hält, diese Brücke überschreite als ein Blinder. Aufleuchten wird einst in dir die Erkenntnis, aus welcher Tiefe solches fließt.

*

Ausgelöscht der Gegensinn von Zeit und Raum; auf Worten beruhend die erscheinende Verschiedenheit; ununterschieden an sich, weder das eine noch das andre; dasselbe doppelt benannt, zwei Namen für eines.

Und gewiß: ist Zeit gleich Raum, so ist weder Zeit noch Raum.

Was du Zeit und Raum nennst — in Gegenteile zerfallene, an sich nichtige Unterscheidung in dir — in Gegensinn auseinanderspaltendes Urteil, deine Willensgestaltung, aus dir geborene Überzeugung, Spiel deiner Seele, deine eigene Schöpfung — du selbst.

*

„Was du Zeit und Raum nennst, o Gârgî, ist eingewoben und verwoben in âskâsha."

Durch Raum und Zeit wird alles dieser Welt, was Leben heißt, was Tod genannt wird — ewiger Kreislauf — Geburt und Tod dieser Welt durch Raum·Zeit·Erscheinung:

— ÂKÂSHA —

dieser Welt Erscheinung — deines Verlangens sinnlicher wider·Schein — dieser Welt wesenlose er·Schein·ung — Erscheinung des Wesens dieser Welt.

Aufleuchten möge in dir die weltschaffende Bedeutung von âkâsha.

*

Darum ist gesagt: „auf Akasha geht diese Welt zurück — Einklang von Seele und Leib."

Darum ist gesagt: „Akasha — des Brahma Standort — Brahma leibhaftig geworden" — deiner Seele Leib.

Darum soll man als dieser Welt Keim Akasha wissen

Sehend geworden erkennst du:

— Es ist der Welt, die dich lebt, Atmen —

— âtmâ —

* *
*

So, o Teurer, können wir Menschen, der Erscheinung nachdenkend, uns dieses vorstellen; der Erkenntnis ehernes Tor, verhüllte Wahrheit dem nicht Erkennenden — Upanishad.

*

So lautet in der Aranada·Upanishad der zweite Abschnitt: zeit·räumlicher Erscheinung Urbestand.

Eine Studienreise nach England.

1.

Als ich im Frühling des Jahres 1873 zum ersten Male England und London sah, war es eine kleine Beobachtung, die mir den größten Eindruck machte: im Schaufenster einer der Geschäftsstraßen standen Lederwaren, die sich den Käufern anpriesen durch das stolze Wort: „In London gemacht". Es war das vollendete Gegenteil dessen, was ich von früher Jugend her in der deutschen Heimat erlebt, wo vielmehr das Fremde, Ausländische, Importierte als Titel der Anpreisung galt, und zumal alles Englische. Das eine paßte zu dem andern wie einspringende und ausspringende Ecken. Die Bewunderung des Englischen in Deutschland fand Bestätigung in der Selbstbewunderung der Engländer für das, was sie zu Hause besaßen. Und nicht nur für die Gebrauchsgegenstände, die man in Kaufläden feilhält, sondern für viel mehr und viel Größeres — für Sitten und Gewohnheiten, für Lebensformen und Staatseinrichtungen, für alles, was das Daheim ordnet und schmückt. Als vielleicht einzige Ausnahme hatte man seit lange das nationale Klima in den Umkreis dieser Selbstbewunderung einzuschließen unterlassen, und die wohlhäbigeren Schichten hatten diese einzige Lücke ihrer nationalen Zufriedenheit in Frankreich oder Italien auszufüllen versucht. Jedoch zunächst nur für den Heilbedarf schwächerer Naturen. Im übrigen war die englische Welt vollkommen bis herab zu dem englischen Roastbeef, dem englischen Plumpudding, dem englischen Fenster, dem englischen Kamin, dem englischen Bett, dem englischen Hause und andern Herrlichkeiten, deren nationale Eigenart sich dem aufmerksameren Auge enthüllte als zähe Altertümlichkeit, die in England bewahrt war, während sie in andern Ländern längst dem Neuen Platz gemacht hatte.

Dieser Kontrast des englischen und des deutschen Volkes mußte seine Ursachen haben. Ursachen, die nicht allein darin zu finden sein konnten, daß verschiedene Völker verschieden geartet sind. Franzosen und Engländer sind sehr verschieden geartet, aber in dem fraglichen Punkte zeigen sie große Ähnlichkeit. Ja, jedes Volk von starkem Nationalgefühl zeigt dasselbe. Bei Russen, bei Ungarn und Spaniern ist ein gleiches zu finden. Nur in Deutschland war es verloren gegangen. Denn es ist eine Eigenschaft, die an den

historischen Schicksalen eines Volkes haftet, und es waren die politischen Erlebnisse des deutschen Volkes seit mehreren Jahrhunderten, die es so weit gebracht hatten. Das Nationalgefühl war dahin, weil es seit lange keine deutsche Nation gab. Kaum viel mehr als ein Menschenalter hat genügt, den Stand der Dinge einigermaßen zu verändern, dank allein der Tatsache, daß seitdem die Nation und das Nationalgefühl in Deutschland sich wieder gefunden haben. Heute haben wir einen Maßstab für jene nationalen Besonderheiten Englands, weil wir imstande sind, ihnen das Bewußtsein der eigenen Nationalität entgegenzusetzen. Wir teilen die Bewunderung der Engländer für ihre nationalen Eigenheiten nicht mehr, sondern wir schätzen sie nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit für unsre eigenen Zwecke, am Maßstabe unsrer eigenen nationalen Kritik. Wir unterscheiden darin das Zweckmäßige und das Verkehrte, das Fortgeschrittene und das Abgeschmackte. Nach dem Aufschwunge des deutschen Staatswesens und der deutschen Volkswirtschaft hat es sich bereits an manchen Dingen gezeigt, daß selbst die bewährten Vorbilder aus England durch die deutschen Nachahmungen überholt worden sind.

Es ist verständlich, daß diese Wendung in dem Verhältnisse der beiden Nationen nicht ganz ohne Unebenheiten hüben und drüben hat vor sich gehen können. Es ist wahrscheinlich, daß es noch mancher Jahre bedürfen wird, bis ein Gleichgewicht für den neuen Zustand hergestellt ist. Aber eins ist gewiß. Der Beruf, vor allem der Wissenschaft, ist es, an die Stelle alter und neuer Stimmungen objektive Wahrheiten zu setzen, deren Erreichung dadurch möglich wird, daß wenigstens eine kleine Gruppe jedes Volkes ihren Beruf darein setzt, Urteile zu finden, wo sonst nur Vorurteile waren. Dieser Beruf ist auf deutscher Seite nicht eine Erscheinung des neuesten Zeitalters. Er ist England gegenüber seit Jahrhunderten geübt worden und seitens der deutschen Wissenschaft zumal seit hundert Jahren. Ohne daß man freilich sagen dürfte, es sei ein gleiches von seiten der englischen Wissenschaft gegenüber den deutschen Staats- und Gesellschaftszuständen geschehen. Es würde mit den Ansichten über England bei uns viel schlimmer bestellt sein, wenn diese Arbeit der deutschen Wissenschaft über die Staats- und Wirtschaftseinrichtungen Englands nicht getan worden wäre und immer weiter getan würde. Eine Arbeit, deren Wesen es ist, die harte Schale des national Gebundenen zu zersetzen und sie in den Fluß der Erkenntnis gemeinsamer historischer Entwicklungen der großen Völkerfamilie hinüberzuführen. Wo es dann ein „reasons merriment“ ist, den tieferen Grund der Dinge zu zeigen, die Fäden der Kulturzusammenhänge zu entwirren, die gemeinsame Vernunft in den Sondertümlichkeiten des Volkslebens aufzudecken.

So waren gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts Montesquieu und Voltaire nach England gegangen, um seine Institutionen mit den französischen zu vergleichen. So war Arthur Young ein Menschenalter später von England nach Frankreich gekommen, um Volkswirtschaft und Staat mit Wanderstab und Griffel in der Hand durch jahrelange Studien zu erkunden. So schloß sich seit der Regeneration Preußens und Deutschlands eine Reihe von deutschen Staatsmännern und Gelehrten dieser Reihe an, um den Kern der parlamen-

tarischen Verfassung und der Selbstverwaltung, die Entwicklung der neuen Volkswirtschaft im Bunde mit der neuen Technik an Ort und Stelle zu erforschen.

Es charakterisiert diese wissenschaftlichen Bestrebungen im Gegensatz zu den wechselnden Strömungen der öffentlichen Meinung und der nationalen Vorurteile, daß bei ihnen von einem ähnlichen Umsetzen des Windes keine Rede gewesen ist. In dem Grade, als jene wissenschaftlichen Arbeiten wissenschaftlichen Charakter hatten, standen sie über dem Wechsel der Vorurteile und bedeuteten eine allmähliche Anhäufung von Erkenntnissen, die der Aufdeckung objektiver Wahrheiten immer näher kamen.

II.

Dieser Beruf ist es, der Studienreisen über das Niveau andrer Arten von Reisen erhebt; der von solchen Reisen so viel mehr voraussetzt, so viel größere Anforderungen an sie stellt. Die Studienreise ist nur ein Abschnitt innerhalb der Teile einer größeren wissenschaftlichen Arbeit. Eine erste Reise in ein fremdes Land für diesen Zweck erhöht sich obenein durch den Zauber der Neuheit. Sie mag das lange ersehnte Ziel sein, dem mannigfaltige Wünsche seit jungen Jahren entgegenstreben.

Meine erste Station auf diesem Wege ist es wohl gewesen, daß ich die Übungen in der englischen Sprache zur rhythmischen Übersetzung der Lieder von Robert Burns hinüberleitete. Der Erinnerung daran weihte ich den Besuch des Geburtshauses von Burns, als ich nachmals in die Grafschaft Ayrshire und in das „land of Burns“ kam auf dem Wege zur Teilnahme an Versammlungen der schottischen Grubenarbeiter.

Dann folgten die Jahre der Studien, die sich den historischen und politischen Dingen zuwendeten, aus der Peripherie allgemeiner Interessen allmählich dem Mittelpunkte volkswirtschaftlicher Gegenstände näher gerückt. Ich hörte Droysens Vorlesungen in Berlin gerade in den Jahren, da der preußische Verfassungskonflikt heraufdämmerte. Sie waren von Anspielungen voll gegen die „Doktrinäre“ der liberalen Opposition und machten auf mich im allgemeinen einen starken Eindruck. Indessen stärker war der Eindruck der studierenden Freunde, deren Kreis allmählich anwuchs und immer lebhafter Partei nahm. Es waren dieses vorzugsweise Livländer, die bei Trarbach in der Behrenstraße (an der Stelle, wo bald danach die „Passage“ sich ihren Weg gebrochen hat) zu Mittags- und zu Abendstunden verkehrten, dann aber, als Trarbachs Schwager, Haußmann, sich von ihnen trennte und in der Jägerstraße sich auf eigene Füße stellte, des neuen Wirtes erste Stammgäste wurden, um denselben sauern Moselwein bei ihm zu trinken wie zuvor in der Behrenstraße.

In die Kontroversen der Verfassungspolitik fiel mitten hinein das Auftreten Ferdinand Lassalles. Der eine oder andre aus unserm Kreise hatte eine seiner Reden vor den Arbeitern Berlins gehört und erzählte, wie dürftig die Zahl der Zuhörer und wie gering der Erfolg war. Im Gegensatz zu den Arbeiterversammlungen, die Schulze-Delitzsch damals als der „König im

sozialen Reiche" beherrschte. Einzelne allerdings, gerade unter den Studierenden und jüngeren Studierten, waren schon damals von Lassalle fasziniert und prophezeiten seine künftigen Erfolge.

Vornean blieb zunächst die gespannte Aufmerksamkeit für die Geschicke Preußens und Deutschlands mit jener mächtigen Wendung, die aus den Anhängern der Verfassungskämpfe mit einem Schlage begeisterte Verehrer der deutschen Neugestaltung machte. Aber eben sie war es, die alsbald die wirtschaftlichen und sozialen Fragen auf die Tagesordnung setzte.

Wie haben sich doch auch in dieser Hinsicht die Zeiten geändert! In dem damaligen Deutschland waren die bloßen Worte, die für diese Dinge die Namen gaben, selbst in den Kreisen der Gebildeten, ja sogar der politisch Interessierten fast unbekannt. Auf Bezeichnungen, die heute in aller Munde sind, wie Nationalökonomie oder Sozialpolitik, erhielt man die verwunderte Frage: Was das bedeute? Es ist noch nicht lange her und hat sich etwa erst in den letzten zehn Jahren geändert, daß der deutsche Setzer das Wort „Volkswirtschaft" und seine Ableitungen als „Volkswissenschaft" zu setzen beliebte, so daß der vorsichtige Autor es vorzog, dieses Wort in seinem Manuskript lieber zu vermeiden. Das Wort „Wirtschaft" vollends war so sehr von dem Sprachgebrauch des Alltagslebens auf mannigfaltige Art in Beschlag genommen, daß man es nur in engstem Kreise des Faches brauchen durfte, wenn man verstanden sein wollte. Dementsprechend der kümmerliche Zustand der nationalökonomischen Literatur in ihren äußeren Erfolgen. Ein großes sozialistisches Werk erschien in den fünfziger Jahren unter so ungünstigen Umständen, daß deren Verfasser und Verleger sich finanziell zugrunde richteten, weil es nur wenige Käufer fand und der ganze Rest der Auflage in Makulatur verwandelt wurde. Als danach, kaum zwanzig Jahre später, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Bedeutung dieses Werkes gelenkt wurde, hatte ein Neudruck des ganzen Werkes größeren Erfolg. Noch Lassalles Reden und Flugschriften wurden zur Zeit ihres Erscheinens wenig bemerkt und verschwanden. Zehn, zwanzig Jahre später stiegen sie, gleich der großen Masse der früheren sozialistischen Schriften, zu hohem Ansehen und Preise in den Katalogen der Antiquariats-Buchhandlungen empor.

Die wissenschaftlichen Zeitschriften des ökonomischen Faches waren bis in die sechziger Jahre auf eine einzige beschränkt, und diese einzige beschränkte sich nicht einmal auf das ökonomische Gebiet: es war eine Zeitschrift für „die gesamte Staatswissenschaft". Das wurde nun seitdem ganz anders. Das einstmals als das Heimatland unsrer Wissenschaft betrachtete England ist niemals das Heimatland für das Zeitschriftenwesen des Faches gewesen. Und heute steht es in der Welt ungefähr ebenso weit zurück wie Deutschland damit vornean steht. Es ist ein Wachstum, eine Ausbreitung, eine Fülle eingetreten, die man nahezu als überwältigend bezeichnen darf. Charakteristisch für diese Wandlung ist der nahe Zusammenhang der Wissenschaft mit dem Leben, ist der Dienst dieser periodischen Literatur für die Angelegenheiten der Gesetzgebung und Verwaltung, für Reich, Staat, Gemeinde. Charakteristisch ist der Überfluß des Stoffes, der aus den Fragen der Praxis täglich hinzu-

strömt und die Brücke bildet zwischen den Arbeiten der reinen Forschung und der praktischen Politik, so daß die der Wissenschaft allein bestimmten Organe eine kleine Minderheit bilden gegen jene andern.

Und abermals war es ein Symptom der alten Zeit, wenn man sie mit der neuen vergleicht, daß die Zahl der Männer, die sich dem Fache widmeten, eine ganz bescheidene war. Die deutschen Universitäten pflegten seit lange und in vielen Fächern mit Privatdozenten gesegnet zu sein; in diesem Fache waren sie es niemals. Alle zusammen zählten in jenen Jahren öfters kaum einen einzigen. Auch regte sich wenig in der Neuberufung zu den alten Lehrstühlen oder gar in der Besetzung neuer Lehrstühle. Es war davon eben wenig vorhanden in jeder Weise, bis der neue Umschwung kam und auch in dieser Richtung der deutschen Welt ein völlig andres Aussehen gab. Eine Schar neuer Lehrkräfte und Forscher, eine Menge neuer Professuren, eine lockende Laufbahn, die für die unvermeidlichen Härten und Unberechenbarkeiten jeder akademischen Karriere ein ausgleichendes Mittel besaß und besitzt in der Mannigfaltigkeit der Gelegenheiten, tüchtige Kräfte in nachbarlichen Berufsarten von Staat und Volkswirtschaft zu verwenden.

Dieses alles, wie so vieles im letzten Menschenalter, ist mit der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse gekommen, wobei freilich das Zeitalter der neuen Volkswirtschaft, das durch die ganze Welt gegangen, seinen eigenen Anteil gehabt haben mag.

Für die Neugestaltung Deutschlands war es zunächst die englisch-deutsche Freihandelsschule, die ihre eigenartigen Verdienste besaß. Sie hatte in günstiger Zeit und von einem andern Ende her die Arbeit fortgesetzt, die Friedrich List in den dreißiger und vierziger Jahren für die zu einigende deutsche Volkswirtschaft begonnen hatte. Beide Bewegungen wandten sich eben so sehr an das Volk und an die Praxis des Erwerbslebens, wie sie den Universitäten und der hier vertretenen Wissenschaft des Faches den Rücken kehrten. Die glücklicheren Zeitläufte, die den Agitatoren des deutschen Freihandels in den sechziger Jahren zu Hilfe kamen, sie waren es auch, die deren Selbstgefühl gegenüber der Wissenschaft maßlos emporhoben. Dieses in mehrerlei Sinne. Einmal insofern als sie den Gedankeninhalt des Freihandels-Katechismus überschätzten, die eigenen tieferen Gedankengänge der Wissenschaft und ihres Berufes für das Leben nicht erkannten, dann aber namentlich mit jener doktrinären Einseitigkeit, die grade dem Praktiker und dem Parteimanne eigen ist, sich auf gewisse Axiome verbissen, die ihnen den weiteren Blick auf das große Reich der sozialen Welt verschlossen. Das bloße Wort des „Sozialismus", ja gelegentlich schon das Wort „sozial" wurde für sie nicht der Antrieb zum ernsteren Nachdenken (wie es der Beruf und der immer mehr verstandene Beruf unsrer Wissenschaft gewesen ist), sondern ein Gegenstand parteimäßiger Ablehnung.

Von diesem Ausgangspunkte her bereitete sich damals eine Gärung vor, die zu den Erscheinungen führte, die man als das Auftreten des „Kathedersozialismus" ziemlich ungeschickt und unfreundlich bezeichnet hat, und zwar mit dem Erfolge, daß dieses Wort je länger je mehr von den dadurch angegriffenen

Lehrern der Wissenschaft acceptiert und in dem Maße festgehalten wurde, als am Ende es der Sache gelang, zusammen mit ihrem Namen die Oberhand zu gewinnen, selbst in den politischen Parteikreisen, die einst ihre heftigsten Gegner gewesen waren. Denn darin eben zeigt sich der echte Beruf der Wissenschaft, daß sie von ihrem erhöhten Standpunkte aus fähig ist, sich über den Dunst und Streit der Tagesmeinungen zu erheben und die kommenden Entwicklungen des Lebens voraus zu erkennen.

Der „Kathedersozialismus", von außen her gesehen und so, wie die Gegner das Wort verstanden, das sie erfunden hatten, sollte bedeuten die den Sozialisten verwandte extreme Parteinahme der Universitätslehrer für die arbeitenden Klassen. Von innen her gesehen bedeutete es etwas andres und viel Größeres. Es war die aus mannigfachen Quellen von weit und lange her genährte Wissenschaft des sozialen Lebens, die eben in jener Zeit neue Nahrung und Anregung von verschiedenen Enden her erhalten hatte oder erhalten sollte. Eines dieser Enden war die englische Volkswirtschaft, deren methodische Durchforschung zur Aufgabe gestellt wurde. Die deutsche Freihandelsschule hatte ein sehr summarisches Abbild von England gegeben, die, nach der Weise der Parteipropaganda, in vollendetem Einklange mit ihren Doktrinen stand. Karl Marx und Friedrich Engels waren wesentlich tiefer in das Material hineingegangen; sie hatten namentlich die vortrefflichen amtlichen Blaubücherquellen zu erschließen begonnen. Allerdings in einem Parteigeiste, der sich wohl von dem freihändlerischen Optimismus durch den sozial-revolutionären Pessimismus unterschied, indessen ein Parteigeist war so gut wie jener andre.

Meine englischen Studien hatten mich allmählich einer solchen Aufgabe näher geführt. Ich hatte jahrelang Gneists Arbeiten über das englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht mit Eifer, ja mit Begeisterung gelesen und mir zu eigen gemacht. Seine Ideen von Staat und Gesellschaft, von Selbstverwaltung und staatlicher Freiheit berührten sich mit den jetzt in den Vordergrund tretenden Anregungen zur sozialen Reform. Näher in das Gebiet volkswirtschaftlicher Studien über England führte mich das mit dem Preußischen Statistischen Bureau verbundene Statistische Seminar, das durch Ernst Engel begründet war. Hier liefen damals manche Fäden wissenschaftlicher Art zusammen, und manch Antrieb ging von hier aus. In den besten Jahren dieses Instituts war eine Reihe von jungen Männern in dem Seminar, die nachmals als Lehrer des Faches hervortraten. Dabei gab es Gelegenheit zu allerhand Berührungen und Begegnungen mit Gleichgearteten aus der Heimat und aus der Fremde. Die herzhafte Säure des Moselweins sammelte auch diesen Kreis zu wöchentlichen Abendsitzungen bei Trarbach, die öfters fruchtbarer verliefen als die Sitzungen des Seminars. Diese zwanglosen Unterhaltungen gewährten mir zum ersten Male Gelegenheit, einige Blicke aus der Nähe in die Preußische Staatsverwaltung zu tun.

Ich war überrascht, in den Räumen eines Staatsinstituts so viel Freimut, so viel Geist, so viel Lust an der Kritik zu finden. Hier war es bereits Mode, für Lassalle Partei zu ergreifen oder zum mindesten das „Manchestertum" gering zu schätzen. Das soeben, wenige Monate zuvor, in die Verfassung

des Norddeutschen Bundes aufgenommene allgemeine gleiche Wahlrecht erschien in diesem Kreise so ganz selbstverständlich, daß meine Äußerung von Zweifeln (die in der Schule von Gneist, Mohl und andern Staatsrechtslehrern sich entwickelt hatten) bei keinem der andern Gnade fand. Ich habe meine Ansicht gleichwohl noch viele Jahre festgehalten, bis ich sie endlich aufgegeben habe angesichts des kläglichen Gebrauches, den die besitzenden Klassen von ihren Wahlrechten machen.

Aber alles derartige, Wahlrechte und soziale Fragen, Manchestertum und dessen Kritik, führte immer wieder auf England, das gelobte Land der neuen Volkswirtschaft.

Ich freilich hatte noch etliche Jahre zu wandern, ehe ich dahin gelangte.

Auf das Statistische Seminar folgte die Habilitation in Heidelberg, eine Aufgabe, die mich jenem Ziele erst auf Umwegen näher brachte. Jede Stufe des Lebensganges hat ihre eigenen Sorgen und Mühen. Und anderseits forderte die Herrlichkeit des Südens ihr Recht, da ich sie jetzt zum ersten Male genießen durfte. Noch niemals wie jetzt hatte ich einen Winter verlebt, da die Rosen unter meinem Fenster zu blühen nicht aufhörten. Noch nie hatte ich solche Märsche in das schöne Land hinaus gemacht wie in den Tälern des Neckars und des Rheins, Märsche, die dann sich zuletzt bis zum Ahrtal ausdehnten, wo wir den Walporzheimer Haußmanns in seiner Heimat aufsuchten. Zu alledem die endlose Schönheit der Heidelberger Schloßruinen, in denen ich oft Tag für Tag mich erging, und deren Gedächtnis ich mir in späteren Jahren nie ohne Rührung zurückgerufen habe, wenn ich sie wieder aufsuchte.

Ein kurzes Sommersemester der ersten Lehrtätigkeit war verflogen, als ein Ruf mich fortführte. Kein verlockender Ruf, aber doch ein Ruf! „Komm hierher nur, wenn du uns liebst," hatte mir der Freund aus Livland geschrieben. Ein großes Wort. Er selber, der Livländer, war nach Beendigung seiner Studien in Berlin völlig entschlossen, in die preußische Staatslaufbahn einzutreten und seine livländische Heimat aufzugeben, mußte aber dorthin zurückkehren, weil er da in der Advokatur schnell sein reichliches Brot fand, das in den preußischen Verhältnissen weitab lag. Allerdings war es leichter für den Livländer, die Notwendigkeit seines Schicksals zu lieben, als für mich. Mir war jene ganze Welt des fernen Nordostens mit ihrer Natur und ihrer Kultur (oder Unkultur) empfindlicher, niederdrückender, lähmender als vielen andern, die so glücklich sind, ihren Pflichten nachzugehen, ohne von der Umgebung berührt zu werden. In dieser Umgebung, die so viel Abstoßendes für mich hatte, wurde nun — wie es die Mahnung des Freundes angedeutet hatte — statt der Gleichgültigkeit des Neugekommenen eine warme Anteilnahme, ja Parteinahme verlangt. Sehr verschieden von sonstigen Anhängseln Deutschlands im Auslande, zu denen die akademische Laufbahn in jungen Jahren zu führen pflegt, wie die Schweiz oder Österreich, wo man miteinander am besten auskommt, wenn der Ausländer um die Politik des Landes sich am wenigsten kümmert.

Und wie verwickelt, wie schwierig, wie ungewöhnlich waren die politischen Zustände der baltischen Provinzen. Ein seltsamer Rest des Mittelalters in Stadt

und Landschaft, an dessen Verfassungsformen die Herrschaft des Deutschtums gekettet war. Diese Herrschaft gesetzt auf einen vulkanischen Boden von esthnischen und lettischen Volksmassen, die seit hundert Jahren, da durch die französische Revolution alles in der Welt aufgewühlt wurde, immer vernehmlicher ihren vulkanischen Charakter kundzugeben sich erlaubt hatten. Diese Herrschaft traditionell geschützt durch die Privilegien des russischen Reiches, die immer unzuverlässiger wurden, je mehr das Beispiel der modernen Staaten und des modernen Staatsrechtes ihnen gefährlich wurde, sei es im formellen Sinne (einer Hemmung der Fortbildung der Reichsverfassung), sei es im materiellen Sinne (einer Konservierung feudalständischer Gewalten). Rußland also der Vorkämpfer für den politischen Fortschritt im Sinne der Beispiele Europas, das russische Regiment als Verfechter des Nationalstaates, gleich England, Frankreich, Deutschland usw. — und ihm entgegen ein Häuflein deutscher Kaufleute, Handwerker, Gutsherren, Advokaten und Lehrer, gehaßt von der Volksmehrheit unter ihm und der zum russischen Nationalbewußtsein erwachten Staatsgewalt über ihm.

In der Enge und Eigenart dieser Zustände hatte sich das Deutschtum zu einer Sondertümlichkeit ausgebildet, derengleichen nirgendwo auf dem Erdball wieder zu finden ist, durch die bloße Tatsache merkwürdig, daß dieses Häuflein Deutscher so lange sich behauptet, ja bisher anscheinend in seiner Zähigkeit befestigt hat, herb, selbstbewußt, stolz auf die Landesart, und dieses wiederum mit weitgetriebener Spezialisierung im Sinne des örtlichsten Lokalstolzes zwischen Provinz und Provinz, Stadt und Land, Stadt und Stadt, Stand und Stand — gerne alles und jedes an sich selber hochschätzend, weil der Maßstab dafür herkömmlich in dem umgebenden Kontraste zum Russentum, Lettentum usw. lag (sogar den eigenen Dialekt bewundernd, den alle andern Deutschen nur mit Staunen zu hören pflegen); absorbiert von der Kampfstellung und ihren täglich sich erneuernden und zunehmenden Aufgaben — dazu die mit dem Duft der russischen Zensurschwärze geschwängerte Luft, die die öffentliche Diskussion unmöglich machte und deren Ersatz in den Klatsch kleiner Konventikel verwies. Dieses und manches andre mögen Andeutungen sein für die Eindrücke, die der von Deutschland Kommende hier empfangen mußte.

Die Seltsamkeit dieser Verhältnisse brachte es mit sich, daß der „Ausländer" (wie der aus Deutschland kommende Deutsche mit Vorliebe dort genannt wurde) von vornherein mit der Voraussetzung behaftet war, das rechte Herz für die Sache der deutschen Patrioten dort nicht zu besitzen. So etwas pflegt nicht ohne Gegenwirkung zu bleiben. Dazu kam nun aber noch manches andre: Erscheinungen, die an sich mit jener politischen Situation nichts zu schaffen hatten, aber doch als Hintergrund oder Untergrund mit dazu gehörten; nordöstliche Menschenart, die mit zu dem Deutschtum des Landes gehörte, nur daß — in der angedeuteten Weise — der Livländer sie dem Kurländer zuschob, der Studierte dem Bürgersmann u. dgl. m. Dann die ganze äußere Gestalt des Lebens und des Lebensgenusses. Etwa das äußerste Gegenteil des deutschen Südens. Nichts von seiner linden Luft, der Lässigkeit und Freundlichkeit der Menschen und ihres Verkehrs.

So waren einige Jahre vergangen, bis ich zurückkehrte und die Erde des neuen Deutschen Reiches küßte, da ich die Grenze Rußlands zum letzten Male und für immer überschritt. Jetzt ging es wirklich an die Vorbereitungen zur englischen Reise, und zwar zurück in den deutschen Südwesten, dessen Umgebung mich aus den nordischen Gegenden hinweg mit zauberhaftem Reize anzog. Hatte die allgemeinere Vorbereitung für England so viele Jahre gedauert, so brauchte ich jetzt etwa ebenso viele Monate zur Ausrüstung für die besondere Arbeit, die ich mir vorgesetzt hatte.

III.

Da fuhr ich denn an einem schönen Sonntagsmorgen im ersten Frühling den Rhein hinunter bis Köln — mit wenig andrer Gesellschaft als der meiner Gedanken. Aus der Jugend heraus und etwa im Übergange zum Mannesalter, aber eben doch noch in jenen Jahren, da wir frisch genug sind, uns schrankenlos der Stimmung des glücklichen Augenblickes hinzugeben und in den sanften Nebel eines Morgens am Rhein allerhand freundliche Bilder der Zukunft hineinzumalen. Das ist im Grunde das Wesen der Jugend und des Restes der Jugend, den wir in uns tragen, daß wir immer wieder das Haupt emporstrecken und nach allen Bitterkeiten und Enttäuschungen des Lebens den Mut haben, die Wirklichkeit, die da kommen mag, in goldiges Licht zu tauchen.

Von Köln über Brüssel, Brügge, Ostende zu Schiff nach London, wo der Dampfer dem Tower gegenüber anlegte und der alte Gepäckträger, der mir die Sachen in die Droschke reichte, zu der buntgestickten Handtasche verständnisvoll und freundlich bemerkte: „Deutsch". Den Strand entlang, erwärmt durch diese Begrüßung, zu einem kleinen Gasthause in Adam Street, Adelphi. Sehr bald danach mitten im Gewühl der großen Stadt, deren Plan ich mir längst zuvor eingeprägt hatte, deren Hauptpunkte mir seit Jahren im Geiste vertraut waren. Am folgenden Tage schon in den engeren Bezirk meines Aufenthaltes und meiner Tätigkeit übergesiedelt, hart in die Nähe des Britisch Museum, nach Montague Street.

Nun ist es wunderbar, wie die Umgebung sich alsbald des neuen Ankömmlings bemächtigt. Ich sah oder empfand es, wie alles hier tätig war, rannte, sich drängte, jedes seinem Berufe, seinem Geschäfte hingegeben — ich folgte dem Beispiel und machte es ebenso. Wie ist doch London von Paris verschieden! Ich habe mich in London an jedem Tage verlassen gefühlt, wo ich nicht mit einem festen Arbeitsplan erwachte. Selbst die nach vielen angestrengten Tagen eingeschalteten Ruhepausen, auch nur von kurzer Dauer, erzeugten bald jenen Beigeschmack der Enttäuschung, der dem unausgefüllten Tage folgt. Wie leicht und lieblich dagegen werden die Tage in Paris dem Manne ohne Arbeit; wie verwandelt sich der anspruchsloseste Genuß der Stunde in ein Fest — auf der Imperiale eines Omnibus, an der Musik der Pariser Sprache, durch die Liebenswürdigkeit der Menschen, durch die Kultur der Sitten, der künstlerischen, der geistigen Interessen des Volkes.

Nichts der Art nimmt den Fremden in London gefangen — nicht die Musik der Sprache, nicht die Freundlichkeit der Sitten, nicht die Anmut der Formen, nicht der verlockende Anblick des Lebensgenusses füllt ihm mit gefälligem Entgegenkommen die leeren Stunden. Arbeit, Pflichterfüllung, Zweckmäßigkeit sieht er um sich und macht er zu seinem Gebote.

So bin ich wohl von den ersten Tagen an mitten in der Arbeit und in der Pflicht gewesen, zunächst damit beschäftigt, Menschen zu sehen, an die ich empfohlen war, und deren Kenntnisse mir für meine Studienzwecke dienen sollten. Von den ersten Empfehlungen immer weiter empfohlen, wie ein indossierter Wechselbrief — bis ich an dem Ende einer Reihe von solchen Giros an den rechten Mann kam. Hierbei sogleich von Anfang der bezeichnende Eindruck der erbarmungslosen Arbeitsteilung, derzufolge jeder sein ganz eng bestimmtes Gebiet der Interessen hat und es ablehnt, sich für etwas andres zu interessieren. Ich habe darüber noch in der letzten Zeit seltsame Erfahrungen inmitten der eignen Wissenschaft gemacht, wenn etwa auf meine Anfrage an einen hervorragenden Fachgenossen in England über die Entwicklung der Londoner Bevölkerungsgröße seit einigen hundert Jahren die prompte Antwort erfolgte, er beschäftige sich mit historischen Problemen nicht.

Nun war diese Jagd auf Menschen nicht bloß mühsam, zumal durch die (damals für einen Deutschen) ungewohnten weiten Entfernungen; sie war auch im moralischen und intellektuellen Sinne von sehr verschiedenem Erfolge. So manche Anstrengung endete mit einem leeren Nichts. Die Lebensformen der Engländer sind ihrerseits nicht dazu gemacht, mit solchen Mißerfolgen auszusöhnen. Manchesmal ein erstaunlicher Grad der Formlosigkeit. Freilich in der Mehrzahl der Fälle hinter der rauhen Schale ein guter Kern, eine rechtschaffene Gesinnung, nur daß die Knappheit der Zeit die Ungeduld mit sich bringt, dieser Gesinnung nicht die Zügel schießen zu lassen. Im einzelnen auffallende Kontraste der (von dem Neuling zunächst nicht als solche erkannten) Irländer gegen die Engländer. Der Zauber französischer Liebenswürdigkeit bei diesen, öfter vereint mit der Tüchtigkeit des englischen Charakters. Dafür freilich gelegentlich ein Irländer oder gar eine Irländerin, bei der das keltische Blut gegen ein ahnungsloses Wort des Gastes toll sich empört und eine Schaustellung des Hasses dieser Nation gegen die Engländer darbietet — mitten in der besten Gesellschaft von Gelehrten.

Bei diesem Rennen und Fahren durch die Straßen von London ist es mir nach kaum acht Tagen des Aufenthaltes so gut geworden, daß ich einem Einheimischen, der mich in der City um eine Straße befragte, Bescheid geben konnte. Aber eine Anstrengung, ja eine Art körperlicher Abhärtung war es und blieb es bis zuletzt. Welche Bilder hatte ich doch von der Jugend her in mich aufgenommen aus dem blauen Dunste der Entfernung! Welcher Mythenkranz umwand die Herrlichkeiten Englands, wie viel Rühmens hatten wir gehört über hundert Dinge, die mir nun in der Nähe keineswegs rühmenswert erscheinen wollten. Hatte man jemals zu Hause solche freudlose garstige Häuserreihen in den Straßen einer großen Stadt gesehen, hatte man von der Poesie des Englischen Kamins geahnt, das er selbst im April nicht fähig sei,

seine Schuldigkeit zu tun? Die Gelegenheiten zur körperlichen Erquickung für den ermüdeten Wanderer in London, wie plump, unbehaglich, unzweckmäßig, längst veraltet waren sie. Und ähnlich so manches andre.

Die neue Zeit hat seitdem vieles gebessert. Aber mit welchen Mitteln? Dem geraden Gegenteil von dem, was die kontinentale Bewunderung Englands erwarten ließ. Die Romantik des englischen Einfamilienhauses, deren Wirklichkeit ganz anders aussah als die Vorstellungen aus der Ferne, ist neuen Häuserblocks gewichen, die nach festländischem Muster in Etagenwohnungen horizontal geteilt sind, statt nach alter englischer Mode senkrecht, die Zentralheizung haben und die andern Fortschritte der neuen Technik. Diese moderne Form des Londoner Häuserbaues ist aber überwiegend für die wohlhabenden Leute. Die Masse der Häuser ist nach alter Weise klein, ein kleiner Abschnitt eines großen Blocks, und ist äußerst klein gewesen seit langen Zeiten. Ich war in der Vorstadt Chelsea bei Bekannten, die ein solches Häuschen gemietet hatten (vor hundert Jahren hatte einst ein namhafter Poet darin gewohnt, und sie waren stolz darauf). Dies Häuschen war von lächerlicher Kleinheit der Räume, der Treppen, samt der dünnsten Wände.

Angenehmer war eine andre Enttäuschung. Es war die Welt der Preise, die man für die Dinge des täglichen Lebens zahlt. Es ist freilich eine allgemeine Erfahrung, die man in den großen Städten längst gemacht hat, daß es zweierlei Preise oder zweierlei Sphären des Lebensaufwandes gibt — für die kleine Zahl der Reichen und für die große Zahl der übrigen Menschen. Wer Paris, wie das meist der Fall ist, von ferne aus seinen Romanen und Theaterstücken kennt, der kennt überwiegend die Welt des Luxus. In Wahrheit tragen zu diesem Luxus am meisten diejenigen bei, die gar keine Pariser sind — die Fremden: die Amerikaner, Engländer, Russen usw. Die große Masse der Pariser lebt wohl zum Teil von dem Luxus der Reichen; sie ist selber aber ein glänzendes Beispiel von der Virtuosität der Sparsamkeit.

In London sind diese Kontraste zwischen reich und arm noch größer. Ein englischer Nationalökonom hat von den Engländern gesagt, sie besäßen das Talent, mit möglichst großem Aufwande sich möglichst wenig Genuß zu verschaffen. Wahr ist dies Wort nur von den reichen Leuten und von denen, die es ihnen einigermaßen nachtun können. Die große Mehrzahl macht es aus naheliegenden Gründen anders — zwar ohne die Virtuosität der Franzosen für die Ökonomie. Dafür kommt der Mehrzahl der englischen Bevölkerung ein andres Moment zu Hilfe. Und diesen Eindruck habe ich damals namentlich empfangen, als ich London zuerst kennen lernte. Die Preise, als Frucht des Freihandels und des großen Weltverkehrs, sind (waren) überraschend niedrige im Gegensatze zu den Vorstellungen von dem „teuren Leben" in England — und zwar gerade für diejenigen Artikel, die für den Haushalt der Mehrzahl des Volkes von Bedeutung sind.

In dieser Sphäre nun empfing ich ein rührendes Bild des Londoner Kleinbürgertums durch die Umgebung, in der ich täglich lebte und meine müden Glieder nach des Tages Arbeit zur Ruhe legte. In jenem Stadtteil, der an das Britisch Museum grenzt, von alten Londonern heute noch mit

dem Namen der alten Ortschaft „Bloomsbury“ bezeichnet, in jenem Stadtteil, der sich auf dem Grund und Boden der Herzöge von Bedford seit Jahrhunderten entwickelt hat, dessen die Namen seiner Straßen und einzelne Denkmäler Zeugnis geben — hier wohnt eine Menge von armen Witwen und älteren Fräuleins, die aus der Vermietung von Zimmern oder dem Betriebe von Speisehäusern mit Wohnungen ihr bescheidenes Brot ziehen. Die Wohlfeilheit der Preise wetteifert mit der dürftigen Beschaffenheit des dafür Gebotenen. Wacklig und gebrechlich wie die Räume und die Treppen sind oft die Möbel, und es kann einem begegnen, daß man in einer Maiennacht von dem Lärm eines herunterfausenden englischen Fensters (weil der Strick gefault ist) bös aus den Träumen gerüttelt wird. Kümmerlich ist das Tischzeug und so die Geräte auf dem Tische; auch wird deren Dürftigkeit nicht verschönt durch die etwaigen Lebensformen der heimischen Tischnachbarn.

Aber eines ist bewundernswert. Inmitten dieser Dürftigkeit ist es der Charakter der Menschen, die man hier findet, der Wirtinnen vor allem, dann der Gäste (soweit es dem Fremden vergönnt ist, durch die rauhe Oberfläche zum Inhalte vorzudringen), der uns Achtung abgewinnt. Es sind Beobachtungen, die ich damals machte, nicht flüchtige, nicht vereinzelte — Beobachtungen aus jener Zeit, die ich bei mancher späteren Gelegenheit in London und England vervollständigte, die wesentlich dazu beigetragen haben, meinen Respekt vor dem Charakter des englischen Volkes zu befestigen —, sehr im Gegensatze zu vulgären Vorurteilen von Leuten, die England gar nicht kennen. In manchem Lande, in mancher großen Stadt, habe ich in ähnlichen bescheidenen Häusern in jüngeren Jahren gewohnt, an solchen bescheidenen Tischen gesessen. Aber nirgendwo habe ich diesen vorwaltenden Eindruck einer guten Gesellschaft in solcher Umgebung empfangen wie in England.

Ein Gegenstück aus andern Sphären des englischen Volkes war das, was ich bei meinen Wanderungen in englischen Ministerien, wissenschaftlichen Gesellschaften, gemeinnützigen Vereinen fand — im Handelsamt, im indischen Amt, in der statistischen Gesellschaft, im Political Economy Club, beim jährlichen Festmahl des Cobden Club in Greenwich und ähnlichen Gelegenheiten. Die sicheren Formen und die ruhige Haltung freier Männer, die ein freies Volk regieren, ernst, zurückhaltend, reizlos und würdig. Aus dieser charaktervollen Reserve heraus plötzlich überraschender Freimut des Urteils über die eigenen Staatseinrichtungen, wie mir denn ein namhafter Politiker und Schriftsteller sagte, die einzigen tüchtigen Beamten Englands säßen im India-Office; in allen andern Ministerien wären es Geschöpfe des Patronage. Im Handelsamt suchte ich einen Deutschen auf, der dort seit vielen Jahren ein kleines Amt innehatte, der auch manches über England geschrieben. Mit seiner bescheidenen Arbeit und seinem bescheidenen Gehalt, saß er in dem vornean gelegenen kleinen Zimmer. Er führte mich tiefer hinein in die inneren Räume, deren jeder folgende immer größer war, mit immer besserem Teppich belegt und besserer Sitzgelegenheit ausgestattet. Und jedesmal gehörte dazu ein Mann, der abermals eine wohlhäbigere Abkunft verriet und dementsprechend abermals jünger war. Der deutsche Landsmann hatte ein Gehalt von 150 Pfd., der jüngste das sechsfache.

IV.

Aus den Wanderungen der ersten Wochen rettete ich mich allmählich zur Seßhaftigkeit im Leseraume des Britisch Museum. Hier lernte ich zunächst einmal den eckigen Starrsinn englischer Lebensformen kennen. Am Eingange zum Lesesaal war man gezwungen, seinen Stock abzulegen (der dem Kurzsichtigen in fremden Räumen ein wichtiges Schutzmittel gegen Stufen u. dgl. ist). Als ich dem Diener nun auch meinen Hut geben wollte, nach heimischer Art, wies er ihn eben so bestimmt zurück, wie er den Stock gefordert hatte. Den Hut behielt jeder im Lesesaale auf. Der Ernst bei diesen kleinen Dingen ist um so bemerkenswerter, freilich auch in seiner Weise respektabler, weil Trinkgeld nicht angenommen werden darf.

Nach Überschreitung dieser ersten Vorstufe war man dann von der großen Rotunde selber desto mehr erbaut. Welch ein Abstand gegen die damaligen (und noch lange unveränderten) Räumlichkeiten der Berliner Bibliotheken. Wo hatte man jemals dort einen Raum von ähnlicher Größe, wo hatte man solche Fülle gepolsterter Ledersessel an einem ähnlichen Orte gesehen, wo solche behagliche Gelegenheit zur Benutzung der Bibliothek, wo solche sehr nötigen Nebenräume! Was war man gar in den deutschen Universitätsbibliotheken gewöhnt zu finden, und wie hat sich hier erst in der neuesten Zeit der Zustand verändert. Ich denke an das, was Robert von Mohl von der Tübinger Bibliothek und ihren Räumlichkeiten in seinen Lebenserinnerungen erzählt. Ich denke an manche eigene Erlebnisse. In welchem großen Stile war dagegen dieses alles hergerichtet! Aber auch hier wiederum neben der vornehmen Freigebigkeit eine starre unerbittliche Ordnung. Die Bücherzettelformulare wurden nicht, wie bei uns, pfennigweise verkauft; sie lagen in beliebigen Mengen frei zur Verfügung. Indessen zur Verfügung nur für den Gebrauch, zu dem sie gemacht waren.

Ein unglücklicher Fremdling, noch nicht taktfest in dem Gebrauche der Freiheiten eines freien Landes, nahm eines der Formulare zu einem Exzerpte, statt des weißen Papiers, das ihm ausgegangen war. Einer der Kustoden sah es und entzog ihm für alle Zeit den Zutritt zu dem Lesesaal.

Es hat einer aus den annektierten Provinzen vom Staate Preußen gesagt, daß man sich als Neuling schwer in ihn hineingewöhne, dann aber, einmal eingewöhnt, sich sehr wohl darin finde. Dies gleiche gilt von England und seinen Einrichtungen in vollem Maße. So fand man sich nach einiger Zeit auch im Britisch Museum zurecht und befand sich wohl darin.

Traf man es glücklich, so saß man in der großen Rotunde allmählich wie in seinem eigenen Arbeitszimmer. Die mißbräuchlichen Besucher sogar, jene seltsamen Stammgäste, die teils um der Wärme und des Lichtes willen, teils aus perversen literarischen Neigungen diesen Ort zum Schauplatz ihres Lebens gemacht hatten, hin und her huschend im Saal, dazwischen miteinander plaudernd, durch die Länge der Zeit sich hier im Besitze eines alten Vorrechtes wähnend — sie waren am Anfange überraschend und störend, aber selbst sie gehörten zuletzt zum selbstverständlichen Inventar der Umgebung. Daß ich es aber glücklich traf, erwies sich darin, daß mein Bedarf an Druckwerken mir unmittelbar zur Hand war, wie wenn ich in meiner eigenen Bibliothek arbeitete.

Denn dieses ist eben ein Lesesaal, der durch seine großen Verhältnisse als Nachschlagewerke (books of reference) eine solche Fülle von Büchern in sich hinein läßt, daß allerhand größere Sammelwerke und Serien darin stehen, die in andern Bibliotheken an solchem Orte keine Unterkunft finden können. Im Laufe der Jahre hat sich freilich auch hier mancherlei ändern müssen unter dem unabläßigen Andrang neuer Fortsetzungen, wie ich das zu meinem Bedauern etwa zwanzig Jahre später bei erneuten Studien bemerkte. Jedoch damals war es noch so, daß im Zentrum des Saales gerade die amtlichen Blaubücher des letzten Jahrhunderts standen, die ich in erster Reihe auszubeuten trachtete. An der Peripherie des runden Raumes zogen sich Bücherregale hin, welche die parlamentarischen Debatten, die Hansard gesammelt und herausgegeben hat, in mächtiger Anzahl trugen. Als ich zu ihrer Durchsicht übergehen wollte, suchte ich mir unter den strahlenförmigen Sitzreihen diejenige aus, die auf Hansards Debatten auslief, und setzte mich nahe zu diesen. Dann kamen in gleicher Weise die Revüen heran, die Quarterly, die Edinburgh, die Westminster usw. Und ähnlich manches andre. War es neues Material, zumal an Blaubüchern, so ging ich zu Buchhändlern, um daraus mein Eigentum zu machen, und Arbeit zunächst für die Sonntage zu haben, an denen das British Museum gänzlich geschlossen war. Ein Deutsch-Petersburger Gelehrter des Sanskrit liebte es, ein Erlebnis zu erzählen, wie er es im British Museum durchgesetzt habe, ein Buch für die Arbeit am Sonntage mit nach Hause zu nehmen — während die stehende Phrase dort vielmehr die ist, daß selbst dem Pringen von Wales so etwas niemals gestattet werden würde. Er will es zuwege gebracht haben durch das Mitleid, das seine Hilflosigkeit im Gebrauche der einzigen drei englischen Worte erweckte, die er kannte. Einem andern soll es niemals gelungen sein; mir auch nicht.

Man mußte sich also für den Sonntag mit Arbeit versorgen. Ein Franzose hat vor vielen Jahren einmal die liebliche Universitätsstadt Tübingen besucht und darüber in der „Revue des deux mondes“ berichtet „Tubingen c'est un village, mais un village glorieux, où l'on ne peut que travailler ou mourir“. Ganz das Gleiche kann man von dem glorioſen Dorfe London am Sonntage sagen — in einem etwas andern Sinne als in jenem ironischen, mit dem es mein Hausgenosse in Montague Street, ein Marineoffizier a. D., mit Vorliebe brauchte, wenn er mich fragte: „Is it not a pretty little village“? Und als er mich zum ersten Male so fragte, war ich eben, da es der Tag nach meinem ersten Sonntag in London war, hungrig um eine Mahlzeit mittags und abends in London umhergelaufen.

Es ist für den Festländer ein überraschender Anblick, schon am Sonnabend nachmittag die belebtesten Straßen, deren dichtes Gedränge er in den vorausgehenden Tagen eben noch bewundert hat, von Menschen und Geschäften entleert zu sehen. Am Sonntage steigert sich dieses Bild. Die Straßen sind öd und verlassen, und wenn in ihnen nichts als Häuser zu sehen sind, dann wird es einem erst völlig klar, wie barbarisch diese aussehen. Nur etwa der Hydepark lockt den einsamen Wanderer an, und hier findet er selbst Menschen, hin und her eine Ansammlung von Menschen, die einem Vortrage lauschen. Trifft er es gut, so kann er beobachten, wie nahe beieinander zwei solche An-

sammlungen sich gebildet haben, die eine um den alten Gott preisen zu hören; die andre dicht dabei, wo er abgesetzt wird. Eine gute Gelegenheit, jene Bedächtigkeit und Duldsamkeit des englischen Volkscharakters kennen zu lernen, die ein wesentliches Stück zu seiner Befähigung für freie Staatsformen bildet.

Kunstgenüsse waren an den Sonntagen unzugänglich wie der Leseraum des Britisch Museum. Die Skulpturen des Parthenon, die Lord Elgin nach England gebracht und die man in den vorderen Räumen des Britisch Museum untergebracht hat (in deren Luft sie, wie manche behaupten, allmählich zugrunde gehen), mußte man genießen, wenn man morgens zur Arbeit ging, in flüchtiger Andacht und mit weiser Beschränkung auf weniges Einzelne. Da blieben etwa noch Einladungen in die Vorstädte zu diesem oder jenem Gastfreunde, oder in einen der stattlichen Klubs in Pall Mall. Wie hat mir damals doch der Reformklub imponiert, in den ich geführt wurde. Er schien mir (samt seinesgleichen) in ähnlicher Weise über Heimisches hinauszugehen, wie die Rotunde des Britisch Museum. Es ist mir dann aufgefallen, daß ich zwanzig Jahr später, als ich ihn wieder besuchte, nichts so Imponierendes mehr in ihm fand, vielmehr manche Lücke am Gewöhnlichsten. Die Erklärung lag zumeist wohl — hier wie bei anderm — in den Wandlungen, die sich seitdem in Deutschland vollzogen hatten.

Die Vergnügungen Londons an seinen Wochentagen waren nicht einmal dazu gemacht, sie am Sonntage sonderlich vermissen zu lassen. Nicht die Theater und die spezifisch englischen oder lokalen Musikhallen und Alhambras. Das beste daran die prächtigen Exemplare von Frauengestalten, deren berühmteste ihre wohl geformten Gliedmaßen bis ins hohe Alter zur Schau stellten und in allen Ladenfenstern abgebildet zeigten. Der geistige Gehalt dieser Vorstellungen war niederdrückend. Auch die Theater mit ihren lokalen Schauspielen oder Possen wirkten wie ein seltsames Nationalgericht, das einem nicht schmecken will.

Das Essen selber, wo man es in guter Beschaffenheit zu finden wußte, war brav und eintönig, nach altem Brauch und unveränderlich — ganz zu den andern Sitten des englischen Volkes passend. Die Gewohnheit, kein Getränk zu reichen, ehe das Essen auf dem Tische war, ein Zug westeuropäischer Kultur, der auffallend absticht gegen die deutsche Sitte, derzufolge das Bier zuerst verlangt oder unverlangt zuerst gebracht wird — als die Hauptquelle des Geschäftsgewinnes. Das Institut des „Weinzwanges" habe ich nirgendwo gefunden. Selbst in teuren Gasthäusern nicht. Man zahlt hier den angemessenen Preis für das Essen, und man sieht auf dem Tisch meist nur Wasserflaschen, geschweige denn, daß ein Bediensteter mit der Weinkarte kommt und fragt „was für Wein befehlen Sie?" Noch mehr. Die Enthaltung von geistigen Getränken scheint in den entsprechenden Kreisen so tief eingedrungen zu sein, daß ich bei einem Festmahl von Arbeiterdelegierten im Norden Englands auf der Tafel keinen Tropfen geistiger Getränke sah — vielleicht in demonstrativem Proteste gegen die Verheerungen, die der Alkohol in den ärmeren Schichten des arbeitenden Volkes angerichtet hat.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Das Perpetuum Mobile.

Von

Maximilian Ahrem.

Der alte Rentner Christians nahm Hut und Stock von der Wand, setzte den großen schwarzen Filz tief in die Stirn, den festen Knotenstock vor sich und ging hinaus in die Sonnenwärme, langsam, Schritt vor Schritt, damit er nicht über seine Gedanken stolperte. Er war immer in Gedanken, der alte Christians, und sie schienen ihm wichtig genug, alles, was auf den schmalen Straßen vorging, nicht zu sehen. Das hatte nur den Erfolg, daß die Vorübergehenden ihn desto mehr ins Auge faßten, und man sah es oft, daß sie den Zeigefinger in die Mitte der Stirn führten und spöttisch vielsagend über die Schulter hinweg lächelten. Aber er sah davon nichts, darum störte es ihn nicht; seine Nerven waren so zart nicht, daß sie ein Gefühl des Unbehagens in ihm erweckten, wenn man ihm hinter seinem Rücken etwas Kränkendes zufügte. So ging er denn fürbaß die holperige Straße bergauf. Rechts war die gewaltige Mauer des alten Schlosses, links standen kleine Häuser, die demütig geduckt zu ihr aufblickten.

Und mitten an der Mauer hing von oben herab eine kräftige Kürbisstaude. In diesem Jahre hatte sie drei Kinder in die Welt gesetzt, und was für welche! Sie waren nicht wenig stolz darauf, an der Mauer einer alten Residenz zu hängen, und suchten dieses Vorrecht auszunutzen, indem sie sich recht volle Wangen wachsen ließen, die sie dann auch ganz an die Mauer legten wie pausbackige Engel die ihren auf den Arm. Verächtlich und drohend blickten sie in die Tiefe, nach oben aber lächelten sie wie Höflinge.

Hier machte Christians instinktiv halt. Die Kürbisse zogen regelmäßig seine tiefen Gedanken zu sich empor, denn er aß sie gar zu gern. Waren sie reif, so wurden sie vom Magistrat meistbietend auf dem Markte versteigert, und der alte Christians erwarb sie jedesmal, da sein Angebot außer Wettbewerb stand. So hatte er eine Art Gewohnheitsrecht auf die Früchte, darum ging er auch alle Morgen an ihnen vorbei, um ihnen einen aufmunternden Blick emporzusenden.

Auch heute nickte er ihnen freundlich zu; da schüttelte ein leiser Wind seine Lieblinge, daß sie schwermütig mit den großen Köpfen wackelten. Er sah es nicht mehr, denn schon hatte er ihnen den Rücken gewandt.

Wohin wollte er doch eigentlich? Ach ja, zum „Professer", wie die Leute das Männlein nannten. Ja, der hatte seltsame Dinge daheim und wollte etwas erfinden. Das war dem alten Christians recht nach dem Sinn; erfinden, das Wort hatte einen berauschenden Klang, ja so etwas erfinden, was keiner vorher geahnt, das war's, das mochte er. Er hatte nun mal von jeher eine Leidenschaft für Erfindungen gehabt, mit der er aber sicher einen Zentimeter am Ziel vorbeischoß, und dann kam immer das Dümmste von der Welt dabei heraus. Die Leute nannten ihn darum nur noch „Kolombus". Da gab es denn auch böse Menschen, die behaupteten, das Ei des „Kolombus" säße ihm mitten im Gesicht, und er brauche sich nur auf den Kopf zu stellen, um das Ei auf der Spitze stehen zu lassen. Die solches aber sagten, das waren die Poeten im Städtchen, die zu Königs Geburtstag ein langes Gedicht machten.

Vor einem peinlich sauberen Häuschen schaute Christians auf; da war er ja. Gleich sah man drüben hinter den Scheiben neugierige Gesichter auftauchen.

„Der ‚Kolombus', der ‚Kolombus'!" rief man und stellte froh die Arbeit einen Augenblick beiseite, als hätte man nur darauf gewartet.

„Er geht zum Professer, was mag er da wieder wollen?"

„Gleich und gleich gesellt sich gern, is immer wahr gewesen," sagte eine Alte.

„Wenn die zwei komischen Käuze zusammenkommen, paßt acht, da gibt es was zu lachen," meinte eine ganz junge Frau.

„Na, wartet's ab, die kommen beide noch ins Irrenhaus," versetzte eine Gefürchtete giftig, schaute um sich, und alle nickten dazu. „Die Fenster bei dem da drüben sind nich umsonst immer so dicht verhangen."

In dem Tone ging es fort; man ruhte nicht, bis der letzte Vorhang beiseite geschoben war, man will doch immer klar sehen.

„Guten Tag, Professer."

„Christians, guten Tag, guten Tag, nur herein. Setz dich, setz dich, da in deinen Stuhl."

Und der alte Christians setzte sich in seinen Stuhl, ließ nach seiner Gewohnheit einen wohlgefälligen Blick durch die Stube spazieren gehen. Dort das Bücherregal mit den uralten Schmökern über Magie, Physik, Alchemie und Chemie flößte ihm die größte Achtung ein; darin standen Dinge, von denen sich hier im Städtchen niemand was träumen ließ. Der große Globus auf dem Tisch imponierte ihm schon wegen der Verwandtschaft mit seinem größten Kürbis.

„Ich hab mal eine Menge Chemikalien zusammengeschüttet," sagte der Professor und hielt ein Glas gegen das Licht.

„So, so — was hat es denn gegeben?"

„Die Flüssigkeit ist trübe, man sieht nicht, was im Innern vorgeht; so entstehen aber oft die bedeutendsten Sachen."

„Ja ja, Professer, hm — was ich noch sagen wollte, von wegen, du weißt ja . . . Ich hab mir die Sache mit dem Perpetuum Mobile noch mal reiflich überlegt und noch eben auf dem Weg zu dir darüber nachgedacht, daß es doch so irgend etwas in der Art geben müßte." Dabei machte Christians eine Kreisbewegung mit der Hand, starrte in die Luft, als müßte die Bewegung bleiben, auch wenn er die Hand wegzog.

„Allerdings, Christians, ich habe heute nacht auch darüber nachgedacht, als ich wieder nicht schlafen konnte. Es ist wohl am besten, denke ich, wir konstruieren zuerst ein feines Rädchen mit ganz ungeheuer feinem Achsenlager, als Modell sozusagen. Die nötigen Sachen habe ich vergangene Nacht schon zusammengesucht, als ich, wie gesagt, wieder nicht schlafen konnte. Wir können das Modell nun eben fertig stellen."

Und nun machten sich beide daran, ein ganz feines Rädchen so aufzustellen, daß es bei der Drehung möglichst wenig Reibung zu überwinden hatte. Auf solche Arbeiten verstand sich Christians ganz vortrefflich, der Professor hatte eine zu nervöse Hand. Sie vertieften sich ganz in ihre Arbeit, es war mäuschenstill im Zimmer, und als es Abend ward, hatten sie ein fast ideales Rad aufgestellt.

Beide saßen noch eine Zeitlang davor und sahen im Geiste, wie es anfing, sich von selbst zu drehen. Dabei fielen dem alten Christians die Augen zu, es wurde ihm leicht schwindlig bei derlei Gedanken. Das fortwährende Neigen des Kopfes hatte ihn sehr ermüdet, er erhob sich langsam, sagte „gute Nacht" und überließ den Professor seinem Gedankenkreise.

Sinnend wanderte Christians nach Hause durch die abendlich stillen Straßen; eine müde Zufriedenheit lag auf ihm. Zu Hause aß er noch seinen Hering, den er jeden Abend, ehe er zu Bett ging, aus einem Glasgefäß herausfischte, in dem eine stattliche Anzahl herumschwamm. Seitdem Christians nur noch mit dem Professor ging, nannte er das Gefäß mit einer gewissen Würde Aquarium. Sorgfältig verschloß er nun alle Läden, daß die letzte Sonne ihn nicht störte, legte sich zu Bett, steckte seine große Nase aufrecht in die Nacht, und bald hörte man ihn gar beträchtlich schnarchen. Sein Schlaf war immer von drückender Schwere; Christians mußte wohl eine besondere Art Nervosität für sich haben. Sein Vater war ein leichter Vogel gewesen, und er mußte nun durch seine Art das Gleichgewicht in der Familie wieder herstellen.

Währenddem saß der Professor noch immer vor seinem Rädchen, er suchte seine Gedanken auf den Gegenstand zu konzentrieren, aber sie waren es gewohnt, immer wieder abzuirren in eine Zeit, da sie gesunder und fröhlicher waren.

Das war nun schon lange her, als das Unglück geschah; er stellte es sich immer wieder vor Augen und ließ sich nicht zur Ruhe kommen. Als er mit dem Studium fertig war, wollte er seine ewige Geliebte heimführen, ihr ein kleines Nestchen bauen, so recht für zwei fröhliche Leute. Eine vermögende Tante hatte den alleinstehenden Jüngling studieren lassen, aber sie wollte

durchaus nichts von einer Heirat mit Elise wissen und drohte, ihm alles zu entziehen, wie denn so Tanten sind.

Das hatte ihn aber gerade bestimmt — schon aus einem gewissen Trotz, der bei ihm von Jugend auf krankhaft in Erscheinung trat — seine Geliebte nicht aufzugeben, nein, nun gerade nicht. Hätte die Tante keine Schwierigkeiten gemacht, wahrscheinlich wäre ihm nie so fest der Gedanke gekommen, Elise und keine andre zum Weibe zu nehmen. Nun aber suggerierte er sich in eine wahnsinnige Liebe hinein, er konnte nun nicht mehr ohne sie leben, es war unmöglich. Man gönnte ihm sein Lebensglück nicht, aber er wollte es schon dem Schicksal abtrotzen. Zur rechten Zeit war aber die alte Tante gestorben; er würde darüber größeres Leid gefühlt haben, wenn sie ihm nicht durch diese ins Unendliche gehende Güte volle Freiheit geschenkt hätte.

Er betrieb nun die Vereinigung mit unruhiger Hast und reiste eilends der Stadt zu, wo sein Weibchen wohnte. Sie wollte ihn empfangen, zählte Minute nach Minute ab, ihr Herz wollte springen vor Ungeduld; sie suchte sich zu beherrschen und ging nicht vorzeitig von Hause fort. Als sie zum Bahnhof kam, sah sie schon seinen Zug, ein Fieber ergriff sie; schnell wollte sie noch an einem Fuhrwerk vorüber, sie stolperte und dann war's geschehen, und der sie liebte, fuhr in den Bahnhof ein.

Er stand vor ihrem Sarge, sah und hörte nichts, machte große Augen wie ein Kind, dem man etwas sagt, was es nicht versteht. Man trug sie hinaus zum Friedhof, er ging gedankenlos hinter dem Sarge her und starrte ins Leere. Nun nahm er die Schaufel, ließ Erde auf den Sarg fallen; dumpf und hohl klang es empor, da war's ihm, als jagte man einen spitzen Gegenstand ihm ganz durch den Kopf, er schrie auf und brach zusammen.

Wochenlang schüttelte ihn ein wildes Fieber, und der Tod schlich um sein Lager. Als er endlich erwachte, lag eine drückende Dämmerung um ihn. Er sehnte sich nach Sonne, und als sie den Nebel durchdrang, stachen ihn die einzelnen grellen Strahlen der Erinnerung, daß er sich vor Weh fast rasend gebärdete. Müde zog er sich von der Welt und allem zurück und verschloß sich ganz in tiefste Einsamkeit. Das furchtbare Unglück stand ihm mit seinem Willen immer vor der Seele wie dem Geblendeten das letzte Bild, das sein Auge von der Welt empfing.

Freunde suchten ihn ins Leben zurückzuführen, dort wäre er leicht gesundet. Aber er wollte nicht. Das Schicksal hatte sein Lebensglück vernichtet, es gab nun keins mehr für ihn, nun wollte er auch unglücklich sein, er wollte ein Stiefkind auf Erden bleiben. Sein Leben sollte eine ewige Anklage gegen das Schicksal sein. Die Freunde glaubten wohl nicht mal an sein grenzenloses Weh? Er sollte vergessen, vergessen, als ob das möglich wäre! Sie meinten, so sehr habe er sie doch kaum geliebt, er müsse sich doch ermannen können. Wie sie das sagten, fühlte er gerade erst, daß er sie wahnsinnig liebte.

Er versenkte sich ganz in seine Bücher und verlor jede Verbindung mit der lebendigen Welt, er wurde ein isoliertes, krankes Glied. Oft kam er auf ganz absurde Ideen. Jahrelang sammelte er Utopien. Er besaß einen großen Schrank, auf dem stand zu lesen „Utopien". Dort standen Platons Staat,

die Offenbarung Johannis, De civitate Dei, Dantes Divina Commedia und vieles, vieles andre vergnüglich beieinander. Aber später erkannte der Professor in Augenblicken die ganze Öde seines toten Daseins. Dann suchte er wohl den Weg zum Leben wieder, aber er fand ihn nicht mehr. So irrte er denn umher, sehnte sich nach dem Leben und klagte das Schicksal an. Wo ihm ein rettender Schimmer leuchtete, dahin floh er, aber er schürte ihn, daß er zur verzehrenden Flamme wurde. In den letzten Jahren hatte er oft daran gedacht, seinem Leben ein Ende zu machen, aber auch dazu fehlte ihm jetzt der Mut.

Nun saß er wieder da und sann und sann, und war tief unglücklich, daß ihm keine welterschütternden Gedanken kamen. Die Abendsonne schaute noch zum Fenster herein, er hob langsam das müde Haupt, was wollte sie von ihm? Sie lockte ihn doch hinaus, und er ging die baumbewachsene Landstraße bergauf in die friedlichen Hügel hinein. Eine wohlige Kühle kam ihm entgegen von der Sonne her und erfrischte ihn. Oben auf dem Ausblick stand er still und setzte sich auf einen Baumstumpf.

In weiter Runde dehnten sich Hügel, wie ein weiches Adagio wellten sie dahin. Die Täler waren angefüllt mit tiefblauem Dunst, und über den Höhen lag ausgebreitet ruhiger Wald. Die Sonne leuchtete noch durch Wolken und segnete das weite Gefild.

Sie steht wie die Mutter am Bette des Kindes und läßt die Natur ihr Nachtgebet flüstern. Dann küßt sie es zum letzten Male und geht hinab, läßt aber noch etwas Licht ins Schlafgemach fallen, damit das Kind sich nicht ängstet, bis es endlich sanft entschlummert. Langsam zieht sie den dunklen Vorhang zu, gleich Kinderträumen wandeln Sterne durchs Gemach.

Lange stand der Mensch in stummer Betrachtung da, ein ahnendes Gefühl von einer unendlichen Schönheit wollte langsam in ihn eindringen; aber da besann er sich wieder auf die grenzenlose Leere in seinem Innern, die ihm alles öde erscheinen ließ, alles tot. Die Sonne hatte das Entsetzliche mit angesehen und konnte noch so ruhig und golden untergehen, als wäre nichts geschehen. Nun wollte sie sich auch noch wie eine feine Schmeichlerin in sein Herz schleichen, aber nein, darüber würde er schon wachen. Er war kein Sonnenkind und wollte von ihr nichts wissen. Schnellen Schrittes wandte er sich heim. Nun stürzten die Erinnerungen wieder über ihn her, sie kamen mit der Zeit von selbst, ohne daß er sie jedesmal hervorzerrte, und dann schmerzten sie wirklich, dann wollte er fliehen vor ihnen. Nur nicht daran denken müssen, nur nicht; warum bedeckte die Nacht das furchtbare Bild nicht auch mit ihrem Schatten!

Zu Hause suchte er ein paar alte Bücher hervor, um sich zu retten. Er las und las mit wachsender Unruhe, die ganze Vergangenheit stand auf der Lauer und jagte ihn vorwärts. Bis gegen Morgen saß er da, sein Kopf war vollgepfropft, nichts hatte mehr Raum darin, es surrte und brannte in seinem Schädel, schwer und dumpf fiel er auf den Tisch.

So blieb er eine Zeitlang liegen, stand auf, löschte im Halbschlummer das Licht und ging zu Bett. Schwere Träume stürmten auf ihn ein, sie hatten im Dunkel darauf geharrt, daß er sie rufen würde. Er rief sie nicht

mehr, und nun kamen sie von selber. Das Perpetuum Mobile wurde zum Lastfuhrwerk und fuhr über ihn hinweg; er ächzte schwer unter dem furchtbaren Druck. Plötzlich riß er weit die Augen auf und hob ein wenig den Kopf. Die Dunkelheit um ihn her bewegte sich, Schatten tanzten um ihn herum und die ganze Nacht wollte sich auf ihn stürzen. Er warf sich aufs Gesicht und preßte die Hände vor die Augen, es brauste in seinen Ohren. Jetzt begann er langsam zu zählen, bis er darüber wieder einschlief. Gegen Morgen wurde sein Schlaf ruhiger, ihm träumte vom Perpetuum Mobile, er hatte es wirklich gefunden. Eine angenehme Erschöpfung ließ keine schweren Träume mehr aufkommen. Jetzt hatte er das Perpetuum Mobile, und eine stille Zufriedenheit lag auf seinem Antlitz als die Sonne neugierig um die Fensterecke lugte.

Sie merkte, wovon er träumte, dachte an sich selbst und lächelte ein wenig ganz überlegen. Der Professor erwachte jäh, fuhr mit der Hand in die Luft, wie um etwas zu fangen. Doch der Traum war darauf gefaßt gewesen und vorher entwischt. Verwundert schaute der Professor in die Sonne und verfiel in tiefes Sinnen. Wie mochte es nur geschehen sein, daß all die Gestirne sich in Bewegung gesetzt hatten, wie nur; wo war die Urbewegung zu suchen, wie zustande gekommen? Jeder Stern war doch sozusagen ein Perpetuum Mobile. Wie war das entstanden? Dieser hervorragende Moment in der Weltentwicklung mußte doch wiedergewonnen werden, er mußte in die Gewalt des Menschen kommen. Wieder sann er lange nach, in seinem Kopf mochte es kraus genug aussehen.

Sollte es vielleicht von Nutzen sein, wenn er das feine Rädchen lange in die Sonne setzte, damit es sich ein Beispiel an ihr nähme? Nein, dazu mußte sie doch ganz senkrecht über dem Rade stehen, damit alle ihre Kraftäußerungen in die Richtung der Radfläche fielen. Er mochte das Rad auch nicht neigen wie die Erdachse, denn die Bewegung des Perpetuums sollte eine ganz ideale werden: Schwerpunkt und Unterstützungspunkt genau in der Mitte.

Ob es nicht doch alles Torheit war, was er dachte? Darüber sann er lange nach. Nein doch! es mußte so etwas geben, es durfte nicht anders sein. Wie er noch darüber nachdachte, trommelten plötzlich zwei feste Fäuste auf die Tür, und die Magd ließ ihre unangenehme Stimme weithin erschallen wie ein Krähhahn:

„Aufstehen! aufstehen! höchste Zeit. Ich muß das Zimmer wischen."

Alle Muskeln im Gesicht des Professors verzerrten sich ärgerlich, aber er sagte nur: „Ja, ja."

„Ja ja kann jeder sagen; schnell heraus, die Sonne steht schon hoch am Himmel." Darauf noch ein paar Faustschläge gegen die Tür, und ein energischer Schritt entfernte sich dröhnend.

Allmählich faßte der Professor den Willensentschluß, aufzustehen; es galt die Decke fortzustoßen. Jetzt sollte sie fliegen, aber er hielt sie schnell noch fest und triumphierte; ein seltsamer Nervenreiz ging ihm dafür durch den Körper bis unten in die Zehen, er rührte von der unterdrückten Willensäußerung her. Einige Male wiederholte sich der Vorgang, dann aber flog

die Decke wirklich weg, denn aus gewisser Entfernung hallte der energische Schritt herüber.

Beim Ankleiden ließ er häufig lange Denkpausen eintreten. Wenn er sich wusch, hatte er oft gute Einfälle, aber heute wollte sich keiner herablassen. Die Magd ließ ihm nirgends Ruhe, sie wollte überall fegen. Während er frühstückte kam Christians und frühstückte noch einmal mit. Draußen gingen die Leute zur Kirche, es war Sonntag, manch scheeler Blick fiel auf das Haus, das nie einen Menschen zur Kirche sandte. Jetzt vernahm man einen hallenden Schritt schon unten auf der Straße. Das mußte Wörsching sein. Er hieß so, weil sein Kopf einem Wirsing verzweifelt ähnlich sah. Wörsching kam aus seinem Obstgarten und hatte seine langen Rockschöße wieder steif voll Äpfel gepackt. Er machte lange Schritte mit wippenden Knieen, wobei die Rockschöße jedesmal gravitätisch der Erde zunickten und sie berührten. So war Wörsching immer an drei Punkten unterstützt, das gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. Den hatten die beiden in der Stube vor Zeiten in ihre Pläne einweihen wollen. Er hatte sie dumm angeschaut und gesagt: „Ihr seid verrückt.“ Dann war er weitergegangen mit nickenden Rockschößen.

„Gehen wir an die Arbeit,“ sagte der Professor, und sie gingen ins Allerheiligste. Nebenan rumorte die Magd. Jeder nahm einen dicken Folianten aus vergangenen Jahrhunderten und vertiefte sich hinein. Der altertümliche Geruch gaukelte dem Gehirn angenehm mystische Bilder vor. Für den alten Christians war er etwas zu kräftig, er stieg ihm zu Kopf wie alter Wein, so daß er bald einnickte. Das Gewicht der Nase zog seinen Kopf vornüber. Dagegen wehrten sich die Halsmuskeln, mit einem Ruck schnellten sie den trägen Kopf wieder in die Höhe, und zwar so stark, daß eine gelinde Erschütterung die Luft bewegte. Der Tisch aber bekam einen solchen Stoß, daß das Tintenfaß auf den Boden purzelte und vor Angst seinen ganzen Inhalt laufen ließ. Christians sperrte Nase und Mund auf, aber gleich klappten sie zu, als die Magd die Tür und ihren Mund aufriß:

„Ach du meine Güte! das auch noch am Sonntagmorgen,“ jammerte sie; „nun macht aber schnell, daß ihr fort kommt! Ich muß hier fegen, es sieht ja aus wie in einer Räuberhöhle.“

„Muß das gerade heute sein?“ fragte der Professor schüchtern; „laß uns doch in Frieden bei einer wichtigen Arbeit sitzen.“

„Ich muß die Stube fegen, das ist wichtiger. Wenn andre Leute in die Kirche gehen können, will ich wenigstens putzen. Schert euch ins Wirtshaus, macht, daß ihr unter vernünftige Leute kommt.“

Mit den Worten hatte sie Eimer und Besen hereingeholt und im Augenblick die halbe Stube überschwemmt. Dem Christians war es unheimlich zumute.

„Komm, komm, wir wollen gehen, Professer; die gießt einem ja das Wasser über die Füße.“

„Das ist nicht schön von ihr am Sonntagmorgen, wenn wir arbeiten wollen,“ murrte der Professor und ließ sich von Christians hinausziehen.

„So ihr alten Stänker, jetzt mal frische Luft in die Buden," rief die Magd und riß alle Fenster auf, daß die Nachbarn zu ihrer Verwunderung hineinsehen konnten. Sie erblickten allerlei unbekannte merkwürdige Dinge, die im Dämmerlicht der Stube noch phantastischer aussahen, und wiegten bedenklich ihr Haupt.

Unsre beiden Freunde gingen Arm in Arm die Bergstraße hinab über das reingewaschene Pflaster. Die Kürbisse lachten sonntäglich hernieder und vermittelten den unter ihnen Wohnenden einen freundlichen Gruß der Sonne. Christians verstand sie und freute sich mit. Es kam auf einmal eine Lust über ihn, ins Wirtshaus zu gehen, und er zog den Professor langsam auf die Seite hinüber, wo es stand; dabei seufzte er: „Es ist furchtbar heiß, die Zunge klebt mir fast am Gaumen fest, wollen wir's nicht mal mit einem Gläschen Bier versuchen?"

„Wir wollen doch lieber nachdenken", erwiderte der Professor.

„Oh, das können wir dabei vortrefflich; wir setzen uns in das stille Eckchen, jeder ein Glas Bier vor sich, in dem die Sonne sich vergoldet, und dann denken wir."

Der Professor war es zufrieden, sie gingen hinein. Vom Samstagabend her lag noch Knastergeruch in der Wirtsstube und verwirrte den Professor sehr. Man öffnete ein Fenster und ließ die würzige Luft hereinströmen, die heute so gar nicht nach Arbeit roch und nur ganz leichte Gedanken erlaubte. Christians bestellte ein Glas Bier, ein großes, der Professor eine Limonade.

Regungslos saßen beide ein halbes Stündchen da, nur der Blick des Wirtes wanderte auf ihnen herum. Jetzt fielen vom Kirchturm ein paar Glockentöne schwer in die Tiefe, die Kirche war zu Ende. Was sie vorher eingeschluckt hatte, schob sie stoßweise wieder hinaus. Die Menschen begrüßten einander, Frauen schwatzten für eine ganze Woche zusammen; die Männer gingen langsam am Wirtshaus vorbei oder schnell hinein. Dem Professor wurde es sehr ungemütlich, als plötzlich so viel Menschen erschienen. Der ganze Stammtisch war versammelt, und zwanzig Augen schossen Blicke in die Ecke, wo die beiden Sonderlinge saßen. Alle trafen, das machte den Professor noch unruhiger. Christians schaute vor sich hin, wie ein ertappter Schulbube, so ungemütlich hatte er sich das Wirtshaus nicht vorgestellt.

Nun schüttelte Wörsching dreimal sein großes Haupt, trank dann einen Schluck Bier, um ein Wort, das ihn kitzelte, hinunterzuspülen. Allerlei Spottreden flogen zu den beiden hinüber, man lachte zuerst spitzig darüber, dann aber breit und geräuschvoll.

„Seht euch den ‚Kolombus' an, wie der dasitzt," rief Wörsching übermütig; „er denkt darüber nach, wie wohl seine Nase zum Kürbis werden mag." Schallendes Gelächter folgte dem plumpen Witz. Christians wandte sich ab und reckte sich, Verachtung lag in seinen Mienen, wie ein Weiser über Toren zu lächeln pflegt, so lächelte er. Hatte er erst einmal das Perpetuum Mobile, dann wollte er über die Mäuler der Spötter hinwegfahren, daß sie für immer das Sticheln vergaßen.

In dem Augenblick ward die Tür aufgerissen und herein stürmte der Witzbold Sewermann. Er wurde von allen Seiten laut und freudig begrüßt.

„Guten Tag alle miteinander, nun trinkt mal alle aus!“

Das ließ sich niemand zweimal sagen, selbst Christians nicht. Der Wirt füllte schnell die Gläser.

„Prost Sewermann!“ hieß es von allen Seiten.

„Prosit! Prosit!“

Sewermann trank sein Glas auf einen Zug leer, bezahlte und wollte verschwinden.

„Aber die Runde!“ rief man ihm nach.

„Welche Runde?“ fragte er erstaunt.

„Du sagtest doch, nun trinkt mal alle aus.“

„Ja prosit! und weiter nichts;“ damit verschwand er und freute sich über die Flüche, die hinter ihm dreinflogen. Christians wollte sich zuerst mit ärgern, aber er sah, wie zehn seiner Feinde sich wurmten, da freute er sich lieber neunmal. Der Professor hatte von allem nichts gehört, er dachte an seine alten Folianten und sehnte sich nach ihrem kräftigen Geruch.

„Wir wollen gehen,“ wandte er sich leise an Christians; beide erhoben sich, zahlten und zogen alle Blicke auf sich. Steif und voll Unbehagen wanderten sie um den Stammtisch herum, die Blicke immer hinterdrein. Zu guter Letzt stürzte ihnen eine böswillige Bemerkung vom Wörsching nach; sie huschte eben noch durch den Türspalt, rannte gegen beide an und rief: „Ihr seid verrückt!“ Beide warfen darob den Kopf in den Nacken und gingen fest und aufrecht durch die stillen Straßen; sie wußten, was sie von sich zu halten hatten.

Christians aß mit dem Professor zusammen. Nach Tisch nickte jeder sachte ein, der Professor aus Übermüdung, Christians aus alter Gewohnheit. Es wurde ganz stille im Städtchen, träge schlängelte sich der Fluß herum und blinzelte mit müden Augen. Dann und wann fiel ein lang hallender Glockenschlag müde vom Turm, es war als ob er unterwegs gähnen müßte. Das Städtchen schlief, man sah's ihm an, es hatte gut gegessen und ließ sich nun die warme Mittagssonne behaglich auf den Bauch scheinen. Wenn man so von den Hügeln herniedersah, glaubte man manchmal, es schnarchen zu hören, ganz leicht und ohne Anstrengung, wenigstens zitterte die Luft ein wenig über ihm. Völlig ohne Bosheit lag es da.

Unsre beiden Schläfer erwachten, als die Magd, wie es so ihre Art war, mit dem Geschirr vernehmlich klapperte. Sie schien besonders sonntäglich aufgelegt zu sein, und der Professor sah voraus, daß sie heute keine Arbeit innerhalb der Behausung dulden würde. Deshalb schlug er einen Spaziergang vor, und Christians stimmte gerne zu. Sie wußten ja nicht recht, in welcher Richtung sich ihr Denken vorerst bewegen sollte, wie das Perpetuum Mobile am besten zu finden sei. Es war dem alten Christians deshalb ungemütlich, so oft daran zu denken, weil er doch unfehlbar darüber sanft entschlummerte, übrigens immer zu seinem persönlichen Vorteil.

Sie traten hinaus; der Himmel hatte eine ungemütlich geärgerte Färbung angenommen, so gar nicht für nervöse Leute. Ein halbes Stündlein wanderten

sie ruhig fort, bis ihnen niemand mehr begegnete; denn die Bewohner des Städtchens machten keine weiten Spaziergänge, zumal nicht am Sonntag. Sie gingen höchstens bis an ihren Kartoffelacker.

Plötzlich steckte Christians seine Nase gerade in die Luft, zog sie kraus und sagte: „Es gibt Regen.“ Der Professor hörte ihn nicht.

Immer weiter verfolgten die beiden ihren Weg, eine baumbewachsene Landstraße zog hügelauf hügelab ins schöne Land hinein. Ein jeder spann seinen Gedankenfaden lautlos fort, verwickelte sich allmählich ganz darin, so daß er oft zu fallen drohte. Sie kamen in einen Tannenwald und setzten sich wie auf höhere Eingebung auf eine gefällte Tanne, sannen und sannen, starrten vor sich hin, als wollten sie Löcher in den Boden gucken. Aber heute wollte auch keinem etwas Rechtes beifallen. Es verging ein Stündchen ums andre, als Christians sich plötzlich an seine Nase faßte, auf die ein Tropfen gefallen war, und mit Genugtuung behauptete: „Es regnet“. Der Professor hob langsam den Kopf und sagte: „ja“. Nun fing es aber auch gleich an zu gießen, der Himmel war ganz düster geworden, die beiden hatten vorher wohl gedacht, das rühre von ihren zusammengezogenen Brauen her? Nun hatten sie den Beweis. Bald drang der Regen zu ihnen durch, natürlich hatte niemand einen Schirm mitgenommen. Sie blieben ruhig sitzen, zogen die Köpfe in die Schulter wie Störche. Stellt es euch nur recht deutlich vor, wie die beiden so einsam im Walde dasitzen, es war keine beneidenswerte Lage. Nach und nach milderte sich der starke Guß, und ein fröhlicher Landregen tanzte nieder. Unsre beiden kehrten wieder zu ihren Gedanken zurück. Von Zeit zu Zeit warf einer dem andern einen verstohlenen Blick zu, ob er noch keine Fährte gefunden hatte. Einer verließ sich heute auf den andern und wartete mit unsäglicher Geduld, was er brächte. Diesen einen Gedanken dachten beide konsequent bis zu Ende durch, das Resultat setzte sie in Erstaunen. Bis auf die Haut hatten sie sich naß regnen lassen und nichts war dabei herausgekommen, als vielleicht ein böser Schnupfen. Wie begossene Pudel krochen sie aus dem Walde hervor, denn es wollte Abend werden. Der Regen ließ nach, und sie schlugen den Heimweg ein. Plötzlich schaute die Abendsonne aus einem Wolkenfenster hervor; als sie der beiden ansichtig wurde, übergoß sie dieselben mit einem ganzen strahlenden Gelächter. Verwundert darob wandten sie sich um, aber schnell zog die Sonne die graue Gardine wieder vor, um sich dahinter auszulachen.

Es war schon dunkel, als sie vor des Professors Haus anlangten. Jeder hatte gegen den andern einen Vorwurf und eine geheime Unzufriedenheit im Herzen, weil er ihn in seinem Zutrauen getäuscht hatte. Einsam wanderte Christians seiner Behausung zu, er schaute nicht einmal zu den Kürbissen hinauf, um ihnen gute Nacht zu wünschen. Daheim zog er die nassen Kleider aus; es war ihm recht unbehaglich zumute, er wußte gar nicht, wo er sich eigentlich lassen sollte. Die Mißstimmung drängte den Schlaf, der zu Hause immer bereit war, ihn zu überfallen, in den dunkelsten Winkel zurück. Es ließ ihm nicht Ruhe, er mußte wieder zum ‚Professer‘ hin. Die Ahnung von etwas Kommendem lag in ihm, und er ging so schnell, daß die Gasse verwundert aufhorchte.

Der Professor saß schon wieder über Büchern; er freute sich, als Christians eintrat, es war ihm heute besonders unheimlich, mit sich allein zu sein. Er las aus einem Buche über Astronomie vor, über die Bewegungen in der Sternenwelt. Christians hörte aufmerksam zu und sah in Gedanken, wie alle Gestirne ihre Kreise zogen, große und kleine, bis ihm ganz kraus zumute wurde. Nun schwieg der Vorlesende, und beide stellten sich im Geiste ein Etwas vor, das ohne treibende Kraft, ohne Ursache, nur um seiner selbst willen, aus immanenter Energie sich drehte. Sie fühlten an ihrem klopfenden Herzen, daß sie der Entdeckung auf der Spur waren, denn immer deutlicher sahen sie die Drehung vor sich. Bald mußte der Moment kommen, wo einem von ihnen der erleuchtende Gedanke wie ein Blitz kam. Sie sprachen fröhlich darüber und redeten sich in einen unerschütterlichen Glauben hinein. Gehobenen Mutes gingen sie hinaus, um die Sterne anzuschauen, denn die Wolken hatten sich mittlerweile verzogen.

Der Vollmond schaute hell und freundlich, vielleicht auch ein wenig neugierig in die Gassen hinein, er lächelte wohlwollend herunter. Heute wurden im Städtchen keine Laternen angezündet, der Mond durfte leuchten. Unsre beiden Freunde gingen durch die Winkelgassen, wo sich die Nacht in dunkle Ecken duckte, um von dem gespenstischen Gestirn nicht gesehen zu werden. An den Haustüren standen Mädchen, kicherten und scherzten mit Buben. Vor dem Schlafengehen wurde das Leben im Städtchen nochmal wach und schallte gedämpft in die Dunkelheit hinaus, die darob verwundert aufhorchte. Wie Quellengemurmel lief das Gelächter der Mädchen durch die Gassen, es war so heimlich und traut, wie in der fernen, fernen Kinderzeit. Manches Scherzwort sprang hinter den beiden her, nicht boshaft, es hängte sich nicht an sie, wie lästige Kinder tun, sondern hüpfte fröhlich an ihnen vorbei, wieder ins Dunkle hinein. Beide fühlten sich eigentümlich bewegt, sie empfanden, wie notwendig einer den andern hatte, und ein Gefühl von Freundschaft zog durch ihr Herz. Der Professor klammerte sich ängstlich an den einen Menschen an, der ihm beistehen wollte, sein ödes Dasein wieder zum Leben zu erwecken. Sie wanderten aus dem Tor hinaus ins Freie, in die große schweigende Nacht. Nun wandten sie sich um. Vor ihnen lag das Städtchen ganz von Licht übergossen, wie Silber glitt das Mondlicht an den schrägen Dächern hinab, bis in das dunkle Wasser des Flusses, um sich fröhlich auf raschen Wellen zu wiegen. Auf dem schwarzen Wasser tanzte ein Lichtreihen und blitzte funkelnd in die Nacht hinaus. Das Städtchen schlief so still und kühl, und der Fluß legte liebend seinen Arm ganz um das schöne Burgkind, um es ja nicht zu verlieren; es ruhte wohl in seinem Arm. Die beiden Menschen schauten dem Wasser zu, es war ihnen, als zöge es sie mehr und mehr zu sich hernieder, als lockte es ihnen alle Gedanken aus dem Kopf heraus, daß es so ganz leicht und leer darinnen war. Eine stille Wehmut strich mit einem leisen Hauch an ihnen vorbei, sie taten einen tiefen Atemzug und gingen weiter. Die Sterne sahen mitleidig auf sie herab; sollte die einsame Nacht nicht doch zu schwer für die beiden Menschen sein?

Nun wanderten sie die Landstraße hinauf, zu beiden Seiten lehnten sich Häuser schutzsuchend an den Berg, große Bäume breiteten mütterlich ihre Äste über sie aus. Hier wagte das Mondlicht nicht ganz die Nacht zu stören, tiefe Schatten ließ es unberührt.

Oben von der Bank auf der Höhe sah man die Hügel in weitem Rund schlafen liegen. Die Täler waren angefüllt mit dichtem Silbernebel, wie aus weitem Meere schauten die Spitzen der Hügel verschwommen daraus hervor. Durch die begrenzte Welt ging schweigend ein Ahnen der Unendlichkeit.

Unsre beiden Alten setzten sich auf die Bank, der Mond schien ihnen gerade ins Antlitz und warf ihre Schatten lang über den Weg. Zu den Seiten wurden dieselben eingerahmt von den parallelen Schatten der Bäume, gleichsam als Abschluß des Bildes. Sie flüsterten, in der unendlichen Stille wagten sie nicht laut zu sprechen, ihre Schatten bewegten gewichtig die Köpfe zueinander hin. Nun schwiegen die beiden ganz, langsam senkte sich ihr Blick vom Sternenhimmel auf die Erde nieder, sie vergaßen die Welt und spannen sich wieder ganz ein in ihre Gedanken. Immer wieder tauchte die kreisende Bewegung vor ihnen auf, man konnte es ihren Köpfen wahrlich nicht übelnehmen, wenn sich in ihnen allmählich etwas verdrehte. Eine fieberhafte Unruhe überfiel sie, ein Gefühl des Unbehagens und äußerst gereizter Spannung; sie hatten das Gefühl eines Läufers, der lange auf das Zeichen zum Losrennen wartet. Dem Professor sollte die Erfindung eine Entschädigung für sein verlorenes Leben sein, er wollte sie dem Schicksal abtrotzen, sie war das einzige, was ihn vor gänzlichem Verfall bewahren sollte. Und dieses eine wollte nicht kommen; wenn man einen Schritt darauf zu machte, wich es zehn zurück. Eine Verzweiflung kam über ihn, er sah sein ganzes vergangnes Leben in seiner Trostlosigkeit vor sich und fühlte unbestimmt, daß er selbst Schuld daran trug. Und hier vor ihm lag die herrliche Welt in ihrem tiefen Frieden, in den sein Leben mit der nervösen Unruhe nicht mehr hineinpassen wollte. Wie einen Ausklang finden, wie nur! Er wollte doch nicht ganz umsonst gelebt haben. Seine Unruhe griff auf Christians über, die Schatten hinter ihnen begannen leise zu zittern, und die Nacht antwortete mit tausend seltsamen Geräuschen. Es war, als fiele die ganze gewaltige Natur auf beide, um sie zu erdrücken. Gequält erhob sich der Professor, und sie wanderten trostlos heim.

Die unendliche Stille mit den verworrenen Lauten war ihnen jetzt fürchterlich; sie waren gewärtig, daß jeden Augenblick aus ihr heraus sich etwas auf sie stürzen könnte, um sie bei der Kehle zu fassen. Überall lugte es hervor mit hohlen Augen, und je mehr sie den Schritt beschleunigten, um so ängstlicher ward ihnen zumute. Sie wollten den Hügel hinabgehen, da stieg ihnen aus dem Tal ein Heer bleicher Gestalten entgegen; wie ein Zug stummer Pilger wälzte sich der Nebel bergauf, immer näher auf sie zu. Scheu huschte er ihnen über den Weg, hinter ihnen war es nicht geheuer. Ein großer bleicher Geselle wälzte sich herum und kam gerade auf die beiden zu, sie standen stille und starrten ihn an, da bog er aus und schlich in weitem Bogen um sie herum. Ein rieselndes Flüstern säuselte durch die gebleichten Reihen,

es war ein Flüstern, das wie mit Nadelspitzen das Ohr berührte, weil jeder Nerv aufs äußerste angespannt war, um es zu hören. Jetzt mußten sie Spießruten laufen durch die Nebelreihen, ihr Herz klopfte, sie atmeten tief. Das ließ aber der Nebel nicht zu, er legte sich ihnen auf die Brust und schnürte ihnen die Kehle zu, so daß ein großes Angstgefühl über sie kam. Wie ausgestorben lagen die Straßen der Stadt, kein Laut regte sich, als hätte der Tod sie zur Nacht bezogen. Schauerlich hallten ihre Schritte durch die Stille. Horch, was war das? Das war nicht ihr Schritt allein, nein, da dort zur Seite und hinten lief es mit, geheimnisvolle Tritte kamen näher. Beide ergriffen die Flucht vor dem Schall ihrer eigenen Schritte, und schneller folgte es ihnen und lief mit ihnen Seite an Seite. Der Mond warf den Eilenden ihre Schatten vor die Füße, das machte sie völlig unsicher, die liefen ihnen immer lautlos vor den Füßen her und brachten sie ganz aus der Fassung. Der Professor zog Christians mit in seine Behausung, sie riegelten ab und wagten es aufzuatmen.

In ihrem Studierzimmer herrschte öde Stille. Seltsam knarrte es in den Wänden. Die alten Folianten dehnten sich und gähnten die Eintretenden an, sie hatten Langeweile; sie sehnten sich darnach, ganz zu sein, was sie schon halb waren: Staub und Moder.

Der Schein der Lampe brachte etwas Wärme ins Zimmer und noch mehr Heimlichkeit. Leise ging der Professor zu dem Schrank, der die größten Schätze enthielt, uralte Bücher, die sich kaum noch halten konnten; er hatte sie mit vieler Mühe und Leidenschaft gesammelt. Eins nahm er heraus, und ihm wurde feierlich zumute. Es war ein mystisches Buch voll Sonderbarkeiten und dunkler unverständlicher Andeutungen, es war sich selbst offenbar ein Rätsel, ganz so sah es aus. Niemand dachte ans Schlafen, das Dunkle, Geheimnisvolle, Unverständliche übte wieder einmal seine berauschende Wirkung auf die beiden krausen Köpfe aus. Sie lasen und lasen, ließen ungeklärte Ahnungen durch das erregte Herz gehen und glaubten so der Urkraft nahe zu kommen, die alles bewegt hatte. Perpetuum Mobile, Perpetuum Mobile! summte es in ihrem Kopfe, vor ihnen begann es zu kreisen, das Zimmer bewegte sich, stand wieder still, bewegte sich wieder. Was war das? Die beiden starrten in die Luft, sie hatten das Wunderbare gesehen, mit eigenen Augen gesehen! Nun waren sie nicht mehr weit vom Ziel, bald mußte die Erleuchtung kommen. Wankenden Schrittes holte der Professor das feine Rädchen, sein Hirn schmerzte, wie glühendes Blei sauste ihm das Blut durch die Schläfen. Christians führte mit seinem Erbfeind väterlicherseits, dem Schlaf, seinen heftigsten Kampf. Das Rad stand vor ihnen, die Lampe brannte immer tiefer, höhnisch und kalt grinste das Mondlicht ins Zimmer hinein. Die Alten sahen nur das Rad an, jetzt stand es im bleichen Lichte, die Lampe qualmte, die Uhr tickte, als wollte sie das Gehäuse durchschlagen, aber nichts geschah, nur das Perpetuum Mobile, die Zeit, lief ruhig weiter.

Allmählich sank die Luft schwer von oben hernieder, sie wagten kaum zu atmen. Es war, als senke sich die Decke immer mehr herab, sie erschien ihnen

wie eine einzige bleiche Grimasse, näher, immer näher kam sie. Nun verspürten beide einen furchtbaren Druck auf ihrem Kopf, er sank ermattet vornüber auf die Brust, und schwer stützte der Schlaf seine bleiernen Arme auf ihn. Wirre Traumgebilde wirbelten an ihnen vorüber, die der Mond geisterhaft beleuchtete. Er schien ihnen gerade ins Gesicht, so daß sie aussahen wie sitzende Leichen. Die Morgenkühle drang in ihr Gebein und erstarrte es bis tief ins Innerste. Fahl und grau dämmerte der neue Tag herauf und weckte die Schläfer mit seinem lebensmüden graugrünen Licht. Sie sahen sich wie zwei Geistererscheinungen an, ihr Kopf schmerzte und ihre Kiefer zitterten. Steif an allen Gliedern erhoben sie sich, es war ihnen, als hätten sie nächtelang nicht mehr geschlafen. Sie hatten zum erstenmal Ernst machen wollen mit ihrer Erfindung und fanden sich so wieder. Aber die seltsam mystischen Eindrücke der Nacht blieben dämmernd in ihrer Seele, sie spornten zu größerem Ernst, zu unermüdlicher Beharrlichkeit an. Eine Art Verzauberung war mit ihnen vorgegangen; das war, weil sie in den Urgrund geschaut hatten, aus dem alles Geschaffene kam. So mußte es ja sein, nur aus einem tosenden Schwindel heraus konnte das wahrhaft Große emporsteigen.

Christians ging wankenden Schrittes nach Hause, er begegnete den ersten Frühaufstehern im Städtchen. Sie sahen ihn verwundert an und raunten sich seltsame Dinge zu. Am nächsten Tage hieß es allerorten, der Christians sei zur Nachtzeit bei Mondschein umgegangen.

Zu Hause sank er angekleidet aufs Bett und schlief dumpf und schwer bis Mittag. Der Professor saß noch lang in seinem Stübchen und brütete vor sich hin. Zur Nachtzeit war eine Ahnung vom Perpetuum Mobile mit geheimnisvollem Flügelschlage an seiner Seele vorübergerauscht, sie mußte wiederkommen, er wollte sie herbeizwingen; und endlich, endlich mußte der Tag kommen, der das Wunderbare in seinem Leben sah, der Tag, der den dunklen Schoß erhellte, aus dem er selbst emporgestiegen war, so leuchtend, daß er sein ganzes dunkles Leben mit goldenem Licht überstrahlte. Und er wollte Gott schauen, die treibende Ursache, die ursachlose Kraft. Es ward ihm wirr zumute, heiß schoß das Blut durch seine Adern, seine Augen glühten fieberhaft. Ja, jetzt wußte er, wonach sein ganzes Leben strebte, wonach er sich so krampfhaft sehnte, nachdem ihm die Welt nichts mehr bieten konnte — er wollte Gott schauen, mit Gott eins sein, wie es in dem großen rätselhaften Buche hieß, das ihn da so unheimlich anstarrte, mit ihm zusammen die Welt regieren. Der Gedanke war ja Wahnsinn erregend, brausend sauste es in seinen Ohren, er schnellte empor — jetzt, jetzt mußte es kommen, die Wände kreisten um ihn herum. „Perpetuum Mobile!" schrie er auf, griff mit den Händen in die Luft und sank besinnungslos zu Boden.

Bald darauf kam die Magd herein, noch ganz verschlafen und stand plötzlich vor dem wie tot Daliegenden. Sie stieß einen Schrei aus und hätte sich vor Schreck beinahe neben ihn gelegt. Mit großem Gezeter lief sie zur Tür hinaus und fand willig aufhorchende Ohren. Da drinnen war ja immer etwas nicht in Ordnung gewesen, das bestätigten jetzt alle und nahmen das Ereignis kopfschüttelnd als unausbleiblichen Beweis ihrer Vermutungen.

Der Arzt kam und war der erste, der sich um den Besinnungslosen kümmerte, er brachte ihn mit Mühe wieder zum Bewußtsein und ließ ihn ins Bett bringen. Die Ursachen waren ihm rätselhaft, wie ihm manches rätselhaft war, selbst an den Krankheiten, die sich hier im Städtchen umhertrieben. Aber er hatte ebenfalls von den umlaufenden Gerüchten gehört und lieh ihnen gerne sein ärztliches Ohr. Bedenklich schüttelte er sein Haupt, was einige neugierig Hereinblickende mit Genugtuung vermerkten. Sie wandten sich nach den Zurückstehenden um, berührten mit dem Zeigefinger die Stirn und beschrieben darauf eine Kreisbewegung, aber links herum. Der Arzt empfahl heißen Kamillentee und Ruhe und hatte vorläufig seine Pflicht erfüllt. Die Magd bereitete gleich einen großen Topf voll Tee aus Furcht, der Kranke könne sonst noch tobsüchtig werden.

Der Professor schaute in eine Welt des Halbdunkels voll unklarer Ahnungen und dumpfer Gefühle. Eine fieberhafte Unruhe lag in ihm, jede kleinste Nervenfaser glaubte er zittern zu fühlen. Im Gehirn verspürte er ein wollüstiges Prickeln, das ihn oft alle Gesichtsmuskeln zusammenzerren ließ. Seine Gedanken umnachteten sich mehr und mehr. Er konnte sich ganz plötzlich aufrichten und atemlos ins Leere starren. Manchmal horchte er in höchster Spannung auf, wobei seine Ohren zuckten, aber er hörte nur das schmerzende Ticken der Uhr. Ermattet sank er schließlich zurück nnd verfiel in einen unruhigen gequälten Schlaf. Da sah er im Traume, wie er dem Sarge folgte, damals, nach dem Unglück. Hinter ihm her rennt plötzlich der Wagen, der über sie fuhr, im rasenden Galopp jagt er hinter ihm drein, immer hinter ihm her, sein ganzes Leben lang. Nirgends findet er Ruhe bis spät im Alter, da kommt das Perpetuum Mobile als Retter in der höchsten Not, es bringt ihn in Sicherheit, und er darf ruhen, ruhen nach diesem qualvollen Rennen im Leben.

Christians erhob sich gegen Mittag. Sein erster Gang war zum Freunde. Auf der Straße betrachtete man ihn mit Mißtrauen. Als er zum Professor einging, schaute ihm wohl ein halbes Dutzend Köpfe nach. Er stand vor dem Lager des Kameraden und fuhr sich über die Stirn. Alles kam ihm so sonderbar vor, er wußte nicht, wie und was denn alles vorangegangen war. An die vorige Nacht erinnerte er sich nur noch wie ein Trunkener, er kam sich auch jetzt noch gar nicht ernüchtert vor.

Der Professor stöhnte laut auf, er kämpfte im Traum mit einer ganzen Herde Teufel, die zwickten und peinigten ihn, setzten sich auf seine Brust und hielten ihm die Kehle zu. Jetzt setzte sich einer aufs Perpetuum Mobile und wollte auf und davon fahren, die andern hielten den Professor fest, er war machtlos, eine entsetzliche Angst überfiel ihn. Christians legte seine große Hand auf das Haupt des Kranken, es war heiß, und der Puls hämmerte, als wollte er sich heute noch erschöpfen. Darauf erwachte der Professor, richtete sich jäh halb auf, starrte Christians erstaunt an und sank wieder hintenüber. Dieser stand ratlos da; instinktiv griff er nach dem großen mystischen Buche, das noch aufgeschlagen von der Nacht her dalag, und reichte es dem Kranken. Der ergriff es begierig, blätterte zitternd darin herum und murmelte „bald, bald".

Dann fiel er wieder zurück in seine Träume, und lange Zeit herrschte unheimliche Stille im Gemach. Die Uhr machte sich dieselbe zunutze und drängte ihr Wesen ganz in den Vordergrund. Christians sank in Betrachtungen, die Stille fiel ihm aufs Gemüt, sie erregte ihm ein ängstliches Gefühl. Er spannte oft sein Ohr an in der Erwartung irgendeines Geräusches, aber nichts regte sich, alles totenstill. So saß er lange am Lager des Freundes.

Die Sonne ging müde zur Ruhe, und vorsichtig schlichen die Schatten der Nacht ihr nach. Sie versteckten sich noch hinter Bäume und Sträucher, in Ecken hinter Häuser, um von der Sonne nicht gesehen zu werden. Nun war sie ganz hinabgegangen, und Schatten schlichen herein ins Zimmer, lautlos wie lichtscheue Katzen.

Der Schlaf des Professors wurde wieder unruhiger. Immer hastiger hob und senkte sich des Kranken Brust, immer wilder griffen seine Hände in die Luft. Plötzlich schnellte er wie eine Sprungfeder in die Höhe, mit weitaufgerissenen Augen starrte er in die Luft und schrie: „Perpetuum Mobile! Perpetuum Mobile, ich hab's! ich hab's!"

Da konnte Christians seine Erregung nicht mehr bemeistern, er umfaßte den Kranken, starrte mit ihm in die Finsternis und stammelte: „Wo, wo? zeig mir! zeig mir!"

„Dort, dort!" schrie der Professor. „Es bewegt sich da, dort! von selbst, von selbst, wie die Welt, die ganze Welt, der Makrokosmus, das Universum, ich hab's, ich hab's! Die treibende Kraft! Perpetuum Mobile! Perpetuum Mobile!"

Mit diesem Ausruf sank er ermattet zusammen. Christians war in gänzlicher Verwirrung, in einem vollkommen trunkenen Zustand. Er hatte nichts gesehen, als die furchtbar rollenden Augen des Kranken. Der lag nun da wie tot, und sein Mund blieb stumm. Wenn er sich doch öffnen wollte, um alles, alles mitzuteilen! Aber nein, er schwieg wie die unheimliche Nacht um ihn her.

Die Magd war auf den Lärm herbeigeeilt, hatte in der Tür alles mit angesehen und lief schnell zum Arzt. Sie erzählte ihm den ganzen Vorgang mit phantastischen Schnörkeln verziert. Der wußte, was geschehen war, ging aufs Polizeiamt und kam mit einem Wagen vor das kleine Haus gefahren.

Man hatte schon lange auf die Ankunft dieses Wagens gewartet, und von allen Seiten strömten die Leute aus den Häusern herbei.

„Er ist wirklich verrückt geworden, da drüben der," so sagten sie. Einer sprach zum andern: „Hab ich dir's nicht von Anfang an gesagt", und empfand eine große Genugtuung, daß er recht behalten. Sie hatten überhaupt alle recht behalten.

Polizisten drangen ins Zimmer ein, wo Christians noch immer auf die Offenbarungen des Professors wartete. Man machte mit beiden nicht viel Umstände; die Leute glauben meist, wenn jemand irre geworden ist, braucht man ihn nicht mehr als Menschen anzusehen. Man hob den Professor ziemlich

unsanft aus den Betten und trug ihn durch eine Menge Gaffender in den Wagen. Christians ging mechanisch hinterdrein, ohne recht eigentlich zu wissen, was vorging. Man steckte ihn mit in den Wagen, knallte den Schlag zu und fuhr rasselnd davon, der Anstalt zu, die wohl ein Stündlein entfernt lag in den Bergen. Christians wußte so wenig, was eigentlich geschehen war, daß er unterwegs resigniert einschlief. Dem Professor erregte das Rasseln des Wagens das Gefühl, als führe er auf dem Perpetuum Mobile durch die Sternenwelt.

Die Leute auf der Straße tuschelten noch lange zusammen, jeder wußte noch etwas Neues hinzuzufügen. Erst spät verschwanden die letzten Gestalten in ihre Häuser. Aber die Gasse wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen; das Davonrollen des Wagens hallte in ihr nach und hielt sie wach. Noch lange lief ein aufgeregtes Flüstern straßauf, straßab, ein Dach neigte sich vertraulich zum andern und raunte ihm zu, was geschehen. Dabei schielten alle verstohlen hinüber nach dem einsamen Häuschen in ihrer Mitte. Das stand arm und verlassen da und schaute traurig aus den fahlen Fensterchen auf die Gasse wie aus trüben Augen, hinter denen das Leben erloschen ist.

Das geschah um die Zeit der Kürbisreife. Nun hingen sie da oben an der Mauer und warteten auf Christians, daß er sie herunterhole; der aber kam nicht, und die Früchte wunderten sich mit jedem Tag mehr. Sie wurden schließlich ungeduldig, man mußte sie abpflücken, sonst wären sie eines schönen Tages aus Neugierde selbst heruntergekommen, wobei sie allerlei Unfug planten. Im Stadtanzeiger erschien eine Notiz, daß am nächsten Tage morgens um zehn Uhr die Kürbisse auf dem Marktplatz meistbietend versteigert werden sollten. Am Morgen stand der Auktionator pünktlich in der Mitte des Marktes und wartete und wartete, aber niemand kam. Das ganze Städtchen schwieg auf die Einladung im Stadtanzeiger hin. Es wurde elf Uhr, es wurde zwölf, und niemand kam. Da, als die Uhr ausgeklungen, hallte ein langer Schritt über den Markt, am einen Ende des Marktes erschien der Wörsching, aus der Tür des Rathauses trat der Bürgermeister.

„Nun verkauft?“ fragte der.

„Niemand gekommen, Herr Bürgermeister.“

„Was, niemand gekommen? Da soll denn doch — da kommt aber der Wörsching, hängt sie dem an.“

„He Wörsching,“ rief der Auktionator, „Ihr wollt sicher die Kürbisse kaufen.“

„Fällt mir ein,“ brummte der und ging weiter.

„Nun, nun, Ihr sollt sie billig haben,“ rief der Bürgermeister.

„Hab meine umsonst,“ erwiderte Wörsching, kam aber doch etwas näher und meinte gutmütig: „Die hangen zu hoch, das lohnt's kaufen nich, gebt sie nu — fürs Abpflücken.“ Der Bürgermeister sah ihn erstaunt an, der Auktionator schaute immer fort auf die Turmuhr, schon zwölf vorbei, er wollte heim. Die Zeit drängte, und der Bürgermeister sagte ärgerlich: „Na, dann nehmt sie fürs Abpflücken.“

„Gut," erwiderte Wörsching und setzte den Weg fort, befriedigt nickten seine Rockschöße.

Der Auktionator notierte ins Register: „Die drei Kürbisse an der Residenzmauer, Eigentum der Stadt, an Wörsching abgegeben fürs Abpflücken."

Am nächsten Tag ging Wörsching, als er von seinem Obstgarten kam, an den Kürbissen vorbei. Nebenan beim Schieferdecker lieh er eine lange Leiter und legte sie an. Nun leerte er erst seine Rockschöße und legte die Äpfel auf einen Haufen an die Mauer; Buben sahen es von ferne. Wörsching stieg ein paar Sprossen in die Höhe, leise pfeifend kamen die Buben näher, die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, das soll immer etwas zu bedeuten haben. Der größte Kürbis schaute bedenklich herab auf den Emporkömmling. Plötzlich ließ er los, sauste hinab und dem Wörsching gerade auf den Kopf. Doch der Wirsingkopf war hart, wie ein echter Wirsing es sein muß und parierte den Stoß. Der Kürbis sauste in die Tiefe, die Buben fielen über die Äpfel her, sackten sie ein, warfen sich schnell noch ein paar Schimpfworte zu und rannten mit Gejohle dem Kürbis nach. Langsam kroch Wörsching von der Leiter herunter, fuhr mit der Hand nach dem Kopf und sah sich fragend um. Sein Lebtag behielt er von diesem Anprall einen linden Kopfschmerz und einen ängstlich verwunderten Augenaufschlag, der ihm aber im Alter sehr gut stand. Niemals mehr erwarb er etwas fürs Abpflücken, besonders nicht, wenn's dem alten Christians zu eigen gewesen war. Die Leute gegenüber hatten natürlich den Vorgang mit angesehen und wußten sich vor Vergnügen nicht zu lassen. Die Geschichte fand Anklang in der ganzen Stadt, und wo man den Wörsching erblickte, da lachte man. Es wurde allmählich Sitte, immer zu lachen, wenn man ihn sah. Man fand auf einmal, daß er doch ein gar zu komischer Kauz war. Wie nach einer schweigenden Übereinkunft aller rückte er allmählich an die Stelle des alten Christians, das alles hatten die tückischen Kürbisse eingeleitet, gewiß nur aus Rache.

Der Professor und Christians waren zur Beobachtung in der Anstalt untergebracht. Der erstere war gänzlich verstört, körperlich und geistig zerrüttet. Der Freund wich nicht von seinem Lager, als hätte der Kranke ihm ein großes Geheimnis zu enthüllen.

Es war Herbst, eine Luft, von Segen schwer, strömte ins Zimmer des Kranken und wirkte beruhigend auf ihn. Die Natur beging still ihre goldene Hochzeit und dachte daran, daß sie bald sterben mußte. Noch einmal übergießt die Sonne die Flur mit all jener Sonnenliebe, deren sie fähig ist. All das Glück, alle Sonne, die die Natur genossen, strahlt sie wieder aus, sie gibt alles, alles wieder, sie will nichts mitnehmen in den Tod, lautlos sinkt sie in sich selbst zurück; bald, bald wird es schneien. Wie still liegen die Hügel, die das Auge vom Fenster aus sieht, als träumten sie. Und wenn die Sonne hinabgeht, dann kommen die schweren Nebel hervor, schmiegen sich zärtlich an die Bäume und Wälder wie Kinder an die Mutter, die sie verlassen will. Alles ist golden, alles ist reif und geht trunken vor

Schönheit in den Tod. So unendlich still ist die Luft, als wage sie nicht die Andacht der Sterbenden zu stören. Sie tat dem Kranken so wohl. Wie die Natur sammelte auch er noch einmal seine Kräfte, aber es war nur ein letztes Aufflackern des Lebenslichtes. Er konnte das Bett verlassen, man ließ ihn mit dem Freunde spazieren gehen in den großen Garten, ein Wärter beobachtete sie von ferne. Sie wanderten durch das Meer von Farben, in dem die Augen so schwelgen, sie trinken und trinken Licht und Goldtöne, bis sie ganz trunken leuchten. Es ist als ließe die Sonne ihr Licht durch ein Prisma auf die Bäume strahlen. Da steht eine Gruppe Weißbuchen, ihre Stämme sind selber Licht. An den äußersten Enden der Zweige werden die Blätter rot wie Kupfer, das mischt sich mit dem Gold, dann geht's hinüber nach Hellgelb, und schließlich kommt das alte Grün, das so durchsonnt und in dieser Nachbarschaft zart leuchtet wie im ersten Frühjahr. Die Birken gar wollen sich völlig in Duft lösen. Wenn man sie lange anblickt, wird einem so wohl und wehe ums Herz, als hörte man von einem feinen Märchenprinzeßchen erzählen, das sich so sehr nach etwas sehnte und tief traurig wurde, weil es nicht wußte, wonach. Die Sonne streicht der Natur so liebevoll über die zarten Silberfäden, wie eine Mutter wehmütig über das Silberhaar der Tochter fährt, die der Tod von ihr reißen will. Ein leises, unmerkliches Zittern geht bei dem Gedanken durch die Natur; ist sie erkaltet, dann wandelt die alte Mutter traurig verlassen über ihr Grab.

Den Professor überkam ein Gefühl unendlicher Sehnsucht, das ihn immer tiefer in seinen Wahn hineintrieb. Er glaubte, das Perpetuum Mobile wirklich zu besitzen. Meist waren seine Gedanken weit fort, seine Augen starrten ins Leere, und er redete wunderliche Dinge. Christians horchte gespannt auf. Er fuhr in Gedanken mit durch die Sternenwelt. Der Professor erzählte von Mars, Jupiter und Saturn. Die Ringe hatten ihm erst den Durchgang verweigern wollen, aber gegen das Perpetuum Mobile kamen sie nicht an, hier war die Kraft, der sie unterworfen waren von Anbeginn. Christians lebte sich ganz ein in die Gedankenwelt des Kranken, er erlebte alles mit ihm, nur von dem Perpetuum Mobile wollte ihm gar keine rechte Vorstellung kommen.

In den nächsten Tagen tuschelten sie immer geheimnisvoller, immer dichter steckten sie die Köpfe zusammen, so daß der Wärter aufmerkte. Der Professor plante eine Fahrt zur Sonne, Christians sollte einen andern Weg nehmen und zum Monde fahren. Der aber wußte nicht, was er nur anstellen solle, er ging ans andre Ende des Gartens und schaute betrübt zum Professor hinüber. Den erfaßte der Gedanke der Bewegung derart, daß er sich in einen leichten Trab setzte. Dabei sah er aus wie ein Kind, das mit sich selbst Eisenbahn spielt. Immer näher kam er der Sonne, im Bogen stieg er ihr nach. Als sie aber gerade über ihm stand, wurde er durch ungeheure Hitze gezwungen, umzukehren. Im Augenblick fand er sich auf der Erde wieder, in Schweiß gebadet, er suchte Christians auf am andern Ende des Gartens. Der Wärter schlich hinter ein Gebüsch und belauschte die Erzählung des Professors. Der faselte von seltsamen Dingen. Auf der

Venus sei er abgestiegen und hatte die Erde leuchten sehen. Christians schämte sich, daß er so gar nichts wußte, er flunkerte ungereimtes Zeug zusammen. Der Wärter hinter dem Gebüsch faßte einen Plan, er wollte die beiden schon aus ihrer Illusion reißen.

Am andern Tage fuhr der Professor wieder der Sonne entgegen; es kam eine Art Raserei über ihn. Der Wärter legte sich ins Gebüsch, und als der Professor vorbeirannte, hielt er ihm einen Stock zwischen die Beine, daß er glatt zu Boden fiel. Er war wirklich wie aus allen Himmeln gefallen, sein Haar sträubte sich vor Entsetzen, mit weit aufgerissenen Augen starrte er umher. Das war die alte Erde, auf der er lag, und er hatte sich, wer weiß wo, gewähnt. Es war ein entsetzlicher Schlag für ihn, so ganz aus seiner Welt herausgerissen zu sein. Mit einem Male verlor er jegliches Vertrauen zu ihr und zu sich selbst.

Christians kam herbei, aber der Professor sprach kein Wort, er war innerlich wie gelähmt. Das ganze Gebäude seiner Phantasie war zusammengebrochen. Sie war es allein gewesen, die ihn noch belebt hatte. Nun war der Boden für seine Existenz plötzlich unter ihm weggezogen worden. Schlaff sank sein Körper zusammen. Nun konnte ihn nichts mehr aufrichten, er war dem Verfall anheimgegeben, den zerstörenden Elementen, die das ganze Leben über an ihm gefressen hatten. Am nächsten Tage wagte er sich noch einmal an die Sonne, aber ihre Strahlen nahmen ihm die letzte Kraft, und man brachte ihn zu Bett.

Christians wachte Tag und Nacht bei dem Kranken und pflegte ihn mit einer Hingabe, die nur aus einer grenzenlosen Liebe stammen konnte. Aber je schwächer der Körper des Kranken wurde, um so lichter wurde es in seinem Gemüt. Er machte es wie die Natur da draußen, die auch vor ihrem Tode noch einmal im Lichtkranze auf ihr Leben zurückschaute. Ein Herbststurm war durch seine Seele gegangen und hatte alles Verworrene hinweggefegt. Die Sonne aus jener Zeit der Liebe zerteilte alle Schatten in ihm; das waren in seiner Seele sonnige Herbsttage, die dem Vorfrühling in manchem so ähnlich sehen, nur tragen sie den Keim des Todes in sich. Er dachte oft an die Geliebte, ohne daß ihn die schrecklichen Bilder von ehedem verfolgten; wo weilte sie, in welchem Winkel des Alls? Bald, bald wollte er bei ihr sein. Doch wie nur, wie mochte das wohl alles geschehen? O, bald sollte ja auch dieser Gedanke Ruhe finden.

Es wollte Abend werden, die Sonne sank, am Horizont zündete sie ein glühendes Feuer der Liebe an — dahin, dahin wollte er. Mit ihren letzten Strahlen vergoldete sie das Zimmer; noch spielten sie um die Bettknöpfe, dann kamen sie etwas höher und küßten das Gesicht des Kranken, immer höher stiegen sie an der Wand empor, der Blick des ruhig Daliegenden folgte ihnen nach, wie sie über die Decke zogen langsam zurück. Das Auge des Sterbenden wanderte mit ihnen, bis sie hoch oben am Fenster erloschen. Nun stahl sich der Abend ins Gemach, die Fenster standen weit offen, sie wollten heute niemandem wehren. Vor dem Schlafengehen regten sich die Vöglein noch einmal, von hier, von dort drang ein Laut zart umschleiert

ins Zimmer, und dann schwieg alles. Die Nacht stieg durchs Fenster, sie hatte den Tod in ihren Mantel gehüllt, um niemanden zu erschrecken, langsam kam er heran, unsichtbar, immer näher und näher. Dem Kranken war es, als setzte er sich sachte auf seine Brust, denn das Atmen ging auf einmal so schwer. Aber er hatte gar nicht das schreckhafte Antlitz, er trug ja die Züge seiner Geliebten, auf denen ein Lächeln des Willkomms lag. Sachte, ganz sachte rührte er an sein Herz, damit es nicht ängstlich aufflatterte wie ein Vöglein, und sagte leise: „Komm," und alle dunklen Lieder der Nacht lagen in diesem einen Wort. Noch einmal öffnete der Sterbende die Augen, er sah den Freund wie in einem Nebel vor sich stehen und dankte ihm mit einem jener letzten Blicke, die den Lebenden wie ein Messer durchs Herz gehen. Ein wenig nur öffnete sich sein Mund, und ein leises Flüstern ging durch den dunklen Raum, als käme es von jenseits des Grabes:

„Ich geh zu ihr — das — Perpetuum — Mo — bile — ist — — — der — — — Tod —"

Der Freund hielt des Toten kalte Hand, wie ein leiser Hauch umspielten die letzten Worte seine Seele. Noch lag es wie Nebel vor seinen Augen, aber die Macht des Todes preßte ihn zusammen, daß er in hellen, schweren Tropfen herunterfiel vom Auge, und es ward klar davor.

Unsre religiösen Erzieher.

Unsre religiösen Erzieher. Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern. Leipzig 1908.

Dieses unter Mitwirkung verschiedener Theologen von B. Beß herausgegebene Sammelwerk ist als ein sehr zeitgemäßes Unternehmen zu begrüßen. Ausgehend von der Überzeugung, daß zur Anregung und Förderung religiösen Lebens nichts so geeignet ist als die Berührung mit machtvollen religiösen Persönlichkeiten, wollen die Verfasser die großen religiösen Erzieher der Menschheit von Moses bis Bismarck in ihrer zeitgeschichtlichen Besonderheit und zugleich in ihrer bleibenden Bedeutung für die Gegenwart vor Augen führen, wobei der zeitgeschichtliche Hintergrund zwar mit berücksichtigt, aber doch vorzugsweise das innere religiöse Leben jeder dieser Persönlichkeiten dargestellt werden soll. Diesem im Vorwort des Herausgebers ausgesprochenen Zweck entspricht im ganzen die Ausführung, wenn auch unter den sechzehn biographischen Abhandlungen einzelne weniger befriedigend gelungen sind als andre.

Den Anfang macht die von Joh. Meinhold geschriebene Abhandlung über „Moses und die Propheten", die eine sehr ansprechende Skizze der israelitischen Religionsgeschichte enthält. Daß wir über Moses' Person und Wirken etwas Gewisses kaum auszusagen vermögen, wird zugestanden, seine Geschichtlichkeit aber doch angenommen, weil wir ohne einen solchen Grund, wie ihn die Überlieferung durch Moses gelegt sein läßt, die Geschichte Israels und seiner Religion nicht zu verstehen vermögen; „man müßte eine solche Figur wie Moses für den Anfang fordern und erfinden, wenn sie nicht überliefert wäre". Im Herzen dieses Heros hat sich der lebendige Gott in dem alten (schon von den Nomaden der Sinaihalbinsel verehrten) Jahve so mächtig geoffenbart, daß Moses sich von ihm zu rettenden Taten berufen fühlte, und diese seine Begeisterung auf seine Stammgenossen übersprang und sie zur Nation zusammenschloß. „Also ward Jahve der Zeuger und Gott der Nation, und Moses sein erster und größter Prophet." Notwendig wurde damit Jahve immer mehr von seinem Naturboden losgerissen, wurde zu einer in der Geschichte nach sittlichen Zwecken wirkenden göttlichen Person, wenn auch freilich noch erst als „Nationalgott", der von der Naturgottheit noch nicht völlig losgelöst war. Von da bis zum geistigen Gott und Herrn der Welt war noch ein weiter Weg. Wir dürfen die Gotteserkenntnis der späteren Propheten so wenig wie die Gesetzgebung des Pentateuch auf den geschichtlichen Moses zurückführen, der zwar durch sein prophetisches Wort den Grund zur Geschichte Israels gelegt hat, dessen Werk aber noch mancherlei Widersprüche barg, die ihm und den Seinen noch verhüllt waren und erst allmählich heraustraten. Um den Gegensatz der nationalen und der sittlichen Seite bewegte sich die fernere Geschichte von Israels Religion. Ihr Gegensatz trat erstmals scharf hervor bei den Propheten Amos und Hosea. Daß die wahre Religion nicht im Kultus, sondern im Gerechthandeln zu finden ist, lehrte Amos; daß sie ihrem innersten Wesen nach eine Gesinnung des Herzens, Liebe zu Gott sei, fügte Hosea hinzu — ein Fortschritt des religiösen Bewußtseins, der teils durch zeit-

geschichtliche Verhältnisse, teils durch persönliche Erlebnisse herbeigeführt wurde, wie der Verfasser sehr einleuchtend nachweist. Neben Amos und Hosea stand Jesaia als der Prophet des Glaubens. Er schreckte nicht zurück vor der Aufgabe, durch seine Predigt vom heiligen Gott zu dem Gericht über das verstockte Volk mitzuwirken, aber er glaubte an die Bekehrung eines Restes und an die nach dem Läuterungsgericht erfolgende Rettung und Wiederherstellung des Volkes Gottes, und zu diesem Glauben, der noch immer im Boden der „Nationalreligion" haftete, versuchte er König und Volk mit fortzureißen, ja durch Wunderzeichen zu zwingen — eine wunderliche Idee, die beweist, wie weit die mit dem Politischen noch stark verzwickte Religion des Jesaia von der christlichen Wahrheit noch entfernt war. Die Schüler des Jesaia suchten seine Absichten zu verwirklichen durch Fixierung des heiligen Gotteswillens in einem Gesetzbuch (Kern von V. Mosis), das unter Josia zutage trat und durch Reinigung und Konzentrierung des Kultus in Jerusalem den Beistand Gottes zu sichern suchte. Vergebens! Als Stadt und Tempel in die Hände der babylonischen Sieger gefallen waren, da erst erhob sich über dem Fall der Nation und nationalen Religion die persönliche Religion des größten religiösen Genius des Alten Testaments, des Jeremia. In der Schule schwerer Leiden und Kämpfe vertiefte sich sein religiöses Bewußtsein zu der Erkenntnis, daß es mit aller äußeren Legalität noch nicht getan sei, daß es vielmehr einer von Gott selbst zu bewirkenden Umwandlung der Herzen bedürfe, und so verkündigte er einen neuen Bund, wo Gottes Gesetz werde in die Herzen geschrieben sein und an die Stelle des Zwanges die freie Liebe treten werde. Im Exil vertrat Ezechiel zwar den alten nationaljüdischen Vergeltungsglauben, der auch ferner bei der Masse herrschend blieb. Aber das Vorbild des frommen Dulders Jeremia wies nach andrer Seite: in diesem Lichte erkannte der zweite Jesaia (Jer. 40—55) das Unglück Israels als ein Mittel der erziehenden Weisheit und Liebe Gottes, das zum Heile nicht bloß dieses einen Volkes — des Mittlervolkes — sondern zuletzt aller Völker dienen soll. Mit diesem universalen Monotheismus mündet die alttestamentliche in die neutestamentliche Religion. Die Grundzüge dieser tausendjährigen Entwicklung hat der Verfasser dieser Skizze in dem engen Rahmen von 41 Druckseiten trefflich zu zeichnen verstanden.

Nicht weniger Lob verdient auch die zweite Abhandlung über Jesus (von A. Meyer). Einleitend spricht sich der Verfasser sehr verständig aus über die Schwierigkeit, aus den evangelischen Darstellungen, in denen das Bild Jesu schon mannigfach übermalt und mit einem Glorienschein umgeben ist, auf die ursprüngliche Gestalt Jesu zurückzuschließen. Man muß sich darauf beschränken, die Urelemente der Überlieferung (ursprüngliche kurze Worte und knappe Erzählungen) aus dem Rahmen, in den man sie später eingefügt hat, herauszuheben; wird bei solchem kritischen Vorgehen freilich ein fortlaufendes Lebensbild Jesu unmöglich (die Leben-Jesu-Romane erkennt also der Verfasser so wenig wie ich als Geschichtswerke an!), so bleibt doch genug, was sich aus der Entwicklung des Gemeindeglaubens nicht erklären läßt, und was den Stempel unerfindbarer Eigenart und Größe verrät. Es wird dann zunächst eine Skizze der politischen, sozialen und religiösen Zustände des damaligen jüdischen Volkes gegeben, dann, nach einigen Bemerkungen über die vermutlichen Einflüsse der häuslichen und örtlichen Umgebung auf die Charakterbildung Jesu, dessen Verhältnis zum Täufer Johannes und die Eigenart seiner Predigt beschrieben, wie die beiden gemeinsame Verkündigung der Nähe der Gottesherrschaft bei Jesu zur Freudenbotschaft besonders für die Armen, Ausgestoßenen und Schuldbewußten geworden ist, denen er die Freudigkeit seines kindlichen Gottvertrauens unmittelbar mitteilte und die noch größere Freude des künftigen Gottesreiches in nahe Aussicht stellte. Daß Jesus mit seinen Volksgenossen dieses Reich als künftig anbrechenden irdischen Glückszustand gedacht habe, verschweigt der Verfasser nicht, fügt aber hinzu: „Neu ist die Herrlichkeit des jetzigen Besitzes, über der man das zukünftige Reich fast vergessen kann" (man beachte jedoch das vorsichtige „fast"

und das unbestimmte „man", das sich sowohl auf uns als auf Jesus und seine Hörer deuten läßt!). Und wie die Verheißung, so war auch die Forderung Jesu beglückend und befreiend: unbedingte Hingabe an Gott und Verähnlichung mit ihm in gebender und vergebender Liebe; ob die Subsumierung der spezifisch asketischen Forderungen des Unrechtduldens und Verzichts auf Besitz und Familie unter die Kategorie der „beglückenden Forderung" richtig sei, darüber läßt sich mindestens streiten; in den Evangelien gilt das jedenfalls nur indirekt, nämlich im Hinblick auf die große Entschädigung und Belohnung im künftigen Reiche; der apokalyptische Hintergrund und die asketische Moral gehören untrennbar zusammen. Daß die Rede Jesu vom Lohn „nur dem Sprachgebrauch des Judentums entnommen" sei, das erinnert an die mehr apologetische als historische „Akkommodationstheorie"; warum soll es denn nicht offen zugestanden werden, daß der Lohngedanke bei den religiösen Erziehern aller Zeitalter eine sehr wesentliche und psychologisch ja auch völlig begreifliche Rolle gespielt hat? Daß Jesus seine Sendung auf Israel beschränkt und die jüdische Bezeichnung der Heiden als „Hunde" geteilt hat, und daß auch seine Jünger am Verbot der Heidenmission festhielten, bis Paulus die Bahn derselben gebrochen hat, wird ebenso anerkannt wie die Tatsache, daß Jesus die Erfüllung seiner Verheißung selbst noch zu erleben hoffte. Über das Messiasbewußtsein Jesu spricht der Verfasser mit kritischer Vorsicht; er hält es, und ich glaube mit Recht, für wahrscheinlich, daß Jesus selbst diese Frage unentschieden gelassen und die Entscheidung darüber Gott überlassen habe; nicht ob man ihn als Messias anerkennen, sondern ob das Volk sich zu seinem Gott bekehren wolle, war ihm die entscheidende Frage. „Er ist nach Jerusalem gezogen, der letzten Entscheidung entgegen, aber nicht ahnend, wie furchtbar die Entscheidung ausfallen sollte. Die Evangelisten, die das Ende kennen, lassen ihn freilich Leiden und Tod voraussagen; ihm, meinen sie, konnte doch nichts Unerwartetes begegnen!" Auch beim letzten Mahl hat Jesus nicht von Tod und vergossenem Blut geredet, sondern hat seinen Leib und sein Leben als Pfand dafür eingesetzt, daß er das nächste festliche Mahl mit den Seinen im Gottesreich feiern werde. In dem letzten Gebet am Kreuz hat er die Hand seines Gottes, in dessen Willen er sich längst ergeben hatte, gesucht; „nun mußte er an ihn glauben, ohne ihn zu verstehen, und das ist des Glaubens starke und letzte Probe". Die Jünger, die ihn vor dem Tode verlassen hatten, sahen ihn in Galiläa wieder, „weil er in ihren Herzen wieder lebendig geworden war mit seiner Liebesmacht und Glaubenskraft, seinem Siegesmut und seiner Herrschergröße. Glaube und Liebe bleiben, und in ihnen wirkt der Geist Christi." Besser läßt sich die geschichtliche Größe und die bleibende Wirkung Jesu nicht leicht beschreiben.

Die dritte Abhandlung über Paulus steht hinter den beiden ersten weit zurück. Sie gibt kein lebensvolles Bild des großen Apostels, in dessen Brust zwei Welten auf Tod und Leben gerungen haben. Statt ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen, statt zu zeigen, wie er die verschiedenartigen Elemente des jüdisch-orientalisch-hellenistischen Religionssynkretismus aufgenommen und in der Glut seiner Christusliebe wie in einem Schmelztiegel zu Ausdrucksformen und Kultusmitteln der neuen Weltreligion umgebildet hat, wird er einem dogmatischen Examen unterworfen und, weil seine originalen Gedankengänge modernen Normen natürlich nicht entsprechen, in kleinlich schulmeisterlicher Weise kritisiert. Wobei nur das eine völlig unbegreiflich bleibt, wie ein Mann von so verworrenen und meist unevangelischen Vorstellungen, als welcher Paulus hier erscheint, doch der große Apostel werden konnte, der mehr gewirkt hat als die andern alle, und der den Reformatoren vorzüglich die Waffen zu ihrem Befreiungskampf geliefert hat, ja der auch noch heute als „religiöser Erzieher" ersten Ranges sich bewährt! Es ist wirklich schade, daß gerade des Paulus Lebensbild in dieser Sammlung so schlimm weggekommen, unter dogmatisierender Behandlung zu einem Zerrbild entstellt worden ist, das auf keinen Leser einen anziehenden oder erziehenden Eindruck machen kann.

Weiterhin enthält der erste Band noch fünf Abhandlungen: über Origenes, Augustin (diese, von Dorner, besonders lehrreich und anziehend), Bernhardt v. Clairvaux, Franz v. Assisi, Heinrich Seuse (Suso — ein sonderbarer Heiliger, dessen Aufnahme unter die „religiösen Erzieher" nicht recht einleuchtet), endlich Wiclif und Huß.

Der zweite Band beginnt mit der schönen Abhandlung über Luther (von Th. Kolde). Nach einer kurzen Einleitung über die religiösen Zustände in Deutschland zu Anfang des 16. Jahrhunderts wird Luthers religiöse Entwicklung bis zum Ausbruch des Konflikts im Ablaßhandel in knappen und klaren Zügen gezeichnet und dann nach den Reformationsschriften vom Jahre 1520 der im Kampfe mit seinen Gegnern zur Klarheit und Gewißheit gekommene evangelische Glaube in seiner religiösen Tiefe und sittlichen Kraft, seiner Freiheit in Gott und Gebundenheit durch die Liebe beschrieben. Hinsichtlich der Stellung Luthers zur Heiligen Schrift werden seine bekannten kritischen Urteile über einzelne Teile derselben erwähnt mit der etwas befremdlichen Bemerkung: „Solche Äußerungen freimütiger Offenheit, die Luther ohne Bedenken in die Gemeinde warf, auch sonstige uns heute erstaunlich klingende Ansätze zur Kritik der Bibel haben der Aufnahme seiner Arbeit nicht geschadet." Das klingt wie eine Entschuldigung Luthers; sollte es dieser hierbei bedürfen? oder sollten jene Äußerungen nicht vielmehr ein erfreuliches Zeichen dafür sein, daß Luthers religiöse Glaubensgewißheit von so innerlicher Art war, daß sie ihn auch der Schrift gegenüber frei vom Knechtsdienst des Buchstabens machte? Freilich läßt sich dagegen Luthers Verhalten in der Abendmahlsfrage, wo doch Luther gerade an den Buchstaben der Schrift sich gebunden fühlte, anführen. Daß hierin eine Unstimmigkeit zutage tritt, die der Historiker, gleichviel was seine eigene dogmatische Meinung sein mag, als Tatsache zu konstatieren und womöglich psychologisch zu erklären habe, wird man zugeben müssen; indessen wäre das bei der hier geforderten Kürze der Darstellung vielleicht zu viel verlangt. — Treffend wird schließlich Luthers sittliches Ideal vom weltlichen Berufsleben, vom Recht der Obrigkeit und seinen Schranken auf geistlichem Gebiete, dann sein schönes Familienleben und fröhliches Christentum im häuslichen Kreise beschrieben: Was er lehrte, das lebte er, und wie er lebte, so starb er, ein Held des freudigen Glaubens.

Weniger gelungen scheinen mir die beiden Skizzen über Zwingli und Calvin zu sein; ich habe den Eindruck, daß konfessionelle Befangenheit die Verfasser gehindert habe, den schweizerischen Reformatoren ganz gerecht zu werden. Treffend wird zwar über Zwingli gesagt: „Wenn der Himmel Zwinglis neben den Propheten und Helden der Bibel auch noch für die Weisen und Helden der griechisch-römischen Welt Raum hat, so liegt hierin der klare Beweis dafür, daß die Hinwendung zur Heiligen Schrift und zu Christus seinen weiten Gesichtskreis nicht zu verengern vermochte. In allem, was gut und schön ist, eine Offenbarung der allwirkenden Güte Gottes zu sehen, das war der herrliche religiöse Ertrag, den Zwingli aus der Beschäftigung mit den Alten gewonnen hatte." Aber wie kann man dann doch behaupten, daß Zwingli durch seine rein verstandesmäßige Bekämpfung der Lutherschen Abendmahlslehre dessen Unwillen nicht ohne Grund erregt habe? Vertrat denn Zwingli dabei nicht in der Tat den echt protestantischen Standpunkt, während Luther mit der Behauptung der Realpräsenz des Leibes Christi in den Abendmahlselementen tatsächlich auf mittelalterlichem Standpunkt verharrte? Auch der Verfasser des Artikels über Calvin verkennt das Verhältnis der Reformatoren in der Abendmahlsfrage in auffallender Weise, wenn er behauptet, Calvin sei durch seine Einigungsformel in der Abendmahlslehre mit Unrecht in den Geruch gekommen, ein Zwinglianer geworden zu sein; „tatsächlich steht aber Calvin mit seiner Abendmahlslehre dem römischen Katholizismus näher als der Lehre Zwinglis, und entfernt sich in demselben Maß von der ursprünglichen Auffassung Luthers, für die das Abendmahl nur eine verstärkte Form des gepredigten Wortes war." Die Wahrheit ist vielmehr, daß Calvin die von Luther gemeinsam mit dem Katholizismus festgehaltene dingliche Gegenwart Christi im

sakramentalen Stoff ebenso entschieden wie Zwingli verworfen hat und nach seiner Grundanschauung vom Wirken der göttlichen Gnade als Willenskraft verwerfen mußte. Ein nicht minder auffallender Irrtum ist die Behauptung, daß der Melanchthonische Semipelagianismus Aufnahme in die Konkordienformel der lutherischen Kirche gefunden habe; das Gegenteil hiervon steht ausdrücklich in dem Kapitel „De libero arbitrio", Satz III und IV! Das paradoxe Urteil, daß Calvins Prädestinationslehre der Ehrenpreis gebühre, wird schwerlich Beifall finden, und die allgemeinen Erörterungen über Glaubensurteile und Welterkennen reichen entfernt nicht hin, um zu erklären, warum das religiöse Abhängigkeitsgefühl bei Calvin einen so schroffen Ausdruck (Vorausbestimmung der einen zum Heil und der andern zum Verderben!) gefunden habe. Statt dies dogmatisch zu rechtfertigen, hätte der Verfasser versuchen sollen, es psychologisch zu erklären, dann wäre seine Darstellung der Theologie Calvins verständlicher und das Charakterbild des Mannes einheitlicher geworden, als es in seiner zwischen Verherrlichung und Verurteilung schwankenden Darstellung erscheint. Nur die Beschreibung der praktischen Wirksamkeit Calvins in der Organisation und Leitung des Genfer Kirchenwesens ist befriedigend und entschädigt einigermaßen für die ungenügende Behandlung seiner Theologie.

Die Abhandlung über Philipp Jakob Spener (von Grünberg) gibt ein ansprechendes Lebensbild des Begründers des Pietismus, dessen starke und schwache Seiten unparteiisch beurteilt und aus Naturanlage, Erziehung und Zeitverhältnissen einleuchtend erklärt werden.

Eine auffallende Lücke der Sammlung finde ich darin, daß von den Männern der Aufklärung und des Rationalismus kein einziger besprochen ist. Sollten Lessing und Kant nicht verdienen, unter unsern religiösen Erziehern eine Stelle zu finden? Hat Lessings unbestechliche Wahrheitsliebe und Kants sittlicher Idealismus nichts zur Neubelebung, Klärung und Vertiefung der protestantischen Frömmigkeit beigetragen? Können sie nicht heute noch manchen Suchenden, die zwischen Dogmenglauben und radikalem Zweifel haltlos hin und her schwanken, Führer und Erzieher zu geklärter und gefestigter Überzeugung und gewissenhafter, also religiöser Gesinnung werden? Auch Herder, der hellsehende Prophet einer neuen Bildung, kommt mit den gelegentlichen Bemerkungen in der nächsten Abhandlung noch nicht zu seinem Recht, er hätte ebenso wie Lessing und Kant eine besondere Darstellung verdient.

Doch entschädigt einigermaßen für diese Lücken die (von Sell verfaßte) treffliche Würdigung Goethes und Schillers nach ihrer Stellung zu Religion und Christentum. „Nur von ihrer Selbsterziehung, ihrer Entwicklung zum vollen Menschentum, ihrer Reife zu vollendeten Künstlern können wir sprechen. Sie waren nicht eigentlich schöpferisch im Gebiete der Religion. Aber indem sie das menschliche Leben so anschauten und gestalteten, daß sie den übersinnlichen Mächten einen Platz darin anweisen, förderten sie indirekt die Religion. Und als Erzieher zu einer harmonischen Sittlichkeit wirkten sie auch direkt religiös, insofern es ohne Göttliches auch keine vollkommene Sittlichkeit geben kann. Es ist nicht unmöglich, den Fortschritt ihrer religiösen Gedankenwelt mit den Ausdrücken der landesüblichen philosophischen Dogmatik zu bezeichnen. Goethe hat sich von jugendlichem Pietismus durch Pantheismus und zeitweiligen Polytheismus (?) hindurch zu einem immer mehr christliche Farbe annehmenden Theismus entwickelt. Schiller ist von dem feurigen Glauben seiner Jugend durch philosophisch naturwissenschaftliche Zweifel zum Leibnizschen Theismus hindurchgegangen, hat dann aber den festen Grund seines Glaubens in der Philosophie Kants gefunden, in dieser Religion des praktischen Glaubens an das unverrückbare Grundgesetz der Sittlichkeit als der eigentlichen Offenbarung der Geisterwelt. Aber nicht der Katechismus ihrer verschiedenen Religionsansichten, sondern die stetig festgehaltene Richtung ihres ganzen Lebens auf die höchsten Ideale ist das eigentlich Erzieherische ihrer Wirksamkeit, auf die Nachwelt noch mehr als auf die Mitwelt." Auf diese einleitenden Bemerkungen folgt dann eine in knappen und klaren Zügen gezeichnete Skizze des Lebens und

Schaffens beider Dichter, deren geistliche Frucht dahin zusammengefaßt wird: „Das Erziehungswerk, zu dem die beiden Dichter und Denker ihrem Volke gesendet waren, ist gelungen. In ihren dauernden Schöpfungen, in ihrer gesamten Persönlichkeit haben sie mit Erfolg eine neue Stufe der Sittlichkeit und damit auch der Religion verkündigt, die dem rationalistischen Eudämonismus der Aufklärung, wie der asketischen Selbstbespiegelung des Pietismus, wie der haltlos gewordenen Kirchenmoral der Orthodoxie etwas Besseres entgegenstellte. Sie verkündigten die von allen Autoritäten unabhängige Sittlichkeit der adeligen Persönlichkeit, die in bewußter Anerkennung des göttlichen Gesetzes, aber mit Freiheit und Lust Pflicht und Tugend übt im Bewußtsein, damit allein die eigene Bestimmung zu erfüllen. Sie verkündigten die Liebe und die persönliche Ehre als die tiefsten Quellen alles sittlichen Handelns, und sie fanden den einzig begehrenswerten Lohn desselben im Frieden eines guten Gewissens. Die Religion, die dieser Sittlichkeit entsprach, war die unbedingte Ehrfurcht vor einem gütigen und heiligen Gott und das dankbare Aufsuchen seiner Fußspuren in Gemüt und Welt, der begeisterte Aufblick zu allem, was in Natur und Menschenleben an ihn erinnert. Dieses von unserm edelsten geistigen Nationalbesitz ausstrahlende Licht einer idealischen Gesinnung hat in der größten politischen Leidenszeit unser gesamtes Volk erleuchtet, hat mitgewirkt zu seiner nationalen Wiedergeburt, und wirkt noch jetzt dahin, daß unsre gebildete Jugend den Eindruck empfängt, daß echtes Christentum und edelstes freiestes Menschentum nicht einander ausschließende Größen sind, sondern Zweige aus der Wurzel eines Stammes, den Gott gepflanzt hat." — Treffender und schöner als mit diesen Sätzen wird sich nicht leicht die erzieherische Bedeutung unsrer großen Dichter beschreiben lassen.

Auch die Abhandlung über Schleiermacher (von Kirn) verdient alles Lob. Als die Kluft zwischen der jugendlich aufstrebenden deutschen Bildung und dem religiösen Erbe der Reformation für beide Teile immer bedenklicher zu werden drohte, griff Schleiermachers vermittelnde Lebensarbeit ein. „Von der unvergänglichen Herrlichkeit der Religion erfüllt und mit der neuen Bildung gesättigt, hat er das Bedürfnis, zunächst für sich selbst den Weg zur Vereinigung beider zu finden. Der tiefe Ernst und die rückhaltlose Wahrhaftigkeit, mit der er diese Aufgabe erfaßt und die aus ihr entspringenden inneren Kämpfe besteht, befähigt ihn dazu, der Dolmetscher der Religion für seine Zeitgenossen zu werden, der Wegweiser zu einem neuen Friedensvertrag zwischen Frömmigkeit und Bildung." Es wird zuerst eine Skizze seines persönlichen Werdens gezeichnet, wie er es verstand, unter den mannigfachen Einflüssen, die auf ihn wirkten, sein Leben selbst zu einem sittlichen Kunstwerk zu gestalten, in dem sich ebenso die Festigkeit seines Charakters wie die Vielseitigkeit seiner Interessen spiegelte. Dann wird seine neue Auffassung der Religion nach den „Reden" in ihrer epochemachenden Bedeutung beschrieben, auch deren romantische Einseitigkeit (Isolierung der Religion gegen die Moral und Mangel geschichtlicher Auffassung) nicht verschwiegen, weiterhin aber gezeigt, wie zur Überwindung dieser anfänglichen Mängel der Eindruck des eisernen Schicksals, das Napoleon über Europa heraufführte, mitgewirkt habe. „Schleiermacher erwirbt sich erst dadurch ganz seine Stelle unter unsern religiösen Erziehern, daß er auch in den trüben Jahren der Fremdherrschaft, in dem sittlichen Aufschwung der Befreiungskriege und in der ihnen folgenden Zeit der Ermattung und Ängstlichkeit sich in seinem öffentlichen Verhalten als religiöser Charakter bewährt hat." — „Hatten die Reden über die Religion etwas Beschauliches, Träumerisches, mitunter selbst Verschwommenes und Gesuchtes, so gewinnt nun Schleiermachers Frömmigkeit nicht nur eine ausgesprochenere christliche Bestimmtheit, sondern auch einen männlicheren Ton. Klares politisches Denken, lauterer sittlicher Ernst verbinden sich mit einer am Ewigen genährten Zuversicht zu einer neuen Gestalt evangelischer Frömmigkeit, die das 18. Jahrhundert nicht gekannt hat, und deren Vorbild man nur in den ersten reformatorischen Schriften Luthers wiederfindet." Das ist ganz richtig; nur

wäre dabei zu erinnern, daß zu dieser neuen protestantischen Frömmigkeit die vielgeschmähte Aufklärung des 18. Jahrhunderts, vorab Lessings Wahrheitsmut und Kants Pflichtgefühl doch wohl auch ein gut Teil beigetragen, ja recht eigentlich den Grund gelegt haben; ohne diesen rationalen Einschlag hätte auch Schleiermacher sich nicht aus der irrationalen Verschwommenheit der Romantik zu einer klaren und gesunden, sittlich-religiösen Überzeugung hindurchringen können. Übrigens macht auch der Verfasser darauf aufmerksam, daß die hohe Bedeutung der Schleiermacherschen Ethik auf ihrer Verbindung von allgemeinem Vernunftgesetz mit individueller Selbstbestimmung und Eigenberechtigung beruhe. Das ist zweifellos richtig; aber die Frage mag aufgeworfen werden, ob der Kantsche Gedanke der Pflicht im Gegensatz zur Neigung und zum sinnlichen Triebleben in Schleiermachers Ethik zu der vollen Geltung komme, die er beanspruchen muß? — eine Frage, die uns, wie ich meine, durch den heutigen zuchtlosen Naturalismus und romantisch-frivolen Ästhetizismus immer ernster ans Herz gelegt wird. Übrigens glaube ich, dabei auch der Zustimmung des Verfassers dieses schönen Aufsatzes, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagte, versichert zu sein.

Als der letzte unter unsern religiösen Erziehern ist Bismarck aufgeführt. Das Recht dazu hat Baumgarten durch die Beschreibung der „Bekehrung" Bismarcks (nach dem bekannten Brautwerbungsbrief) und durch die warme Betonung der Aufrichtigkeit und Lauterkeit seines Charakters zu erweisen gesucht. Ohne dem widersprechen zu wollen, kann ich doch den Zweifel, den vermutlich manche Leser teilen werden, nicht unterdrücken, ob gerade Bismarck sich zum Abschluß der Reihe unsrer religiösen Erzieher eigne? Gewiß gehört Bismarck zu unsern wirksamsten Erziehern, denn er hat unser Volk aus idealischem Träumen zu realistischer Weltklugheit und aus sentimentaler Gefühlsduselei zu energischer Selbstbetätigung und fleißiger Arbeit aufgerüttelt, wofür ihm unser unauslöschlicher Dank gebührt. Nun meine ich aber, daß realistische Weltklugheit und Weltbearbeitung nicht unmittelbar zur Religion gehören, vielmehr den entgegengesetzten Pol unsres geistigen Wesens bilden. Daraus folgt zwar nicht, daß sie zur Religion im Widerspruch stehen müssen — sie können und sollen von ihr getragen und veredelt werden — wohl aber, daß sie zu ihr in Gegensatz treten können und tatsächlich um so mehr treten werden, je mehr auf die realistischen Bestrebungen und Erfolge das Schwergewicht gelegt wird. Kann man denn leugnen, daß das Vorbild und die Erfolge des großen Realisten Bismarck wirklich zunächst in den sechziger und siebziger Jahren die Wandlung der deutschen Sinnesart aus dem früheren Idealismus zu einem sehr massiven Realismus, Materialismus und Naturalismus bewirkt haben? Mitgewirkt haben freilich noch andre Ursachen, aber eine Hauptursache dieses Umschlages war doch zweifellos die erfolgreiche Politik Bismarcks, wobei es ganz gleichgültig ist, ob ihm persönlich irgendeine Schuld beizumessen sei oder nicht. Es ist nun einmal ein ewiges Gesetz der Geschichte, daß große Erfolge um hohen Preis erkauft werden müssen: wie der religiöse Gewinn der Reformation erkauft wurde mit dem politischen Niedergang des Reiches, so die Wiederherstellung des Deutschen Reiches mit dem Niedergang des Idealismus und der Religion. Darum braucht man keineswegs Luther für jenen oder Bismarck für diesen Niedergang verantwortlich zu machen; beiderseits war der Verlust ein unbeabsichtigter Nebenerfolg der positiven wertvollen Leistung. Aber Bismarcks und Luthers Leistungen liegen auf entgegengesetzten Polen. Darum Suum cuique! Luther der religiöse, Bismarck aber der politische Erzieher der Deutschen!

Sollte die Sammlung „unsrer religiösen Erzieher" nicht mit Schleiermacher schließen, so hätte sich für das Schlußbild wohl am besten Richard Rothe geeignet, den uns Hausrath geschildert hat als den ebenso frommen wie freien, kirchlich reformatorischen Theologen. Oder wenn man für den Schluß einen nichttheologischen Wahrheitszeugen vorzog, so ließ sich an den großen Schotten Carlyle oder an den Amerikaner Emerson denken.

Den Schluß des Buches bildet eine dogmatische Abhandlung von Herrmann, die in schwerfällig gewundener, teilweise geradezu orakelhafter Sprache den einfachen Satz variiert, daß die Religion eine sittliche Macht sei. Wozu dieser Schlußpassus dienen soll, vermag ich nicht einzusehen. Auf wen die geschichtlichen Bilder keinen Eindruck gemacht hätten, dem würde dieser Schluß in seiner schwülstigen Schulsprache erst recht nicht imponieren. Wer dagegen von jenen lebendige Eindrücke erhalten hat, für den ist dieser dogmatisierende Schluß nicht bloß überflüssig, sondern geradezu störend — „man merkt die Absicht, und man wird verstimmt!“ Sehen wir aber ab von diesem dogmatischen Hors d'œuvre, so kann man an dem Buch — trotz aller Ausstellungen im einzelnen — im ganzen sich nur freuen. Es enthält in edler gemeinverständlicher Form ansprechende biographische Bilder aus der biblisch-kirchlichen Geschichte unsrer Religion, den kondensierten Ertrag vieler redlichen Arbeit, ein wahres Erbauungsbuch in der für heutige Leser wirksamsten Form einer historischen Bildergalerie. Möge es viele Leser finden und vielen eine Quelle von Licht und Wärme werden!

Otto Pfleiderer.

Der Abschied des Ersten.

An meine Schulter leg, mein Weib, dein Haupt,
Heut ist der erste Tag, der uns beraubt.
Hier lehn dich an mich, daß mein Arm dich hält.
So ziemt sich's, daß wir stehen, eng gesellt.
So ziemt sich's, daß gemeinsam noch einmal
Wir niederwinken nach dem Weg ins Tal.

Nun taucht er auf, der Knabe. Siehst du gut?
Er steht und grüßt und scheidet wohlgemut.
Einst, als er klein war, schuf er uns viel Not
Und krankte lang. Doch ließ ihn uns der Tod.
Nun an das Leben geben wir ihn hin
Ungern, zuerst, von fünf Geschwistern ihn.

Das ist der Gang der Welt: Den Ersten heut!
Noch ein Jahrzehnt, und alle sind zerstreut.
Es kroch ein wacker Schärchen uns ins Nest,
Das Leben will, daß jedes es verläßt.
Und es hat recht. Es fordre den Verzicht.
Jedoch mein Weib, die Träne schelt ich nicht,

Die Träne um den Ersten! Schmiege dich
Darnach noch fester, treues Weib, an mich.
Noch sind wir reich. Der stets in Sonne lag,
Ein leicht Gewölk nur schattet unsern Tag.
Doch geb ich zu: Es grüßt uns heut von weit
Zum erstenmal — des Alters Einsamkeit.

Ernst Zahn.

Hans Hoffmann.

Zu seinem sechzigsten Geburtstage, 27. Juli 1908.

Im Schiller-Haus zu Weimar hat sich seit Jahren für Hans Hoffmann, einen Dichter der Liebe, des Weines, der Sehnsucht und des deutschen Heimatsgefühls, eines gelehrten Philologentums und fröhlichen Humors, eine Arbeitsstatt bereitet. Dort, in einer Umgebung mit unerschöpflichen Erinnerungen an literarische Größe und leidenschaftlichen Idealismus, an unermüdlichen Forschungsdrang und hingebende Menschenliebe, waltet Hans Hoffmann getreulich seines Amtes als Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung und teilt nach seinen Kräften den Segen ihrer Mittel andern mit aus. Von dort her wird manche Sorge erleichtert, mancher Kummer gelindert, manches Leid besänftigt; ein kräftiger Wille geht von dort aus, und gütige Herzen lassen sich von ihm lenken; natürliche Hilfsbereitschaft und ein freudiger Glaube an die immer strebend sich bemühenden Geister der deutschen Dichterwelt paaren sich dort mit der Dankbarkeit für ein großes hinterlassenes Erbe und dem Wunsche, früheren Besitz kommenden Zeiten nutzbar zu machen. Daß gerade dort Hans Hoffmann zu ruhigem Tun verweilt, ist mehr als seines Zufallsspiel; hier geht die Entwicklung eines einzelnen mit allgemeiner Entwicklung ebenso selbstverständlich wie symbolisch Hand in Hand.

Hans Hoffmann, dem zu seinem sechzigsten Geburtstage die „Deutsche Rundschau" mit freundlichsten Glückwünschen einen dankbaren Gruß bringt, ist nicht leicht zu einem Ruhepunkte seines Lebens im klassischen Weimar durchgedrungen, denn er war von jenen Unsteten, die es nie und nirgends hält, weil sie, vom Unruhteufel erfaßt, über allen Alltag und alle Grenzen hinaus ihre Heimat sehen, so fest sie dennoch im eigensten Heimatsboden wurzeln. Im Innersten seiner Seele ist Hans Hoffmann immer ein gut' Pommernkind geblieben, und all seine Tage hat er als ein echter Dichter der ehrsamen philologischen Wissenschaft im äußersten Winkelchen seines Herzens geheime Liebe bewahrt, so oft er an Kleinkrämlern seinen Witz geübt hat. Nur war ihm freilich für die Schönheit der ganzen Welt von je ein empfänglicher Sinn zu eigen, der sich weit, weit über alles Pommerland hinausregte. Das Land der Griechen suchte er nicht nur mit der Seele, sondern er umfaßte es mit seiner ganzen Liebe, so daß aus seinen Schriften schon beim Nennen der Worte Akropolis und Athen ein Hauch der Begeisterung ausgeht, der den Leser mit erwärmt; und so läßt er die Größe Roms, die Schönheit Korfus, des Landes der Phäaken empfinden, so führt er in die Schären und so ladet er als ein kundiger Obmann ein zu den vergnüglichsten Wanderungen durchs Tiroler Land, durch stille Harztäler, auf die Berge ob Bozen und oberhalb Wernigerodes, und an die Ostsee, zu seiner Jugendliebe. Ein starker und gesunder Natursinn bricht bei ihm oft mit elementarer Gewalt durch und läßt ihn impulsiv den rechten Weg finden, um die Grenzen der malenden Dichtung in Landschaftsbildern nie zu überschreiten. Wie er ruhig und objektiv den Charakter

des Harzgebirges in einem eigenen umfassenden Werke entwickelt, so deckt er die Schönheit seines Ostseelandes mit oft hinreißender Gewalt der Sprache auf. Wenige haben eine solche Wucht des natürlichen Ausdruckes wie er, wenn es sich darum handelt, den Sturm zu schildern, der durch die Wogen fegt, und kaum ein andrer macht seine Leser im Dünensand und den Seewäldern so heimisch wie Hans Hoffmann. Und wenn man ihm heute in deutsches Gebirg und an die Waterkant folgt, so andern Tags in den sonnigen Süden zu Felseilanden mit Zypressen und heimlichen Quellen, zu Farbenpracht und ruhiger Schönheit.

In also wechselnden Landschaften hat Hans Hoffmann als ein kluger Menschenkenner die rechten Gestalten aufleben lassen. Ihm sind die Nixen der Ostsee wie die Nereiden der Korfioten und die Berggeister des deutschen und österreichischen Landes wohl vertraut; er steht mit alten italienischen Adelsgeschlechtern auf ebenso gutem Fuße wie mit alten pommerschen Junkern; mit Mönchen und mit gutmütigen Pastoren befreundet er sich, mit dem Troß von Kriegern aus der Wallenstein-Zeit, mit den aus Rußland heimkehrenden Soldaten Napoleons zieht er durch die Welt, Herzöge und Kurfürsten sind bei ihm zu Gast, Bilderstürmer und Freiheitskämpfer sind seine Gesellen. Heldenmütigen Mädchen und schalkhaften Frauen schließt er sich an, kleinen Heiligen, die zum Liebesleben erwachen, und Liebenden, die allen Ernst des Alltags bis ins Alter durchkosten müssen, ohne Lohn für reine Treue zu finden, sucht er ihre geheimen Freuden und Sorgen abzulauschen. Der Zug seiner Gestalten ist lang, denn Hans Hoffmanns dichterisches Lebenswerk ist in vielen Bänden beschlossen; und er ist bunt und farbenreich; denn Hans Hoffmann hat sich nicht nur in vielen Landen, sondern in vielen Zeiten umgesehen. Als zünftiger Philologe weiß er in allen Mythologien Bescheid und kann von den mannigfaltigsten Textvarianten alter Dichtungen ein gewichtiges Wörtlein mitsprechen, was er denn auch durch allerlei Gelehrte kräftiglich besorgen läßt; als ein kundiger Geschichtsfreund kann er Raubritter und Hellebardenträger gleichermaßen auftreten lassen wie Tribulierfoldaten oder unterschiedliche pommersche Bogislaws, durch die der alten Zeit gedient oder geschadet und den neuen zugestrebt wird; als ein kunstbeflissener Kenner römischen Lebens kann er wohl einmal einen jungen Gelehrten auf Roms klassischem Boden einen Cicerone abgeben lassen, und darf getrost bald Sprachlaute des Mittelalters, bald geziemende neuzeitliche Töne anschlagen.

In diesem Zuge von Gestalten aus vielen einander gar sehr entgegengesetzten Zeitläuften wird man bald diejenigen herauserkennen, denen des Dichters Liebe in besonderem Maße gehört hat, und die er denn auch in mancherlei Wandlungen des öfteren vor uns vorüberführt. Er liebt die Kraftnaturen des pommerschen Bodens, die in Wind und Wetter standhalten, trotzig gegen die wandernden Dünen ankämpfen und ihren Sinn, selbst wenn er Eigensinn ist, durchsetzen, wie es etwa der alte Sturmhöfel („Landsturm") — einem Otto Ludwigschen „Erbförster" ähnlich — unternimmt; er liebt gütige, alte Damen mit kleinen Figürchen und rauher Außenseite, wie Tante Fritzchen, die in aller Stille Wohltat über Wohltat ausüben und doch auch, wenn es not tut, mit dem Tauende eine Lektion auszuteilen, nicht verschmähen; die mit vollem, klaren Bewußtsein Landstreicher und verliebte Leute auf ihre Fasson selig macht und in der letzten Stunde einem befreundeten Seelsorger freimütigst ein sehr weltliches Glaubensbekenntnis ablegt; er liebt chevalereske Naturen, und liebt wie die starken so die weichen Menschenkinder, denen allen er ihre großen und kleinen Schwächen nachzuempfinden und gegen ihre Vorzüge nachsichtig abzuwägen weiß.

Dazu gehört viel Humor, den er sich in allen, auch den trüben Lebenslagen, zu bewahren gewußt hat. Des deutschen Dichters mühsames Erdenwallen, zu dem er sich durch Abkehr vom vorbestimmten Lehrerberufe mutig bekannte, hat ihm seine fröhliche Seele nicht rauben können, und er hat sich stets getreu zur Gegenwart bekannt. So gern dieser Dichter gewuchtig in Reiterstiefeln einherschreitet, gibt er dennoch der eigensten Zeit das Beste seiner Kraft. Nicht in groß an-

gelegten Kulturgemälden weist er die Meisterschaft seiner Darstellung auf, und nicht in überlangen Exkursen, wie er sie hier und da wohl beliebt, sondern in der geschlossenen Form des Märchens, der knappen Novelle, der Skizze, und dabei wieder dann, wenn er als ein Schalk Menschen und Welt zugleich heiter und ernsthaft nachdenklich betrachtet. Wie viele urfeudale Philister hat er gezeichnet; wie viele seiner „Kollegen" unter den deutschen Philologen mit feinem Spott bedacht! Wie viele Ausfälle gegen Muckertum und spießbürgerliche Frömmler werden keck gewagt! Aber wie selten hat das alles einen Anflug von Bitterkeit, wie vorsichtig ist zumeist — nicht immer! — Satire und Ironie vermieden, um dem Humor Raum zu gewähren. Menschliche Schwächen, keine Personen, werden belacht, nicht einmal Typen gegeißelt, denn selbst ein zerstreuter Professor oder ein Textkritikfanatiker tragen bei Hoffmann ihre eigenen Züge. Gegen Systeme und Verkehrtheit steht der Dichter seinen Mann; dem einzelnen bleibt er ein getreuer Konfrater, dem er liebenswürdig mit einem Augurenlächeln von den sonderbaren Gymnasiumszuständen in Stolpenburg oder Wolkenkuckucksheim vorplaudert.

Den Grundlagen solchen Humors sind aus Hans Hoffmanns Natur und seinem Werdegang drei Elemente zugegeben worden, die in deutschen Landen immer noch gute Frucht getragen haben, und die Martin Luther, von denen in Hoffmanns Erzählungen oft die Rede ist, Wein, Weib und Gesang genannt hat. Hans Hoffmann ehrt den Wein; er läßt keinen Anlaß ungenutzt, um trinkfesten Männern eine Reverenz zu erweisen; er weiß, wem der Malvasier gebürt, und stellt bekümmert fest, daß ein deutscher Dichter deutschen Rheinwein nur noch unter dem Protektorat eines Kommerzienrats trinken kann; er ist begeistert für den Magdalenerwein im Bozener Batzenhäusel, der die tollsten Philologenträume und einen unnennbaren Durst nach Wasser hervorruft, und er blickt verächtlich auf Gewächse der Schattenseite, so in deutschen Bergen annoch erzeuget werden; mit großem Bedacht läßt er ein Rezept zur Bereitung der einzig schätzenswerten Maibowle verkünden, und stets fühlt er sich in seinem Element, wenn Grogs und heiße Weine nach norddeutscher Art in beträchtlichen Mengen Einheimischen und Fremdlingen gastfreundlichst vorgesetzt werden. Aber vollends strömt ihm das Herz über, wenn er bei solchem Tun ein Liebesspiel einflechten kann, oder wenn er Liebesverlangen den Weinfreuden des Alters gegenüberstellen darf. Nie rührt Hans Hoffmanns Sprache so unmittelbar und so erwärmend, als wenn sie von keuschem, erwachendem oder mächtig emporgewachsenem Liebesempfinden oder auch von irrender Mutterliebe erzählt; wenn sich der Dichter sonst wohl einmal langatmig allzu mitteilsam gibt, so kennt er in der Darstellung von Liebesszenen nur ein Gebot: das der Beschränkung. Mit wundervoller Meisterschaft bereitet er Höhepunkte der kleinsten Skizze wie einer breit ausgesponnenen Erzählung vor, sobald es sich um ein Herzenserlebnis handelt; dann nimmt er wie mit tastender, aber nie daneben greifender Hand einen einfachen Akkord, eine sanfte Melodie, einen nachgebenden Rhythmus; aus wenigen Sätzen mit geringem Fragen- und Antwortspiel bildet sich ein zartes oder auch kraftvolles Ganzes, das sich musikalischem Gesange nähert. Frühe Versuche epischen Treibens, Jugendlyrik bleiben weit hinter ihm; es ist als ob sich eine Verwandtschaft mit Gottfried Keller herstellen solle, dem Hans Hoffmann ein dankbarer Schüler war, und der in seinen alten Weisen „Therese" singen läßt:

Eine Meermuschel liegt
Auf dem Schrank meiner Baf' —
Da halte dein Ohr dran,
Dann brümmelt's dir was . . .

Dieses Ewigkeitsraunen lebender Natur hat Hans Hoffmann vernommen, und seine Schriften lassen es uns vernehmen. Nur muß man fein hinhorchen.

Walter Paetow.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Europa steht im Zeichen fürstlicher Besuche, glänzender Empfänge und festlicher Veranstaltungen. Der Präsident Fallières weilte vom 25. bis zum 29. Mai als gefeierter und willkommener Gast in London, von dem Könige Eduard wie von der Bevölkerung gleich herzlich begrüßt: die französische Ausstellung, die zurzeit in London stattfindet, bot die günstige Gelegenheit zur Ausführung der längst geplanten und vorbereiteten Reise, welche das letzte Siegel unter die englisch-französische Verständigung und Freundschaft gedrückt hat. Der Verzicht der Franzosen auf Ägypten und der Engländer auf Marokko hat die Annäherung beider Völker, durch die Beseitigung gegenseitiger Eifersucht, herbeigeführt. Wie bei dem Beginn des Krimkrieges hängt wieder einmal der Himmel den Franzosen und Engländern voll Geigen, und Paris und London sind ein Herz und eine Seele. Kein Wunder, daß in dieser Stimmung die Schwärmer und die Kriegsschürer davon sprachen, die Freundschaft in ein förmliches Bündnis auch für den Kriegsfall zu verwandeln, trotz der Friedensversicherungen, die der König und der Präsident in ihren Trinksprüchen verkündigten. Aber nach der ersten Stunde des Enthusiasmus kam auf beiden Seiten die verständige Überlegung wieder zu ihrem Recht, der „Temps" erkannte, daß alle etwaigen englischen Seesiege über die deutsche Flotte nicht einen Mann und nicht eine Kanone von der französischen Landgrenze zurückhalten würden, und die englischen Zeitungen warnten vor jedem militärischen Abkommen. Der Zufall hatte es gewollt, daß während des Aufenthaltes des Präsidenten in London auch eine Abordnung deutscher Bürgermeister und nach ihnen eine Deputation deutscher Prediger die englische Gastfreundschaft genossen. Die Engländer wünschen eben im Interesse des Friedens und ihres Handels die Freundschaft mit den Franzosen zu pflegen und in Eintracht mit den Deutschen zu bleiben.

Politische Fragen von noch größerem Gewicht und leidenschaftlichere Erörterungen knüpften sich an die Zusammenkunft des Königs Eduard und des Zaren von Rußland. An Bord der Jacht „Viktoria und Albert" hatte sich das englische Königspaar mit der Prinzessin Viktoria in der Frühe des 6. Juni in Sheerneß eingeschifft und war durch den Nordostseekanal nach Kiel gegangen, wo die Jacht am Nachmittag des Pfingstsonntags von zwei Kreuzern und einigen Torpedobooten erwartet wurde, die sie nach Reval begleiteten. Dort war das russische Kaiserpaar mit ihren Kindern in einem Sonderzuge von Petersburg kommend eingetroffen, während auf der Reede die drei kaiserlichen Jachten „Standart", „Polarstern" und „Zarewna", der Kreuzer „Asia" und zwei Dutzend Torpedoboote lagen. Um zehn Uhr vormittags am 9. Juni trafen die englischen Schiffe ein. Nach kurzer Begrüßung des Königs durch den Zaren an Bord der „Viktoria und Albert" begaben sich die englischen Herrschaften nach der russischen Jacht „Standart". Die Begegnung dauerte

zwei Tage von Schiff zu Schiff. Die Stadt Reval betraten die Fürsten nicht. Wiederholt wurde von ihnen die Freundschaft und das Einvernehmen zwischen ihren Staaten und ihre Sorge für die Erhaltung des Weltfriedens ausgesprochen. Spät abends am 10. Juni trat das englische Königspaar die Rückreise an.

Der Abreise des Königs waren im Unterhause erregte Debatten vorangegangen. Die Arbeiterpartei protestierte durch ihre Redner O'Grady und Ward gegen einen offiziellen Besuch des Königs bei dem Zaren. England habe bisher in der Welt als Hort repräsentativer Institutionen gegolten, wie könne sein Oberhaupt einen Zaren besuchen, zu einer Zeit, wo hundert Mitglieder der ersten und fünfzig der zweiten Duma wie gemeine Verbrecher behandelt würden und teils in Sibirien, teils in Gefängnissen schmachteten? Während im Unterhause der Premierminister Asquith diese Auslassungen mit geschäftsmäßiger Kühle zurechtwies: der König habe den Besuch noch nicht erwidert, den der Zar nach seiner Thronbesteigung dem englischen Hofe abgestattet habe, und sei dem Zaren überdies den schuldigen Besuch aus Anlaß seines eigenen Regierungsantrittes schuldig, haben sie in Petersburg und Moskau bei der Partei der russischen Leute einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, da sie beleidigend für den Zaren wie für Rußland wären. Ihre Zeitungen nannten England den Erbfeind Rußlands und rieten zur Ablehnung des englischen Besuches. Auf beiden Seiten war es ein törichter Lärm um nichts. Die englischen Liberalen sahen in dem Besuche die Krönung des Abkommens, das England und Rußland im Juli des vergangenen Jahres über Persien, Afghanistan und Tibet geschlossen haben, und hofften durch die Zusammenkunft bei der russischen Regierung Stimmung für ihre Vorschläge zur Beruhigung Mazedoniens zu machen. Diese Aussicht hinderte auch die Radikalen, dem Besuche zu opponieren, und die Imperialisten nun gar erblickten in der Begegnung der beiden Monarchen einen weiteren Schritt zu der englisch-französisch-russischen Allianz mit feindlicher Tendenz gegen Deutschland. Darum wurde denn auch, als die Arbeiterpartei noch einmal am 4. Juni die Frage anregte und bei der Beratung über den Etat des auswärtigen Amtes einen Abstrich als Protest gegen den offiziellen Besuch des Königs in Reval vorschlug, der Antrag mit 266 Stimmen gegen 59 abgelehnt. Nur einige irische Nationalisten und Radikale hatten sich den Arbeitern angeschlossen. Der Staatssekretär Grey erklärte auf verschiedene Behauptungen der Gegner, daß es sich bei der Begegnung weder um den Abschluß eines Bündnisses zwischen den beiden Ländern noch um die Unterbringung einer russischen Anleihe in England handle, und bestritt ihnen das Recht, im Namen des russischen Volkes zu sprechen; ein Versuch, auf Rußland einen Druck auszuüben, wie ihn O'Grady empfehle, würde eine der gewünschten entgegengesetzte Wirkung ausüben. Auch die russische Regierung begrüßt in ihren Zeitungen den Besuch des Königs von England als Zeichen des Friedens und der Freundschaft, er unterstriche gleichsam das englisch-russische Abkommen. Von neuen Bündnissen und einer Änderung der russischen Politik will sie nichts wissen, Rußland brauche Frieden und Stetigkeit in seinen internationalen Beziehungen, um in seinem eigenen Hause schöpferische Arbeit verrichten zu können. Diese Rücksicht auf die innere Entwicklung macht auch die Liberalen in der Duma zu entschiedenen Gegnern jeder aggressiven Politik: sie sagen sich mit Recht, daß jede äußere Verwicklung die Hoffnungen auf die Besserung der Zustände und die Stärkung der parlamentischen Einrichtungen zerstören und nur der Autokratie zum Vorteil gereichen würde. In diesem Sinne betonte der Präsident der Duma Chomjakow: die Annäherung zwischen Rußland und England sei ein Friedenspfand, aus einem etwaigen Bündnisse mit England aber seien deutsch-russische Verwicklungen zu erwarten, wobei England als Inselstaat ruhig zusehen und Rußland schließlich der verlierende Teil sein würde. In den Gesprächen des Königs und des Zaren und in den Verhandlungen zwischen dem russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Iswolski und dem englischen Staatssekretär Hardinge bildeten die persischen Wirren und die mazedonischen Reformvorschläge, wie von beiden Seiten versichert wird, das Hauptthema. Jede

weitergehende Absicht wird abgelehnt, und besonders lebhaft verwahrt sich die russische Regierung dagegen, daß die alte traditionelle Freundschaft und gute Nachbarschaft mit Deutschland durch das russisch-englische Übereinkommen die geringste Trübung oder Einbuße erfahren könne.

Solchen Widerhall in den politischen Kreisen wie diese Begegnungen König Eduards mit dem Präsidenten der französischen Republik und dem Zaren konnte der Besuch des schwedischen Königspaares am deutschen Kaiserhofe nicht erwecken. König Gustav V. und Königin Viktoria trafen am 31. Mai nachmittags in Berlin ein und blieben bis zum 2. Juni abends in der Hauptstadt. Sie wurden von dem Kaiser und der Kaiserin ebenso herzlich wie von der Bevölkerung empfangen. Zwischen dem deutschen und dem schwedischen Volke bestehen keine Reibungen, Mißverständnisse und Irrungen, wir fühlen uns einander stamm- und glaubensverwandt. Als Verteidiger des Protestantismus sind Gustav Adolf und Karl XII. auch in den deutschen Heldensaal eingegangen. Wirtschaftlich und politisch ist die Verbindung Schwedens und Deutschlands eine notwendige, um zu verhindern, daß der östliche Teil der Ostsee durch das Übergewicht der russischen Flotte ein ausschließlich russisches Meer wird. Auf beiden Seiten richten sich Wünsche und Pläne auf die Einrichtung leichterer und schnellerer Verbindungswege, auf die Ausbreitung des gegenseitigen Handels und des persönlichen Verkehrs von Volk zu Volk. Welchen Wert Deutschland auf Freundschaft, Eintracht und gute Nachbarschaft mit Schweden legt, haben diese Tage bewiesen, in denen wir den Anfang einer dauernden, sich vertiefenden schwedisch-deutschen Annäherung begrüßen.

Die türkischen Verhältnisse und Wirren halten wieder einmal die Diplomatie in ruheloser Arbeit. Nicht nur über Mazedonien geht ein Austausch von Plänen und Vorschlägen zu einem „durchgreifenden" Reformprojekt zwischen Rußland und England hin und her, auch Kreta und Samos bereiten Sorge. Die vier Schutzmächte Kretas, Frankreich, Italien, Rußland und England, wollen die internationale Truppenmacht, die bisher den Landfrieden auf der Insel — manchmal freilich nur durch militärisches Einschreiten — aufrechterhalten hat, zurückziehen und die Kreter sich selbst überlassen. Mit Recht sieht die Pforte darin die schwerste Bedrohung der Reste der mohammedanischen Bevölkerung, die sich noch mühsam in den Städten und unmittelbar vor ihren Toren aufhält. Aus dem Innern haben die Kreter die Mohammedaner längst vertrieben: sie sind nach Kleinasien gegangen. Nach dem Abzug der internationalen Truppen wären die noch zurückgebliebenen den Kretern auf Gnade und Ungnade überlassen. Ein Aufstand, ein Blutbad würde die Schutzlosen zwingen, das Land zu verlassen. Politisch bedeutet der Rückzug der Schutzmächte die Auslieferung der Insel an Griechenland. In Athen erklären denn auch Minister und Journalisten die Abberufung der internationalen Truppen für den letzten entscheidenden Schritt zur Vereinigung Kretas mit Griechenland. Die türkische Regierung hat energisch bei den Schutzmächten gegen den Rückzug der Truppen Verwahrung eingelegt und findet in dem „Journal des Débats" einen Verteidiger. „Die Pforte," schreibt es, „die unmittelbar nach dem siegreichen Kriege 1897 alle Erfolge dem europäischen Wunsche nach Beruhigung opferte, hat das Versprechen der vier Mächte nicht vergessen, die einstimmig erklärten, daß die Insel Kreta in keinem Falle von Griechenland annektiert werden sollte." Ob die vier Mächte jetzt nach zehn Jahren glauben, daß ihr Versprechen hinfällig geworden ist? Auf der Insel Samos hatte sich die Bevölkerung gegen den Fürsten Kopassis Effendi erhoben und ihn mit der Handvoll Truppen, über die er verfügt, denn auch die Gendarmerie mit ihren Offizieren hatte sich mit den Empörern vereinigt, in dem Regierungsgebäude eingeschlossen. Unter dem Vorwande, die Regierung wolle die Rechte und Freiheiten des Landes verletzen, rief der Senator Sofulis die Bevölkerung zum Aufstand auf. Die Türkei hat Truppen unter dem Befehl Reuf Paschas landen müssen, um den Fürsten aus seiner gefährlichen Lage zu befreien und die Insurgenten zu zerstreuen. England, Rußland und Frankreich haben darüber bei der Pforte Einspruch erhoben: das Verfassungs-

statut von Samos dürfe nicht verletzt werden, und die türkischen Truppen sollten sich nach der Herstellung der Ordnung wieder zurückziehen. Ihrerseits will die Pforte von einem raschen Abzug der Truppen nichts wissen, das Statut würde nicht verletzt und die Nationalversammlung in einigen Tagen eröffnet werden. Auch in dem türkischen Teil Armeniens gärt es: Übergriffe der Behörden und Verschwörungen der Armenier wechseln miteinander ab. Es ist immer das alte Spiel: sowie die Eintracht der Großmächte zu wanken beginnt, setzt die Minierarbeit der zersetzenden Kräfte in dem türkischen Reiche ein. Jetzt leisten ihnen die Radikalen in England und die stille Eifersucht Rußlands gegen Österreich-Ungarn den längst erwarteten Vorschub.

In Marokko ist noch immer keine Entscheidung eingetreten, aber die Wage fängt langsam an sich zugunsten Muley Hafids zu neigen. Er ist am 16. Mai in Mekines eingezogen, die Bevölkerung bereitete ihm einen jubelnden Empfang. Zahlreiche Notabeln aus Fez hatten sich zur Begrüßung eingefunden, der Gouverneur von Mekines überreichte Muley Hafid zwei kostbare Säbel mit goldenen Ziselierungen, und Bu Hamara, der langjährige Rebell gegen Abdul Asis, soll ihm seine Unterwerfung angeboten haben. Das Heer, das unter Buchta ben Bagdadi auf dem Marsche war, Fez wieder für den Sultan Abdul Asis einzunehmen, ist von dem Schereda-Stamm und durch Desertionen zum schmählichen Rückzug gezwungen worden. Diese Ereignisse haben denn auch der französischen Politik einen starken Dämpfer aufgesetzt. Der General d'Amade hat die Weisung erhalten, nach der Beruhigung der Schauja-Stämme von jedem weiteren Vorgehen abzustehen. In Berlin hat der französische Botschafter Cambon dem Staatssekretär von Schoen Mitteilungen über diese Instruktionen für den General d'Amade gemacht. Das Schauja-Gebiet solle allmählich geräumt werden, gemischte Posten — französische und marokkanische Soldaten — die Ordnung für die nächste Zeit aufrecht erhalten, bis man sie ganz den Marokkanern überlassen könne. In der französischen Regierung, in der Kammer und im Senat, in der Presse — überall wird mit immer stärkerem Nachdruck betont, daß Frankreich zwischen den beiden Brüdern unbedingte Neutralität bewahren und sich in den Kreis der Befugnisse zurückziehen müsse, die ihm durch die Konferenzakte übertragen seien. Das Bild, das sich dem Fernstehenden darbietet, zeigt die Zweiteilung des Landes: alle Hafenstädte sind noch im Besitze des Sultans Abdul Asis, zwischen ihnen ziehen kleine Heerhaufen unter seinem Banner hin und her, die Einrichtung der internationalen Polizei macht Fortschritte, vor einigen Tagen hat der Polizeiinspektor Oberst Müller die Truppe in Rabat besichtigt und einen guten Eindruck empfangen, dagegen gehorchen die Städte im Innern, das Land, die Wüste, und der überwiegende Teil der Bevölkerung Muley Hafid. Die Europäer haben sich bis auf wenige Ausnahmen in die Hafenstädte zurückgezogen, ihre einheimischen Schutzbefohlenen in Mekines und Fez scheinen bisher noch nicht ernstlicher belästigt worden zu sein. Zwischen den Vertretern der europäischen Mächte in Tanger und Muley Hafid gibt es noch keinen geregelten Verkehr, weder in Paris noch in London sind seine Abgesandten zur Überreichung ihrer Schreiben vorgelassen worden. An der algerisch-marokkanischen Grenze hält in ihrer ganzen Ausdehnung eine Truppenmacht unter dem General Lautey Wacht, um jeden Versuch marokkanischer Räuberbanden zur Plünderung und zum Überfall französischen Gebietes zurückzuweisen. Wie lange diese für den Handel und alle wirtschaftlichen Verhältnisse verderbliche Lage noch andauern wird, ist nicht abzusehen. Wollte Muley Hafid eine gewaltsame Eroberung der Hafenstädte unternehmen, könnte es nicht ohne die schwersten materiellen Verluste für die europäischen Niederlassungen geschehen. Eine Annäherung zwischen ihm und den Mächten muß darum angebahnt werden, um dies Äußerste zu vermeiden. Eine Anerkennung der Konferenzakte seinerseits würde die Verhandlung erleichtern, die Frage ist nur, ob er in seiner Macht schon so gefestigt ist, um seinen Anhängern statt des heiligen Krieges den Frieden und den Verkehr mit den Fremden vorschlagen zu können. Fast scheint es so, denn dem Minister Pichon ward

am 4. Juni von den Abgesandten Muley Hafids ein Schreiben unterbreitet, in dem er anzeigt, daß er in kurzer Frist am 8. Juni seinen Einzug in Fez halten würde, und von neuem seinen Wunsch betont, alle mit den Mächten abgeschlossenen Verträge zu erfüllen. In Tanger war sogar das Gerücht verbreitet, er habe die Ulemas in Fez noch vor seiner Ankunft aufgefordert, ein neues Huldigungsschreiben auszufertigen, da das erste zu christenfeindlich sei und seine Anerkennung durch die europäischen Mächte unmöglich machen würde.

Durch den Ausgang des preußischen Wahlkampfes am 3. und 16. Juni zur Erneuerung des Abgeordnetenhauses haben diejenigen recht behalten, die sich von dem Losungswort: „Änderung des preußischen Wahlrechts" keine Wirkung auf die breiten Massen der Bevölkerung versprachen. Nur von den Sozialdemokraten wurde der Kampf mit Lärm und Eifer geführt, bei den übrigen Parteien blieb es ein Sturm im Glase Wasser. Der Ausgang hat denn auch die vorhergesehene Niederlage der Liberalen herbeigeführt. Sie haben keine neuen Sitze erobert, die beiden konservativen Parteien und das Zentrum kehren in alter Stärke zurück: nach wie vor fehlt den Konservativen nur eine geringe Anzahl Stimmen zur absoluten Mehrheit gegenüber allen andern Parteien. Das neue Abgeordnetenhaus wird sich aus 152 Konservativen, 59 Freikonservativen, 105 Zentrum, 64 Nationalliberalen, 36 Freisinnigen der Volkspartei und der freien Vereinigung, 6 Sozialdemokraten, 15 Polen, 2 Dänen und 3 Fraktionslosen zusammensetzen. Die sechs Sitze, welche die Sozialdemokratie in Groß-Berlin gewonnen hat, sind keine Errungenschaften über die Konservativen, sondern über die Freisinnigen und tragen somit nur zur Schwächung des Gesamtliberalismus bei. Die Neueinteilung der Berliner Wahlkreise im Jahre 1906 verschaffte trotz des Dreiklassenwahlgesetzes den Sozialdemokraten in einigen von vornherein die Mehrheit, und die stärkere Anwendung der Einkommensteuerschraube brachte in den östlichen, südlichen und nördlichen Bezirken der Stadt, in Rixdorf und Schöneberg eine große Anzahl Genossen nicht nur in die zweite, sondern auch in die erste Klasse. Die öffentliche Wahl, die man bisher, wie die Klassenwahl als Bollwerk gegen die Sozialdemokratie gepriesen hatte, erwies sich plötzlich als vortreffliche Waffe für dieselbe, da die Genossen den Kleinhändlern, Schankwirten und Handwerkern mit dem Boykott drohten, wenn sie freisinnigen Wahlmännern ihre Stimme geben würden. Der Eintritt der Sozialdemokratie in den preußischen Landtag war längst eine politische Notwendigkeit und eine Forderung der Gerechtigkeit, eine so zahlreiche Partei konnte auf die Dauer nicht ohne empfindliche Schädigung des allgemeinen Wohls von dem Abgeordnetenhause ausgeschlossen werden. Daß sie sich den Zugang der Hauptsache nach durch eigene Kraft erkämpft hat, wird ihr ein erhöhtes Gefühl ihrer Bedeutung geben, raubt aber auf der andern Seite ihren heftigen Angriffen und Anklagen gegen das preußische Wahlgesetz den besten Teil ihrer überzeugenden Kraft. Der Beweis ist jetzt von ihr selbst erbracht, daß auch unter diesem Gesetz die Sozialdemokratie zu ihrem Rechte kommen kann, so weit sie es ihrer Zahl und ihrer Steuerleistung nach in den großen Städten und den Fabrikorten verdient. Wenn sich der Reichskanzler im Abgeordnetenhause wie im Reichstage gegen die Einführung des Reichswahlrechts in Preußen aussprach, so kann er jetzt ihren Fürsprechern erwidern, daß sie gar nicht nötig sei, da die Arbeiterführer auch auf dem Dreiklassenwege schlank und glatt in den Landtag einzögen. Freilich die lärmvolle und aufprotzende Rolle, an die sie sich im Reichstage gewöhnt haben, werden sie in dem preußischen Abgeordnetenhause nicht spielen können, aber auch in München und Karlsruhe haben sich die Genossen auf eine bescheidenere Tonart stimmen müssen. Die hochgehenden Hoffnungen auf einen freiheitlichen Umschwung in Preußen, die schwärmerische Politiker an die Wahlen knüpften, sind verschwunden, weil die mächtige liberale Strömung eben nicht eingetreten ist. Die Masse der Bevölkerung in Preußen ist konservativ und monarchisch gesinnt, sie durch die Wahlparole eines neuen Wahlgesetzes in Bewegung setzen zu wollen, war ein aussichtsloses Unternehmen; sie wird nur durch Gemüts- und Gewissensfragen in Erregung gebracht, wie es sich bei den

Reichstagswahlen im Januar und Februar 1907 gezeigt hat, wo die unpatriotische Haltung des Zentrums und der Sozialdemokratie das nationale Selbstgefühl gegen sich aufrief.

Eine ähnliche Erfahrung machen zur Zeit die Völker Österreichs, die über Sprachen- und Staatsrechtsfragen seit einem Menschenalter nicht zur Einigkeit kommen konnten. Jetzt ist der Kulturkampf innerhalb der katholischen Kirche das Mittel geworden, sie alle diese Streitigkeiten vergessen zu lassen: die bedrohte Geistes- und Gewissensfreiheit einigt sie. Dem Professor Wahrmund, der an der Universität Innsbruck Kirchenrecht lehrt, ist auf Anordnung des Statthalters von Tirol während des Sommersemesters die Abhaltung von Vorlesungen untersagt worden. Angeblich der öffentlichen Ruhe und Ordnung wegen. Durch Vorträge und Broschüren im liberal-katholischen Sinne hat er sich den Zorn und die Verfolgung der Eiferer zugezogen, der Staatsanwalt hat die Anklage wegen Beleidigung der katholischen Kirche gegen ihn erhoben. Das Feuer, das die Enzyklika des Papstes gegen die Modernisten in der katholischen Christenheit entzündet hat, brennt eben weiter, und da die österreichische Regierung unter dem Banne der Christlich-Sozialen steht, die das Übergewicht im Reichstage haben und das Parlament zusammenhalten, geschah es, daß die Klerikalen in Graz und Innsbruck, durch den Zuzug der Bauern aus der Umgegend und die Mithilfe der Geistlichen, die Eröffnung der dortigen Universitäten nach den Osterferien stören und hindern konnten. Daraufhin haben nun die Hörer aller Universitäten, technischen Hochschulen und Akademieen den allgemeinen Streik beschlossen. Deutsche, Tschechen, Italiener, Slovenen — alle haben sich einmütig in der Abwehr der klerikalen Übergriffe zusammengefunden. Die Folge war die Schließung aller höheren Schulen in Österreich. Die Rückwirkung auf den Reichstag ist nicht ausgeblieben, und viele hoffen, wahrscheinlich verfrüht, auf eine Erschütterung des Einflusses der Christlich-Sozialen. Aber dies ist schon jetzt klar, daß die katholische Reaktion, wenn sie auf eine Weile in der Regierung und der Verwaltung die Herrschaft erlangte, das beste Mittel und Instrument zur freiheitlichen Erziehung und Einigung der Volksstämme Österreichs sein würde. Inzwischen hat der Rektor der Wiener Universität am 15. Juni eine Kundgebung erlassen, die zum Frieden auffordert. Die in Wien versammelten Rektoren seien der Überzeugung, daß der Unterrichtsminister die Freiheit der Lehre und der Forschung, für die Professoren wie für die Studierenden, allerorten wahren und schützen werde. Die Studentenschaft möge darum vom Streik ablassen, da die Freiheit der Hochschulen nicht gefährdet sei. — Doch scheint die Bewegung damit noch keineswegs abgeschlossen zu sein.

Literarische Rundschau.

Die Frage nach den Grenzen der Erkenntnis.

Die Frage nach den Grenzen der Erkenntnis. Ein Vortrag von Max Verworn, Professor der Physiologie und Direktor des physiologischen Instituts an der Universität Göttingen. Jena, Gustav Fischer. 1908.

Zu den verschiedenen Zeichen, die auf die allgemein zugegebene, gegenwärtig vor sich gehende Neubelebung der Philosophie in Deutschland hinweisen, gehört nicht zuletzt die bedeutsame Tatsache, daß auch die Naturforscher heute den philosophischen Problemen viel ernste Beachtung schenken, und daß sie immer häufiger ihrem speziellen Fache, in dem sie meist große Erfolge aufzuweisen haben, viel Zeit und Kraft entziehen, um diese für die allgemeinsten und abstraktesten philosophischen Fragen zu verwenden. Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß der Gewinn dieser erfreulichen Erscheinung nicht auf seiten der Philosophie liegt, sondern allein auf seiten der Naturforschung und der Naturforscher selbst. Nicht etwa, daß die Philosophie der Naturwissenschaft nicht bedürfte und keine Förderung von ihr erhielte. Im Gegenteil, es ist heute wohl allgemein anerkannt, daß die Philosophie ohne beständige Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse und Theorien keinen Halt mehr hat und für uns wertlos ist. Aber der große Nutzen, den das philosophische Denken aus der Naturwissenschaft zieht, kommt in der Regel nicht durch Vermittelung der Naturforscher zustande, sondern nur durch die Bemühungen der Philosophen, als die immer von neuem zu jenen in die Schule gehen, um sich die neugewonnenen Erkenntnisse anzueignen und für ihre Anschauungen zu verwerten. Die Naturforscher leisten ihnen bei diesem Bemühen direkt nur wenig Hilfe. Deswegen kann, wie gesagt, aus den philosophischen Beschäftigungen der Naturforscher ein Gewinn allein für sie und ihr Forschungsgebiet herauskommen.

Dieser Umstand wäre nicht weiter zu betonen oder zu bedauern, wenn er nur auch von den philosophierenden Naturforschern erkannt und anerkannt würde. Aber anstatt sich auf dem ihnen fremden Gebiete ihrer sonst so begründeten Autorität zu entschlagen und sich bloß als Lernende zu verhalten, wie das ja auch die Philosophen im Bereiche der Naturwissenschaft tun, machen es die Naturforscher ganz anders: ihre Beschäftigung mit der Philosophie deckt sich fast ganz damit, daß sie eine bestimmte eigene Philosophie *lehren*, daß sie die schwierigsten Fragen kurzerhand entscheiden wollen, ohne doch dafür genügend ausgerüstet zu sein. Dieses Tun bewirkt dann mehr Verwirrung als Förderung in der Philosophie und ist nur geeignet, die Grenzen der Erkenntnis der Naturforscher sehr scharf zu beleuchten. Das haben wir sogar an Helmholtz beobachten können, und das ist leider so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zu den erwähnten bedeutenden Naturforschern und weniger bedeutenden Philosophen gehört auch der vielseitig hervorragende Göttinger Physiologe Professor Max Verworn. Er hatte schon früher einige Male zu philosophischen Fragen das Wort ergriffen und Stellung genommen, und er hat schließlich vor kurzem in einem Vortrage die höchste Frage der modernen Philosophie erörtert und — entschieden, nämlich „die Frage nach den Grenzen der Erkenntnis".

Um hier sogleich das Resultat mitzuteilen: Verworn stellt eine Behauptung auf, die der Kantschen Lehre genau entgegengesetzt ist: es gibt nach ihm keine prinzipiellen Grenzen für unsre Erkenntnis. Er sagt: „Die Möglichkeit des Erkennens reicht so weit wie der Inhalt der Welt, denn es besteht für uns kein Hindernis, mit jedem andern Bestandteil der Welt in Beziehung zu treten" (S. 25 f.). Und weiterhin widerspricht er ausdrücklich der Anschauung, daß es für uns unerkennbare „Dinge an sich" gebe; ja er bezeichnet eine solche Annahme — wohl etwas zu hart — als einen „kompletten Unsinn". Jedoch ist Verworns Begründung dieser seiner Auffassung von der Welt und ihrer Erkennbarkeit ganz gewiß nicht haltbarer als die Begründung der gegnerischen, kritizistisch-idealistischen Auffassung. — Nur einige wesentliche Punkte sollen hier erörtert werden.

Bei der Entscheidung der Frage nach den Grenzen unsrer Erkenntnis ist vor allem wichtig, zu wissen, was man unter Erkenntnis zu verstehen hat. Diese Aufgabe hat auch Verworn erkannt und zu erfüllen versucht, aber die von ihm dargebotene „Analyse des Erkenntnisvorganges" ist unzulänglich und falsch zugleich. Er nennt drei Arten oder Stufen der Erkenntnis: die sinnlichen Empfindungen, dann die Vorstellungen oder Erinnerungsbilder und endlich deren „assoziative Verknüpfung zu längeren Folgen, zu Gedanken". Diese letzteren, meint er, unterliegen einer fortwährenden Selektion durch die sinnliche Erfahrung. „Nur Vorstellungsassoziationen, die durch die sinnliche Erfahrung immer wieder bestätigt werden, halten sich dauernd lebensfähig und werden weiter gezüchtet" (S. 12). Dem Kinde werden bei den Kulturvölkern solche gründlich durchkorrigierte und widerspruchslos untereinander verbundene Gedankengänge schon von Anfang an anerzogen, und die Einübung solcher Assoziationen „bringt das zur Herrschaft, was wir als logisches Denken bezeichnen". (Nebenbei gesagt, die Meinung, daß die Gedanken immer an der sinnlichen Erfahrung gemessen werden, und nur wenn sie durch diese bestätigt werden, lebensfähig bleiben, stimmt nicht: die sinnliche Erfahrung lehrt z. B. immer wieder, daß sich die Sonne um die Erde herumbewegt, und nicht die Erde um die Sonne herum, daß der Mond eine flache Scheibe ist, daß Energie verloren gehen kann, daß nicht jede Veränderung eine Ursache hat u. dgl. m. Hören wir jedoch weiter zu.) „Unter den Vorstellungsverknüpfungen des logischen Denkens hat eine Form für die Entwicklung der menschlichen Erkenntnis ganz besonders große Tragweite gewonnen. Das ist die abstrahierende Schlußfolgerung ... Auch sie entstammt lediglich der sinnlichen Erfahrung und wird von ihr fortdauernd selektiv korrigiert" (S. 15).

Hier kommt die ganze Unklarheit und Unrichtigkeit der gegebenen Erkenntnisanalyse zum Vorschein. Was soll man darunter verstehen, die Schlußfolgerung entstamme der sinnlichen Erfahrung? Und falsch ist vor allem die Ansicht, daß Gedanken nichts als längere Folgen von verknüpften Vorstellungen seien. In der Sprache äußert sich freilich ein Gedanke meistens in einer Folge von Wörtern, er selbst ist aber doch viel mehr, ja etwas ganz andres als bloß eine Reihe miteinander verknüpfter Vorstellungen. Der Gedanke als solcher ist nicht weniger eine Einheit als es eine Vorstellung oder eine einzelne Empfindung ist. Das Wesen des Gedankens z. B.: ich werde sterben, oder: alle Menschen müssen sterben — wenn ich ihn nicht bloß sprachlich, sondern wirklich lebendig denke — besteht nicht in der verknüpften Aufeinanderfolge einer Vorstellung „Ich" oder einer Zahl „Alle", dann einer Vorstellung eines zukünftigen Geschehens „Werde" usw., sondern diese alle sind bloß

seine völlig unselbständigen Bestandteile in noch stärkerem Maße, als etwa die Glieder bloße Bestandteile eines tierischen Körpers oder die Steine Bestandteile eines Hauses sind; und man kann doch selbst da nicht sagen, ein Tier sei bloß die assoziative Verknüpfung der einzelnen Glieder, und ein Haus eine assoziative Verknüpfung von Steinen: um wie viel weniger ist ein Gedanke nur eine Assoziation von Vorstellungen. Und weil Verworn das übersieht, deshalb bietet seine Analyse der Erkenntnis keine Aufklärung oder auch nur Förderung dieses Problems, von dem schon längst viel bessere Analysen vorliegen (freilich eine erschöpfende oder abschließende fehlt noch immer). Verworn gelingt es nicht, das Wesen des Denkens und Erkennens zu erfassen, und infolgedessen vermag er auch nicht über dessen Begrenztheit oder Unbegrenztheit eine stichhaltige Meinung aufzustellen und zu begründen, wie sich sogleich noch deutlicher zeigen wird. Das Problem entschlüpft ihm, noch bevor er seiner recht ansichtig wurde, und nun glaubt er, es gebe gar keine Probleme.

Daß wir z. B. Schlußfolgerungen zu ziehen vermögen, das ist doch keine einfache, als selbstverständlich hinzunehmende Tatsache, das setzt ja bei uns gewisse aktive Fähigkeiten voraus, und diese Fähigkeiten sind keine Ergebnisse unsrer Erfahrung — welche Äußerung gar keinen Sinn hat — sondern sie müssen offenbar vor der Erfahrung da sein, um dann diese auf eine eigene Weise zu verarbeiten. Damit ist aber das ganze erkenntnistheoretische Problem, das Verworn so leicht abgetan zu haben glaubt, wieder auferstanden. Denn dann ist die Frage nicht abzuweisen, was in unsrer Erkenntnis ist auf Rechnung unsrer eigenen Fähigkeiten zu setzen und was entstammt allein den empfundenen oder vorgestellten Dingen.

Und wie findet sich unser Naturforscher mit den verfänglichen „Dingen an sich" ab? Wie er das tut, zeigt am deutlichsten die erkenntnistheoretische Mangelhaftigkeit seines Gedankenganges. Er sagt nämlich in Beziehung auf diese Frage: „Ich besinne mich, ich will erkennen, was ein Ding ist, wenn ich es nicht wahrnehme. Wie? Ein Ding erkennen, ohne es wahrzunehmen? Das heißt ja, ein Ding erkennen, ohne es zu erkennen, und das ist kompletter Unsinn, aber kein Problem . . . „Erkennen" drückt ja ein In-Beziehung-setzen aus. Ich erkenne ein Ding, wenn ich es zu mir in Beziehung setze, und nur dadurch, daß ich es zu mir in Beziehung setze. Wie kann ich also verlangen, ein Ding zu erkennen, ohne daß ich es zu mir in Beziehung setze! Aber indem ich es zu mir in Beziehung setze, kann ich jegliches Ding erkennen" (S. 27 f.).

Es ist wirklich merkwürdig und eigentümlich: während Verworn das Problem der Erkenntnistheorie ausspricht und die Schwierigkeit, es zu lösen, lebhaft betont, glaubt er, es erledigt und als ein „Scheinproblem" nachgewiesen zu haben! Während er gegen seinen Willen und im Widerspruch zu seinen Intentionen dartut, daß eine Erkenntnis der Dinge, wie sie an sich, d. h. unabhängig von unsrer Wahrnehmung sind, unmöglich ist, wähnt er, das Gegenteil dargetan zu haben, nämlich daß nichts übrig bleibe, was wir nicht erkennen könnten! Es verschieben sich ihm die Begriffe unversehens, er identifiziert die bewiesene Unmöglichkeit einer Erkenntnis mit der Unmöglichkeit des Gegenstandes dieser Erkenntnis. Gerade um das handelt es sich ja: da wir die Dinge nur so weit und insofern erkennen, als wir sie zu uns in Beziehung setzen, d. h. als wir sie wahrnehmen, vorstellen und denken, so fragt es sich, ob sie an sich und unabhängig von uns ebenso beschaffen sind, wie wir sie denken oder anders, und ob das zu erkennen möglich oder unmöglich ist. Darin liegt nichts Unsinniges.

Die gleiche Frage behandelt übrigens Verworn selbst in betreff des Daseins der Dinge: er bemüht sich nachzuweisen, daß die Dinge auch unabhängig von unsrer Vorstellung existieren (S. 22 ff.). Wenn dieses Problem also bei der Frage nach dem Dasein der Dinge kein bloßes Scheinproblem ist — da Verworn es sogar in bejahendem Sinne entscheidet —, warum sollte es bei der Frage nach der Beschaffenheit der Dinge unabhängig von unsrer Vorstellung auf einmal ein kompletter Unsinn sein?

Damit glaube ich an einem Hauptpunkte die Unrichtigkeit in Verworns Begründung der kühnen Behauptung, daß unsrer Erkenntnis durchaus keine Grenzen gezogen sind, nachgewiesen zu haben: diese Begründung steht im Widerspruch mit den Tatsachen und in vielfachem Widerspruch mit seinen eigenen Äußerungen und Erörterungen. Die übrigen interessanten, aber oft auch seltsamen Ansichten, die Verworn vorbringt, selbst das verlockende Kausalproblem will ich hier unerörtert lassen.

Zum Schlusse sei noch besonders hervorgehoben, daß ich nur Verworns Begründung seiner These von der Unbegrenztheit unsrer Erkenntnis abgelehnt habe. Damit ist aber über diese Behauptung selbst nichts entschieden, und es soll hier nichts entschieden werden. Sie könnte dennoch wahr sein, aber das müßte erst richtig bewiesen werden. Dann müßte aber auch erst Kant zureichend widerlegt werden. Bis heute ist das noch immer nicht geschehen (das ist auch gar nicht so leicht!), so daß in der Hauptsache Kant vorläufig auch für uns heute noch das letzte Wort gesprochen hat. Und dieses lautet: Was wir von den Dingen erkennen, ist nur ihre Erscheinung, d. h. die Art und Weise, wie sie auf unsern Geist einwirken; wie sie aber an sich selbst beschaffen sein mögen, das wissen wir nicht und können wir nicht wissen.

Bernhard Wities.

Aus Weimars klassischer Zeit.

Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. Das vorgoethesche Weimar. Der Musenhof der Herzogin Anna Amalie. Ein Lebensabend im Künstlerkreise. Von Wilhelm Bode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1908.

Das Weimar des 18. Jahrhunderts bedeute eine unsichtbare Hauptstadt aller Deutschen, bemerkt ein berufener Kenner deutschen Geistesleben, Karl Frenzel, einmal in einem seiner feinsinnigen, Weimar gewidmeten Feuilletons. Die Erinnerung an jene Epoche schwebe, „ein Weimar in den Wolken", über jener Stätte, auf der einst die Großen gewandelt. Widerspiegelung dieses geistigen Weimars: diesem Zweck dient, oder sollte mehr oder weniger bewußt dienen, die größere Zahl der auf jenes Weimar bezüglichen Veröffentlichungen in dem Maße, als sie nämlich eine vertiefte Weimar-Erkenntnis anstreben. Zentenartage haben Anlaß gegeben, bald auf diese, bald auf jene Seite neues Licht fallen zu lassen; beleuchtete 1906 kriegerisch-patriotische Szenen, so rückte 1907, der hundertjährige Todestag Anna Amaliens, die Fürstin in den Mittelpunkt solcher rückwärts gewandter Betrachtungen.

Dr. Wilhelm Bode, durch seine Herausgabe der „Stunden mit Goethe" und seine volkstümlichen Zusammenstellungen aus den Schatzkammern der Goetheschen Gedankenwelt erfolgreich bemüht, diese zu einem lebendig wirkenden Besitz weiterer Kreise als jener kleineren Schar spezieller Goethe-Kenner und -Verehrer zu machen, hat diesen Zeitpunkt gewählt, um in drei sehr ansprechend ausgestatteten Bändchen ein Zeitbild erscheinen zu lassen, das sich um die Herzogin Anna Amalie gruppiert.

Die Lebensbeschreibung bietet gerade für die Gestalt dieser Fürstin eigene Schwierigkeiten. Das einstweilen vorhandene Material steht als Offenbarung ihres persönlichen Innenlebens nicht im Verhältnis zu der von ihrer Persönlichkeit ausgegangenen Wirkung. So sind ihre Biographen, wie auch ihr Lebensbild von F. Bornhak dartut, auf die Berichte ihres Eindruckes auf die Zeitgenossen, auf Schilderungen ihrer Umgebung und des Lebens an ihrem Hofe angewiesen. Ein einheitlich geschlossenes Charakterbild kann auf diesem Wege nicht gewonnen werden, da es sich mehr oder weniger um Rückstrahlungen handelt, aus denen ihr eigenes intimes Empfinden und Erleben, ebenso wie aus der Mehrzahl ihrer Briefe und Aufzeichnungen, nur selten rückhaltslos erkennbar wird.

Die geschickte Anordnung in einzelne, in sich selbst abgeschlossene Abschnitte, die dennoch die zusammengehörenden Teile eines Ganzen bilden, gibt Herrn Dr. Bode Gelegenheit, jede der einzelnen Lebensphasen der Fürstin in einen breiteren, kulturgeschichtlichen Rahmen zu fassen, zu dem ihm die Ergebnisse eigener sorgfältiger Forschungen und die zeitgenössischen Berichte das Material geliefert haben. Die ebenso eingehende wie lebendige Schilderung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände des „vorgoetheschen Weimars" bringt manche neue Gesichtspunkte. Daneben vervollständigen Einzelheiten, wie die ausführliche Beschreibung der Landtagseröffnung durch die Fürstin und die interessanten Mitteilungen über die Handhabung der den Regierenden mehr oder weniger persönlich obliegenden Wohlfahrtspflege, aufs anschaulichste die bisherige Vorstellung von dem patriarchalischen Zuschnitt des Kleinstaates.

Nicht sowohl die innere Entwicklung zu einer Blütezeit als vielmehr die äußere Ausgestaltung des Musenhofes übermittelt der nächste Band. In der Fülle individuell gefärbter Persönlichkeiten, die sich am Hofe Anna Amaliens mit einer Schar nicht minder anziehender Frauengestalten begegnet, offenbart sich die starke geistige Lebenskraft jener Zeit; sie bezeichnet den Gesichtspunkt, in dem die Linien des Gesamtbildes wie die der Einzelgestalten zusammenlaufen, und ebenso geht von ihr der Zauber aus, der eben auch den nebensächlichen Mitteilungen jener Epoche ihren Reiz und ihren Wert verleiht. Durch die eingehende Sorgfalt, mit der der Verfasser die Briefwechsel der Zeit, Einzelveröffentlichungen und in Vergessenheit geratene Bücher zu Rate zieht, um über den vielgestaltigen Kreis eine eingehende Auskunft zu erlangen, hat sein Werk eine erfreuliche Vollständigkeit erreicht. Allerdings macht sich in bezug auf die Hauptperson auch hier jenes eben erwähnte Mißverhältnis geltend. Anna Amaliens Bild, wenn auch durch die als Anhang gegebenen Briefe und Selbstbekenntnisse ergänzt, zerfließt in Details, und auch Bodes eingehendere Charakterisierung, die das nach Goethes Ausdruck „Indefinible" ihres Wesens auf einen, ihr aus harter Jugend zurückgebliebenen Rest von Mißtrauen schiebt, erschöpft mit dieser Erklärung wohl auch noch kaum den letzten Rest ihrer Wesenheit. Daß ihre Natur trotz ihrer lebhaften Auffassung alles Menschlichen, trotz ihrer Beteiligung an dem genialischen Treiben um sie her, nicht restlos darin aufzugehen vermochte, sondern sie doch eben wieder bloße Zuhörerin und Zuschauerin bleiben ließ, möchte vielleicht am ehesten aus ihrem starken Fürstlichkeitsbewußtsein zu erklären sein. Zu welch wesentlichem Antrieb dieses für sie wurde, zeigt ihr Selbstbekenntnis. Die Menge der mitgeteilten Einzelheiten veranschaulicht die bunte Weite, in der sich nach den Begriffen der damaligen Zeit nicht nur ihre Interessen, auch ihr Leben nach außen bewegten. Die Mitteilungen über ihren Aufenthalt in Italien, über ihren Verkehr mit den geistlichen Würdenträgern, Künstlern und Gelehrten, dem ganzen lebensfrohen Volke dort sind anmutige Seitenstücke zu den vertrauten Szenen heiteren Kunstgenusses an heimischer Stätte. In diesen Äußerungen ihres nie versagenden gütigen Anteils an allem Menschlichen, ihres natürlichen Kunstverständnisses erkennen wir die Bedeutung ihres warmherzigen Mäcenatentums. Auch innere Erlebnisse, die manchen Schatten auf die sonnige, äußere Existenz werfen sollten, streifen die den Zusammenhang erläuternden Bemerkungen.

Wie von der im Mittelpunkt stehenden Person der Fürstin sucht der Verfasser auch von dem Musenhof um sie her eine der Wirklichkeit möglichst entsprechende Vorstellung zu geben. Wenn schon er für die Gestalten auf dem ersten Plan, die fürstliche Familie, die Dichter und die zu ihnen Gehörigen auch keine namhafte Bereicherung erbringen kann, so ist er doch mit dankenswerter Gründlichkeit auch jenen Nebenfiguren nachgegangen, deren Namen bisher mehr oder weniger körperlose Begriffe geblieben waren.

Aber nicht nur dies literarische Weimar beschäftigt den Verfasser, so eingehend er auch den Fäden seiner dichterischen und menschlichen Beziehungen nachgeht: neben lokalgeschichtlichen Hinweisen ist er vor allem bemüht, auch die Rückwirkung der

großen Zeitereignisse, eine sich anbahnende Wandlung in den politischen und sozialen Verhältnissen innerhalb des kleinen Kreises zu zeichnen. Bertuchs industrielle Leistungen, das selbständige Handeln des späteren Kanzlers v. Müller in der Verwirrung nach der Schlacht bei Jena lassen ihm diese Männer als die Vertreter einer neuen, andre Forderungen erfüllenden Zeit erscheinen.

In seinen Eingangsworten zu dem „Lebensabend im Künstlerkreise" weist der Verfasser selbst auf den Unterschied hin, der zwischen der Vorstellung von den goldenen Tagen Weimars und der von ihm als Geschichtschreiber aus den Urkunden geschöpften Darstellung bestehe. Sicherlich kann er ihre Wahrheitstreue und Gewissenhaftigkeit geltend machen; aber über das Bild, das er auf dieser Grundlage zeichnet, dürfte doch hier und da mit ihm zu rechten sein. Gewiß, indem er wiedergibt, was die Zeitgenossen urteilen und denken, den äußeren Schicksalen nachgeht, bringt er dem Leser jene Gestalten menschlich, allzu menschlich nahe. So dankenswert dies auch ist und zugestanden, daß sich über manche der Nebenpersonen nichts andres sagen läßt — bleibt es nicht ein verbrieftes Recht jener Großen selbst, nicht nur als Menschen, sondern nach ihrer über ein Jahrhundert hinreichenden Wirkung, nach ihren geistigen Werten bemessen zu werden? Sie alle sind groß genug — auch Herder, dessen Persönlichkeit Herr Dr. Bode fast nur von seiner unsympathischen Seite zeigt — um durch die wahrheitsgetreueste Vorstellung nichts einzubüßen. Aber das Bild selbst verliert durch diese nivellierende Behandlung an Perspektive. Zwei Gestalten jedoch bleiben davon unbeeinträchtigt: die geistige, ethische Größe Schillers, die menschliche der Herzogin Louise behaupten ihre reine Höhe.

Und nun noch ein Wort der verdienten Anerkennung für den reichen Bilderschmuck. Durch die sorgfältige Zusammenstellung zahlreicher, bisher unveröffentlicht gebliebener Porträts und Silhouetten, zum Teil den weimarischen Schlössern und den Mappen des Goethe-Museums, zum Teil Privatbesitz entnommen, belebt er in höchst dankenswerter Weise die persönlichen und lokalgeschichtlichen Beziehungen.

Wenngleich nun aber die Spiegelung jenes „Weimars in den Wolken", die Dr. Bode in seinem Führer durch das menschliche Weimar der Vergangenheit gibt, der Auffassung einer Generation entgegenkommt, die auch bei der Betrachtung ihrer Großen vom Realen auszugehen liebt: eine fortwirkende, auch die Gegenwart befruchtende Weimar-Erkenntnis muß immer gipfelan führen.

E. v. B.

Ullsteins Weltgeschichte.

Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung, unter Mitwirkung von Beloch, v. Bezold, Brandi, Brieger, Brockelmann, Brückner u. a. Berlin, Ullstein & Co. O. J. (1907—1908.)

Wieder eine Weltgeschichte — der oft angefochtene und fast verpönte Name läßt sich doch nicht verdrängen, so viel man auch gegen die Möglichkeit einer solchen Darstellung nicht ohne Grund eingewendet hat. Der Herausgeber ist der Ansicht, etwas Besonderes zu bieten; das ist insofern nicht der Fall, als eben auch hier im wesentlichen eine Geschichte der großen Kulturvölker geboten wird, wobei das äußere und innere Leben dieser Völker geschildert werden soll; etwas Derartiges haben Schlosser und Weber, Spamer und Oncken auch geliefert, um von Rankes eigenartigem und selbständigem Versuch abzusehen, und Helmolt hat das Problem unstreitig origineller als seine Vorgänger aufgefaßt. Wenn wir also im Prinzip mit der Ullsteinschen

Weltgeschichte nichts eigentlich Neues erhalten werden, so ist doch nicht zu bestreiten, daß dieses Unternehmen so gut seine Berechtigung hat als die andern, und daß es unter Mitwirkung eines ausgezeichneten Stabes hervorragender Mitarbeiter ins Werk gesetzt wird. Das Ganze gliedert sich in sechs Bände: Altertum, Mittelalter, Orient und Neuzeit (diese bis 1650, 1815 und 1907). Zunächst liegen zwei Bände vor. Der erste betitelt sich „Das religiöse Zeitalter 1500—1650". Er ist verfaßt vom Archivrat v. Pflugk-Harttung-Berlin (Entdeckungen und Kolonialgeschichte) und von den Professoren Brandi-Göttingen (Renaissance), Brieger-Leipzig (Reformation), weiland v. Zwiedineck-Südenhorst-Graz (Gegenreformation in Deutschland) und Philippson (Gegenreformation in Süd- und Westeuropa). Die Erzählung wird begleitet und veranschaulicht von einer reichen Illustration, die unter der Leitung des Berliner Kunstmalers Karl Langhammer steht und in der Tat von ganz hervorragender Schönheit ist, und von einigen Karten und Skizzen. Unter dem Bilderschmuck des Bandes heben sich namentlich einige Farbendrucke heraus, die von den Originalen eine sehr gute Anschauung geben; wir nennen: „Mexikanische und peruanische Altertümer", Paolo Veroneses „Hochzeit zu Kana", Hans Holbeins „Erasmus", Lukas Cranachs „Heiliger Georg", Rubens „Ignatius von Loyola", Wouvermanns „Reitertreffen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges", Asselyns „Gustav Adolf bei Lützen", Velasquez' „Übergabe von Breda". Unter den textlichen Beilagen sei genannt der getreue Abdruck von Columbus' Brief über die Entdeckung Amerikas, von Karls V. Geleitbrief für Luther, von Luthers Psalmenübersetzung. Die fünf Historiker, welche die Zeit unter sich geteilt haben, bemühen sich mit Erfolg, in gedrängter Kürze und doch unter Eingehen auf alle wichtigen Momente ihre Aufgabe zu lösen. Am vorzüglichsten scheint uns Theodor Briegers Darstellung der deutschen Reformation gelungen; daß hier ein Meister der Forschung und ein erster Kenner der Dinge das Wort hat, empfindet man auf Schritt und Tritt. Brillant ist am Schluß der Hinweis auf die sittliche Erziehungsarbeit, welche die Reformation am deutschen Volke getan hat, „ein siegreicher Kampf mit der Roheit, wie er zu keiner Zeit entschiedener geführt ist". Die Janssen und Genossen mögen daraus ersehen, was ein Mann von unerreichter Sachkunde von ihrem Klagelied über die entsittlichenden Folgen der Reformation urteilt.

Der zweite Band (der aber so wenig als der soeben besprochene numeriert ist) führt den Titel: „Das politische Zeitalter 1650—1815". Dieser Titel deckt nicht den Inhalt; denn daß dieses Zeitalter auch volkswirtschaftlich, sozial, literarisch, philosophisch von höchster Bedeutung und von überquellendem Reichtum gewesen ist, daß sein Wert sich nicht mit seinem spezifisch politischen Gehalt erschöpft, das liegt auf der Hand. Unter den Mitarbeitern dieses Bandes findet sich wieder mancher angesehene Namen: die slawischen Völker hat A. Brückner, das Zeitalter Ludwigs XIV. Philippson, das Friedrichs haben W. Oncken und nach dessen Tod Heyck behandelt; die Revolution und das Kaiserreich hat der Herausgeber Pflugk-Harttung selbst besorgt. Philippson und W. Oncken haben denselben Stoff bereits ausführlicher für die bei Grote erschienene „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" bearbeitet, geben also hier eine durch die neueren Ergebnisse bereicherte verkürzte Darstellung. Sämtliche Beiträge lesen sich angenehm und flüssig und unterrichten den Leser in gedrängter, manchmal auch in ausgreifender Weise über den Gegenstand. Auf Einzelheiten können wir an dieser Stelle nicht des breiteren eingehen; sonst würden wir zu der Darstellung der englischen Politik gegen Preußen und Österreich 1729—1730 einiges zu sagen haben und dagegen uns aussprechen müssen, daß trotz Arthur Chuquets Werk über General Dugommier dessen Rolle bei der Eroberung von Toulon 1793 ganz verschwiegen und die Sache so behandelt wird, als ob der Hauptmann Bonaparte allein dagewesen wäre, nicht auch der Oberbefehlshaber. Die Ausstattung und Illustration auch dieses Bandes ist des höchsten Lobes würdig; nur ist das Format etwas unbequem groß, was aber anderseits die Wiedergabe von Bildern in größerem Format ermöglicht.

ρ. **August Lammers.** Lebensbild eines deutschen Publizisten und Pioniers der Gemeinnützigkeit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Von Dr. A. Emminghaus. Dresden, B. O. Böhmert. 1908.

Dieses Buch ist dem Andenken eines Mannes gewidmet, der an den unsre nationale Wiedergeburt vorbereitenden, sie begleitenden und ihr nachfolgenden Kämpfen in Schrift, Wort und persönlichem Eintreten redlich teil genommen hat und es darum wohl verdient, daß in der Geschichte jener Kämpfe sein Name nicht vergessen werde. Pietät und eine über das Grab hinausreichende Freundschaft haben dem Verfasser die Feder geführt, und wenn wir, die August Lammers gekannt und ihm nahe gestanden haben, dankbar sind für dies schöne Bild seines Lebens, so darf es doch auch in einem weiteren Sinne bezeichnet werden als ein wertvoller Beitrag zur Genesis der politischen und wirtschaftlichen Parteienbildung unsrer Zeit, als eine gedrängte Darstellung ihrer vorschreitenden und rückläufigen Bewegungen, wie diese sich in der Wirksamkeit eines einzelnen abgespiegelt und sie beeinflußt haben. Denn, eine frühreife, zugleich ernste, warme, freudige Natur, hat Lammers, der schon in den Schülerkreisen eine determinierte Stellung einnahm, auf der Universität bereits sich literarisch bemerkbar machte und mit noch nicht vollendetem 21. Jahre an die Spitze der „Weserzeitung“ trat, bis an sein vorzeitiges Ende nicht aufgehört, publizistisch, agitatorisch und eine Zeitlang auch parlamentarisch für die Partei zu arbeiten, der er sich seit ihren ersten Anfängen angeschlossen hatte, die nachmals für eine Weile die herrschende ward und in ihm eines ihrer tüchtigsten Mitglieder schätzte. Mit der rastlosen Energie, die ihm eigen, verband sich die größte Liebenswürdigkeit, Courtoisie und Feinheit der Sitten; die Beziehungen zu seinen hannoverschen Landsleuten Miquel und Bennigsen waren die denkbar intimsten, und bei der Begründung des Nationalvereins wie später in den Blütetagen des Nationalliberalismus war er ihr treuer Mitarbeiter, bis zu jener verhängnisvollen Stunde, in der namens dieser beiden die Parole ausgegeben ward, „in Zoll- und Handelsfragen könne jeder stimmen, wie er wolle“. Da trennte sich Lammers von den alten Parteifreunden, deren einer den Aufstieg zum Ministersessel begann, während der andre nach mancher Enttäuschung sich aus dem politischen Leben zurückzog. Jetzt war der Moment gekommen, in dem Lammers sich ganz dem Gebiete zuwandte, dem lange schon seine Neigung gehört hatte, für das er recht eigentlich prädisponiert war, und auf welchem seine schöpferische Tätigkeit unverwischbare Spuren zurückgelassen hat: dem der Gemeinnützigkeit. Kaum eine der mannigfachen, dieser Aufgabe dienenden Bestrebungen in den beiden letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts, in die Lammers nicht anregend, fördernd eingegriffen hätte, wenn nicht schon die Initiative von ihm ausgegangen war. Der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ ist seine eigenste Schöpfung, aber auch mit den Fragen, die die Armenfürsorge, das Sparkassenwesen, die Verbreitung von Volksbildung, den Hausfleiß und die Frauenbewegung betreffen, ist sein Name aufs engste verknüpft; und wohl darf sein Biograph, der ja selbst als Nationalökonom in Theorie und Praxis Hervorragendes geleistet hat, von Lammers sagen, daß er in dem, was er für die wirtschaftliche und sittliche Hebung des Volkes getan hat, unerreicht unter seinen Zeitgenossen dasteht; und wenn die Tausende, denen er zum Wohltäter geworden, von dem in seinem 61. Lebensjahr 1892 Hingeschiedenen nichts mehr wissen: ein Buch, wie das vorliegende, ist ein Denkmal, an dem man nicht achtlos vorübergehen kann.

γ. **Bismarck et son temps.** III. vol. Triomphe, splendeur et déclin. Par Paul Matter. Paris, Alcan. 1908.

Das Werk Matters über Bismarck erreicht mit diesem dritten, 658 Seiten starken Bande seinen Abschluß. Was wir über die beiden ersten Bände geurteilt haben, gilt auch von diesem dritten: es ist eine ernste, fleißige, umsichtige, nach Tunlichkeit objektive und sachliche Arbeit, welche in der Bismarckliteratur, die so vieles Einseitige und von Vorurteilen Beherrschte aufweist, einen ruhmvollen Platz einnimmt: jede Anmerkung gibt davon Zeugnis, daß Matter sich bemüht hat, die vorhandene Literatur zu Rate zu ziehen, bis zu den in Zeitschriften erschienenen Artikeln, und überdem hat er auch da und dort ungedruckte Quellen verwenden können. Die Auffassung von Bismarcks Lebensgang und Lebensweg ist natürlich von Matters Zugehörigkeit zur französischen Nation beeinflußt; er steht ihm nicht mit den Gefühlen gegenüber, die uns Deutsche beseelen, und das kann ja auch nicht sein. Demgemäß glaubt er nicht an Krudells (Fürst und Fürstin Bismarck, Stuttgart 1905, S. 439) bestimmte Versicherung, daß Bismarck den Krieg mit Frankreich nicht beabsichtigt und von der spanischen Thronkandidatur eine verhängnisvolle Wendung in dieser Richtung nicht vorhergesehen habe. Vielmehr betrachtete er nach Matters Meinung diesen Krieg als das notwendige Mittel zur Vollendung der deutschen Einheit und behielt sich nur vor, Zeit und Stunde des Zusammenstoßes möglichst erfolgversprechend zu wählen. Als die Einheitsbewegung nicht so rasch voranschritt wie er gehofft hatte, da ließ er die spanische Frage sich in der Stille bis zur Wahl des Erbprinzen von Hohenzollern entwickeln, dann plötzlich hervorbrechen und Anlaß eines schroffen Konfliktes werden, aus dem das geeinigte Vaterland erwachsen sollte. Es ist hier nicht der Ort, diese Auffassung zu beurteilen, und was an ihr wahr, was falsch ist, herauszustellen. Hervorgehoben aber sei, daß Matter S. 9 ff. die Allianzbestrebungen Napoleons III. gegen Preußen durchaus nicht zu vertuschen sucht, wobei er Österreichs Hinterhaltigkeit (elle se reservait le temps de voir où serait le succès) herb tadelt, und daß auch er die tollhäuslerische Überstürzung (surexcitation, S. 36) des Herzogs von Gramont als wesentlich mitschuldig an dem Krieg bezeichnet (S. 48). Gegen die Beurteilung der Emser Depesche als un truquage, einen

Schwindel, müssen wir im Namen der geschichtlichen Wahrheit aufs entschiedenste protestieren; was Matter S. 63 dafür beibringt, ist alles haltlos. Hinsichtlich des Kulturkampfs vertritt er S. 303 f. die richtige Ansicht, daß Bismarck eine Reihe von Gründen hatte, nicht bloß einen: Die Beunruhigung der Katholiken über die Niederlage der zwei katholischen Großmächte; die Bestrebungen hier nach Herrschaft der Kirche über den Staat, dort nach absoluter Unabhängigkeit des Staates; der Wunsch der preußischen Katholiken, im Verhältnis zu ihrer Zahl an den Staatsämtern teilzuhaben; die nationalpolnischen Wühlereien. Bismarcks Stutz erscheint Matter S. 569 ff. als eine notwendige Folge des Wunsches Wilhelms II., seine Pflichten und Rechte ohne Bevormundung auszuüben, während Bismarck in die Ansicht sich hineingelebt hatte, daß Europa ohne ihn nicht bestehen könne. Von der Tragik des Konflikts und dessen schweren sachlichen Motiven erfährt man wenig; es sei hier auf die Darstellung in Egelhaafs „Geschichte der neuesten Zeit", Stuttgart 1908, S. 209—32, hingewiesen.

γ. **La guerre de sept ans.** Par Richard Waddington. Tome IV. Torgau — pacte de famille. Paris, Firmin Didot. 1908.

Den dritten Band dieses hervorragenden Werkes haben wir in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift besprochen. Der vierte Band schildert die Zeit des Siebenjährigen Kriegs, welche durch die im Titel genannten Schlagworte gekennzeichnet ist: das Jahr 1760 und einen Teil des Jahres 1761. Friedrich der Große hat trotz der steigenden Schwierigkeiten, welche die Ergänzung seines hart mitgenommenen Heeres verursacht und in Folge deren er mit kaum 100 000 Mann 230 000 Feinden die Spitze zu bieten hatte, doch die Feinde auch in dieser Zeit im Schach gehalten; indem er ihre Fehler vortrefflich auszunutzen verstand, gelang es ihm schließlich, ihnen alle Vorteile, die sie mit ungeheuren Opfern errungen hatten, mit Ausnahme der Einnahme von Glatz wieder zu entwinden. Die Schlacht von Torgau, seit der Dann die Hoffnung auf Sieg aufgab, wird von Waddington genau geschildert und der Versuch gemacht, ein eingehend begründetes Urteil über die Ursachen des Ausgangs zu gewinnen; am schlimmsten kommt dabei Lascy weg, der mit seinen 15 000 Mann fast ganz untätig blieb und so den Preußen in die Hände arbeitete. Neben den militärischen Ereignissen spielen die diplomatischen Verhandlungen eine große Rolle; im Moment, als der deutsche Krieg zu erlahmen begann, drängte Pitt durch sein rücksichtsloses Bestreben, Frankreich zu demütigen, ihm seine Kolonien zu entreißen und seinen Handel zu ruinieren, den König Ludwig XV. zum äußersten Widerstand und veranlaßte ihn zu dem Versuch, mit Hilfe Spaniens, das den Familienpakt mit Frankreich einging, den Kampf mit erneuter Kraft aufzunehmen. Auch dieser Band ist auf archivalische Forschungen ausgedehnter Art aufgebaut und in sehr anziehender, des Stoffes würdiger Weise geschrieben.

γ. **Hardenberg und die ständische Opposition** (1810—1811). Von Dr. Wilhelm Steffens. Leipzig, Duncker & Humblot. 1908.

Diese Schrift, herausgegeben vom Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, beschäftigt sich mit einer der interessantesten Episoden der preußischen Wiedergeburt, der ständischen Opposition, welche Hardenberg 1810—1811 bei seinen weit ausgreifenden Reformplänen sich in den Weg stellte. Steffens bemüht sich, die Gesichtspunkte, von denen beide Parteien ausgingen, möglichst unparteiisch zu würdigen und Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Sein Schlußergebnis ist, daß Hardenberg zwar die Einzelheiten oft nicht genügend beherrscht und bei seiner Biegsamkeit dem Adel viel zu große Zugeständnisse gemacht hat, daß er aber, alles in allem genommen, doch ohne Frage der einzige damals vorhandene Mann war, der den preußischen Staat leiten und Steins Reformen fortsetzen konnte und daß sein Werk trotz aller Einzelmängel doch ein groß entworfenes genannt werden muß. Er besaß vor allem eine innige und treue Hingabe an den preußischen Staat und setzte alle Kräfte für dessen Neugestaltung ein; mit Recht durfte er an Stein am 11. Juli 1811 schreiben: „la mens conscia recti me guide". Diese edle Vaterlandsliebe besaßen aber auch die besseren Geister der feudalen Partei, und sie war ein Bindeglied zwischen Hardenberg und ihnen.

γ. **Gustav Freytag und das junge Deutschland.** Von Dr. Otto Mayrhofer. Marburg, Elwert. 1907.

Dieses Heft eröffnet eine von Professor Dr. Elster begründete Sammlung, die sich „Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft" betitelt. Mayrhofer legt dar, wie Freytag unter dem Einfluß der unbefriedigenden politischen Zustände Deutschlands und der Breslauer Kreise von den liberalen Bestrebungen beeinflußt und dem jungen Deutschland nahe gebracht ward, und wie sich das in seinen Dichtungen (der junge Gelehrte, Valentine, Graf Waldemar) kund tut; Graf Waldemar ist „eine Spielart des beliebten jungdeutschen Heldentypus, der im faustischen Drang über die Alltäglichkeit hinaus strebt." Allmählich aber emanzipiert sich Freytag von der jungdeutschen Denkweise, ringt sich zur spezifisch nationalen Auffassung empor und tritt dem anfangs befreundeten Gutzkow in offener Feindschaft gegenüber.

τ. **Discours de combat.** Par Ferdinand Brunetière. Paris, Perrin & Co. 1907.

Unter den französischen Kritikern, welche, die Grenzen der Literarhistorik überschreitend, die letzten Konsequenzen ihrer ästhetischen Ideen gezogen, d. h. diese in das Gebiet der politischen und sozialen Tagesfragen hinübergespielt haben, nimmt der unlängst verstorbene Verfasser der „Discours de combat" zweifellos die erste Stelle ein. Nachdem Brunetière sich Jahre lang zur Aufgabe gemacht hatte, den Naturalismus in der Literatur zu bekämpfen und die Autorität der Tradition zu verteidigen, ist er während des letzten Dezenniums bemüht gewesen, ein, mit diesen seinen künstlerischen Überzeugungen in Einklang stehendes politisch-gesell-

schaftliches Programm aufzustellen. Wie er, von Taine ausgehend, die Doktrin der Evolution auf die Literatur angewandt, und mit Geist und Feinheit den Einfluß des literarischen stehenden Besitzes auf jede kommende Generation klarzulegen gewußt hatte, so stellte er sich mit Beginn der nationalistischen Krisis, also um die Mitte der neunziger Jahre zur Aufgabe, die Sache der Tradition mit Autorität im öffentlichen Leben zu verteidigen. Diese beiden Begriffe der Tradition und Autorität sieht er im Katholizismus, d. h. der römisch-katholischen Kirche verkörpert, der er denn auch sowohl die geistige als die materielle Kraft zuerkennt, Frankreich den sozialen Frieden wiederzugeben. Wenn Brunetière schon als Literarhistoriker von dem Vorwurf der Parteilichkeit nicht frei zu sprechen ist (man denke an seinen übermäßigen, auf Kosten des 18. Jahrhunderts betriebenen Kultus des 17. Jahrhunderts), so sind die „Kampfreden" mit vollkommenem Verzicht auf eine unpersönliche, historische Behandlung des Stoffes verfaßt. Sie bilden einen Beitrag zur Kenntnis jener Klasse von Erzeugnissen leidenschaftlich-apologetischer Natur, wie sie die französische literarhistorische Kritik in den Dienst der politischen Aktion zu stellen weiß, Schriftstücke, in welchen das Geistesleben eines Volkes in erster Linie nach seinem Verhältnis zur sozialen Ordnung beurteilt wird.

7. **Histoire Socialiste.** Sous la direction de Jean Jaurès. Tome X. **Le Second Empire** par Albert Thomas. Préface de Charles Andler. Paris, Julis Rouff & Co. 1907.

Bei einem so weit angelegten Werke wie der Jaurèsschen sozialistischen Geschichte, an der Autoren verschiedenartigster Charaktere und Befähigung mit arbeiteten, kann es nicht wundernehmen, wenn die einzelnen Teile ihrem Werte nach ungleich sind. Zu einem der besten unter den bisher erschienenen Bänden ist der vorliegende zu zählen, der die Jahre 1852—70 umfaßt. Ganz besonders sei auf das einleitende Vorwort von Charles Andler hingewiesen, das ein überaus lebhaftes und anschauliches Bild der Entwicklung des französischen Sozialismus während des zweiten Kaiserreichs bietet. Die Andlerschen Ausführungen sind um so lehrreicher, als, wie ihr Verfasser selber sagt, die Geschichte der arbeitenden Klasse erst durch die gesamte Geschichte des wirtschaftlichen und sozialen Lebens verständlich wird, eine erschöpfende historische Behandlung dieses Gegenstandes also sehr erschwert ist, wo noch keine genügenden Spezialforschungen über die geschichtliche Entwicklung des technologischen Fortschritts, des Fabrik- und Industriewesens nach seinen verschiedenen Zweigen, der ökonomischen Verhältnisse der Städte vorliegen, wie das für Frankreich der Fall ist. Was nun Charles Andler in seiner Einleitung nicht nur über das Wachstum der französischen Großstädte, den „hausmannisme" von Lyon, Bordeaux, Marseille, sodann über die Ursachen der Feindseligkeit der französischen Arbeiterschaft gegen die Regierung, endlich über das Verhältnis dieser letzteren zu den bäuerlichen Elementen des Landes sagt, ist für den Historiker nicht minder interessant wie für den Nationalökonomen; diese Seiten sind von einem Gelehrten geschrieben, der den Gegenstand vollkommen beherrscht.

γ. **Innocent III. La question d'orient.** Par Achille Luchaire. Paris, Hachette. 1907.

Unsre Hoffnung, die wir Band CXXVIII, S. 477, aussprachen, daß Luchaire seine Studien über den großen Kirchenfürsten zu einem Gesamtbild abrunden werde, geht allmählich in Erfüllung; zu dem ersten Band über Innocenz III., Rom und Italien ist der zweite, den Albigenserkreuzzug enthaltend, getreten; dann der dritte über Papsttum und Kaisertum, und nun behandelt der vierte die orientalischen Dinge, vor allem den vierten Kreuzzug: auch er ist ebenso lichtvoll, gediegen und fesselnd geschrieben wie die früheren Bände. Das magere Ergebnis des ersten Kreuzzugs, die Eroberung Jerusalems und die Errichtung einiger christlicher Staaten am syrischen Littorale, war 1187 wieder verloren gegangen, indem die muselmännischen Staaten Damaskus und Ägypten sich verschmolzen und Saladin sieghaft an ihre Spitze trat; alles mußte von vorn wieder angefangen werden. Innocenz III. ließ keinen Zweifel, daß er das tun, daß er direkt auf den Feind losgehen werde; kein Papst durfte es wagen, selbst wenn er ja den Kreuzzug für unnütz oder ungelegen ansah, dies zu gestehen; er mußte wenigsten den Schein wahren, als ob er daran arbeite. Die Pflicht, für die Kreuzfahrten zu sorgen, gab überdies, wie Luchaire glänzend ausführt, den Päpsten ein Oberaufsichtsrecht über alle christlichen Könige; sie durften sich unter diesem Titel in deren innere Angelegenheiten mischen, ihnen Krieg oder Frieden gebieten, ihre finanziellen Hilfsmittel in Anspruch nehmen, durch Erteilung des „Vorrechts des Kreuzes" die rechtliche Stellung von Personen und Dingen verändern, insofern beide dadurch vorübergehend allen weltlichen Gerichten entzogen waren und für diese Zeit alle ihre weltlichen Verpflichtungen aufhörten. Innocenz konnte aber nicht durchsetzen, daß der vierte Kreuzzug auf Konstantinopel nur als Durchgangspunkt für Jerusalem sich richtete, sondern er mußte mit ansehen, daß Konstantinopel das einzige Ziel des „Kreuzzugs" wurde, daß hier furchtbare Greuel geschahen, die aller Menschlichkeit Hohn sprachen, und daß Venetianer und Franzosen taten, was ihnen gut dünkte, so daß er schließlich offen gegen sie Stellung nehmen mußte. Venedig war die Seele der Unternehmung und hatte auch den größten Nutzen davon: es beanspruchte selbst eine besondere Macht über das Patriarchat von Konstantinopel. Innocenz hat diesen Anspruch scharf zurückgewiesen; aber inmitten einer selbstsüchtigen und selbständigen Laienschaft konnte er sein Ziel, Zurückdrängung des Islams in Syrien, nicht erreichen.

γ. **Deutsche Charakterköpfe.** Herausgegeben von Wilhelm Capelle. Erster Band: Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von

Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von J. Wille. Leipzig, Teubner. 1907.

Die Sammlung „Deutsche Charakterköpfe" verfolgt den Zweck, „die Persönlichkeiten, die am Werden unsrer nationalen Kultur mitgewirkt haben (oder) die entscheidenden Perioden dieses Werdens in ihrem Wesen widerspiegeln, in ihren eigenen Äußerungen lebendig werden zu lassen." Nicht Tatsachen sollen dem Leser vorgeführt werden, sondern Menschen; der Text soll durch Bilder unterstützt werden. Man kann eine solche Sammlung nur herzlich begrüßen, und der erste Band, in dem der Heidelberger Oberbibliothekar Professor Jakob Wille die ursprünglichste Tochter der Pfalz, Liselotte, in einer Auswahl aus ihren Briefen zum Wort kommen läßt und „lebendig macht", ist geeignet, das ganze Unternehmen vorteilhaft einzuführen. Folgen sollen weitere Bände (je zu ungefähr 10 Bogen) über Dürer, Luther, Wilhelm v. Humboldt, Goethes Freundinnen, Fritz Reuter, Friedrich den Großen, Königin Luise, Gneisenau, Nettelbeck, Ludwig Jahn u. a.

γ. **Raphaël.** Par Louis Gillet. Paris, Librairie de l'art ancien et moderne. 1907.

Das vorliegende Buch, ein Teil der unter dem Schutz des Ministeriums des Unterrichts und der schönen Künste zu Paris herausgegebenen Sammlung „les maîtres de l'art", enthält eine Lebensbeschreibung des großen Malers, verbunden mit einer Würdigung seiner Werke und seiner Gesamtstellung in der Geschichte der Kultur; 24 ausgezeichnete Abbildungen, weit besser als die meisten, die man jetzt zu sehen bekommt, unterstützen den Text. Das Werk ist keine blinde Lobrede: was an Raffaels Charakter bedingt ist durch seine Zeit und nationale Zugehörigkeit, wird nicht verschwiegen. Aber im ganzen bezeichnet Gillet Raffael als einen der größten Träger der modernen, aus Hellenentum und Christentum auf hebräischem Hintergrund erwachsenen Kultur, die das schönste Ergebnis darstellt, dessen unsre Art fähig ist und die den hohen Namen Humanismus erhalten hat. Wenn es einmal dahin kommen sollte, wie das die „Präraffaeliten" anstreben, daß Raffael nicht mehr verstanden würde (und das ist ja möglich, weil alles stirbt), so würde das nicht bloß den Verlust eines einzelnen Kunstwerks bedeuten, sondern einer ganzen Zivilisation. Wir können dieses Urteil nur unterschreiben.

αν. **Japanische Kunstgeschichte.** Von Oskar Münsterberg. I. Teil: Bildhauerei, Malerei, Ornamentik. 108 Abbildungen im Text und 14 Tafeln. — II. Teil: Architektur, Lack, Bronze, Zellenschmelz, Tanz-Masken-Theater, Stoffe. Schwarze und farbige Abbildungen: 212 im Text und 23 Tafeln nach etwa 438 Objekten. — III. Teil: Töpferei, Waffen, Holzschnitte, Gürtelhänger (Jaro-Netzke). 346 Abbildungen im Text und 13 Tafeln. Braunschweig, George Westermann. 1904—07.

Die erste zusammenhängende japanische Kunstgeschichte in deutscher Sprache liegt vor uns, nicht für Kunstgelehrte und Ethnologen, sondern für ein großes Publikum bestimmt. Dem entspricht die Beigabe zahlreicher meist guter und gut gewählter Abbildungen zur Vermittlung der Anschauung und die Beschränkung auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Künstlernamen. Ein weiteres Verdienst Münsterbergs ist der wiederholte und nachdrückliche Hinweis auf die außerordentliche Schwierigkeit, das Alter der einzelnen japanischen Kunstgegenstände zu bestimmen, und auf die Unzuverlässigkeit der Bezeichnungen. Gleichfalls zur Berichtigung einer weit verbreiteten Auffassung wird die Bewertung des lange Zeit bei uns überschätzten japanischen Holzschnittes dienen; vielleicht mindert der Verfasser den Ruhm Hokusais sogar in etwas zu weitgehender Weise. — Diesen ausgesprochenen Vorzügen gegenüber tritt ein störender Umstand zurück, der auf die Entstehung des Werkes zurückzuführen ist. Aus dem Vorwort zum zweiten Bande geht hervor, daß der gute Absatz des ersten Bandes dem Verleger Anlaß gegeben hat, einer ausführlichen Bearbeitung des Restes zuzustimmen, ein Vorgang, der sich nach Ausgabe des zweiten Bandes wiederholte. Daraus erklärt sich, wenigstens zum Teil, die eigenartige Anordnung des Stoffes und die ungleichmäßige, nicht immer der Bedeutung entsprechende Bemessung der Stoffeinheiten. Vielleicht gibt eine neue Auflage zu einer zweckmäßigeren Gliederung Anlaß. Der durch Beseitigung von Wiederholungen ersparte Raum würde Gelegenheit zur Ausfüllung einiger Lücken bieten. Auch einzelne sachliche Angaben erscheinen revisionsbedürftig, in erster Linie die Unterschriften unter den Bildern, so z. B. in bezug auf die Benennung der Tiere, die eine so große Rolle in den japanischen Darstellungen spielen. Einer einheitlichen Schreibweise der Namen (vgl. die Vorrede zum ersten Bande) dürften keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen; das einfachste wäre, sie einem der vielen englischen Werke, z. B. Chamberlain, anzupassen. Ein positiver Vorzug des Werkes sei noch besonders hervorgehoben: die von den Schriftstellern, die Japans Kunst nur aus Sammlungen kennen, arg vernachlässigte Architektur kommt bei Münsterberg mehr zu ihrem Recht, und sympathisch berührt das Verständnis, das hier den innigen Beziehungen zwischen dieser Kunst und der Natur entgegengebracht wird. — Im ganzen genommen, entspricht die „japanische Kunstgeschichte" durchaus ihrem Zwecke. Sie liest sich angenehm, wird manches weitverbreitete Vorurteil beseitigen, durch die schöne und gut gewählte Ausstattung fesseln und zum Vertiefen in den behandelten Stoff anregen.

βλ. **Vacances d'Artiste.** Par Augustin Tilon. Paris, Hachette & Cie.

Die Fleißigsten haben zuweilen, sagen wir eine Stunde hindurch und während einer Eisenbahnfahrt, das Bedürfnis, nichts zu tun. Dann sei ihnen die Sammlung kleiner Skizzen eines ersten Schriftstellers und Kritikers empfohlen, der unter andern mit Erfolg und Geschmack sich mit Mérimée beschäftigt hat. Gleich die erste Geschichte ist mit feinem Humor erzählt. Gut geschrieben sind sie alle.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andreas. — Die venezianischen Relazionen und ihr Verhältnis zur Kultur der Renaissance. Von Dr. Willy Andreas. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Armengaud. — Le problème de l'aviation. Sa solution par l'aéroplane. Par M. Armengaud jeune. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Aus Natur und Geisteswelt. — 179. Bändchen. Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Paul Arndt. — 193. Bändchen: Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildnissen auf 4 Tafeln. — 195. Bändchen: Napoleon I. Von Dr. Theodor Bitterauf, Privatdozent. Mit einem Bildnis Napoleons. — 198. Bändchen: Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Berthold Haendcke. Mit 63 Abbildungen im Text. — 214. Bändchen: Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von Herm. Rehm. Mit 11 Abbildungen. — 215. Bändchen: Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr Walter Claassen. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Baedeker. — Berlin und Umgebung. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 5 Karten, 6 Plänen und 14 Grundrissen. 15. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1908.

Barth. — Der Freisinn im Block. Ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte des Liberalismus. Von Theodor Barth. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Böckel. — Handbuch des deutschen Volksliedes. Von Dr. Otto Böckel. Zugleich vierte gänzlich neugestaltete Ausgabe von A. F. C. Vilmars Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg, N. G. Elwert. 1908.

Boesch. — Gedichte. Von Karl Boesch. Dresden, E. Pierson. O. J.

Bourset. — Belustigungen im Freien, Arrangements, Aufführungen, Gesellschaftsscherze usw. Von A. Bourset. Mühlhausen i. Th., G. Danner. O. J.

Braun. — Im Schatten der Titanen. Ein Erinnerungsbuch an Baronin Jenny v. Gustedt. Von Lily Braun. Mit 4 Porträts und 2 Faksimile-Reproduktionen. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Brann. — Hinauf zum Idealismus! Schellingstudien von Dr. Otto Braun. Leipzig, Fritz Eckardt. 1908.

Broglie. — Tourville (1642—1701), un grand marin. Par Emmanuel de Broglie. Paris, Plon. 1908.

Buber. — Die Legende des Baalschem. Von Martin Buber. Frankfurt, Rütten & Loening. O. J.

Buchhorn. — Die Hohenstaufen. Ein Tübinger Studentenroman von Josef Buchhorn. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Bulcke. — Irmelin Rose. Roman von Carl Bulcke. 2. Tausend. Dresden, Carl Reissner. 1908.

Busch. — Wilhelm Busch an Maria Anderson. Siebzig Briefe. Rostock, C. J. E. Volckmann Nachf. 1908.

Chlapowski. — Mémoires du Général Désiré Chlapowski sur les guerres de Napoléon 1806—1813. Publiés par ses fils. Traduits par J. Chelminski et A. Malibran. Paris, Plon. 1908.

Clavery. — La situation financière du Japon. Par Edouard Clavery, consul de France. Paris, Berger-Levrault et Cie. 1908.

Corday. — Das Gedächtnis des Herzens. Roman von Michel Corday. Autorisierte Übersetzung von H. Michalski. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Davidsohn. — Geschichte von Florenz. 2. Band: Guelfen und Ghibellinen. 2. Teil: Die Guelfenherrschaft und der Sieg des Volkes. Von Robert Davidsohn. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Donop. — Lettres sur l'Algérie. 1907—1908. Par général Donop. Paris, Plon. 1908.

Federling. — Errungen. Roman von Hugo Federling. Kassel, Berthold Dircks. O. J.

Fournier. — Historische Studien und Skizzen. Von August Fournier. Zweite Reihe. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1908.

Franke. — Eine Untersuchung des menschlichen Geistes. Von Georg Hermann Franke. Liegnitz, Th. Kaufkußsche Buchhandlung. 1908.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. 2. Serie. 3. und 4. Band. Stuttgart, A. Bonz & Co. O. J.

Gareth. — Prometheus. Ein Schauspiel von M. H. Gareth. Erster Teil. Breslau, Georg E. Bürkner. 1908.

Geiger. — Martin Staub. Von Albert Geiger. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Geyer. — Unsere Kultur, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in Einzelbildern. Nach den wichtigsten Zeitepochen aus größeren Werken zusammengestellt und bearbeitet von Albert Geyer. Gießen, Emil Roth. O. J.

Goethe. — Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Fünfter Band (1807—1818). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Guarini. — Le Péron d'aujourd'hui et le Péron de demain. Par Émile Guarini, professeur de physique. Paris, Dunod et Pinat. S. A.

Günther. — Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Günther. 2.—4. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Gutzkow. — Karl Gutzkows ausgewählte Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Mit drei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Hartwig. — Späte Lieder. Von Paul Hartwig. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Herders Jahrbücher. — Jahrbuch der Naturwissenschaften 1907—1908. 23. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 29 Abbildungen. — Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907. Erster Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1908.

Heyse. — Menschen und Schicksale. Charakterbilder. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Hofstaetter. — Das Deutsche Museum (1776—1778) und das Neue Deutsche Museum (1789—1791). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Zeitschriften von Walther Hofstaetter. = Probefahrten. Herausgegeben von Albert Köster. 12. Band. Leipzig, R. Voigtländer. 1908.

Kaboth. — Margarete Jansen und anderes. Erzählungen von Hans Kaboth. Dresden, E. Pierson. 1908.

Kaiser. — Mein Herz. Gedichte von Isabelle Kaiser. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart, J. G. Cotta. 1908.

Karo. — Natürliche Grenzen des Freihandels! Eine polemische Abhandlung über den Export von Produktionsmitteln. Von Herbert Karo. Zürich, Rascher & Cie. 1908.

Kohler. — Aus vier Weltteilen. Reisebilder von Josef Kohler. Berlin, Dr. Walther Rothschild. O. J.

Kühnemann. — Schiller. Von Eugen Kühnemann. Mit einer Wiedergabe der Schillerbüste von Danneker in Kupferdruck. 3. Auflage. München, C. H. Beck. 1908.

Kultur. — Die Kultur, hrsg. von Cornelius Gurlitt. Nr. 29/30. Moderne Theologie und Kultur. Essai von Theodor Kappstein. Mit 12 Vollbildern in Tonätzung. Berlin, Marquardt & Co. O. J.

Langenscheidt. — Arme, kleine Eva! Roman von Paul Langenscheidt. 12.—16. Tausend. Groß-Lichterfelde-Ost, Dr. P. Langenscheidt. O. J.

Langenscheidt. — Um Nichts! Ein Duellroman von Paul Langenscheidt. Groß-Lichterfelde-Ost, Dr. P. Langenscheidt. O. J.

Lee. — Inspired Millionaires. A forecast by Gerald Stanley Lee. Northhampton (Massachusetts), Mount Tom Press. O. J.

Leppmann. — Kater Murr und seine Sippe. Von der Romantik bis Scheffel und G. Keller. Von Dr. Franz Leppmann. München, C. H. Beck. 1908.

Liquitz. — Die deutschen Kolonien, ein Teil des deutschen Vaterlandes. Koloniales Lesebuch für Schule und Haus. Herausgegeben von v. Liquitz, General der Infanterie z. D. Mit einem Titelbilde, 66 Abbildungen und 3 Kartenanlagen. Berlin, Vossische Buchhandlung. O. J.

Lorenz. — Adolf Bartels und seine Dichtungen. Eine Studie von Ludwig Lorenz. Dresden, G. Ehlers. 1908.

Luchaire. — Innocent III. Les royautés vassales du saint-siège. Par Achille Luchaire. Paris, Hachette & Cie. 1908.

Mackowsky. — Michelagniolo. Von H. Mackowsky. Mit 61 Heliogravuren, Vollbildern in Tonätzung und Faksimiles. Berlin, Marquardt & Co. 1908.

Marcuse. — Die seruelle Frage und das Christentum. Ein Waffengang mit F. W. Förster von Dr. Julian Marcuse. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1908.

Marthold. — La bonne Lorraine. Chronique nationale par Jules de Marthold. Paris, Daragon. 1908.

Mené. — Arsionoë. — Paria. Zwei Erzählungen von Viola Mené. Dresden, E. Pierson. O. J.

Mewis. — Der große Pan. Roman von Marianne Mewis. Dresden, Karl Reißner. 1908.

Mirus. — Mein Lebenslauf. Von Hofrat Dr. Carl Adolf Mirus, Leisnig. Mit einem Nachwort herausgegeben von Karl Vollmöller. Leisnig, Hans Mirus. 1908.

Mitton. — Tortures et supplices à travers les ages, Par Fernand Mitton (F. de Valmondois). Paris. H. Daragon. 1908.

Müller. — Das griechische Drama und seine Wirkungen bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Adolf Müller. — Sammlung Kösel Nr. 18. Kempten, Jos. Kösel. 1908.

Murat. — Lettres et documents pour servir a l'histoire de Joachim Murat. 1767—1815 publiés par S. A. le prince Murat. Avec une introduction et des notes par Paul le Brethon. Vol. I. Lettres de jeunesse, campagnes d'Italie et d'Egypte, corps et armée d'observation du Midi. Avec portrait et fac-similés. Paris, Plon. 1908.

Nieten. — Chr. D. Grabbe. Sein Leben und seine Werke. Von Otto Nieten. Schriften der literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Herausgegeben von Berthold Litzmann. IV. Dortmund, F. W. Ruhfus. 1908.

Noailles. — Episodes de la guerre de trente ans, Bernard de Saxe-Weimar (1604—1639) et la reunion de l'Alsace à la France. Par Vicomte de Noailles. Paris, Librairie académique Perrin et Cie. 1908.

Obst. — Scheck, Scheckverkehr, Scheckgesetz. Eine gemeinverständliche, den Bedürfnissen des täglichen Lebens angepaßte Darstellung von Dr. Georg Obst. Leipzig, K. E. Poeschel. 1908.

Paeuer. — Die Wohltätigkeits-Postkarte. Ein Projekt und Leitfaden von Dr. Karl Paeuer, k. k. Hofrat. Graz, Verlag „Leykam". 1908.

Pellissier. — Voltaire philosophe. Par G. Pellissier. Paris, Librairie Armand Colin. 1908.

Petzet. — Elternvereinigungen. Ihre Ziele und Wege. Im Auftrage der Elternvereinigung München von Erich Petzet. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 1908.

Pfander. — Helldunkel. Gedichte und Bekenntnisse von Gertrud Pfander. Mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von Karl Henckell. Der „Passiflora" zweite, vermehrte Auflage. Bern, A. Francke. 1908.

Préneuf. — Huit années d'émigration. Souvenirs de l'abbé G.-J. Martinant de Préneuf, 1792—1801, publiés avec une introduction et des notes par G. Vanel. Paris, Librairie académique Perrin et Cie. 1908.

Rain. — L'Europe et la restauration des Bourbons (1814—1818). Par Pierre Rain. Paris, Librairie académique Perrin et Cie. 1908.

Rathenau. — Reflexionen. Von Walter Rathenau. 2. Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1908.

Reinke. — Neues vom Haeckelismus. Eine Antwort und Abwehr von Professor Dr. J. Reinke. Heilbronn, Eugen Salzer. 1908.

Reinke. — Naturwissenschaftliche Vorträge für die Gebildeten aller Stände. Von Professor Dr. J. Reinke. Heft 1—4. Heilbronn, Eugen Salzer. 1907/8.

Rooses. — Die Meister der Malerei und ihre Werke. 1400—1800. Von Max Rooses. Mit etwa 450 Abbildungen und 13 Farbendrucktafeln. 2. bis 4. Lieferung. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1908.

Sammlung Göschen. — Nr. 25., 132: Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Nr. 125: Italienische Literaturgeschichte. Von Prof. Dr. Karl Voßler. Zweite Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1908.

Sazenhofen. — Kriegs- und Liebesflammen. Roman von Anna Freifrau von Sazenhofen. Dresden, E. Pierson. O. J.

Schlichting. — Gesunder Humor. Für Vortrag und Lektüre. Eine Auswahl humoristischer Gedichte alter und neuer Autoren, herausgegeben und vermehrt von Wilhelm Schlichting. Bonn, Heidelmann. 1908.

Schmid. — Friedrich Heinrich Jacobi. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Philosophie als Beitrag zu einer Geschichte des modernen Wertproblems von Dr. Friedr. Alfr. Schmid. Heidelberg, Carl Winter. 1908.

Schmitt. — Christus. Bekenntnis eines Ungläubigen. Von Dr. E. H. Schmitt. Die Bundesschule. Heft 2. Berlin-Schlachtensee, Volkserzieher-Verlag (Wilhelm Schwaner). 1907.

Schmitthenner. — Das deutsche Herz. Roman von Adolf Schmitthenner. Erstes bis fünftes Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1908.

Schneider. — Jahrbuch über die deutschen Kolonien. Herausgegeben von Dr. Karl Schneider. I. Jahrgang. Mit einem Bildnisse des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg. Essen, G. D. Baedeker. 1908.

Schoeler. — Kaiser Tiberius auf Capri. Historischer Roman von Heinrich v. Schoeler. Leipzig, Schulze & Co. 1908.

Schopenhauer. — Über die Weiber. Von Arthur Schopenhauer. Neuherausgegeben von B. Friedlaender. Gemeinverständliche Schriften zur Förderung männlicher Kultur. 1.—50. Tausend. Treptow, Bernh. Zack. 1908.

Schubin. — Gebrochene Flügel. Roman von Ossip Schubin. 4. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Schubin. — Primavera. Novelle von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Schultze. — Fortschritte und Rückschritte unserer Kultur. Die Körperkultur der antiken und modernen Menschheit. Von Dr. Siegmar Schultze, Privatdozent. Halle a. S., Treusinger. 1908.

Seeliger. — Der Schrecken der Völker. Ein Weltroman von E. G. Seeliger. 3. Auflage. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Steinitzer. — Musikalische Strafpredigten. Von Max Steinitzer. Veröffentlichte Privatbriefe eines alten Grobians. Zweite, stark verbesserte Auflage. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 1908.

Stoll. — Die Götter des klassischen Altertums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Von H. W. Stoll. Achte, umgearbeitete Auflage von Dr. Hans Lamer. Mit 92 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Simplizissimus. — Die 411 besten Witze aus dem Simplizissimus. Herausgegeben von Ludwig Thoma und R. Geheeb. 1.—10. Tausend. München, Alb. Langen. 1908.

Stona. — Mein Dorf. Novellen und Skizzen aus Schlesien. Von Maria Stona. — Kürschners Bücherschatz Nr. 604. Berlin, Hermann Hillger. O. J.

Sulger-Gebing. — Peter Cornelius als Mensch und als Dichter. Von Dr. Emil Sulger-Gebing. München, C. H. Beck. 1908.

Thoma. — Andreas Vöß. Bauernroman. Von Ludwig Thoma. Volksausgabe. 11. bis 13. Tausend. München, Albert Langen. 1908.

Thomas. — Table analytique alphabétique par Albert Thomas. Histoire socialiste (1789—1900) sous la direction de Jean Jaurès. Paris, Jules Rouff et Cie. S. a.

Uhde. — Uhde-Mappe, mit Begleittext von Ferdinand Avenarius, herausgegeben vom Kunstwart. München, Kunstwartverlag (Georg Callwey). O. J.

Unger. — Blücher. Von Generalleutnant W. v. Unger. 2. Band: Von 1812—1819. Mit 12 Bildnissen und 29 Kartenskizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Valentin. — Frankfurt am Main und die Revolution von 1848—1849. Von Veit Valentin. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Vierling. — Zacharias Werner (1768—1823). La conversion d'un romantique. Par E. Vierling. Avec une correspondance et des documents inédits. Paris, H. Didier. 1908.

Vogt. — Das Königs- und Kaiserideal in der deutschen Dichtung des Mittelalters. Kaisergeburtstagsrede von Friedrich Vogt. Marburger akademische Reden. Nr. 19. Marburg, N. G. Elwert. 1908.

Waldthurm. — Durch die moderne Wissenschaft zu Gott. Eine Studie von W. L. v. Waldthurm. Wien, Wilh. Braumüller. 1908.

Walaffe. — Maria von Magdala. Roman von Maurice de Walaffe. Autorisierte Übersetzung von G. Michalski. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Waltuch. — Illegitim. Roman von Minna Waltuch. Dresden, E. Pierson. O. J.

Zempléni. — Rache. Episches Gedicht des Árpád Zempléni. Aus dem Ungarischen ins Deutsche übertragen durch Julius Lechner von der Lech. Budapest, Otto Nagel jun. 1908.

Zlatnik. — Schattenblumen und Sonnenstäubchen. Ausgewählte Gedichte von Franz Joseph Zlatnik. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1907.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Ein Sohn.

Novelle

von

Helene Raff.

Vom Turme der Hauptkirche schlug es zwölf Uhr. In allen Werkstätten des arbeitsamen Stadtviertels ward der Klang vernommen, auch in der Drechslerwerkstatt des Meisters Tobias Enderlein.

Der Altgeselle Wendel machte ohne Übereilung erst noch fertig, was er sich vorgesetzt. Der zweite Geselle hingegen warf beim ersten Anschlagen der Uhr hastig sein Werkzeug hin und reckte mit einem „Uf" der Erleichterung beide Arme über den Kopf. Während er seinen Platz verließ, begann der Lehrling hier und da aufzuräumen. Ein schlanker Bursche, kaum sechzehnjährig — er hätte für schön gelten können, wären die ebenmäßigen Züge seines Gesichts nicht überschmal gewesen und hätte nicht ein so unjugendlicher Ernst sich darauf ausgeprägt. In den tiefliegenden Augen glomm ein gedämpfter, schwermütiger Glanz wie Sonnenschein durch dunkel bemalte Kirchenfenster.

Über die Straße herüber tönte ein grelles Geklingel — das war die Papierfabrik, die größte am Orte, die nun auch ihrerseits das Zeichen zur Mittagspause gab. Aus dem geöffneten Haupttor des kasernenartigen Baues wimmelte die Menge der Arbeiter und Arbeiterinnen ins Freie — still und müde die einen, schwatzend und lärmend die andern. Zumal die Mädchen, unter denen manch eine junge und bildhübsche sich befand, betrugen sich ausgelassen, nickten und lachten nach allen Seiten.

„Du, da steht schon wieder dein Vater!"

Mit diesen schadenfrohen Worten stieß der zweite Geselle den Lehrling an und deutete zum Fenster hinaus. Über das blasse Antlitz des Jungen ging eine fliegende Glut — nur die Lippen preßte er zusammen, daß alles Blut daraus entwich. Einen Augenblick war es, als wollte er die geballte Faust gegen den Gesellen erheben; aber dann ließ er sie kraftlos sinken und den Kopf dazu. Der Altgeselle hatte Mitleid.

„Geh einmal her, Eli," sprach er und gab dem Jungen irgendeinen gleichgültigen Auftrag, um ihn rasch zu entfernen. Der eilte davon wie gejagt; der Alte indes wandte sich tadelnd zu dem Mitgesellen.

„So was sagt man nicht, verstanden? Was kann der arme Kerl dafür, daß sein Vater ihm die Schand antut . . ."

„Ach, der dumme Bub! Der soll sich nur zeitig dran gewöhnen, wie's in der Welt zugeht."

„In der Welt zugeht! Mein Lieber, daran gewöhnt mancher sich zeitlebens nicht. Ich bin so alt und lang nicht an alles gewöhnt — bloß stillschweigen hab ich gelernt. Und es wär gescheiter, du tätest das auch."

Eli hatte sich folgsam auf den Weg gemacht, den kleinen Einkauf, mit dem ihn Wendel betraut, in einer benachbarten Straße zu vollführen. Er ging langsam und sah im Gehen meist unter sich, wie jemand, der einen schweren Gedanken trägt. Das eben Erlebte mußte erst wieder verwunden werden.

Als er jedoch zufällig umschaute, gewahrte er auf der andern Straßenseite, jenseits des schmalen Fahrdammes, ein Paar, das hinter ihm drein gekommen war und ihn überholt hatte.

Der Atem stockte in des Jungen Brust. Eben diesen Anblick hatte Wendels Gutmütigkeit ihm ersparen wollen.

Ein hochgewachsener Mann, blühende Kraft in Antlitz und Gliedern — den Hut mit einer gewissen Flottheit auf den Scheitel gedrückt, die Halsschleife auf gefällige Art gebunden. Seinen Arm hat er unter den eines Mädchens geschoben, das sich fest an ihn schmiegt und schalkhaft zu ihm emporlächelt. Ihr sehr weißes Gesicht ist umgeben von einer Fülle rötlich braunen Haares; darüber trägt sie ein gewagtes Hütchen, dessen Federn nach allen Seiten wippen. Eine abgeschabte Bluse aus Flutterseide umschließt den biegsamen Oberkörper. Trotz solchen dürftigen und zugleich herausfordernden Putzes ist es ein selten schönes Geschöpf, ihres Gefährten äußerlich würdig. Das scheint auch die Meinung der Vorübergehenden zu sein, deren einige stehen bleiben und den zwei Liebesleuten — offenbar sind sie das — in widerwilliger Bewunderung nachblicken.

Eli zaudert — soll er gleichfalls stillstehen, denen da drüben einen Vorsprung lassen? Oder vorwärts hasten, blindlings, ohne rechts noch links zu sehen? Seine Wangen brennen; wie hilfesuchend drückt er sich in den Schatten der Häuser. Dennoch ist ihm, als habe der Mann seinerseits ihn gewahrt: er senkt so plötzlich den Kopf und redet mit geflissentlichem Eifer auf seine Begleiterin ein. Vielleicht aber ist das nur Elis Einbildung — weil ihn deucht, daß jener seine Nähe fühlen muß?

Und schon hat sich der Junge gefaßt — rasch lenkt er von seinem Wege ab, in eine Seitengasse hinein. Lieber die Scheltworte wegen seiner Verzögerung hinnehmen, als an seinem Vater vorbeigehen müssen — in dieser Gesellschaft und ohne Gruß!

Am Feierabend erhielt Eli die Erlaubnis, seine Mutter zu besuchen. Seit Monaten legte er jeden Schritt des gewohnten Weges unter Zweifeln und Bangen zurück, näherte er sich klopfenden Herzens der heimischen Schwelle. Die Seinigen wohnten in einem der Vorstadthäuser zu ebener Erde. Ohne anzuklopfen, klinkte er zaghaft die Tür auf — ein Blick genügte, ihn mit der täglich wiederkehrenden bitteren Enttäuschung zu erfüllen. Der, den er suchte, war nicht da.

Die Mutter, eine verhärmte, obschon nicht alte Frau, die aus besseren Tagen einen Rest von Anmut herübergerettet hatte, freute sich, als ihr Junge eintrat. Sie reichte ihm die freie Hand, an der andern hielt sie das kleine, dreijährige Schwesterchen.

„Das ist schön, daß du heimkommst — sitz nur nieder, wir essen gleich!" — Auch die beiden schulpflichtigen Geschwister, das elfjährige Mägdlein und der achtjährige Bube, kamen zur Begrüßung des großen Bruders gesprungen. Aber es war eine dünne, bläßliche Freude, ein verblichener Abglanz nur der Fröhlichkeit, die ehemals hier geherrscht hatte. Elis Augen schweiften durch den Raum — das waren so ziemlich die gleichen Möbel, zwischen denen er aufgewachsen, die gleichen eingerahmten Lithographien an den Wänden; denn Elis Vater war Angestellter einer lithographischen Kunstanstalt. Und doch schien ihm, der vertraute Raum werde öder und ärmlicher von Tag zu Tag — seit das Glück daraus entflohen war.

Das Mahl, an dem Eli auf der Mutter Nötigen teilnahm, war knapp für so viele Esser; er rührte kaum einen Bissen an, um die Geschwister nicht zu beeinträchtigen; und endlich konnte er die Frage, die ihn unablässig beschäftigte, nicht länger zurückdämmen: „Kommt der Vater heut nicht?"

„Ich glaube nicht." — Sie vermied, ihn dabei anzusehen.

„Ist er — ist er heut mittags auch nicht dagewesen?"

„Nein."

„Tata — it dawest" — plapperte die ganz Kleine nach.

Er hätte das ja vermuten können; er war ihm ja begegnet mit . . . Und er sagte sich, daß der Vater schon deshalb sein Haus tagsüber nicht betreten würde, um ihn nicht treffen und sich vor ihm schämen zu müssen. Aber trotzdem hatte eine unsinnige Hoffnung in ihm gelebt.

„Gelt, Mutter," mischte das Töchterchen, das bisher ausschließlich der Stillung seines Hungers obgelegen, sich ein — „am Sonntag kommt der Pappele aber schon. Und dann bringt er mir den Puppenwagen, den er mir gar so lang versprochen hat?"

Ein Seufzer war der Mutter Antwort.

„Ha," meinte der jüngere Bub, „es gehört sich eigentlich, daß er uns wieder mal mit spazieren nimmt. Aus meiner Klasse die Buben dürfen fast alle mit ihrem Vater fortgehen — ich gift mich ganz, daß grad wir nie dürfen."

„Still bist, du Plappermaul," fuhr Eli ihn heftig an, da er sah, wie die Mutter an ihren Tränen schluckte. Sie legte ihm die Hand auf den Arm.

„Sei nicht grob mit ihm — schau, er versteht's ja nicht besser." — Sacht streichelte ihre verarbeitete Hand dem verblüfft vor sich hinmurrenden Knaben das Haar — das Mädchen, das die feuchten Augen der Mutter gewahrte, kam herbeigelaufen und schlang sich um ihren Hals.

Eli ertrug es nicht mehr. „Ich muß gehen," sagte er. „Du weißt, der Meister hält strenge Polizeistund."

Sie nickte: es war bekannt, daß Tobias Enderlein in seinem Hause eine patriarchalische Herrschaft führte. Die Gesellen und Lehrlinge mußten unter seinem Dache schlafen, und jedes unbefugte Ausbleiben, jede Nachtschwärmerei wurde strenge geahndet. Er wollte für die Seelen seiner Untergebenen dermaleinst Rechenschaft ablegen können, erklärte Enderlein.

„Ich begleit dich ein Stück," sagte die Mutter und befahl das Jüngste eindringlich der Obhut des älteren Schwesterchens. Eine Strecke wandelte sie schweigend neben ihm her — Menschen, die durch ein gemeinsames Leid verbunden sind, bedürfen der Worte nicht.

„Sag mir die Wahrheit!" bat sie endlich, „hast du ihn gesehen?"

„Ja" — gab er gepreßt zurück. Sie fragte nicht, wo und wie; sie wußte, was die Nachbarschaft der Fabrik ihrem Sohne häufig genug auferlegte. Ihre Stirn neigte sich tief herab.

„Ich halt es nicht aus," stieß Eli plötzlich hervor, „ich schäm mich zu Tod, wenn das noch lang dauert!" — Bisweilen überfiel ihn eine jähe Auflehnung gegen das, was seine Jugend verdüsterte, ihn hinderte, heiter und sorglos zu sein gleich den Altersgenossen.

„Mein armer Bub!" sagte die Frau matt.

Da reute ihn die Selbstsucht seiner vorigen Klage.

„Wüßt ich dir nur zu helfen, Mutter! Es schneidet mir ins Herz, daß du das geschehen lassen mußt! — daß er's über sich bringt, dir das anzutun!"

In den Zügen der kreuztragenden Frau ging ein milder Schein auf, der sie wieder jung und schön machte wie voreinst. — „Solch ein guter Mann wie er gewesen ist!" sprach sie still vor sich hin. „Gut und fröhlich — und ein geschickter Mann dazu! In der Kunstanstalt gibt's keinen, der ihm das Wasser reicht — das haben die Herren mir selbst gesagt. Und hat er nicht an euch Kindern gehangen, so herzlich wie ein Vater nur kann? Ich denk mir oft: vielleicht hab ich mein Glück von ehedem nicht verdient, daß Gott mich jetzt so heimsucht."

„Nicht, Mutter, du nicht!" widersprach Eli heftig. „Red nicht so, Mutter!" — Ihr Dulden rührte und verdroß ihn gleichzeitig. Der werdende Mann in ihm verwarf es als Schwäche. Er glaubte nicht an einen göttlichen Ratschluß, der Unrecht gegen Wehrlose zuläßt.

„Er verdient nicht, daß du ihn so lieb hast. Er" — Sie legte ihm die Hand auf den Mund.

„St!" — machte sie. „Ich kann das nicht hören, von dir am wenigsten. Er ist dein Vater — vergiß das nicht!"

Nein, er vergaß es nicht. Manchmal wünschte er, es vergessen zu können.

Nun war Scheidenszeit. Sie hielten einander einen Augenblick bei den Händen; als sie sich losließen, fuhr Eli mit der seinen in die Tasche und kramte etwas daraus hervor, das er linkisch der Mutter darreichte.

„Im Falle du was brauchst, Mutter — bitte, nimm es doch!" Sie wußte, wie mühselig er jeden Pfennig sich abgedarbt hatte und sträubte sich lange, ehe sie das Gebotene annahm.

„So gib — ich will es dir aufheben; aber versprich mir eins!"

Er war bereit zu allem.

„Versprich mir, daß du deinen Vater nicht richten willst. Mir zulieb!" — Eli kämpfte mit sich.

„Ich versprech es," brachte er zögernd heraus.

„Und nicht wahr: du — du sagst niemandem etwas?"

„Aber Mutter!" war Elis vorwurfsvolle Entgegnung.

Es bedurfte der Mahnung nicht, dessen konnte sie gewiß sein. So wenig sie ihre Kränkung bei Freundinnen und Nachbarinnen herumtrug, so wenig machte Eli irgendeinen Fremden zum Vertrauten seines und ihres Kummers. Sie verrieten nichts, und wenn der Augenschein manches verriet, so suchten sie sich und andre darüber wegzutäuschen. Ihr einziges Bestreben war, den zu schonen, der sie nicht schonte, mindestens die Ehre des Hauses zu wahren, da sonst alles dahin war. An schweigender Kraft hierzu kamen sie einander gleich.

Also trennten sie sich.

Elis Mutter hatte ihn geloben lassen, was sie selbst übte: verzeihen aus Liebe. Der Sohn aber war nicht von ihrer Art. Eben weil er liebte, weil er so heiß geliebt hatte, konnte er nicht verzeihen. Aus der Erinnerung sog er keinen Trost, vielmehr das schärfste Gift.

Er war der Erstling eines jungen lachenden Eheglückes gewesen; in den Jahren erwachten Bewußtseins hatte er nichts gekannt als Zärtlichkeit der Eltern für ihn und gegeneinander. Des Abends, wenn die Mutter alles zum Empfang ihres Mannes bereitet, hatte sie die Erwartung des Kleinen gestachelt: „Horch, der Vater! Bald wird er da sein!" — bis der wohlbekannte Schritt wirklich erklang und das Bübchen mit Triumphgehenl dem Heimkehrenden entgegenlief, die dicken Ärmchen um sein Knie zu schlingen.

Und der Sonntag — was für ein Fest war der Sonntag gewesen! Mit den Eltern war er hinausgepilgert aus dem Rauch und Ruß der gewerbefleißigen Stadt, ins Freie, wo der Vater ihm Pfeifen aus den Sträuchern am Wege schnitzte und ihm Laubfrösche fangen half. War er dann müde geworden, so nahm ihn der Vater auf den Arm, in den Eli sich behaglich hineinhuschelte; die Mutter ging nebenher und sah aus frohen Augen den Mann an und das Kind. Selten erfuhr Eli des Vaters Strenge — der schmucke feurige Mann bevorzugte helle Gesichter um sich her und ward deshalb vergöttert von den Kindern, von seinem Ältesten zumal. Der hatte als Heranwachsender keinen höheren Ehrgeiz gekannt als dem Vater gleich zu

werden — so empfand seine schwerlebige Natur den Reiz einer Gemütsart, die es sich und andern leicht zu machen versteht, daher überall Zuneigung erwirbt.

Und nun? Wie war das so anders geworden? Wer hatte ihnen denjenigen, der ihr Stolz und Vorbild gewesen, geraubt?

Er hatte sie nicht mehr lieb; auch die Mutter hatte er nicht mehr lieb. Warum? Weil sie weniger jung und hübsch war denn einst? Eli sann zurück an die Geburt seiner jüngeren Geschwister: wie da der Vater um die Mutter gebangt, mit welcher Freude er die winzigen Wesen bewillkommt hatte. Und das alles vorbei? — Freilich: da eine andre ihm besser gefiel!

So oft er jener andern gedachte, hatte Eli ein unbeschreibliches Gefühl von Ekel und Zorn. Was Mann und Weib zueinander zieht, kannte er nur aus dem heimlichen Erfahrungsaustausch unreifer Burschen seines Alters, aus lockeren Späßen Erwachsener oder Zeitungsblättern, über die er zufällig geraten war. Es peinigte ihn unsäglich, seinen Vater mit dergleichen in Verbindung bringen zu müssen — die ganze Welt schien ihm durch die eine Vorstellung beschmutzt und befleckt. Sein Wissen vom Leben reichte nicht hin, die Macht, die da am Werke war, zu begreifen — nur, sie zu verfluchen.

Aber ihre schädlichen Wirkungen, die begriff er, weil er sie verspürte. Daß der Vater, der früher so gern zu Hause verweilt, nur ausnahmsweise noch, als verdrossener Gast, zu den Seinigen heimkehrte. Daß er nicht mehr darnach fragte, ob seine Kinder darbten, ob seine Frau den Sorgen erlag, die zu teilen ihm gebührt hätte. Er ließ sie ihre Last allein tragen und warf sein Erworbenes der — der andern nach, damit sie sich freche Hüte davon kaufte. Ein Weib, das bekannt war in der Stadt wie böses Geld! Dessen Namen — sie hieß gemeinhin bloß die „schöne Gret" — die Männer mit begehrlichem und gleichzeitig geringschätzigem Tone aussprachen! — Und Eli mußte Zeuge sein, wie sie seinen Vater dahin führte als ein erobertes Gut. Er mußte den Anblick dessen, nach dem ihn heimlich hungerte, fliehen, um die beiden nicht beieinander zu sehen. Hätte er nur alle übrigen mit Blindheit schlagen können! — Sein empfindliches Ehrgefühl litt Qualen, so oft eine grausame Anspielung ihn befürchten ließ, daß sein Vater an Achtung und Ansehen bei den Leuten verlieren möchte.

Elis Zustand ward noch gesteigert durch die seltsame geistige Luft in seines Lehrherrn Hause.

Tobias Enderlein gehörte einer christlichen Sekte an, die auf des Heilands Wiederkunft und die Aufrichtung des tausendjährigen Gottesreiches harrte. Ihre Mitglieder hielten häufige Zusammenkünfte ab, wobei viel gesungen und gebetet wurde; desgleichen war jeder zu reden berechtigt, der sich vom Geiste berührt und zum Predigen gedrängt fühlte. — „Er hat die Gnade", rühmte man von ihm; und wer recht eindringliche Worte fand, der hatte eine besondere Gnade. Nun lag dem Meister Enderlein Tag und Nacht nichts mehr am Herzen, als wie er solcher Gnade teilhaftig werden möchte, die sich bisher ihm hartnäckig versagte. Er war ein langer, hagerer Mann mit abwesendem Blick und flammenartig aufwärts stehendem Haar — sein Antlitz gemahnte an das

eines Propheten oder Wiedertäufers. Aber er vermochte das verworrene Gewebe seiner Gedanken nicht glatt zu Faden zu schlagen: er stammelte, rang vergeblich nach Ausdruck, und das bereitete ihm grimmigen Schmerz.

In der Hoffnung, daß der Geist endlich über ihn komme, versammelte er häufig die Hausgenossen um sich und las ihnen laut aus der Bibel vor. Die Gesellen und Mägde langweilten sich dabei, nicht so der Knabe Eli. Der lauschte, still in einen Winkel gedrückt, den dunklen ehernen Worten, Worten, die er nicht verstand und die doch wie Feuer auf seine Seele niederfielen. Wenn von dem scharlachenen Weibe die Rede war, von der babylonischen Metze — dann sah er ein rötliches Frauenhaar und knirschte mit den Zähnen in verhaltenem Haß. Wurden die Sünder mit ewiger Strafe bedräut, so fragte er sich unter kalten Schauern, ob auch sein Vater in dies Urteil inbegriffen sei? Zusammengekrochen saß er da, die Schrecken der Verdammnis im Geiste sich ausmalend; wer ihn beobachtete, hätte seine Bewegung als Gewissensangst deuten können.

Gern aber hörte er von den Wundern, die Gott der Gewaltige in Schwachen vollführt, von den Glaubenshelden, den Aposteln und Märtyrern, die es schon in der Schule ihm angetan hatten. Er hätte werden mögen wie sie, ein Werkzeug in der Hand des Herrn. Gelegentlich ließ er etwas Ähnliches verlauten, gegen den Altgesellen Wendel, den einzigen, der sich näher um ihn bekümmerte.

Der wiegte lächelnd das Haupt.

„Laß gut sein, Bub — das sind überstiegene Geschichten. Über sich hinaus kann keiner, und niemand hat sein Schicksal in der eigenen Hand. Den Wenigsten ist's an der Wiege vorgesungen, was aus ihnen werden soll. Wie zum Beispiel" — Er griff ein Stück Elfenbein von zarter gelblicher Farbe und ließ Eli das noch Unbearbeitete sehen.

„Das ist ein Klumpen, schau — aber wenn wir mit unsern Werkzeugen drüber kommen, so kriegt es Form, wird ein Schachfigürchen oder ein Knauf an einem Stock. Akkurat so macht es das Leben mit uns: wir müssen in uns schneiden und bohren lassen, bis wir werden, was es will."

„Da ist doch ein Unterschied", widersprach Eli. „So ein Ding hat keinen Willen; der Mensch aber hat einen und muß einstehen für sich selber."

„Du Patsch", sagte Wendel, „so meint man wohl, wenn man jung ist. Später kommt man dahinter, was es mit der freien Bestimmung auf sich hat."

Eli warf den Kopf zurück — in diesem Augenblick hatte sein Antlitz einen Zug von Tobias Enderleins starrem Schwärmergesicht. „Dann wär alles verlogen, was der Meister uns aus der Bibel vorliest. Wenn wir die Wahl nicht hätten zwischen Gut und Schlecht, nachher dürft nichts verboten sein und nichts gestraft werden."

„Grünschnabel", brummte der Alte und wußte der trotzigen Rede doch nichts zu entgegnen. Er hatte schlicht und einfältig dahingelebt — Gottes Weltordnung hingenommen ohne weiter zu grübeln. Zum ersten Male bedachte er, wie schwer die unreife Menschenseele rang, die täglich von der Unverletzlichkeit göttlicher Gebote predigen hörte, dabei aber die Übertretung solchen Ge-

botes in nächster Nähe erleben mußte. Durch die Mitgesellen wie durch eigene Beobachtung kannte er Elis häuslichen Jammer und sorgte sich insgeheim um den Jungen. Und er faßte seine Sorge in den einen unausgesprochenen Satz: „Daß gerad so ein Vater so einen Sohn haben muß!“

Elis Mutter war erkrankt. Sie machte nicht viel daraus; mit Mühe brachte der Sohn sie dazu, sich niederzulegen und ihn nach dem Arzte gehen zu lassen. Der kam und sprach von erschöpften Nerven, den Folgen seelischer und leiblicher Überanstrengung; er verordnete dies und das, vornehmlich aber Ruhe.

Eli saß an ihrem Lager, das die kleineren Kinder trübselig umstanden; er sah, wie die Leidende bei jedem Geräusch, das von draußen vernehmlich ward, einen verlangenden Blick nach der Tür richtete. Eli erriet, was ihr anlag. „Soll ich den Vater holen?“ fragte er leise. Sie gab keine Antwort; doch las er in ihren Mienen die Bejahung.

„Ist recht,“ sagte er, „ich hol ihn.“

Alsbald machte er sich auf den Weg — fest entschlossen, in keinem Falle allein heimzukehren. Wenn sie nur unterdessen nicht kränker wurde!

Lange streifte er nutzlos umher — den Vater traf er weder in der Kunstanstalt noch sonst irgendwo. Es ging dem Abend zu, und er ermüdete schon. Da stieß er unversehens auf den zweiten Gesellen, der vor wenig Tagen Enderleins Haus verlassen hatte — weil es ihm zu heiligmäßig darin zugehe. Er redete Eli an; in einem frechen Spaßmacherton, den der Junge haßte, fragte er ihn, was er denn suche.

„Meinen Vater,“ antwortete Eli kurz.

Da lachte der andre ihm ins Gesicht und hieß ihn, sich unverzüglich nach der und der übel beleumundeten Schenke zu begeben. Da werde er den Vater finden.

Eli stand wie angewurzelt. Während jener sich pfeifend entfernte, ratschlagte er mit sich — sollte er wirklich wagen, sich einem solchen Hause zu nähern? Sein Lehrherr hatte es ihm aufs strengste untersagt, und Enderlein scherzte nicht in solchen Dingen. Langsam tat er einige Schritte, kämpfend gegen jenes Verbot und seine eigene Abneigung.

Darf ich? — Soll ich? — Da fällt die Mutter ihm ein und ihre Verlassenheit. — Es muß sein!

Plötzlich kommt es über ihn wie Erleuchtung. Wie ein warmer Strom, der das Eis seines Herzens taut. Ihm ist, als sei das der Weg, den er schon längst hätte gehen sollen. Statt vergrämt abseits zu stehen, dem Vater die Bahn frei zu geben, hätte er ihn umklammern, ihn zurückhalten müssen! Eine große Weichheit ist in ihm, ein Gefühl von Versäumnis, die er nachholen will. Daß er es nicht früher mit der Bitte, mit der Liebe versucht hat! Aber nun wird er es tun — und alles wird gut werden!

Die Wirtschaft liegt draußen am Ende des Fabrikenviertels, ein kahles, kistenähnliches Haus, von einem unbebauten Vorgarten umschlossen. Eli hockt

auf der steinernen Einfassung des Gartengitters nieder, den Rücken an die Stäbe gelehnt. Die vereinzelt Einkehrenden, meist Arbeiter aus den Fabriken, haben der schmächtigen Gestalt nicht acht — höchstens, daß hier und da einer das Bürschchen, das da herumlungert, mit verdächtigem Blicke streift. Mählich verblaßt der Tag — die weißen Nebel vom Felde ziehen schwelend herein und mischen sich mit dem Rauch der Schornsteine zu graulichem Dunst. An einer benachbarten Straßenecke flammt das mondhafte Licht einer Bogenlampe empor.

Auch drinnen im Gastzimmer werden die Lichter entzündet. — Eli sieht sie hinter den Scheiben flackern. Ebenso sieht er auch nach und nach eine Zahl geputzter Mädchen eintreten, unter ihnen die Gret, deren Haar und Augen durch die Dämmerung schimmern. Das Haupt abwendend, versucht er, keinen Grimm in sich aufkommen zu lassen — nur festzuhalten an der neuen beglückenden Zuversicht, die ihn erfüllt. Es gelingt ihm — so völlig, daß er sogar die Kälte des Herbstabends, ob sie schon bis ins Mark dringt, kaum noch fühlt. Er vergißt der Gegenwart und hegt eine kindlich inbrünstige Sehnsucht nach dem Vater — wie an den Abenden der Vergangenheit.

Da schallen Tritte — bekannte Tritte — Elis Herz schlägt hoch. Das ist er, der da im Nebel herannaht — endlich!

„Vater!“ ruft Eli aufspringend.

Rudolf Willmann stutzt, als zwischen ihn und die Gittertür, der er zustrebt, sich jählings die Erscheinung seines Sohnes drängt.

„Wie kommst du daher? Was soll das heißen, daß du mir nachschleichst?“ fährt er auf, barsch wie alle, die ein schlechtes Gewissen haben. Aber Eli läßt sich nicht beirren.

„Du sollst heimkommen, Vater,“ sagt er bittend, „die Mutter ist krank.“

„So?“ Vor dem Tone des Jungen mildert sich des Vaters Gereiztheit. „Ist es schlimm?“ fragt er.

„Ich hoffe: nein! Aber sie verlangt nach dir — und die Kleinen auch — die sind so unbehilflich. Da hab ich mich aufgemacht, dich zu suchen — und ich bin so froh, daß ich dich finde, so froh! Bitt dich, Vater, geh mit heim!“

Der Mann ist nicht schlechter und besser geartet denn tausend andre. Er haßt die Seinen nicht — etwas in seiner Brust treibt ihn, der Bitte seines Kindes zu folgen. Jedoch die erleuchteten Fenster locken gleichfalls; und er ist an den schillernden Reiz der Gret gewöhnt wie an einen berauschenden Trank. Unwillkürlich trachtete er den Rausch zu verlängern, um das ernüchternde schmerzhafte Erwachen noch eine Weile hinauszuschieben.

„Ich komm gleich,“ verspricht er. „Nur erst muß ich da hinein — ich bin verabredet — sie erwarten mich.“

„Wir warten auch, Vater — wie lang schon! Nein, werd nicht bös; das soll kein Vorwurf sein! Geh nicht erst hinein — es könnt sein, sie lassen dich nicht fort. Ich —“

„Meinst du, ich soll mich meistern lassen von dir?“ — Wieder sucht sich der Mann durch Heftigkeit zu betäuben. — „Was ich versprochen hab, halt ich — und du hast dich drein zu schicken. Gib Raum!“

Eli rührt sich nicht; eine wilde Angst wächst in ihm empor. „Hör mich doch, Vater: ich widerred dir ja nichts — bei Gott nicht! Aber geh heut mit mir! Ich will dir's vergelten — mein Lebelang will ich tun, was ich dir an den Augen absehen kann; nur tu mir dies eine zu lieb!" — Er möchte den armen Worten nachhelfen, möchte sich an den Vater hängen — seinen Hals, seine Knie umfassen. Eine jungenhafte Sprödigkeit hält ihn davon zurück, und noch etwas, das die letzten Monate in ihn hineingetragen haben. Er empfindet Scheu vor ihm, dem er durch engste Bande verknüpft ist. Körperliche Scheu — wie vor etwas Unreinem!

Da hebt im Hause drinnen die Musik zu spielen an. Unstimmige Töne eines klapprigen Klaviers und einer schnarrenden Fiedel, dazu das Gestampfe der Tanzenden. Gleichzeitig aber ist es, als werde sachte, sacht eine Scheibe geöffnet, als beuge sich spähend ein Antlitz heraus. Trotz Nebel und Dunkelheit scheint es, Rudolf Willmann habe dies Antlitz erkannt.

„Ich komme!" — ruft er hinauf, stößt den Sohn, der ihm den Weg versperrt, gewaltsam zur Seite und eilt ins Haus. Hinter ihm fällt die Tür ins Schloß.

Eli lehnt noch an der Umzäunung. Die Kälte, die er zuvor nicht gespürt, durchrinnt, durchschauert ihn. Als wäre er von einem Turme gestürzt — so etwa ist ihm zumute. Aufmerksam, wie ein gleichgültiges Schauspiel, sieht er die Schatten der vorbeiwirbelnden Paare am Fenster sich abzeichnen. Es schlägt neun Uhr — die Stunde, da er unbedingt daheim sein müßte. Das hört er genau, dennoch harrt er auf seinem Posten aus wie gebannt.

„Er" hat gesagt, er will hernach mitgehen; und sein Versprechen hält er, hat er gesagt. — Es ist ja nicht anders möglich — er muß dies Versprechen halten. —

Der Nebel kriecht höher und höher. In qualmiges Gewoge verhüllt er die nächstgelegenen Dinge — die Lichter verschwimmen fern und klein, Irrlichtern ähnlich. Wie aus der Erde hervor klingt die Musik, die längst vom Walzertakt in einen rasenden Galopp übergegangen ist. Wiederholt hat der Glockenhammer angeschlagen. Mitternacht ist schon verstrichen.

Aber der Einsame am Gitter wankt und weicht nicht. Eine schwere Feuchtigkeit näßt sein Haar, lagert sich beklemmend auf seine Brust. Alles in ihm und an ihm ist erstarrt. Ein wenig, ganz wenig, hofft er noch.

Und es schwirrt — und huscht — und jauchzt. — — — — — — — —

Allmählich läßt das verworrene Tosen nach. Die Luft neigt sich zum Ende. Einzelne Gäste brechen auf — an Eli vorüber kommen sie durch die Tür gestolpert und verlieren sich in der Nacht. Jetzt wird er heraustreten — jetzt! Der schmächtige Torhüter richtet sich auf, umfaßt jedes Abziehenden Gestalt mit gierigem Blick. Der eine ist nicht dabei.

Endlich mußten die letzten gegangen sein. Drinnen herrschte tiefe Ruhe. Die Lampen wurden gelöscht — das Haus lag schwarz und stumm — bis auf ein Fenster im Seitengiebel. Dort flimmerte noch ein Lichtschein durch die Vorhänge.

Da entsann sich Eli, wer dort wohnte. Er wußte es zu wohl; von den Fabrikleuten hatte er es erfahren. Und nun wußte er auch, daß alles Warten vergeblich war. Sein Vater würde nicht mehr kommen.

Er war heimgetappt, überwacht und durchfroren. Eine Magd tat ihm auf, die alsbald die Kunde seines nächtlichen Ausbleibens den Meistersleuten zu Ohren brachte.

Tobias Enderlein würde jederzeit solche Sitten eines kaum dem Knabenalter Entwachsenen strenge gerügt haben. Heute jedoch befand er sich in besonders aufgebrachter Verfassung. Am Abend zuvor hatte er einer Versammlung der Brüdergemeinde beigewohnt und urplötzlich gemeint, das Wehen des Geistes zu verspüren, der ihn reden hieß. Aber da er verklärten Angesichts sich erhoben und die andern zu lauschen sich angeschickt, waren die Worte gleichsam aus seinem Hirn gelöscht gewesen. Er bewegte die Lippen, verdrehte die Augen und mußte unvollbrachter Dinge sich wieder setzen.

Zugleich machte er die bittere Erfahrung, daß alle Brudergesinnung die Heiterkeit der übrigen nicht völlig zu dämpfen vermochte. Ja, nachträglich erfuhr er, daß ein ausbündiger Spötter geäußert habe: „Der Enderlein hat trotz allem eine besondere Gnad: er ist ein Hauptnarr und weiß es nicht."

Das verdroß den Mann, der keineswegs ein Narr, sondern nur von wunderlicher Gemütsbeschaffenheit war, aufs heftigste. Als ein Begüterter und Kinderloser hatte er der Gemeinschaft stets eine offene Hand bewiesen. Das vergalten sie ihm durch solch liebloses äußerliches Urteil! Mitten in seinen Groll hinein vernahm er die Nachricht von Elis Nachtschwärmerei. Sie traf ihn um so ärger, als er sich fest vorgesetzt hatte, diese anscheinend gutartige Jugend von allen sündlichen Einflüssen fern und auf rechter Bahn zu erhalten. Also auch der war ein Undankbarer!

Zur Morgenandacht — es war ein Sonntag — wählte er ein Kapitel aus dem Propheten Jeremias, dräuender Weissagungen und glühenden Zornes voll. Eli hörte sie mit an. Aber sie rauschten an seinem Ohr vorüber. Sein Glaube war zerbrochen in dieser Nacht; er hatte gebeten, und ihm war nicht gegeben worden. Er hätte aufstehen und es dem Meister sagen mögen. Nein — was sein Vater ihm angetan, konnte er nie und niemandem sagen!

Gleich nach der Andacht beschied ihn Enderlein zu sich. „Eligius Willmann," begann er feierlich — „wo warst du heute nacht?"

„Auf der Straße." — Die unerhörte Antwort wirkte noch aufreizender durch die stumpfe Trockenheit, mit der sie vorgebracht wurde. Das Entsetzen der andern, so laut es sich äußerte, berührte Eli nicht — ihm galt alles gleich.

Erklärungen wurden gefordert, heftige Fragen stürmten auf ihn ein. Er ließ sich nur zu näherer Bezeichnung der Straße bewegen. Das war verhängnisvoll: Enderlein wußte, welch ein Haus dort lag, und zog ungesäumt seinen Schluß.

Seine Finger umkrallten Elis Arm: „Was hast du dort zu suchen gehabt in der Herberge der Gottlosen? Leugne nicht — gesteh!"

„Mehr sag ich nicht," erklärte Eli störrisch. Er wollte weder lügen noch sich die Wahrheit entreißen lassen. Trotz aller Ermahnungen und Gewissensanrufungen blieb er dabei.

Da verlor Enderlein jeden Rest mühsam bewahrter Geduld.

„Gut, so sag ich dir: scher dich zurück dorthin! Ich hab es wohl mit dir gemeint — nun sehe ich, daß deine Seele gefallen ist in die Gewalt dessen, den ich nicht nennen mag. Solche wurmstichige Früchte kann ich in meinem Garten nicht brauchen. Denn ich will sie ausspeien aus meinem Munde — spricht der Herr. Mach, daß du fort kommst! Geh."

Mählich begreift Eli, daß in den hervorgesprudelten Worten seine Kündigung enthalten ist. Er wird noch bleicher als zuvor — aus entgeisterten Augen starrt er dem ungestüm sich Entfernenden nach. Die Meisterin, ein gutmütiges Weib, versucht ihn zu trösten; auch Wendel spricht ihm Mut zu. Der Meister sei nur ausnahmsweise so strittig, wenn der Zorn verraucht sei, wolle man trachten, ihn zu Elis Gunsten umzustimmen. Aber Eli dürfe auch nicht so halsstarrig sein.

Eli vernimmt das nicht. Er hat das Gefühl, daß der Boden unter seinen Füßen entweicht und er ins Leere versinkt. Die Mutter! Ein ungeheurer Schrecken durchzuckt ihn bei dem Gedanken an sie. Was wird die Mutter sagen?!

Wie er aus Enderleins Hause auf die Straße gekommen, konnte er sich nicht mehr erinnern. Genug, er fand sich plötzlich draußen und versuchte, auszudenken, wohin er sich wenden sollte. Nicht heim zur Mutter — nur das nicht! Er hatte aufgehört, ihr eine Stütze zu sein. Er brachte ihr den nicht mit, nach dem er herumgeirrt war — dafür brachte er sich selbst, das hieß ein neues Elend! Die Vorstellung davon machte ihn toll — sie vernichtete ihn. Was sollte er anfangen?

Seiner fast unbewußt, hatte er die Richtung eingeschlagen, die sein zürnender Brotherr ihn gehen heißen. Er kehrte nach der verrufenen Wirtschaft zurück — wie es einen Missetäter zur Stätte seiner Untat treibt. Und er war doch nicht schuldig — die Schuld war desjenigen, den er vor allen Menschen geliebt hatte.

Siehe, da war es, als löse sich der Alpdruck, in dessen Banne er seit gestern abend gestanden. Eine Möglichkeit dämmerte auf, den Harrenden daheim den Vater dennoch wiederzugewinnen. Vielleicht wenn er mit der — der andern sprach? — Sie war doch ein Weib — irgendein rührbarer Fleck mußte in ihrem Herzen sein!

Der Gedanke ward Entschluß.

Er errötete ein wenig unter dem vieldeutigen Blicke, mit dem eine unordentlich aussehende Magd ihm die Kammer der Gret wies. Im Obergeschoß hauste sie; eine ausgetretene Treppe führte geradeswegs zur ihrer Tür empor. Auf der obersten Stufe stehend, mußte er stark pochen, bis die Bewohnerin verschlafenen Angesichts ihm auftat.

Sie trug ein loses Morgenjäckchen, dessen weit zurückfallende Ärmel die runden Arme sehen ließen. Auch hatte sie noch nicht Zeit gehabt, ihr Haar zu ordnen; in kupferig glänzenden Wellen floß es an ihr hernieder, während sie ihren anscheinend so knabenhaften Besucher neugierig betrachtete.

Eli stand unbeholfen in dem engen Raum, darin allerlei weiblicher Tand auf Stühlen verstreut herumlag. Ein kleiner eiserner Ofen in der Ecke verbreitete übermäßige Wärme; Eli wußte nicht: war es die Schwüle, die ihm den Atem verengte — oder der Widerwille, den er beim Anblick des schönen Geschöpfes empfand.

„Ich heiß Eli Willmann," sagte er scheu und finster.

„Herr meine Güte!" machte die Gret erstaunt. „Womit kann ich dienen?" setzte sie schnippisch hinzu, auf daß er nicht meine, sie sei durch ihn einzuschüchtern.

Er dachte nicht daran; mühsam stoppelte er die Worte, die er sich vorgesetzt, zusammen.

„Hören Sie zu," sprach er mit Anstrengung, „ich kenne Sie nicht, und Sie kennen mich nicht. Wir haben Ihnen auch nichts getan — und dabei tun Sie uns so viel zuleide. Uns Kindern und unsrer Mutter, die doch so gut ist. Auch einen guten Vater haben wir gehabt, bis — bis Sie ihn uns genommen haben. Warum das? Warum machen Sie uns zu Waisen bei unsres Vaters Lebzeiten? Fürchten Sie sich der Sünde nicht?"

„Mit Verlaub," unterbrach sie leichthin, „zur Kirch ist noch nicht Zeit. Vor einer halben Stunde wird nicht zusammengeläutet."

„Sie lachen mich aus — um Gott, das dürfen Sie nicht! Nach allem, was Sie uns — nein, ich will Ihnen nichts Böses sagen — bitten will ich." — Seine Stimme brach: die Mattigkeit der vorigen Nacht und des heutigen Morgens überfiel ihn wie ein Schwindel. Mit gefalteten Händen beugte er sich vor der Jungen, Schönen, die vom Geschlecht seiner Mutter war. „Geben Sie ihn uns wieder!" murmelte er.

„Ja, was wünschen Sie denn, daß ich tun soll?" Nachgerade begann das Mädchen an dem unbärtigen Bußprediger einigen Anteil zu nehmen. — „Ihn fortschicken, meinen Sie? Mit ihm brechen? Ach du liebe Zeit, glauben Sie: wenn ich ihm zehnmal die Tür zeigte, würd er wegbleiben. So leicht wird man doch keinen Mann los."

„Aber was dann," stammelte Eli. „Ich weiß ja keinen Rat sonst! — Wir gehen zugrund, an Leib und Seele — die Mutter — die Kleinen!" — Krampfhaft griff er um sich, nach irgendeinem Halt. Die Gret schob ihm einen Stuhl hin.

„Setzen Sie sich doch — Sie sind ja ganz weiß."

Er ließ sich nieder. „Vielleicht — wenn Sie fortgingen — oder heiraten würden," murmelte er.

„Ich?" — Sie lachte hell auf. „Wohin denn? Und heiraten — bloß um Ihnen einen Gefallen zu tun! Das können Sie mir doch nicht zumuten."

Eli verstummte, voll Scham ob der Ungeschicklichkeit seines Vorschlags. Wahrscheinlich hätte er ihr Geld bieten müssen, viel Geld — aber wie konnte

er das, da er am heutigen Tage brotlos geworden! Die Tränen standen ihm nahe; er würgte sie hinab, er wollte nicht schwachmütig erscheinen vor ihr.

Der Blick der auf ihn gehefteten braungoldigen Augen ward immer aufmerksamer. Die Gret fand in dem unentwickelten Jünglingsgesicht das Bild des Mannes wieder, der ihr um seiner Stattlichkeit willen unter ihren zahlreichen Bewerbern am besten gefiel. Aber sonderbarer Weise war nicht der Sohn die weichere Wiederholung des Vaters; sondern der Stempel einer festen, ja herben Mannheit war ihm jetzt schon stärker als jenem aufgeprägt. Um die schmalen Lippen lag ein Zug, vor dem die Gret sich fürchtete, und der sie eben darum anlockte.

„Ich bin gar nicht so schlimm," sagte sie schmollend, „eigentlich hab ich keine Schuld, auch nicht an dem, was Sie mir vorwerfen. Kann ich dafür, daß ich nicht blatternarbig oder bucklig bin, und daß die Männer eben alle gleich sind? Das heißt: Sie sind eine Ausnahme; das kenn ich sofort."

Sie hat sich neben ihn gesetzt — wie zufällig streift sie dabei seine Hand. Eli zieht sie zurück; gespannt, beinahe hoffend, schaut er das Mädchen an und hört, was sie spricht.

„Sie denken so viel an andre — und das Leben ist doch so kurz, und hat jedes mit sich genug zu tun. Das bißchen Freude, was eins haben kann, muß es sich nehmen und nicht weiter fragen. So macht es Ihr Vater und ich. Aber ich will Ihnen was sagen."

Ihre Stimme klingt sanft wie eine Liebkosung. Wieder hebt sie die Hand und gleitet damit streichelnd ihm über Haar und Wange. Ein unbestimmtes Grauen beschleicht ihn, eine Ahnung von Gefahr. Noch hat keine Frauenhand als die der Mutter ihn berührt.

„Ihr Vater ist von denen, die man gängeln muß. Halten Sie sich an mich, so soll es Ihr Schade nicht sein. Ich sorge schon, daß Sie nicht zu kurz kommen — das heißt: wenn Sie lieb und gut Freund sind mit mir. Wollen Sie?"

Er braucht Zeit, um zu verstehen. Schweigend starrt er sie an. In seinem Innern jedoch arbeitet es, redet es laut. „Freund sein soll ich ihr? Sie hat an meines Vaters Verderben nicht genug — will sie meines auch?" — So denkt er, während die Gret seine Unerfahrenheit nachsichtig belächelt. Langsam erhebt er sich; etwas furchtbar Drohendes glimmt in seinen Augen auf.

Aber das Weib ist durch die Gewöhnung an leichte Siege verblendet. Der Ausdruck des blassen Gesichtes warnt sie nicht.

„Kind, du dummes, wie starrst du mich an? Als ob du mich verschlingen wolltest. Gefall ich dir etwa gar nicht?"

Sie tritt nahe zu ihm — er sieht ihren Blick dicht vor dem seinen funkeln, sieht die Grübchen in dem lachenden weißen Gesicht sich vertiefen, fühlt das Wehen ihres Atems. Da lodert etwas in ihm empor; all der lang bezwungene Gram und Groll. Ihm ist, als streckten sich schmutzige Finger nach seiner Seele. Wie ein Rasender bricht er los.

„Du, du bist der Teufel! Weg da! — geh weg von mir!"

In zwei Sätzen ist er an der Tür, hat die Klinke gepackt, reißt sie auf. Von der Schwelle wendet er sich zurück zu ihr, die ihm gefolgt ist.

„Es muß noch Recht geben wider eine wie du bist! Ich bin ein Narr gewesen, bei dir betteln zu wollen — jetzt mach ich es anders, gib acht! Ich lauf in die Fabrik, verklag dich beim Direktor, ich lauf zum Gericht, lauf zum König, wenn es sein muß. Gott und Menschen sollen mir helfen zu unserm Recht!" Schon ist er auf der Treppe — sie aber, voll Bewunderung für seinen Zorn und seine Tatkraft, hält ihn fest, hängt sich an ihn.

„Bleib doch!" — raunt sie — „sei gescheit!" — Mit beiden Armen umklammert sie ihn. —

„Laß los — oder —" Gewaltsam befreit er sich und schleudert sie von sich. Sie taumelt, verliert das Gleichgewicht — ehe sie sich am Geländer stützen kann, stürzt sie rücklings mehrere Stufen hinunter und bleibt auf dem Treppenabsatz liegen.

Eli wartet, daß sie sich aufrichtet. Aber sie steht nicht auf. Er überwindet sich und springt hinzu, ihr zu helfen. Da gewahrt er, daß ihre Augen geschlossen sind; sie scheint ohnmächtig. Eben schickt er sich an, um Beistand zu rufen — allein schon werden unten im Hause Türen geöffnet, Köpfe recken sich hervor, Tritte kommen herauf. Das Geräusch des Falles und Elis zürnende Stimme vorher sind von den Einwohnern vernommen worden.

Was nun folgt, ist bunt und wüst wie ein häßlicher Traum.

Eli sieht sich umringt von fremden Leuten, die ihn mißtrauisch betrachten, ihn ausfragen, wie das denn gekommen sei. Er sieht, daß sie der Gret Wasser in das verfärbte Gesicht spritzen, daß diese nach einer Weile die Augen halb aufschlägt, jedoch mit einem eigentümlichen leeren Blick. Aus weiter Ferne — so dünkt ihn — hört er jemanden sagen: „Sie ist nicht bei sich." — Und der Knäuel um ihn und sie wird immer dichter. Endlich, nach vergeblichem Ratschlagen, fassen ein paar der Umstehenden an und bringen die Bewußtlose hinweg, sie mehr tragend als stützend. Nun, meint er, könne er auch gehen.

Nicht doch: sie lassen ihn nicht. Ein Mann vertritt ihm den Weg und legt ihm die Hand auf die Schulter. Ein Mann mit blitzenden Knöpfen und einem Helm auf dem Kopf.

Da begreift Eli, wessen man ihn beschuldigt. Er empfindet weder Reue noch Furcht — nur versucht er den Hergang zu schildern, darzutun, er habe nicht mit Absicht gehandelt.

„Ich hab fort gewollt — sie hat mich festgehalten; da hab ich sie weggestoßen von mir. Wehtun wollen hab ich ihr nicht."

Aber man glaubt ihm nicht. Er hat gestritten mit ihr: sie haben etwas miteinander vorgehabt. Die Umstände zeugen gegen ihn.

Er muß es über sich ergehen lassen, daß er von der Stelle weg verhaftet und ins Gefängnis geführt wird.

Unter großem Andrang fand die Verhandlung vor der Strafkammer gegen Eligius Willmann statt.

Die meisten derer, die da, von Neugier gelockt, herzuströmten, hatten sich über den Angeklagten eine ungünstige Meinung gebildet. Sie neigten dahin, ihn für eines der früh verdorbenen Früchtlein zu halten, deren es zumal in Fabrikstädten so viele gibt. Bei den Vorurteilsfreieren zwar ward diese Ansicht durch den Anblick des Missetäters einigermaßen erschüttert. Die Schranken des Gerichtssaales hatten in Wahrheit noch kein so kindliches und so ernsthaftes Verbrecherantlitz gesehen. Auch kein so ruhiges.

Elis Ruhe war nicht äußerlich; sie erfüllte sein ganzes Wesen. Der heftigen Gemütsanspannung war lindernde Erschlaffung gefolgt. Nicht wie einem, der des Urteils harrt, sondern wie einem Genesenen war ihm zumute. Er hatte so lange sein und der andern Geschick in zitternden Knabenhänden gewogen, daß es ihm Erleichterung war, um nichts mehr zu sorgen und eine höhere Macht walten zu lassen.

Den Richtern freilich galt seine Gelassenheit eher als Verstocktheit. Der Staatsanwalt, sonst ein wohlwollender Herr, knüpfte an die Anklage, die auf schwere Körperverletzung lautete, den Hinweis, wie sehr die Zahl jugendlicher Verbrecher im Zunehmen begriffen sei, und daß dieser Fall doppelte Aufmerksamkeit seitens des Gerichtes erfordere, da leider die Hauptzeugin fehle.

Die Gret konnte nicht erscheinen, hätte auch nichts aussagen können. Durch den verhängnisvollen Fall hatte sie eine Gehirnerschütterung erlitten und dämmerte seither im Zustand einer wahrscheinlich lebenslangen Geistesblindheit dahin. Ihre Eltern, einfache Leute vom Lande, waren gekommen; sie hatten ihr Kind, das um seiner Schönheit willen von ihnen verwöhnt worden und aus Vergnügungsdurst ihnen schließlich davongelaufen war, zu sich heimgeholt, voll Ergebung in das neue Schicksal, wie es vielgeprüfter Menschen Brauch ist. Das Mitleid mit ihnen trug dazu bei, die Stimmung gegen Eli zu verschärfen.

Seine Schulzeugnisse, die für ihn günstig lauteten, wurden verlesen; einige mündliche Zeugen wußten auch nichts andres, als daß er „ein besonderer Bub" sei, im übrigen unbescholten. Die Mutter Elis hatte vom Rechte der Zeugnisverweigerung Gebrauch gemacht; sie war nicht anwesend. Der Vater, nur kurz vernommen, erklärte: sein Sohn habe ihm und der Mutter niemals den kleinsten Kummer bereitet — es sei kein Tadel an ihm. Aber diese an sich so eindrucksvolle Aussage wurde abgeschwächt durch die verstörte und unfreie Art des Aussagenden. Es fiel auf, wie kurz und abgerissen der Mann die Worte hervorstieß, daß er vermied, dabei seinen Sohn anzusehen. Augenscheinlich hielt er mit etwas zurück, was er hätte sagen müssen; die Hörer fühlten sich versucht, an einen Kampf zwischen Vaterliebe und Wahrhaftigkeit zu denken.

Am meisten belastet wurde Eli durch die Hausgenossen der Gret und die Erzählung seines bisherigen Lehrherrn Tobias Enderlein.

Der seltsame Mann hegte, wie viele seinesgleichen, eine übermäßige Vorstellung von der Schwäche der Menschennatur und von der Macht des Satans. Ihm stand es unumstößlich fest, daß Eli in der Nacht, da er außer Hause gewesen, jene Schenke besucht habe und in die Gewalt der übel berufenen

Schönheit geraten sei. Die Zusammenkunft beider am nächsten Morgen, die so schlimmen Ausgang genommen, schien seine Ansicht zu bestätigen, und ein fanatisches Rechtsgefühl trieb ihn, des Schuldigen, der ihm im letzten Grunde leid tat, nicht zu schonen. Zwar vermochte er auf die Fragen des Vorsitzenden nur unklare und weitschweifige Antworten zu geben, allein diese fanden Ergänzung in dem, was die Wirtshausleute aussagten: daß Eli mit der Gret einen heftigen Auftritt gehabt, ja daß er schon, als er nach ihr gefragt, ein erregtes Wesen zur Schau getragen habe.

Eli widersprach der Behauptung mit keinem Worte. Auf die eindringliche Frage, was er dem entgegne, wiederholte er seine anfängliche Beteuerung, daß er unschuldig sei. Er sei in jener Nacht nicht bei der Gret gewesen, habe sie am Tage des Unglücks zum ersten Male gesehen und ihr den Stoß in keiner andern Absicht versetzt, als um von ihr freizukommen.

Das ist alles? Niemand im Saale versteht das Ungenügende dieser Verantwortung. Warum beweist der Junge nicht, wo er sich aufgehalten — warum gibt er sich so gar keine Mühe? — Der Verteidiger Elis zieht die Brauen hoch und zuckt mit den Schultern in einer Weise, die anzudeuten scheint: ja, mit dem hat man seine liebe Not!

Auch das wenige, was Eli vorgebracht, wird entkräftet durch Zeugen, die bestätigen, daß sie ihn nächtlicher Weile am Eingange des Unheilshauses haben lungern sehen. — Also doch! Ein Raunen und Flüstern geht durch den Saal. Aller Augen richten sich nach dem Angeklagten, um den — das fühlt man — der Ring sich fester und fester zusammenzieht.

Der blickt vor sich nieder und schweigt.

Ist das Stumpfheit — ist es Trotz? In jedem Falle ist es empörend und unbegreiflich. Der Meister Enderlein nickt betrübt — ja, ja, so hat er's an jenem Morgen auch gemacht! Weder er noch einer der Anwesenden hat eine Ahnung, warum Eli heute weit leichter als damals auf jede Verteidigung verzichtet.

In seiner Haft hat die Mutter ihn besucht, so matt noch von der überstandenen Krankheit. Sie hat Tränen der Angst vergossen um ihn, den Sohn, und Tränen des Trostes, weil der Vater heimgekehrt ist. Bedrückt und im Innersten erschüttert sei er heimgekehrt, berichtet sie, am gleichen Tage, da Eli in Haft genommen worden. Und aus jedem ihrer Worte ist die Bitte erklungen, den Vater bei der Verhandlung nicht zu belasten, ihn nicht öffentlich anzuklagen.

Also das Ziel seines Ringens, seiner Nöte ist erreicht! Seit Eli das weiß, läßt sein persönliches Schicksal ihn gleichgültig. Wenn sie ihn verurteilen, so will er es hinnehmen als Entgelt für die endliche Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Der jugendliche Überschwang, den Enderleins Bibelstunden genährt haben, ist noch in ihm und macht ihn willig zum Dulden. Er gedenkt der Zeit, da das leuchtende Beispiel der Glaubenshelden und Märtyrer ihn begeisterte, und empfindet es als Genugtuung, ihnen nachzueifern, indem er Unrecht leidet, um seinen Vater nicht preiszugeben.

Indes wird das Zeugenverhör zu Ende geführt. Nun ist an dem Altgesellen Wendel die Reihe der Vernehmung. Die Stimme des Alten, der da, gebückt und grauhaarig, in seinem schäbigen Sonntagsanzug steht, ist die erste, die einfach und rückhaltlos für Eli eintritt.

Einen braveren Buben gäbe es nicht, beteuert er. Von der Anklage glaube er — mit Respekt gesprochen — keine Silbe, schon weil die Gret doch — hm — nun ja, weil sie diejenige sei, mit der des Jungen Vater —

Er unterbricht sich hüstelnd, verwirrt durch den Blick, den Eli von der Anklagebank ihm zuwirft. Aber Elis Verteidiger, gestachelt durch die Art, wie ihm sein Amt in diesem Falle erschwert wird, greift die Andeutung begierig auf. Was steckt denn da noch? — Auch am Richtertische hat das Wort gezündet — einer der Beisitzer, der bisher müde und verdrossen zurückgelehnt gesessen, beugt sich vor, betrachtet Eli scharf aus eingekniffenen Augen.

Eine völlig neue Spur! Ein überraschender Fingerzeig! — Wenn der Zeuge dessen sicher ist und noch andre Zeugnisse dafür beibringen kann? — Da Wendel dies notgedrungen bejaht, will der eifrige Anwalt den Antrag stellen, vor allem den Vater des Angeklagten nochmals zu verhören.

Jählings hat sich Eli erhoben. Sein Gesicht ist entstellt von Aufregung — er sieht niemanden, starrt nur gerade aus auf den Vorsitzenden, von dem er seine Verurteilung erhofft. Ja, erhofft! Ehe er das Geheimnis laut werden läßt, das er durch Monate unter Schmerzen gehütet hat.

„Das leid ich nicht — das gehört nicht daher! — Lieber sag ich kurzweg: ich hab alles getan, was man mir schuld gibt."

Aber bevor die Richter und Hörer sich vom Staunen über diesen unvermittelten Ausbruch erholt haben, ereignet sich ein andres. Ungerufen hat Elis Vater sich hergedrängt, ist dicht an den Richtertisch getreten. Aus seinen Zügen spricht die gleiche Entschlossenheit, wie aus denen des Sohnes — die Ähnlichkeit beider fällt plötzlich jedermann auf.

„Die Herren entschuldigen — ich will bloß sagen, wo mein Bub in der Nacht vor dem Unglück gewesen ist."

Man will ihn zur Ruhe verweisen — die Reihe sei jetzt nicht an ihm. Er aber fährt fort, unbeirrt, in klanglosem, doch festem Ton: „Er hat mich abgepaßt vor dem Gasthaus, dazumal. Und hat mich um Himmelswillen gebeten, ich soll doch heimgehen mit ihm. Ich bin schlecht genug gewesen, ihn stehen zu lassen und hineinzugehen — zu der — die Herren wissen schon. Aber gewiß hat er auf mein Wiederkommen gewartet, vielleicht die ganze Nacht. Fragen Sie ihn nur!"

Eine starke Bewegung macht sich im Zuschauerraum bemerklich. Der Vorsitzende gebietet Ruhe, wendet sich hierauf an Eli:

„Angeklagter, ist das wahr?"

Pause. — Dann, kaum vernehmlich, erfolgt die Bejahung.

„Es ist so. Ich hab draußen gesessen und immer gemeint, der Vater kommt — bis in der Frühe; da bin ich heim."

„Und am nächsten Morgen, nach erhaltener Kündigung haben Sie die Margarete Becker aufgesucht?"

„Ja. Ich — ich hab ihn losbitten wollen von ihr."

Beifallsrufe hier und da — Murren des Mitleids und der Entrüstung dazwischen. Ein paar Frauen brechen in Tränen aus. Mit einem Male ist es licht geworden. Alle, die zuvor einen verderbten jungen Übeltäter zu sehen gemeint, sehen nun das Bild des Kindes, das frierend und hoffend auf den Steinen hockt, vergeblich seines Vaters harrt. Des Vaters, der um einer Dirne willen die Seinen verlassen hat! Der Umschlag der Stimmung richtet sich bei den meisten gegen ihn; zumal solche, die selbst nicht allezeit der Heiligkeit und Würde des Vaternamens eingedenk waren, suchen ihr Gewissen durch sittlichen Zorn gegen den Gefallenen zu betäuben. Aber freilich: da er sich von selbst anschuldigt! Es ist schwer, mit Steinen nach einem Haupte zu werfen, das sich der Mißhandlung von freien Stücken beut!

So wogt es widerstreitend in den Köpfen der Versammelten hin und her. Aber keiner ist so im Innersten durch den Vorgang überwältigt als der Angeklagte. Der ist auf die Bank zurückgesunken und verhüllt das Haupt in den Händen. Daß die Wagschale sich plötzlich zu seinen Gunsten geneigt hat, erschüttert ihn nicht so wie das ungeahnte Wiederfinden des Vaters von ehedem, — des Vaters, dessen Mut, dessen unbekümmerte Geradheit ihm als Kind so bewunderungswürdig erschienen.

Mittlerweile haben der Staatsanwalt und der Verteidiger ihre Schlußanträge gestellt; der erstere hat das geringste Strafmaß beantragt, der zweite Freisprechung, da dem Angeklagten jede verbrecherische Absicht gefehlt habe. Die Richter ziehen sich zur Beratung zurück. Es herrscht nach dem, was vorgefallen, kaum ein Zweifel darüber, wie der Spruch lauten wird. Weder der Vorsitzende noch die Beisitzer haben ihren ungewöhnlichen inneren Anteil verbergen können.

Als nach kurzer Abwesenheit das Gericht wieder erscheint, ist es so still in dem vollen Raum, daß man eine Nadel würde fallen hören. In dieser atemanhaltenden Lautlosigkeit wird das Urteil verkündet.

Eligius Willmann ist freigesprochen!

Lautes Beifallklatschen, mit Bravorufen vermengt, ertönt im Saal, hallt von den Wänden wider. Die Richter verlassen ihre Plätze — der Verteidiger schüttelt Elis willenlose Hand. Die Menge drängt hinaus ins Freie; jeder will der erste sein, den draußen Harrenden, die nicht mehr Einlaß gefunden, das Ergebnis mitzuteilen.

Vor dem Gerichtsgebäude sammeln sich die Leute in Gruppen, zum Teil in der neugierigen Hoffnung, den Freigesprochenen noch zu sehen. Da geschieht nach all dem Aufregenden abermals etwas Seltsames; auf den Stufen der Freitreppe erscheint eine hagere Mannesgestalt: der Meister Enderlein.

Dem haben die jüngstverflossenen Stunden mit der Erkenntnis, daß er beinahe dazu geholfen hätte, einen Unschuldigen zu verderben, aufrichtige Reue und Bestürzung ins Herz gesenkt. Auch das Beispiel des Mannes, der im entscheidenden Augenblicke seinen Fehl freiwillig gestanden, hat mächtig auf ihn gewirkt, so daß vom Drang nach gleicher Selbstanklage ihm, dem Unberedten, die Zunge gelöst wird. Und die Leute scharen sich wirklich um ihn

und lauschen den holprigen ungefügen Worten, die sich Bahn brechen wie ein Wasserstrudel über Schlamm und Geröll.

„Es steht geschrieben, daß Ärgernis kommen muß — aber wie spricht der Herr: wer eines von diesen Kleinen ärgert, dem wäre besser um seinen Hals ein Mühlstein. Wie kann das Reich Gottes kommen in Ewigkeit, solange die Seelen der Unmündigen in Trübsal und Verderbnis fallen durch unsre Sünde? Wehe, auch ich bin ein Blinder gewesen und habe das Öl auf meiner Lampe verlöschen lassen, daß ich den Weg nicht sah. Denn den Weisen und Klugen hat es der Herr verborgen; aber den Unmündigen hat er es geoffenbart."

Solches und mehr dergleichen predigte der zerknirschte Enderlein. Zu jeder andern Zeit hätten die Hörer den unklaren Redner, der da droben schrie und mit den Armen focht, gehörig ausgelacht. Aber da sie ja sämtlich seinen Irrtum und seine nunmehrige Einkehr geteilt hatten, lächelten sie wohl ein klein wenig, lauschten ihm aber doch mit nachdenklichen Gesichtern und dem inneren Gefühl einer großen, gemeinsamen Verantwortung. So hatte Tobias Enderlein endlich die Gnade erlangt, einmal zu den Gemütern seiner Mitmenschen zu reden.

Da stieg er herunter — das Haupt verzückt in den Nacken geworfen, wandelte er dahin. Er begab sich zu Elis Mutter, um ihr zu sagen, daß er Eli alles abbitte und ihn dringend ersuche, wiederzukommen. Er wolle fortan für ihn sorgen und ihm in aller Weise beistehen; denn ihn verlangte ernstlich, sein begangenes Unrecht zu sühnen.

Die auf dem Platze Zurückgebliebenen harrten noch eine Weile, in der Meinung, den Helden des Tages etwa beim Heraustreten begrüßen zu können. Als es jedoch zu lange währte und überdies ruchbar ward, er habe das Gerichtsgebäude durch eine hintere Tür verlassen, zerstreute die Menge sich nach und nach.

Eli war frei. Er vermochte es noch nicht zu fassen. Aber mit jedem Schritte, den er zurücklegte — er lief mehr als er ging — ward es ihm gewisser, unwiderruflicher: er war frei.

Er sog begierig die Luft — so frisch und köstlich war sie nie gewesen. Er ließ sich von der Sonne bescheinen — so hatte sie nie gewärmt! Wie weit alles Frühere hinter ihm lag — so weit, als sei er inzwischen erwachsen und ein Mann geworden.

Bloß da er heimkehrte zur Mutter — da war er wieder ein Kind. Vor sie hingekauert, schmiegte er den Kopf in ihren Schoß, während ihre Hände über ihn hinglitten, ihn betasteten, ob er ihr auch ganz und heil wiedergegeben sei! — Und dann saßen sie nebeneinander, still begnügt, und fragten einander um alles Mögliche; die Geschwister, die infolge der Trennung anfänglich ein wenig fremd getan, fanden sich bald in alter Weise hinzu. Die Mutter, so deutlich ihr Antlitz die Spur überstandenen Leidens trug, hatte etwas Verjüngtes, Mädchenhaftes in ihrem Wesen. Sie erzählte, was Enderlein ihr aufgetragen, und Eli nickte dazu; er freute sich, die gewohnte Arbeit

wieder aufzunehmen, das Haus wiederzusehen und den alten Wendel. Ja, auf Wendel freute er sich besonders!

Indes sie sprachen, war es, als näherten sich unschlüssige Tritte der Tür. Die Klinke ward herabgedrückt, die Tür um die Breite einer Hand geöffnet — dann rasch wieder zugezogen. Die Tritte entfernten sich.

Eli und die Mutter sahen einander an. „Ich glaube, er traut sich nicht," sagte die Mutter beklommen.

Sie hatte nicht ausgesprochen — da war Eli schon aufgesprungen, zur Stube hinausgestürzt, den Gang hinunter. Vor der Haustür holte er den Vater ein. Sie standen sich gegenüber, Aug in Auge. Wie damals vor der Schenke.

Der Vater machte eine Bewegung — es sah aus, als wolle er Eli die Hand reichen. Aber sie sank ihm mutlos herab, und sein Blick blieb am Boden haften. Eli betrachtete ihn unverwandt; da entdeckte er die Veränderung, die das Werk weniger Monate war. Die Haltung des Vaters war schlaff und müde — die Schläfen waren eingesunken, und darüber zeigten sich graue Streifen im Haar, die Eli von früher her nicht kannte. Ein Alternder und Gebrochener stand vor ihm.

Ein unendliches Mitleid quoll in Eli empor. Er gedachte nicht mehr dessen, was sie voneinander geschieden, nur des heutigen Augenblicks, da der Vater sich um seinetwillen dem öffentlichen Unwillen zum Ziel geboten hatte. Und daß er nun wie ein Bittender, Büßender ihm, dem Sohne, gegenübertreten mußte!

In rascher Aufwallung streckte er beide Hände aus: „Grüß Gott, Vater!" sagte er hell, beinahe freudig.

Rudolf Willmann hob die Augen auf, ungläubig noch — aber schon war Eli bei ihm und hatte die Arme ihm um den Hals geschlungen. Ein Zittern lief durch des Mannes Leib — sein einmaliges kurzes Aufschluchzen erstickte an Elis Schulter.

„Mein Sohn," sprach er leise.

Und Hand in Hand gingen sie hinein.

Kant unter den Weimarer Klassikern.

Von

Günther Jacoby.

Seit Jahrzehnten ist der philosophische Gedankenkreis Goethes und Schillers der Gegenstand eingehender Untersuchungen in der Geschichte der fachwissenschaftlichen Philosophie. Der Mahnung gewichtiger Stimmen folgend, hat man mehr und mehr die Bedeutung der Weimarer Dioskuren für die Entwicklung der Philosophie im Beginne des 19. Jahrhunderts hochschätzen gelernt. Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich von der Dichtung her ein Segen bringender Strom in die trüben Fluten der Philosophie ergießt und die spitzfindigen Formen dieser Wissenschaft mit neuem Leben erfüllt.

Goethe und Schiller als Propheten eines neuen Lebensideals. — Wie aber steht es dann mit dem andren Propheten der Zeit, mit Kant? Diese Frage hat in dem letzten Jahrzehnt neue Anregung und neue Teilnahme gewonnen. Aufmerksamer als früher schaut die Gelehrtenwelt unsrer Tage auf die Fäden, die sich einst zwischen Weimar und Königsberg gesponnen haben. Nicht nur Schiller, wie jedermann weiß, sondern auch Goethe scheint durch enge Fesseln mit Immanuel Kant verbunden gewesen zu sein.

Das Verdienst der Fragestellung gebührt hier der Marburger neukantischen Schule. Die begeisterte Verehrung, die der Königsberger Philosoph in dem Marburger Kreise findet, mochte es nicht verschweigen, daß die beiden größten Zeitgenossen Kants auch Kantianer gewesen seien. Eugen Kühnemanns feinfühlige und tiefsinnig gedachte Betrachtungen über Schillers Verhältnis zu Kant gingen voran. Und dann folgten die philologisch genauen Materialsammlungen Karl Vorländers, die — jetzt in Buchform erschienen — eine vortreffliche Übersicht über den in Frage kommenden Stoff bieten [1]).

[1]) Karl Vorländers Werk „Kant — Schiller — Goethe" (Leipzig, Dürr. 1907) hat mehrfach scharfe Beurteilungen erfahren. Auch die vorliegende Arbeit ist sachlich gegen Vorländers Aufstellungen gerichtet. Um so größeren Wert lege ich darauf, zu betonen, daß ich keineswegs in das vielfach geäußerte Vernichtungsurteil einstimme. Die in Vorländers Buch niedergelegten Arbeiten bilden eine außerordentlich tüchtige und dankenswerte Leistung; sie haben ihrer Zeit die Frage nach Goethes Verhältnis zu Kant in ein völlig neues Stadium gerückt und werden auf diesem Gebiete noch lange an erster Stelle befragt werden müssen. — Eugen Kühnemann, Kants und Schillers Begründung der Ästhetik. 1895. — Vielfach verfehlt ist der Aufsatz von J. Cohn, „Das Kantsche Element in Goethes Weltanschauung". Kant-Studien Bd. X.

Aus der neuesten Literatur möchte ich noch auf die kleine, geistvolle Monographie von Georg Simmel, „Kant und Goethe", hinweisen. Auch die Ausgabe der philosophischen Schriften der Klassiker in der ehemals Kirchmannschen Bibliothek trägt das ihrige dazu bei, um das erneute Interesse für die Philosophie Goethes und Schillers zu fördern [1]).

Es ist aber an der Zeit, über der Freude an dem Kantianertum Goethes und Schillers die nüchterne Abwägung der historischen Bedeutung und der historischen Bedingtheit dieses Kantianertums nicht zu vergessen. Es wird sich dieser Abwägung gegenüber nicht leugnen lassen, daß — rein historisch betrachtet — Schillers kantianisierende Schriftstellerei keine ruhmvolle und Kants Einwirkung auf Goethe keine in die Tiefe gehende war. Kants Verhältnis zu Schiller und Goethe — so interessant es an und für sich gewesen sein mag — hat auf die Geschichte des Kantianismus im 19. Jahrhundert keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt [2]).

Übersehen wir das nicht. Es hatte seinen guten Grund. Jener Strom, der von der Dichtung her sich in das Bett der philosophischen Probleme ergoß, kam nicht aus dieser, er kam aus einer ganz andren Quelle. Seine Ursprünge lagen in einer Zeit, da Herder die schönste Blüte seiner Jahre feierte und Goethe seine damals mehr wie je bildsame Seele in die Geistesformen des ihm so verwandten Herder einschmiegte.

Herder aber zog sich zu der Zeit des Kantianertums Goethes und Schillers grollend zurück. Ja, um die Wende des Jahrhunderts, als Schillers aufschäumende Kant-Verehrung schon längst verschäumt war, schwang er zornig gegen seinen ehemaligen Königsberger Lehrer die Klinge. Daß dieser Kampf Herders gegen Kant etwas historisch Bedeutsames in sich barg, ist fast stets übersehen worden. Daß er bedeutsamer war als die Kant-Verehrung der Weimarer Dioskuren, ist von niemand bemerkt worden. Dennoch verhält es sich so.

Es soll zuletzt in diesen Zeilen von der Bedeutsamkeit des Kampfes Herders gegen Kant die Rede sein.

Jena.

Es ist für die Stellung der Weimarer Klassiker zu Kant bedeutungsvoll und verhängnisvoll gewesen, daß Weimar in unmittelbarer Nähe von Jena liegt. Jena war im Ausgange des 18. Jahrhunderts die Hochburg der Kantischen Orthodoxie. Dort hatte das eigentliche Organ der Kantschen Schule sein Zentrum: die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung". Dort lebte, lehrte

[1]) Georg Simmel, Kant und Goethe (Gurlitts Sammlung: Die Kultur. Bd. X). — Schillers philosophische Schriften. Herausgegeben von Kühnemann. Leipzig, Dürr. — Goethes Philosophie. Herausgegeben von Heynacher. Ebenda. — Herders Philosophie. Herausgegeben von Stephan. Ebenda.

[2]) Der Meinung Windelbands, welcher der Schillerschen Philosophie einen wesentlichen Einfluß auf die Späteren glaubt einräumen zu sollen, kann ich mich nach einer Prüfung der Belege nicht anschließen.

und wirkte der Mann, der für die Ausbreitung des Kritizismus mehr getan hat als je ein andrer: Karl Leonhard Reinhold, der Verfasser der „Briefe über die Kantische Philosophie".

Dieser Mann machte aus der Sache der Wissenschaft eine Sache der Propaganda. Von Natur zur Anempfindung fremder Gedankenarbeit neigend und in der Dogmatik katholischer Philosophie erzogen, glaubte er in dem System des Kritizismus einen unangreifbaren Wahrheitsschatz gefunden zu haben. Und er meinte weiter, daß der Kritizismus nicht nur ein Ding für Fachleute sei, sondern daß von ihm sich ein Segensstrom über die ganze Welt ergießen müsse. Er meinte, daß der Kritizismus eine Art von neuer Religion hervorbringen werde. — Charakteristisch dafür ist der Empfang, den er bei der ersten Begegnung seinem Gaste Schiller bereitete. Dieser schildert uns das Zusammentreffen. „Gegen Reinhold bist du ein Verächter Kants," schreibt er an Körner (29. August 1787), „denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse."

Reinhold, so oberflächlich sein Verständnis des Kantischen Gedankenwerkes immer sein mochte, hatte doch insofern ganz richtig gesehen, als der Kantische Kritizismus tatsächlich eine faszinierende Macht auf die deutsche Gemütswelt auszuüben pflegt. War der Kritizismus auch nie und nimmermehr berufen, ein „neues Evangelium" zu sein, mochte das Wort von der Christusreputation Kants eine lächerliche Übertreibung bilden, so viel war richtig: die neue Kantische Philosophie besaß die wirkliche Kraft, ein Glaubensbekenntnis für viele erkennen wollende Geister zu sein; für alle diejenigen Geister, denen etwas an abgerundeter Erkenntnis lag, und die doch nicht imstande waren, von sich aus mit den Bedenken gegen die alten rationalistischen Probleme: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit fertig zu werden. — Für diese Geister war der neue Kritizismus ein tiefer und fester gebauter Hafen als die alte Philosophie.

Wenn neue Werke in der Wissenschaft Epoche zu machen beginnen, so pflegt es merkwürdig herzugehen. Es liegt über solchen Werken wie eine Art von Bann. So war es damals, so ist es heute, und so wird es immer sein. Neue Werke können wir nicht ebenso übersehen wie die Werke der Vergangenheit. Wir leben in dem Gedankenkreis unsrer Zeit, und neue Werke beanspruchen über diesen Gedankenkreis, eben damit aber auch über uns selbst, hinauszugehen. So fühlen wir uns ihnen gegenüber unsicher und unterliegen ihrer suggestiven Kraft viel wehrloser als der Gedankenkraft vergangener Werke.

Wenn je ein neues Werk diesen Bann über das gelehrte Publikum verbreitet hat, so ist es der Kritizismus gewesen. In Jena hatten Reinholds Bemühungen um die Bildung einer Kant-Partei ungeheueren Erfolg. Von allen Teilen Deutschlands, „selbst aus den entferntesten Gegenden", strömten die studierenden Jünglinge, ja zum Teil Männer, die ihre akademischen Studien schon lange hinter sich hatten, nach Jena, um Reinhold, den Propheten der neuen Weisheit, zu hören. Schillers Briefe sind voll davon. Ein Baron Herbert aus Klagenfurt, ein „Mann an die vierzig, der Weib und Kind hat und eine Fabrik in Klagenfurt besitzt", kommt auf vier Monate nach Jena, „Kantsche, Reinholdsche Philosophie zu studieren". Ein andermal

empfiehlt Schiller einen jungen Dänen, „der sich ein Jahr in Jena aufgehalten, um mit der Kantschen Philosophie aufs reine zu kommen“ und sie dann in Kopenhagen zu predigen. Ein Dritter will sich in Jena als kritizistischer Missionar für Frankreich ausbilden — von den Kant-Aposteln für Deutschland ganz zu schweigen. — Es war ein wunderliches Treiben. Reinhold machte es sich zur Aufgabe, Jena in ein Priesterseminar für das „neue Evangelium“ zu verwandeln.

Wer will die Stimmung, die damals in Jena herrschte, ermessen. Wir können uns heute kaum noch einen Begriff davon machen. Kritizismus war in Jena keine Wissenschaft: es war eine Religion. Kant war Gott, Reinhold war sein Prophet, Jena die Hochburg der neuen Lehre. Die ganze Stadt hallte davon wider. Schiller selbst, obwohl der Kantischen Lehre freundlich gesinnt (1790), klagt: er höre die Kantische Philosophie „zum Sattwerden preisen“. Und drei Jahre später, während er selbst schon Kant-Apostel ist, schreibt er: man höre auf allen Gassen „Form und Stoff“ erschallen und könne „fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornehme, nicht kantisch zu sein“.

Kantianismus als Sache der Partei: das war damals die Parole der Jenenser. Es ist jahrelang die Auffassung Schillers gewesen. Wer nicht für mich ist, ist wider mich. „Ich erwarte,“ schreibt Schiller (an Goethe 28. Oktober 1794), „von den Gegnern der neuen Philosophie die Duldung nicht, die man einem jeden andern System, von dem man sich nicht besser überzeugt hätte, sonst widerfahren lassen möchte; denn die Kantsche Philosophie übt in den Hauptpunkten selbst keine Duldung aus, und trägt einen viel zu rigoristischen Charakter, als daß eine Akkommodation mit ihr möglich wäre. Aber dies macht ihr in meinen Augen Ehre, denn es beweist, wie wenig sie die Willkür vertragen kann.“

Intoleranz gegen jede andre Philosophie war das offen ausgesprochene Prinzip der Kantianer von Jena. Die Nichtkantianer wußten davon ein Lied zu singen. Sie alle legen hier einstimmiges Zeugnis ab. Zwei Beispiele mögen genügen. In der Einleitung zu seiner Logik schreibt Bardili: „Wo es bei einer Sekte einmal dahin gedieh, daß, wer nicht ihres Glaubens ist, mit dem Ehrentitel eines unkritischen Ignoranten abgefertigt wird, daß sie sich nicht entblödet, jedes Produkt, das nicht ihren Stempel trägt, für eine schülerhafte Probeübung zu erklären, daß schülerhafte Jungen aus ihrer Mitte sogar die Tauglichkeit eines Mannes zu irgendeinem philosophischen Zwecke überhaupt, ausschließend und öffentlich nach dem Anteile an ihrer Sippschaft bestimmen, da scheint es einmal, sie habe alle Delikatesse aufgekündet.“ Man vergleiche hierzu die auf genau denselben Ton gestimmte Einleitung der Metakritik Herders. Er klagt: „Mit Protestationen gegen allen Dogmatismus ist sie (die Kantische Philosophie) die absprechendste Gebieterin in einer Sprache geworden, die sich vorher keine Schule erlaubte. Außer ihr ist kein Heil, kein Plus und Minus menschlicher Bestrebung. Sie hat den Schatz gefunden, ihre gemeinsten Auswürfe sind Goldstücke der Wahrheit. Was sie nicht gesagt hat, gilt nicht, bis sie es saget.“

Es war nicht übertrieben. Der alternde Königsberger Philosoph selbst bestärkte die Jenenser Gemeinde in ihrem Unfehlbarkeitsglauben. Er schrieb 1789 an Reinhold: er dürfe, „ohne sich des Eigendünkels schuldig zu machen, wohl versichern, daß er, je länger er auf seiner Bahn fortgehe, desto unbesorgter werde, es könne jemals ein Widerspruch (!) oder sogar eine Alliance (dergleichen jetzt nicht ungewöhnlich ist) seinem Systeme Abbruch tun." — So war es kein Wunder, wenn Schiller, sich zum Echo des Jenaer Kreises machend, meinte, „diese Philosophie habe keinen andern Gegner zu fürchten als Vorurteile".

Wehe dem, der es wagte, „diese Philosophie" anzugreifen. Er war dem Haß eines wohlorganisierten Kreises verfallen. Er wirklich hatte es mit einer „Alliance" zu tun. Hätte Kant einen vorurteilsfreien Blick in das Jenaer Treiben tun können, er hätte in seinem Schreiben an Reinhold nichts von einer „Alliance" erwähnt. Eine solche bestand in der Kantischen Partei selbst viel eher als bei den Gegnern. Reinhold hatte in Jena einen wissenschaftlichen Geschäftsring gestiftet, der alles Außerkantische vernichtete.

Die Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit hat wissenschaftliche Geschäftsringe mehr als genug zu verzeichnen. Niemals aber hat eine Gelehrtenschule mit größerer Ausschließlichkeit, niemals mit größerer Bannkraft gewirkt als die Kant-Partei zur Zeit ihrer ersten Herrschaft. Kants Philosophie anzugreifen, galt diesem Zeitalter nicht nur wie ein wissenschaftlicher Makel, es galt ihm wie ein sittliches Vergehen. — Hören wir wieder Schiller. Er schreibt an Goethe über eine gegen Kant gerichtete Verteidigungsschrift Schlossers (9. Februar 1798): „Die Schrift hat mich angeekelt, ich kann's nicht leugnen, sie zeigt einen gegen lautere Überzeugung verstockten Sinn, eine inkorrigible Gemütsverhärtung (!), Blindheit wenigstens, wenn keine Verblendung. Sie, der den Menschen besser kennt, erklären sich vielleicht richtiger und natürlicher durch eine willkürliche Beschränktheit, was ich, der die Menschen gerne verständiger annimmt als sie sind, mir nur durch eine moralische Unart (!) erklären kann." — Und an andrer Stelle: „Auch kann man, deucht mir, bei allen Streitigkeiten, wo der Supranaturalism von denkenden Köpfen gegen die Vernunft verteidigt wird, in die Ehrlichkeit ein Mißtrauen setzen (!)". Ganz in demselben Sinne wird der Franzose Mounier von Schiller als „ein würdiges Pendant" zu dem Professor Garve verspottet: beide hätten sich „gegen Kant prostituiert".

Herder muß es sich zu dieser Zeit gefallen lassen, daß Schiller von seinem ästhetischen Hauptwerke, der „Kalligone", urteilt: es fehle dem Verfasser ganz der Begriff der Sache, und er salbadere bloß darüber. Schiller war außerstande, zu bemerken, daß Herder, der seine ästhetische Lebensarbeit in der „Kalligone" krönte, hier sehr viel Tieferes und Bedeutenderes leistete als Schiller selbst auf diesem Gebiete je zustande gebracht hatte.

Genug des Unerfreulichen. — Es war unerläßlich, ein Bild des Jenenser Parteiwesens und Schillers Bedingtheit in ihm zu zeichnen, wenn anders Schillers Periode des Kantianertums verstanden werden soll. Schiller war mit dem Jenaer Parteitreiben auf das engste verwachsen. Insofern war diese Epoche seines Lebens nicht ohne Schatten.

Schiller.

„Wenn Du überlegst, wie wenig ich über diese (philosophischen) Materien gelesen habe, wieviel vortreffliche Schriften darüber vorhanden sind, die man sich ohne Schamröte nicht anmerken lassen kann, nicht gelesen zu haben, so wirst Du mir gerne glauben, daß es mir immer eine schwerere Arbeit ist, einen Brief des Julius zu schreiben, als die beste Szene zu machen. Das Gefühl meiner Armseligkeit — und Du mußt gestehen, daß dies ein dummes Gefühl ist — kommt nirgends so sehr über mich als bei Arbeiten dieser Gattung." (Brief an Körner 14. November 1788.)

Schiller wußte sich, da er nach Jena kam, keiner starken und eigentümlichen philosophischen Ader zu rühmen. Er fühlte sich als Fremdling auf diesem Gebiete. Es hatte ihn niemals sonderlich angezogen. So hatte er es auch vermieden, sich mit philosophischer Literatur zu befassen. Es scheint in der Tat, daß er von dem, was in der Geschichte der Philosophie bisher geleistet worden war, keinerlei rechte Vorstellung hatte. „Ich habe immer nur das aus den philosophischen Schriften (den wenigen), die ich las, genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt," schreibt er im April 1788. Sein „Julius" habe sich daher gleich mit dem Universum eingelassen: er selbst habe fast keine andre Philosophie gelesen und sei zufällig mit keiner andren bekannt geworden. — Schillers Kenntnisse mochten sich aus dem zusammensetzen, was ihm gelegentlich in den Weg kam, und in seinem „Philosophischen Zeitalter" pflegte gerade in der Philosophie nur Zweitklassiges auf dem Wege zu sein.

So war denn das wenige Philosophische, was Schiller damals geschrieben hatte, auch nur zweitklassig geworden. Schiller machte sich keine Illusionen darüber. Es war ihm unbehaglich bei Arbeiten dieser Gattung: er fühlte sich in ihnen nicht groß. Wenn er sich dennoch bisweilen mit ihnen abgab, so folgte er mehr der Mode seiner Zeit als einem inneren Antriebe.

Schiller philosophierend. — Was war es denn mit der Philosophie unsres Dichters gewesen? Gestehen wir es: es war überhaupt keine eigentliche Philosophie gewesen. Was Schiller bisher auf diesem Gebiete geleistet hatte, das erhob sich nicht im mindesten über den Durchschnitt der damals so beliebten populären und popularisierenden Betrachtungen; jener Betrachtungen, die sich im Tone der Weltweisheit wohlgefielen, und von denen die „moralischen und politischen" Wochenschriften und Almanache der Zeit überflossen. In diese Gattung von Schriften gehörte Schillers „Vorkantische Philosophie". Brechen wir deshalb nicht den Stab über sie. Sie wollte weder unsterblich sein noch ist sie es geworden. Schiller betätigte in dieser Schriftengattung weniger Scharfsinn als glänzenden Stil. Er mochte seinen Zeitgenossen auch damit einen Dienst leisten.

Schiller kam nicht als Philosoph, er kam als Dichter und allenfalls als Historiker nach Jena. So wäre es vielleicht möglich für ihn gewesen, sich philosophisch unabhängig zu erhalten. Aber Jena war damals voll von Kant,

und wir wissen, daß Reinhold nicht versäumte, den neuen Ankömmling für seine Partei zu gewinnen. Schiller fühlte zunächst einiges Widerstreben gegen Reinholds kritizistischen Enthusiasmus. Es schien ihm etwas Gemachtes darin zu liegen. Dennoch ließ er sich imponieren. Schon Körner hatte ihn auf Kant hingewiesen, und nun war die Jenenser Universität ganz voll davon. Kant werde in hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben! Was war natürlicher, als daß Schiller an die Wichtigkeit der Sache zu glauben begann. Sein Mangel an philosophischen Kenntnissen und sein Mangel an philosophischer Bildung hinderte ihn, ein eigenes Urteil zu fällen. Er mußte sich hier auf die Stimme der Fachleute verlassen, und diese schienen einig zu sein. So hatten Reinholds Bemühungen Erfolg. Schiller schreibt nach seiner ersten Begegnung mit Reinhold (an Körner 29. August 1782): „Ich muß gestehen, daß er mit Verstand davon (von der Kantischen Philosophie) sprach und mich schon dahin gebracht hat, mit Kants kleinen Aufsätzen in der ‚Berliner Monatsschrift' anzufangen, unter denen mich die Idee über eine Allgemeine Geschichte außerordentlich befriedigt hat. Daß ich Kanten noch lesen und vielleicht studieren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht."

Der Entschluß war gefaßt. Immerhin dauerte es noch Jahre, bis er zu ernstlicher Ausführung kam. Geschichtliche Studien nahmen die Zeit des Vielbeschäftigten vollauf in Anspruch. Äußere Lebensumstände und wichtige Wendungen in seinem persönlichen Schicksal ließen keine philosophische Sammlung aufkommen. Es bleibt jedoch bei der kantfreundlichen Stimmung, und es stärken sich die persönlich guten Beziehungen zu Reinholds Schulpartei. Die Folge davon ist ein gewisser literarischer Einfluß Kantischer und kantianisierender Ideen auf Schiller. Körner triumphiert, daß Schiller sich „nicht schämt", in seiner Antrittsvorlesung über „Begriff und Zweck der Universalgeschichte" zu „kantisieren", und der Thaliaaufsatz „Etwas über die erste Menschengesellschaft" (November 1790) trägt die Anmerkung: „Es ist wohl bei den wenigsten Lesern nötig, zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kantschen Aufsatzes in der ‚Berliner Monatsschrift' entstanden sind."

Im Februar 1790 hatte Schiller geheiratet. Damit beginnt für ihn eine neue Lebensperiode und eine neue Gedankenrichtung. „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein," schreibt er an Körner (16. Mai 1790); und in demselben Briefe: „Die alte Lust zum Philosophieren erwacht wieder." Das war das Entscheidende. Die Zeit der Inkubation für die Philosophie Schillers war abgelaufen. Die Bewußtseinslage, die der Jenaer Parteigeist in ihm erzeugt hatte, tauchte an die Oberfläche, um nun bald alle andren Regungen in ihm zu überdecken. Ein alter, früher geplanter, aber immer wieder zurückgestellter philosophischer Brief des Julius an Rafael wird jetzt hervorgeholt, und das Sommersemester bringt eine öffentliche Vorlesung über „den Teil der Ästhetik, der von der Tragödie handelt". Freilich verfährt Schiller dabei als philosophischer Autodidakt: die Zeit seiner früheren Popularphilosophie steckt ihm noch immer im Blute. „Bilde Dir ja nicht ein," heißt es im Briefe an Körner (16. Mai

1790), „daß ich ein ästhetisches Buch dabei zu Rate ziehe. Ich mache diese Ästhetik selbst, und darum, wie ich denke, um nichts schlechter."

Schiller war 1790 ein andrer geworden. Er sattelte von der Geschichte zur Philosophie über. So konnte es nicht fehlen, daß er Kantianer wurde. Ein Gespräch mit Goethe am 1. November 1790 findet ihn ganz kantisch, und der 3. März 1791 verkündet dem Freunde Körner das energische Studium der „Kritik der Urteilskraft". „Du errätst wohl nicht," heißt es in dem Briefe, „was ich jetzt lese und studiere? Nichts Schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urteilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten . . . ich ahne, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen. Da ich nächsten Winter Ästhetik vortragen werde, so gibt mir dieses Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu verwenden."

Schiller hat im ganzen viereinhalb Jahre auf das Studium der Kantischen Philosophie verwendet. Es ist die Zeit des eigentlichen Kantianertums Schillers; die Zeit, in der er mit Leib und Seele der Jenaer Philosophenpartei angehörte; die Zeit, in der er sich berufen fühlte, mit den andren Schülern Reinholds das „neue Evangelium" zu verkünden; die Zeit, in der er alles billigte, was kantisch gedacht war, und in der er alles mißbilligend verdächtigte, was andre Gedankenwege ging.

Es war eine wunderliche Zeit in dem Leben unsres Dichters. Er, der bisher dem eigentlichen philosophischen Denken ferngestanden, der eingestandenermaßen von der Philosophie als Wissenschaft kaum die mindeste Kenntnis genommen hatte: er glaubte sich bald befähigt, in einer eminent wissenschaftlichen Philosophie statt des Lernenden ein Lehrender zu sein und öffentlich das Wort zu ergreifen.

Erst im März 1791 hatte das Studium der „Kritik der Urteilskraft" begonnen. Dann war er monatelang durch schwere Krankheit in der Arbeit gehindert worden. Trotzdem ließ er schon im Januar 1792 einen kantianisierenden Aufsatz „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" drucken. Hier war alles nach Kantischen Vorstellungsarten orientiert. Hier war alles mit Kants Materialien gebaut. Hatte wirklich Schiller noch ein Jahr zuvor seine Ästhetik „selbst gemacht", dann hatte sich jetzt seine Arbeitsweise gründlich geändert. „Selbst gemacht" war in seiner neuen Schrift nur ein geringer Einschlag von Popularphilosophie, verbunden mit einigen nicht eben tiefgehenden Bemerkungen über das Schauspiel. Alles übrige, der gesamte psychologische Unterbau, die Auffassung vom Wesen des ästhetischen Vorganges, von seinem Verhältnis zur Zweckmäßigkeit und seinem Verhältnis zur Moral, endlich die gesamte Auffassung der Moral selbst: alles das war von Kant herübergenommen, und zwar nicht nur als allgemeine Anregung, sondern als festes, unveränderliches Lehrstück. Für Schiller begann die kritizistische Doktrin damals Dogma zu werden. Eben deshalb war der Anfang seiner sogenannten philosophischen Periode „Schularbeit".

Schon im nächsten Stück der „Thalia“ folgte ein weiterer Aufsatz „über tragische Kunst“. Der Art nach unterschied er sich nicht von dem ersten: es war eine Beispielsammlung zu Kantischen Lehrsätzen.

Das folgende Jahr 1793 liefert eine erstaunliche Fülle von kant-philosophischen Produktionen. Eine überaus rege, ästhetisierende Korrespondenz mit Körner spinnt sich an. Schiller glaubt das objektive ästhetische Prinzip a priori gefunden zu haben, das der Meister Kant vergebens suchte. Er meinte damals in der Philosophie Kant gegenüber selbständig zu werden. „So schwer dies unsereinem ist, so habe ich es doch wirklich versucht.“ Er will sich jedoch Zeit nehmen und seine Ideen erst „völlig aufkeimen lassen“. (An Fischenich 11. Februar 1793.)

Trotzdem und trotz der fortwährenden Kränklichkeit des Dichters beginnt gerade damals die berühmte große Brieffolge an den Herzog von Augustenburg (die späteren Briefe „über die Erziehung des Menschen“), im Mai sind zwei Aufsätze „vom Erhabenen“ und „über das Pathetische“ in Arbeit, und im Juni erschien die „in nicht ganz sechs Wochen verfertigte“ Abhandlung über „Anmut und Würde“. — Schiller arbeitete mit unglaublicher Geschwindigkeit. Es schien ihm selbst bedenklich, um so mehr, als er sich jetzt verhältnismäßig selbständig wähnte. „Das Fach ist mir noch neu und (unter uns gesagt) über lauter Fliegen fürchte ich das Gehen noch nicht gelernt zu haben.“ (An Schütz 20. Juni 1793.)

Indessen sollte er beruhigt werden. Das folgende Jahr 1794 brachte in Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ eine anerkennende (wenn auch widerlegende) Besprechung von „Anmut und Würde“. Schillers Freude war grenzenlos. Der Abgott Jenas hatte seine Arbeit einer Antwort gewürdigt und sie eine „mit Meisterhand verfaßte Abhandlung“ genannt. Es ist der Trumpf, der in den Briefen Schillers von nun an immer wieder ausgespielt wird. Er tritt jetzt in eine Korrespondenz mit Kant und ladet ihn zur Mitarbeit an den „Horen“ ein. Der Brief, der diese Einladung enthält, ist voll der schmeichelhaftesten Wendungen. Er zeigt zugleich die Auffassung, die Schiller selbst von dem Verhältnis seiner Philosophie zur Philosophie Kants hatte. Schiller beurteilte seine Philosophie als popularisierende Schülerarbeit, die des Meisters Widerlegung als verdienter Zurechtweisung bedurft habe.

„Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen, verehrungswürdigster Meister, für die Aufmerksamkeit zu danken, deren Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt, und für die Nachsicht, mit der Sie mich über meine Zweifel zurechtgewiesen haben. Bloß die Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Teile des Publikums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen scheint, und der eifrige Wunsch, einen nicht unwürdigen Teil der Menschheit mit der Strenge Ihres Systems auszusöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der Tat sehr wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe. ... Nehmen Sie, vortrefflicher Lehrer, schließlich noch die Versicherung meines lebhaftesten

Dankes für das wohltätige Licht an, das Sie in meinem Geiste angezündet haben; eines Dankes, der wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist." (Brief vom 13. Juni 1793.)

Das Jahr 1794 war der Ausarbeitung und Umarbeitung der Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" gewidmet worden. Sie erschienen in den Horen von 1795. Schiller dünkte sich jetzt auf dem Gipfel seiner philosophischen Produktionskraft. „Eine solche Einheit als diejenige ist, die dieses System zusammenhält," schreibt er an Körner (5. Januar 1795), „habe ich in meinem Kopfe noch nie hervorgebracht, und ich muß gestehen, daß ich meine Gründe für unüberwindlich halte."

Diese Gründe waren vielleicht überwindlicher als Schiller glaubte. — Die Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen", abgesehen von dem, was sie Fichte abborgten, erheben sich in der Tat nur wenig über das Wissenschaftsniveau der andren kantianisierenden Schriften Schillers. „Zwar will ich Ihnen nicht verbergen," heißt es gleich im ersten Briefe, „daß es größtenteils Kantsche Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Laufe dieser Untersuchungen an irgendeine besondere Schule erinnert werden sollten." An eine solche Schule nicht erinnert zu werden, war bei der Lektüre jener Briefe allerdings nicht möglich. Auch diese Hauptschrift Schillers legt wie ihre Vorgängerinnen den ganzen Begriffsschatz der kritischen Philosophie als System unwiderleglicher Doktrinen gläubig zugrunde. Alles, was in der Schrift wirklich Schillers Eigentum ist, baut sich über und aus diesem Grunde empor. Schiller arbeitete hier wie in andren philosophierenden Schriften mit einem Material, das von andren gefunden war; und er konstruierte mit dem Kantischen Material ein Konglomerat von Geschichte, Entwicklungsgeschichte, Psychologie, Moral und Ästhetik, wie es in der Wirklichkeit weder wirklich noch möglich war.

In der Tat, die Kantische Auffassung von der Moral und von der Ästhetik hatte mit den Entwicklungsstufen der Menschheit durchaus nichts zu tun, weder im ideellen Sinne noch gar im reellen. Schiller befand sich hier in einem schweren Irrtume. Es rächte sich jetzt an ihm, daß er glaubte, man könne Philosophie treiben aus der Lektüre der Kritik der Urteilskraft allein und „aus dem einförmigen Umgange mit sich selbst" (vgl. den ersten Brief). Zu der Behandlung eines Themas von der Art der Schillerschen Briefe gehörte mehr. Es gehörte dazu eine „reiche Welterfahrung", es gehörte mindestens dazu eine umfangreiche Lektüre, welches beides Schiller ausdrücklich von sich gewiesen hatte. (Erster Brief.)

Es konnte unter diesen Umständen nicht fehlen, daß Schiller sich in seiner philosophischen Rolle, selbst während dieser verhältnismäßigen Höhe seines Produzierens, nicht wohlfühlte. Das Ungroße seines philosophischen Tuns konnte dem großen Manne nicht entgehen. Wir haben gerade aus dieser Zeit Briefe, die das deutlich genug bezeugen. Mochte er sich auch in zeitweiliger Selbsttäuschung als philosophischer Schöpfer glauben, so konnte es ihm doch auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß er weder imstande war,

sich wider, noch gar über den Kantischen Gedankenkreis zu erheben. Wie anders soll man es deuten, daß er, sobald er scheinbar vom Kantischen Kurse abgewichen war, immer wieder zurückkehrte zu jenen kleinen Aufsätzen, die nichts andres waren und auch nichts andres sein wollten als Kant-Auslegungen und -Anwendungen. In dieser Linie bewegt sich der Aufsatz „Über das Erhabene", eine Umarbeitung der ähnlich lautenden Abhandlung vom Jahre 1793.

Endlich brachten die Horen Ende 1795 und Anfang 1796 die Arbeit über „Naive und sentimentalische Dichtung". Es war der erfreuliche Abschluß einer unerfreulichen Periode. Erfreulich, nicht durch seine Abhängigkeit von der Kantischen Philosophie: diese lief auch hier die gewöhnlichen ungroßen Bahnen. Aber erfreulich deshalb, weil Schiller hier die überaus feinsinnig gefundenen und selbst in der kantianisierenden Schulformel noch schönen und richtigen Unterschiede zwischen sich selbst und Goethe an den Tag brachte.

Goethe aber hat Schiller von der Spekulation zur Dichtung zurückgeführt. Die Abhandlung über „Naive und sentimentalische Dichtung" ist das letzte, was Schiller an philosophischen Prosaschriften geschrieben hat. Schon in der zweiten Hälfte von 1795 hatte seine philosophische Tätigkeit sich wesentlich auf die Abfassung der sogenannten „Philosophischen Gedichte" beschränkt. Der Eifer für die kritizistische Philosophie ebbte merklich ab. Am 30. November meldet ein Brief an Humboldt: er, Schiller, habe „allen spekulativen Arbeiten und Lesereien . . . auf unbestimmte Zeit entsagt", und im Januar 1796 heißt es übereinstimmend: seine „philosophische und kritische Schriftstellerei für die Horen sei auf eine ziemlich lange Zeit geschlossen", — „in diesem Gebiete habe er eine Zeitlang nichts mehr zu bestellen", — „er habe auf lange Zeit von der Theorie Abschied genommen". (7., 9., 18. Januar 1796).

Seltsam und unphilosophisch wie das Kommen war auch das Gehen dieses Gastes in der Philosophie. Durch das Jenaer Parteitreiben gegen seine Neigung und gegen seine innere Bestimmung zur Philosophie gezogen, hatte er in der Propaganda für Kant mitgearbeitet. Aber nicht geschaffen, ein Philosoph zu werden, war er zu groß, ein Popularisator zu sein. Seine philosophische Schriftstellerei befriedigte ihn nicht, und sie konnte ihn ihrem Wesen nach nicht befriedigen. Wie er ein Opfer seiner eigenen Willenskraft, sich in die philosophierende Manier seiner Kollegen hineingezwungen hatte, so warf er jetzt nach seiner männlichen Art die Philosophie entschlossen von sich und genas in der belebenden Freundschaft Goethes zu der dichterischen Größe, zu der er berufen war.

Es gibt bedeutende und unbedeutende Darstellungen der Geschichte der Philosophie, die Schillers kantianisierende Aufsätze als einen wesentlichen und wichtigen Fortschritt in der Geschichte des Kritizismus preisen. Schiller habe — das ist die stehende Formel — die Lehre Kants viel selbständiger und bedeutender fortgebildet als Reinhold und die übrigen Jenenser. Maimon und Beck seien „unbedeutender" als er. Ja, die eigentliche Größe Schillers läge weniger in seiner Dichtung als in seiner philosophischen Wirksamkeit. —

Ich glaube nicht, daß mit solchen Äußerungen die Bedeutung der Philosophie Schillers richtig gekennzeichnet wird. Hier mag doch wohl die Freude des modernen Kantianers, Schiller in seiner Partei zu sehen, mehr das Wort geführt haben als der unbefangene Sinn des Historikers. Hier mag doch wohl die an sich schöne Verehrung für Schillers Größe weiter ausgedehnt sein, als den Tatsachen gegenüber gerechtfertigt war. Endlich, hier mag doch wohl viel zu wenig die Entstehungsgeschichte der Schillerschen Philosophie berücksichtigt worden sein, als es für eine Abschätzung des Wertes derselben nötig war.

Schiller selbst hatte eine so hohe Meinung von seinen philosophischen Schriften nicht. Er hatte gar nicht die Absicht, mit ihnen ernstlich in den Fluß der Probleme einzugreifen. Die Absicht, in der Schillers Aufsätze abgefaßt sind, ist die einfache, oft genug von Schiller selbst ausgesprochene, in den ganzen Jenenser Verhältnissen gegebene und mit Schillers sonstigem Verhältnis zur Wissenschaft durchaus übereinstimmende: das Publikum mit den von Kant gedachten Ideen angenehm zu unterhalten. Eine solche Schriftstellerei ist wohl für die Literaturgeschichte interessant, sie gehört aber nicht in die Geschichte der Philosophie.

Schiller sei bedeutender als Maimon oder Beck, und er sei selbständiger als Reinhold und die übrigen Jenenser. — Daß Schiller als Persönlichkeit bedeutender war als alle diese Männer, wird natürlich niemand leugnen. Schiller war ein Mensch allerersten Ranges, und jene waren Männer zweiten Ranges. Wenn es sich aber um die Geschichte der Philosophie handelt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Leistungen Maimons und Becks, ja selbst Reinholds nach ihrem Inhalt und nach ihrer Methode bedeutender waren als die Leistungen Schillers. Maimon, Beck und Reinhold nahmen die Kantische Philosophie an, weil sie ihre Fundamente untersucht hatten, und indem sie diese Fundamente zum Teil anders fundierten. Diese Männer waren Kantianer infolge einer wissenschaftlichen und im ernsten Kampfe erworbenen Überzeugung. Schiller aber war Kantianer, ohne jemals das Fundament der Kantischen Philosophie geprüft, ja ohne die eigentlichen Tiefen des Kritizismus gesehen zu haben. Schillers Philosophieren bewegte sich ganz und gar auf der Oberfläche des Kritizismus.

Eben deshalb war nichts unangemessener als die Formel: Schiller sei „selbständiger" gewesen, wenn auch nur selbständiger als Reinhold. Weit entfernt, selbständiger zu sein, war Schiller vielmehr ein Schüler Reinholds. Einer von den vielen Schülern, die die Kantische Philosophie nach Reinholds Auslegung gläubig hinnahmen. Einer von denen unter den Reinhold-Schülern, die sich mit der Begründung des Kritizismus im Rahmen der Geschichte der Philosophie gar nicht befassen konnten, weil ihnen die Kompetenz fehlte. Einer von denen unter den Kantianern, deren spärliche Opposition gegen den Meister wohl aus dem sogenannten gesunden Menschenverstand entsprang, aber nicht aus einer irgendwie tiefer quellenden, wirklich philosophischen Ader.

Nein, der Gedanke, Schiller zum hervorragenden Philosophen zu stempeln, war zweifellos verfehlt. Es war die irrige Konsequenz einer Verehrung, die glaubte, der Größe des Dichters nichts vergeben zu dürfen. Es ist aber nicht

alles groß, was große Männer tun. Schillers Arbeit in der Philosophie war nicht groß. Man kann von einer Größe Schillers reden, die über allen Zweifel erhaben ist. Es ist die Größe seiner Dramen und die Größe seiner Gedichte. Man kann auch von einer Größe Schillers sprechen, die sich in seiner dichterischen Erfassung und Darstellung der Geschichte betätigt. Selbst in Schillers Übersetzertätigkeit mag man eine gewisse Größe nicht verkennen. Aber in Schillers Philosophie gibt es keine Größe: wenigstens keine philosophische.

Wäre in Schillers Philosophieren Größe gewesen, so hätte er sich persönlich anders zu dieser Wissenschaft gestellt, als er es Zeit seines Lebens getan hat. Man kann nicht bis in sein dreißigstes Lebensjahr der Philosophie abhold sein und dann für vier und ein halb Jahre zum großen Philosophen werden. Philosophie ist Erlebnis. Wenn daher Wissenschaften als reine Theorien überhaupt möglich sind, dann ist Philosophie so nicht möglich.

Philosophie war auch bei Schiller Erlebnis. Aber hier war sie dilettantisches Erlebnis: nicht empfunden, sondern anempfunden; nicht original, sondern nachgeahmt; nicht hervorquellend, sondern hervorgeholt. Mitten in seiner philosophischen Laufbahn, in ihrem fruchtbarsten Jahre, war diesem Dichterphilosophen sein Beruf zum Philosophieren selbst „noch sehr unentschieden" (an d. Prinz von Augustenburg 9. Februar 1793); war ihm seine Theorie „der Einfall eines Anfängers, der erst seit gestern in das Heiligtum der Philosophie hineinblickte" (ebd.); war sie ihm „ein erster Exkurs ins philosophische Feld", wo freundschaftlicher Zuspruch nötig ist (an Schütz 20. Juni 1793). Und am Ende seiner philosophischen Epoche, im Jahre 1795, berührt ihn der Blick in das philosophische Wesen „ich kann nicht sagen, wie peinlich"; erscheint ihm dort alles „höchst unnatürlich"; ist ihm der beste Philosoph eine „Karikatur" (an Goethe 7. Januar 1795). — Bei Schiller war die Philosophie kein Ausdruck eines urkräftigen Erlebnisses. Sie war der halb erzwungene Abglanz einer Begeisterung, die bei seinen Jenenser Kollegen vielleicht echt gewesen sein mochte.

Es verhielt sich mit Schillers Stellung zur Philosophie nicht viel anders, als es sich mit seiner Stellung zur Geschichte verhalten hatte. Schiller betrachtete die Wissenschaft als ein Material für schöngeistige Darstellung. Er hatte aber keine Vorstellung davon, was es heißt: wissenschaftliche Probleme ernstlich anzufassen und zu fördern. Schiller war ein Künstler, er war aber kein Forscher. Es fällt heute keinem Historiker mehr ein, das Wissenschaftliche in Schillers Geschichtschreibung preisen zu wollen. Es kommt auch keinem Philologen bei, auf das Gelehrte in Schillers Übersetzungen hinzuweisen. Aber in der Philosophie muß Schiller ein Großer gewesen sein?

Schiller war ein Dilettant in der Philosophie und wollte selbst nicht anders angesehen werden. Man erinnere sich doch, daß Philosophieren und Philosophie verbreiten zwei verschiedene Dinge sind: das eine tut der Philosoph, das andre der Literator. Das eine hat Kant getan, und das andre tat Schiller. Schiller wollte „die Resultate der von Kant gegründeten Sittenlehre einem Teile des Publikums annehmlich machen". Er wollte „einen nicht unwürdigen Teil der Menschheit mit der Strenge des Kantschen Systems aussöhnen". Er wollte eine Stimme sein aus dem Publikum für das Publikum. Er wollte seine stilistischen Gaben in den Dienst des „neuen Evangeliums"

stellen wie die andern Jenenser. Aber ein Philosoph im wissenschaftlichen Sinne des Wortes hat er nie sein wollen, — wenn er auch gelegentlich wähnte, eigene Funde zu machen.

Er war ein Dilettant. Wie ein Dilettant fühlt er immer wieder die Unsicherheit seiner philosophischen Begründungen; weiß er nie recht, wie er eigentlich zu Kant steht. Wie ein echter Dilettant charakterisiert er seine Philosophie als „metaphysische Distraktionen" (an Schlegel 14. September 1795). Nur ein Dilettant konnte so naiv sein, zu behaupten, daß die „philosophischen Beschäftigungen" auch darum der Geschichte vorzuziehen seien, weil sie nicht „so viele gelehrte Zurüstungen" nötig hätten (an Körner 4. Mai 1795). Nur ein Poet, aber kein Philosoph konnte schreiben, er habe sich aus der metaphysimephitischen Luft in den freien und warmen Himmel der Poesie hinausgerettet" (an Voigt 13. September 1795).

Es war ja nur natürlich, daß es so kam. Wie sollte denn Schiller in der Jenenser Philosophie zur Größe gelangen? Man denke doch daran, daß er vorher niemals ein inneres Verhältnis, ja auch nur ein tieferes Verständnis für die Philosophie als Wissenschaft gehabt hatte. Man vergesse doch nicht, daß ihm für eine Abschätzung dessen, was der von ihm verkündigte Kritizismus eigentlich in der Geschichte der Philosophie zu bedeuten habe, daß ihm für diese unerläßliche Vorfrage auch die notdürftigsten Vorkenntnisse gefehlt haben. Schiller hatte leicht sagen, er sei überall streng kantisch, wo er „bloß niederreiße und gegen andre Lehrmeinungen offensiv verfahre" (an Jacobi 29. Juni 1795). Er *konnte* andren Lehrmeinungen gegenüber gar nicht anders als „streng kantisch" verfahren. Er kannte jene Lehrmeinungen ja viel zu oberflächlich und viel zu dürftig, um anders gegen sie zu operieren, als mit dem Geschütz der einzigen Philosophie, die er wirklich studiert hatte. Zu einer wirklich ernsten Polemik hätte es unendlich viel mehr „gelehrter Zurüstungen" bedurft, als Schiller sich beifallen ließ.

Schiller war aber auch deshalb ein philosophischer Dilettant, weil er selbst von der Philosophie, die er verkündigte, nur einen Teil eingehend studiert hatte. Die Grundlage der Kantischen Philosophie, das Werk, aus dem die Erfassung des tiefsten Kerns der beiden andren Kritiken erst möglich wird, ist die Kritik der reinen Vernunft. Nun, es befremdet, daß Schiller sich des Ideengehaltes der Kritik der reinen Vernunft kaum je einmal bedient. Es ist sicher, daß er das Hauptwerk Kants besessen und stellenweise gelesen hat. Aber es hat allen Anschein, als sei ihm der tiefere Gehalt des Buches gar nicht aufgegangen. Jedenfalls ist er bei ihm nicht fruchtbar geworden. Nun ist es offenbar möglich, Blüten der Kantischen Philosophie auch aus den andren beiden Kritiken allein zu pflücken. Man mache uns dann aber nicht glauben, daß Schiller die Tiefen des Kantischen Denkens gesehen habe.

Um die Tiefen des Kritizismus war es Schiller nicht zu tun. Er glaubte, daß diese Tiefen und mit ihnen die Richtigkeit der Kantischen Philosophie eine ausgemachte Sache sei. Er gedachte, abzuschöpfen. Danach orientiert sich der Inhalt des Schillerschen Philosophierens. Es bestand seinem Wesen nach darin, eine zeitgemäße Popularphilosophie mit den Etiketten des kritizistischen

Begriffsschatzes zu versehen. Klassifizierung der Dichtungsarten, Klassifizierung der ästhetischen Bewußtseinsvorgänge, Klassifizierung der Menschentypen, Klassifizierung der geschichtlichen Entwicklungsstufen, alle diese Klassifizierungen am Leitfaden des Kantischen Begriffssystems: das ist bezeichnenderweise die inhaltlich den breitesten Raum einnehmende Beschäftigung der Schillerschen Abhandlungen.

Es war dilettantisch. Deshalb dilettantisch, weil Schiller gläubig den Kantischen Begriffsschatz in Bausch und Bogen als richtig und ein für allemal festgestellt hinnahm, ganz besonders dilettantisch aber deshalb, weil er gar nicht merkte, wie unendlich viele Gefahren in der Kantischen Terminologie verborgen lagen; Gefahren, denen der Meister selbst in vielen und wichtigen Fällen entgangen ist; denen aber Schiller immer wieder unterlag. — Im Kreise der modernen Kant-Forscher pflegt man von einer „psychologistischen" Auffassung Kants als des größten Hindernisses für sein Verständnis zu reden. Schillers kantianisierende Schriften sind „psychologistisch" in jeder Zeile.

Eben deshalb sind sie in keiner Weise Fortbildungen derjenigen Gedanken, die wir als die eigentlich klassischen Leistungen Kants ansehen müssen. — Es ist eine stehende Formel, daß Schillers Philosophie den Kritizismus nach wichtigen Richtungen hin ergänzt habe. Ich muß bekennen, daß ich diesen Ausdruck niemals habe recht verstehen können. Wenn Kants Philosophie ergänzt werden sollte, so mußte es aus der Tiefe des Kantischen Systems heraus geschehen. Schillers Ergänzungen, Verbesserungen und Angriffe kamen aber stets aus der Oberfläche.

Schiller ein Ergänzer Kants? Was Schiller Kant gegenüberstellte, war zu einem Teile das, was er selbst erst aus Kants Kritiken gelernt hatte. Und es war zum andern Teile das, was sein gesunder Menschenverstand — angeregt durch Freund Körner — zu Kants Entwicklungen sagen mochte. Das waren keine gefährlichen Waffen. Kant hat sie auch niemals ernst genommen. „Da, wo ich aufbaue, befinde ich mich in Opposition gegen Kant," äußert Schiller (an Jacobi 29. Juni 1795). „Indessen schreibt er mir, daß er mit meiner Theorie ganz zufrieden ist, ich weiß also doch nicht recht, wie ich gegen ihn stehe." Kant wußte es. Er hatte sich längst selbst zu sagen vermocht, was Schiller gegen ihn einwandte.

Wenn Schiller Kant ergänzte, verbesserte, weiterbildete, so geschah es einzig und allein in dem literaturgeschichtlich interessanten Sinne, in dem sich seine ganze philosophierende Schriftstellerei bewegt: in dem Sinne einer Umbiegung des Kritizismus zur Volkstümlichkeit.

Die Bedeutung der Philosophie Schillers liegt in der Tat keineswegs auf der Bahn der Wissenschaft. Sie liegt in der schöngeistigen Wendung, die der Kritizismus unter Schillers Händen erfuhr. Hieran soll nicht gerührt werden. Die philosophischen Aufsätze Schillers haben sich ein ehrenvolles Andenken in unserm Volke bewahrt, und sie haben damit ihr Zurechtbestehen erwiesen.

Es ist eine andre Frage, ob Schiller selbst mit der ästhetischen Seite seiner philosophischen Arbeiten zufrieden war. Man wird diese Frage eher verneinen als bejahen müssen. Zum mindesten: es ist sicher, daß Schiller während der ganzen Zeit seines philosophischen Schaffens ein Gefühl inneren

Unbehagens nicht hat loswerden können. Jene Stimmung aus dem Jahre 1788, das „dumme Gefühl" der eigenen — philosophischen — „Armseligkeit" hat ihn im Grunde auch in den neunziger Jahren bedrückt, und es machte sich während dieser Zeit oft genug Luft. Ein deutliches Symptom davon sind die fortwährenden Selbstbekenntnisse der Unsicherheit in dieser Zeit. Das deutlichste Symptom ist die Erleichterung, die er bei der Flucht aus der Philosophie in die Dichtung empfindet.

Es war aber nicht nur in Schillers geistiger Eigentümlichkeit bedingt, daß seine philosophische Rolle ihm peinlich wurde. Es lag auch in der Natur der Kantischen Philosophie. Schiller hatte geglaubt, den Kritizismus durch eine schöngeistige Darstellung in die Dichtung einschmelzen zu können. Nun hat es gewiß philosophische Konzeptionen gegeben, die zugleich poetische Erlebnisse sein konnten. Solche Konzeptionen hätten eine anmutige Darstellung vertragen. Aber war es mit der Kantischen Philosophie ebenso? Oder hieß es nicht doch diesem eigensinnigen Denksystem Mark und Kraft entziehen, wenn man es für ein genießen wollendes Publikum zubereitete? Oder war der kritizistische Begriffsapparat nicht doch gar zu abstrakt und gar zu sehr auf ein System ausgehend, um die Eleganz der dichterischen Form mit Natürlichkeit tragen zu können?

Es scheint, daß Schiller von der Inkongruenz zwischen dem dichterischen Erlebnis und der abstrakten Philosophie ein nicht zu übertönendes Gefühl hatte. Das Aufhören aller poetischen Produktion während seiner philosophischen Periode gibt davon ein beredtes Zeugnis. Noch deutlicher spricht das eigene Bekenntnis Schillers von der undichterischen und unnatürlichen Selbstpeinigung, aus der die philosophischen Gedichte des Jahres 1795 hervorgingen. Diese Gedichte entstammten nicht aus einem freudigen und in sich einstimmigen Schöpferdrang. Sie waren vielmehr in der „sehr anspannenden Tätigkeit" einer gewaltsamen Zusammenschweißung zweier nicht zusammengehöriger Mächte — der kritischen Philosophie und der Poesie — entstanden: das bewundernswerte Ergebnis des heroischen Sichselbstzwingens Schillers. Dieser schreibt damals an Goethe: „Wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter seine Abstraktionskraft ruhen lassen darf, so muß ich bei dieser Art von Produktionen diese beiden Kräfte immer in gleicher Anspannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten." — In der Tat eine „sehr anspannende Tätigkeit"! (Brief an Goethe 16. Oktober 1795.)

Es war in der Künstlerpsyche Schillers einerseits und in dem Wesen der Kantischen Philosophie anderseits tief genug begründet, daß der Dichter seinem Versuche eines schöngeistigen Kritizismus absagte. Wir haben für die Erzwungenheit der Gefühle, durch die er sich für die Jenenser Philosophie begeisterte, ein sehr interessantes Selbstbekenntnis aus der Zeit der Kulmination seines Philosophierens. Dieses Selbstbekenntnis wird aber um so interessanter, als es inhaltlich ganz übereinstimmt mit einer Kritik, die Schiller acht Jahre vorher der Begeisterung Reinholds für den Kritizismus zugedacht hatte.

Damals — im Jahre 1787 — hatte ihn das Unnatürliche und Gemachte der Reinholdschen Schwärmerei für kritizistische Begriffsbildungen abgestoßen.

Er schreibt im Briefe an Körner (29. August 1787): „Reinhold kann nie mein Freund sein, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnden glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klar sehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergibig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem vertrockneten, ausgesogenen Kopfe unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß."

Schiller hatte mit dieser strengen Kritik einen Irrtum begangen. Es war weniger ein Fehler der Persönlichkeit Reinholds, daß seine Gefühle unnatürlich und zusammengescharrt erschienen. Es war ein Fehler der Sache und der Bemühung Reinholds, von den starren Problemen der Kantschen Philosophie in einer Tonart zu reden, die dem Wesen des Kritizismus ungemäß war.

Als sich dann später die „Ahndung" Reinholds erfüllte, und Schiller, wenn auch nicht sein Freund, so doch sein Anhänger wurde, da ist es Schiller zum Bewußtsein gekommen, daß künstlerische Begeisterung und abstrakte Philosophie nicht bloß bei Reinhold unnatürlich zusammengeführt waren, daß das Unnatürliche viel eher im Wesen der Sache selbst lag. Ganz ähnlich wie im Jahre 1787 von Reinhold, schreibt er im Jahre 1795 von sich selbst (Brief an Goethe 7. Januar): „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Produkt dieser Art (Wilh. Meister) in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so strenge, so rigid und abstrakt, und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugnis geben, in meinen Spekulationen der Natur so treu geblieben zu sein, *als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt.* — — — Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen *Abstand zwischen dem Leben und dem Räsonnement* — und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde bloß *für eine natürliche Eigenschaft der Sache* ansehen muß. Soviel ist indes gewiß, *der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn.*"

So konnte Schiller sprechen, zwei Tage, nachdem er an Körner triumphiert hatte, er sei von seinem philosophischen System befriedigt und habe eine solche Einheit noch nie in seinem Kopfe hervorgebracht. Freilich merkte er gerade damals, daß wahre Philosophie „abstrakte Darstellung" und „Strenge der Schreibart" verlangt, um nicht die „Bündigkeit der Beweise zu schwächen" (5. Januar 1795). Schiller kam in diesen Tagen an den Scheideweg zwischen Poesie und Spekulation. Er wählte den Weg der Poesie: denn er war ein Dichter und kein Philosoph.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Carl Augusts Reise nach Paris und England 1814[1].

Von

Hermann Freiherrn von Egloffstein.

I.

Wie Carl August von Weimar sich im Oktober 1806 durch treues Ausharren auf dem ihm angewiesenen Posten des Namens würdig gezeigt hat, den er schon damals in der gebildeten Welt besaß, so hat er auch durch seinen Anteil am Feldzuge des Jahres 1814 den Erwartungen, die man von ihm hegen durfte, in vollem Maße entsprochen. Allerdings war ihm nicht vergönnt, sich bei den für dessen Ausgang entscheidenden Ereignissen zu betätigen. Er, der sieben Jahre hindurch so schwer wie irgendeiner seiner Zeitgenossen unter der Willkür des fremden Eroberers gelitten hatte, der selbst nach der Leipziger Schlacht noch befürchten mußte, seiner Rachsucht zum Opfer zu fallen, hatte nicht die Genugtuung, an den letzten großen Siegen über ihn persönlich teilzunehmen und am 31. März 1814 mit den Verbündeten in der Hauptstadt des französischen Weltreiches einzuziehen.

Während diese allmählich ins Innere Frankreichs eindrangen, hatte Carl August als Oberbefehlshaber des aus den königlich sächsischen und den thüringischen Truppen bestehenden dritten deutschen Armeekorps die Pflicht übernommen, Belgien von der Herrschaft der Franzosen zu befreien, in ihm eine sichere Operationsbasis für das Hauptheer zu schaffen und zugleich die Hilfsquellen dieses reichen Gebietes zur Fortsetzung des Kampfes nutzbar zu machen.

Seinem Vorgehen stellten sich anfangs keine ernsten Hindernisse in den Weg. Abgesehen von einigen festen Plätzen gelang es sehr rasch, das Land zu unterwerfen, zugleich aber durch eine am 11. Februar in Brüssel errichtete vorläufige Regierung die Ruhe und Sicherheit aufrechtzuerhalten.

[1] Aus den Vorarbeiten zu der von mir geplanten Darstellung des Anteils Carl Augusts am Befreiungskriege und am Wiener Kongreß, auf Grund der Akten des Großherzogl. Hausarchivs, Abteilung A. XIX (abgekürzt W. H. A., Abt. A. XIX) in Weimar.

Mit der Zeit gestaltete sich jedoch die Lage des Herzogs recht schwierig, denn gegen Ende März sah er sich auf Blüchers Verlangen genötigt, die Division Borstell, die einen Bestandteil des preußischen Korps Bülow bildete, aber zu seiner Verstärkung in Belgien zurückgeblieben war, nach Frankreich abrücken zu lassen, von Bernadotte aber, der aus Niedersachsen herankam und sich ihm schon zu Anfang dieses Monats bis auf wenige Tagemärsche genähert hatte, konnte er trotz dringender Bitten den zur Ergänzung seiner Streitkräfte erforderlichen Zuzug nicht erlangen. Als daher eine ansehnliche französische Heeresmacht unter Führung des Generals Maison von Lille aus herbeieilte, um die von Carl Augusts Truppen belagerten Festungen zu entsetzen, vermochte das dritte Armeekorps ihr nur mit Mühe standzuhalten, und in den ersten Apriltagen befand sich Carl August, wie er seiner Gemahlin bekannte, in nicht geringer Bedrängnis.

Allerdings sah er sich durch die Kunde, daß Paris gefallen sei, bald aus ihr befreit. Der Aufforderung zum Abschlusse eines Waffenstillstandes, die der Herzog daraufhin an Maison ergehen ließ, wurde von diesem schon nach wenigen Tagen, am 12. April, entsprochen, und auch die Festungen ergaben sich eine nach der andern. Carl August konnte somit seine Aufgabe in Belgien als gelöst ansehen und war deshalb gern bereit, dem Rufe seines obersten Kriegsherrn, des Kaisers von Rußland, zu folgen, der ihn zu sich nach Paris entbot.

Von der Nähe dieser Stadt, die er seit seiner frühen Jugend nicht wieder besucht hatte, fühlte sich Carl August, gleich allen Streitern des Befreiungskrieges, nach den schwer errungenen Siegen mächtig angezogen. Wie ernste Prüfungen ihm auch das Schicksal seit 1806 auferlegt hatte: der frische Lebensmut, der seinem ganzen Wesen das Gepräge gab, war dadurch nicht gebrochen worden, und um so größere Freude wußte der alternde Fürst noch am Dasein zu finden, als er sich mit dem heiteren Sinne der Weltkinder des achtzehnten Jahrhunderts auch den ungemessenen Wissens- und Bildungsdrang seiner jüngeren Jahre bewahrt hatte.

Diesen zu befriedigen, bot Paris Carl August ebenso reichliche Gelegenheit, wie sich zu erholen und zu zerstreuen. Den eigentlichen Zweck seines dortigen Aufenthaltes mußte er jedoch in der Fürsorge für die Interessen seines Hauses bei der Neuordnung der deutschen Staatsverhältnisse erblicken, die, wie er glaubte, gleichzeitig mit dem Friedensschlusse zu erwarten war.

Über die Stellung des Herzogs zur nationalen Frage geben die Vorschriften, die er wenige Monate später seinem Bevollmächtigten beim Wiener Kongreß, dem Freiherrn v. Gersdorff, erteilte, genaue Auskunft[1]). Sie beweisen, daß es ihm weder an Pflichtgefühl gegenüber dem weiteren Vaterlande noch an Verständnis für dessen Konstituierung auf gesunder Grundlage gefehlt hat. „Zuvörderst", heißt es gleich im Anfange, solle Gersdorff „bey Unterhandlung und Diskussion der deutschen Angelegenheiten in allem dahin trachten, daß er . . . keiner zweckmäßigen Einrichtung zur Beförderung des

[1]) d. d. Wien, 22. IX. 14. Staatsarchiv Weimar C. 2244 d. Original.

Wohls des gemeinen deutschen Vaterlands und zu Kräftigung des förderativen Bandes, welches dessen einzelne kleinere und größere Staaten umschlingen soll, seine Beystimmung versage“[1]).

Freilich war Carl August, als echter Vertreter des deutschen Fürstenstandes jener Zeit, nicht gesonnen, sich irgendeines wesentlichen Vorrechtes desselben zum allgemeinen Besten zu begeben, sondern machte Gersdorff zur ernsten Pflicht, „ein für allemal gegen alle unwürdige und unsern reichsfürstlichen und herzoglichen Verhältnissen unangemessene Anträge und Propositionen, zumal gegen solche, die ein unnötiges Subjektions Verhältnis mit sich führen würden, kräftigst zu protestiren.“

Je mehr er selbst indessen bei seiner politischen Schwäche befürchten mußte, in Abhängigkeit von stärkeren Nachbarn zu geraten, desto mehr fühlte er sich angetrieben, alles aufzubieten, um seine eigene Machtstellung zu heben und zu befestigen. Der Zeitpunkt schien ihm dafür sehr geeignet zu sein, denn es war anzunehmen, daß die Verbündeten das Herrscherhaus des an sein Land grenzenden Königreiches Sachsen wegen seiner Anhänglichkeit an Napoleon des Thrones für verlustig erklären würden. Damit aber eröffnete sich dem Herzoge, als dem Haupte der älteren Linie der Wettiner, die Aussicht, den Besitz der jüngeren, wenn auch vielleicht nicht in vollem Umfange, sich zu eigen zu machen.

Der erhebliche Gebietszuwachs, der einige Jahre vorher einer Reihe von andern deutschen Fürsten zuteil geworden war, legte, im Verein mit den ihnen gewährten Rangerhöhungen, den Gedanken nahe, ein Gleiches auch für das Haus Weimar zu erstreben. Wirklich hatte Carl August dieses Ziel seit geraumer Zeit ins Auge gefaßt, und schon im Herbst 1807 hoffte der Kanzler v. Müller bei seiner Anwesenheit in Paris den französischen Kaiser für die Wünsche des Herzogs zu gewinnen[2]).

Durch das Scheitern seiner Bemühungen ließ man sich nicht abschrecken: bis in den Sommer 1813 hinein hielt der Minister v. Voigt, einer der vertrautesten Ratgeber des Herzogs, und mit ihm dieser selbst, der damals auf dem Wege nach Teplitz Napoleon in Dresden aufwartete, an dem Gedanken

---

[1]) Wie dieser erste Abschnitt der Gersdorffschen Instruktion, so ist auch derjenige, der die Errichtung ständischer Verfassungen betrifft, von deutsch-patriotischem Geiste durchdrungen. „Sollte vorgeschlagen werden,“ so lautet er, „nach allgemeinen Grundzügen in den verschiedenen deutschen Staaten ständische Verfassungen zu constituiren oder die schon bestehenden darnach zu modificiren, dergestalt, daß alsdann die Dauer und Rechtswirksamkeit dieser Verfassungen unter Garantie des Bundes oder Reiches gestellt würde; so hat dieser Befestigung oder Verallgemeinerung einer wohlhergebrachten echt deutschen Berathungsform zwischen Fürst und Volk unser Bevollmächtigter beyzustimmen, um so mehr, da Wir schon früher als in der Zeit französischer Grundsätze, andere Landesfürsten ihre Stände unterdrückten oder beseitigten, denselben eine bestimmtere Verfassung zu geben, für rühmlich erachtet haben und dieser Beurkundung deutsch-fürstlichen Sinnes durch Unsern Beytritt zu Maasregeln, welche dahin abzwecken, die Wohlthaten allen deutschen Landen zu Theil werden zu lassen, welche wir unsern Unterthanen in Überzeugung ihres Werthes bereits haben gönnen wollen, jetzt gern das Siegel aufdrücken.“

[2]) Siehe M.s „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813“. Braunschweig 1851. S. 175 ff., 180 ff., 190 ff., 206 ff.

fest, im Interesse Weimars den Schutz des Korsen anzurufen. „Ich glaube," schreibt Voigt am 20. Juli der Großfürstin Maria Paulowna, „daß der Herzog, mein gnädigster Herr, selbst sein Verlangen ganz offen an den Kaiser von Frankreich bringen lassen wird, nemlich das Verlangen, für so vielen Verlust und so vieles Leiden dem herzogl. Hause auch die Wiedererholung zu vergönnen. Dieses Fürstenhaus," fährt er fort, „hat durch Mißgeschick seit Jahrhunderten immerfort in Landen, Anwartschaften, Erbschaften etc. verloren, daß es an und für sich schon zu Hoffnungen der Verbesserung seines Schicksals berechtigt sein möchte" [1]).

Diese Hoffnungen auf Napoleon allein zu setzen, fand Voigt allerdings trotz der Bewunderung, die er für ihn hegte, doch bedenklich, denn schon begann dessen Stern zu erbleichen. Bei der nahen Verwandtschaft, die seit 1804 zwischen den Häusern Weimar und Rußland bestand, hielt er es für ratsamer, auch die Hilfe des Letzteren in Anspruch zu nehmen und die Großfürstin zugleich um Fürsprache bei ihrem kaiserlichen Bruder zu bitten, „einem erhabensten Monarchen, ohne dessen Einwillig- und Beystimmung nichts Großes in der politischen Welt vorgehen könne."

Carl Augusts Schwiegertochter hatte sich einige Monate zuvor, am 7. April, nach Böhmen begeben, wo sie trotz des wieder ausgebrochenen Krieges imstande war, brieflich und mündlich mit dem Kaiser zu verkehren. Bei ihrem innigen Verhältnisse zu Alexander war zu hoffen, daß sich dieser den Wünschen der Schwester nicht verschließen würde [2]).

Ihr Bescheid [3]) lautete auch so günstig, wie Voigt nur irgend wünschen konnte.

„Ich freue mich recht sehr," schrieb sie, „daß im stillen Ihre Ansichten mit den meinigen so sehr überstimmend (!) waren, daß Sie sich verpflichtet hielten mich zu ermahnen da wo ich schon längst das meinige gethan hatte: freylich leben wir in einer sehr ungestümen Zeit, und wir müßen unsrer Lage wegen eine Stütze finden damit wir nicht fortgerißen werden. Ich habe die sicherste Versicherung darüber bekommen, und so Gott will können wir, ich mögte sagen, auf kein (!) Fall, untergehen, weil sich der Kayser unsrer annimmt, wie er es mir ausführlich versprochen hat . . ."

Dasselbe war schon sechs Jahre früher in einem eigenhändigen Schreiben Alexanders an den Herzog geschehen; seine Worte durch die Tat zu beweisen, wurde ihm jetzt Gelegenheit gegeben, und Carl August war ebenso wie seine Berater auch entschlossen, den günstigen Augenblick, der sich nach der Völkerschlacht darbot, nicht ungenützt verstreichen zu lassen, um den Zaren bei guter Stimmung zu erhalten. Am 24. Oktober 1813 erschien dieser auf dem Wege von Leipzig an den Rhein in Weimar und blieb dort zwei Tage als Gast

[1]) Cpt. d. d. Weimar, 20. VII. 13. W. H.-A. Abt. A. XIX. Carl August 163.

[2]) Charakteristisch für die Beziehungen zwischen Schwester und Bruder ist die Schilderung ihres ersten Wiedersehens nach Maria Pawlownas Verheiratung im November 1805. N. v. Milde, Maria Pawlowna. Ein Gedenkblatt zum 9. November 1804. Hamburg 1904. S. 11.

[3]) d. d. Frantzbrunn (Franzensbad) 29. VII. 13. Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 163, Fol. 5.

des Herzogs. Dem Letzteren gab dieser Besuch einen willkommenen Anlaß, sich seiner Huld zu versichern und ihm zugleich seine Streitkräfte für den Bund der Gegner Napoleons in aller Form zur Verfügung zu stellen[1]).

Hiervon Maria Paulowna in Kenntnis zu setzen, war eine Denkschrift bestimmt, die der Vizepräsident des Landschaftskollegiums, Ernst August v. Gersdorff, ausgearbeitet hatte und der Voigt ein Schreiben an die damals noch abwesende Großfürstin beifügte. Daß sie auf Carl Augusts veränderte Parteirichtung nachdrücklich hingewiesen würde, lag Voigt um so mehr am Herzen, als der Aufsatz seines jüngeren Amtsgenossen zugleich einen Wunsch enthielt, in dessen Erfüllung er eine nicht unwichtige Gewähr für das Gelingen seiner Vergrößerungspläne erblickte.

Unmittelbar nach dem Siege bei Leipzig hatten die leitenden Staatsmänner der verbündeten Mächte, Nesselrode, Metternich und Hardenberg, im Interesse eines einheitlichen und erfolgreichen Vorgehens gegen den gemeinsamen Feind das sogenannte Zentral-Verwaltungsdepartement errichtet, dessen oberste Leitung dem Freiherrn vom Stein übertragen wurde. Sein Machtbereich sollte sich über alle in Besitz genommenen Gebiete erstrecken, die sich infolge der Kriegsbegebenheiten zurzeit ohne Landesherren befanden oder deren Beherrscher dem Bunde gegen Napoleon nicht beigetreten sein würden. Das letztere galt vom Könige von Sachsen, der als Frankreichs Verbündeter soeben in die Gefangenschaft abgeführt worden war. Sein Land wurde der neugeschaffenen Behörde unterstellt und erhielt einen Generalgouverneur in der Person des russischen Fürsten Repnin.

An Carl August nun erging die Aufforderung, zum allgemeinen Besten dem Fürsten die gleichen Befugnisse wie im Königreiche auch in den weimarischen Landen einzuräumen, und, wie unbillig ihm ein solches Verlangen auch scheinen mochte, so erklärte er sich dennoch bereit, darauf einzugehen, um seines hohen Zweckes willen und um den übrigen ernestinischen Fürsten ein gutes Beispiel zu geben. Er äußerte jedoch seinerseits die Bitte, daß ihn die Verbündeten dafür zum „Administrator" der königlich- und herzoglich-sächsischen Lande ernennen möchten. In den Wirkungskreis Steins oder Repnins irgendwie eingreifen zu wollen, lag ihm dabei ganz fern; was er erstrebte, war, wie Gersdorff in seiner Aufzeichnung für Maria Paulowna auseinandersetzte, im Grunde nur ein Ehrentitel; vor der Welt legte er aber auch darauf Wert, denn er „glaubte es seinen so ehrenvollen Verhältnissen zu der erhabenen Kaiserdynastie Rußlands schuldig zu seyn, vor dem Publico verständlich zu erscheinen, indem einen Platz Sr. Dt. einzunehmen vergönnt würde, dessen Begriff der Anerkenntniß deutscher Fürstengesinnung von seiten der hohen zu Deutsch-

[1]) Nähere Angaben über Alexanders Besuch in Weimar, wo ihn Kaiser Franz am 25. Oktober einholte, finden sich im Fourierbuche des Weimarischen Hofes auf das Jahr 1813. Vgl. Ludwig Freiherr v. Wolzogen, Memoiren. Leipzig 1851. S. 233. — Über die Aufnahme der Bitte Carl Augusts um Anschluß an die Verbündeten von seiten Kaiser Alexanders schreibt Graf Nesselrode an den Herzog, d. d. Weimar, 27. X. 13: „S. M. J. s'y est prêté (!) avec l'empressement avec lequel ne peut être qu'accueillie toute proposition de cette nature." W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 156, Fol. 2. Cop. v. Voigt.

lands Befreyung verbündeten Mächte genügend beurkundete . . . Für des Herzogs erworbenen Ruhm und für mögliche Folgen möchte allerdings etwas Reelles auch schon in dem bloßen Namen liegen," bemerkt Voigt hierüber in seinem Schreiben, das der Großfürstin jenes Anliegen zur Befürwortung beim Kaiser von Rußland empfahl.

Bei Carl August, der Gersdorffs Ausarbeitung gelesen hatte, fand sie entschiedenen Beifall. „Der Aufsatz für die Gr. F.," schrieb er am 17. November an Voigt, „ist sehr gut, zumal er in zieml. allgemeinen term. gefaßt ist. Alleweile kan man doch nichts anderes thun als wie andeuten, acht haben, um von glückl. Augenblicken gebrauch zu machen" [1]).

Diese Absicht lag auch den kurzen Bemerkungen zugrunde, die er selbst für seine Schwiegertochter niederschrieb und worin er ihr den Gebietszuwachs, der ihm geeignet schien, näher bezeichnete. Als wünschenswert nannte er erstens Erfurt und Blankenhain, zweitens beides unter Einräumung der „Suprematie" über Thüringen, drittens hierzu vielleicht noch das Königreich Sachsen; für die albertinische Linie schlug er eine Entschädigung „jenseits des Rheins, in der alten Pfalz, Zweybrücken etc." vor. Wie er Voigt gegenüber äußerte, hatte das Gesagte den Zweck, „der Großfürstin Ideen an die Hand zu geben; sie mag denn selbst Gebrauch davon machen, wenn sie es aufrichtig mit uns meint," setzte er zweifelnd hinzu. „Der Mangel eines Sohnes ist ein böses Ding."

Inzwischen war am 8. November Maria Paulowna von ihrer langen Reise zurückgekehrt, aber nur für wenige Tage: schon am 19. verließ sie Weimar wieder, um dem Kaiser nach Frankfurt a. M. zu folgen, wo sich das Hauptquartier damals befand.

Zwei Tage zuvor hatte Carl August von dort ein Schreiben des russischen Staatskanzlers Grafen Nesselrode erhalten, der ihm das baldige Zustandekommen des beim Kaiser Alexander nachgesuchten Vertrages über Weimars Angliederung an die Koalition in Aussicht stellte und empfahl, zu dessen Abschlusse Gersdorff nach Frankfurt zu schicken.

Carl August kündigte hierauf dem Grafen am 18. November das Erscheinen eines Vertreters an [2]), begab sich aber schließlich, vielleicht auf einen Wink der Großfürstin, am 24. November selbst in Begleitung Gersdorffs nach Frankfurt.

Mit seinem Empfange im Hauptquartier hatte er allen Grund, zufrieden zu sein. Nicht allein, daß man auf das anfänglich geforderte Zugeständnis an Repnin verzichtete: die Hauptsache war, daß Carl August durch Beschluß des Kriegsrates vom 24. November mit dem Oberbefehl über das dritte deutsche Armeekorps betraut und bald danach vom Zaren zum General der

[1]) Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 163 Fol. 19.

[2]) A. a. O. Fol. 2 eigenhändige Bemerkung Carl Augusts zu Nesselrodes Schreiben: „Ich habe heute darauf geantwortet, daß meine Frau Schwiegertochter sich nach Hanau begäbe, u. mir von dorten her einige Aufklärungen über allerhand details geben würde; sobald ich diese erhielte, so würde ich den Pr. v. Gersdorff oder den Canzler von Wolfskeel nach Frankfurt a/M. senden. 18t 9b 13. C. A.

Kavallerie ernannt wurde[1]). Durch diese ehrenvolle Beförderung, die möglicherweise vom Freiherrn vom Stein ausgegangen und auf dessen Besuch in Weimar am 10. und 11. November zurückzuführen war[2]), sah sich der Herzog an einen Platz gestellt, wo er hoffen durfte, den erstrebten Rang und Landerwerb als wohlverdienten Dank der Verbündeten für seine kriegerischen Leistungen zu erlangen. Ob er allerdings bei Maria Paulowna auf wirkliches Verständnis und tätigen Beistand würde rechnen können, schien ihm nach dem Eindrucke ihres Verhaltens in Frankfurt immer fraglicher.

„Notre belle fille," berichtet er an die Herzogin am 7. Dezember, „fait un secret de ses projets ultérieurs . . . Elle ne peut ecrire parceque toute sa journée se passe a donner des audiences, et jouir des visites de ses illustres chers. Je vous dirai la dessus des choses fort singulières. La tête lui tourne, et ce genre la n'est fait que pour la representation et pour dominer dans leur (!) garderobe"[3]).

Je weniger er aber glaubte, an der sorglos-lebensfrohen jungen Fürstin eine sichere Stütze zu finden, desto mehr mußte er sich angespornt fühlen, seine ganze Kraft an die ihm gestellte Aufgabe zu setzen. Bei dem freudigen Eifer, den er, seinen soldatischen Neigungen entsprechend, trotz aller damit verbundenen Mühen und Widerwärtigkeiten, ihr widmete[4]), war er seiner Sache auch ziemlich sicher. „Ich führe den Krieg mit viel Weisheit und ich hoffe, die Verbündeten werden mit mir zufrieden sein," schreibt er am 24. Februar 1814 an seine Gemahlin[5]).

---

[1]) Bezügliches Schreiben des F. Wolkonsky an Carl August d. d. Frkf. $\frac{26\ XI}{8\ XII}$ 13 Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 180 fol. 25, sowie von Gr. Nesselrode an denselben d. d. Frkf. $\frac{27\ XI}{9\ XII}$ a. a. O. Fol. 26.

[2]) Am 11. November vormittags 9 Uhr wurden zwischen dem Herzoge und Stein die von Weimar für die gute Sache zu bringenden Opfer eingehend erörtert, worüber der dabei anwesende Gersdorff eingehend an Voigt berichtet. 11. XI. 13. Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 163 fol. 30. Wie er schreibt, hatte Carl August schon am Abend zuvor „eine lange, freundschaftliche Unterredung mit dem Baron Stein gehabt".

[3]) Carl August an Luise, Frankfurt 7. XII. 03. Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 75. Bei den Mitteilungen aus den französisch geschriebenen Briefen des Herzogs ist dessen eigenartige Schreibweise unverändert wiedergegeben worden.

[4]) Von seiner Stimmung in der ersten Zeit des Feldzuges gibt unter anderm das Schreiben an die Herzogin aus Bommel a. Waal vom 23. I. 14. (Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 75) Zeugnis. „J'espere que cela sera bientôt fini mais en attendant il faut faire des coups . . . Mon bonheur m'a mis dans une société exquise et je ne pourrai que m'en trouver bien. Avec cela je me porte comme le pont neuf, et non obstant que je gele dans les chambres, je me trouve a mon aise. Extremement content de Wolzogen (Generalmajor v. W., damals in russischen Diensten, sein Generalstabschef, Näheres über ihn später) et d'Aster (Oberstleutnant A., königl. sächsischer Generalstabschef 1813, ging im Frühling dieses Jahres mit Thielemann zusammen in russische Dienste über), nous formons un trio trés gai, et nous amusons toujours en travaillant . . . Pour moi personnellement je suis pauvre comme un rat d'Eglise, avec 60 Louis en poche. Mais cette Campagne appartient veritablement dans celle (!) des avanturiers et elle, — j'en ai honte — m'amuse."

[5]) d. d. Ath, Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 75.

Weniger zuversichtlich war er freilich gegen Ende des Feldzuges, da er im Verhalten des Kaisers von Rußland ein Erkalten des früheren Wohlwollens wahrzunehmen glaubte. Weder die bei der Übernahme von ihm erbetene und ihm von Alexander versprochene Truppenverstärkung wurde ihm zuteil, noch fanden die Auszeichnungsvorschläge für die Offiziere seines Korps die geringste Beachtung: ja, dem in russischen Diensten stehenden tapferen Reiteroberſten v. Geismar[1]), der in Französisch-Flandern und der Picardie an der Spitze einer kleinen Kavallerieabteilung einen Volksaufstand gegen Napoleon versucht und unter anderm Aufrufe zugunsten des rechtmäßigen Königshauses verbreitet hatte, wurde im Namen des Zaren von dessen Generaladjutanten und Generalquartiermeister Fürsten Wolkonsky[2]) für diese unbefugte Einmischung in die Politik eine scharfe Rüge erteilt. Carl August konnte nicht umhin, sie mit auf sich zu beziehen, denn er hatte Geismars Vorgehen ausdrücklich gebilligt. Er wandte sich daher sogleich an den Feldmarschall Blücher, dessen Oberbefehle er inzwischen unterstellt worden war, mit der Bitte, ihn beim Kaiser gegen den erhobenen Vorwurf zu rechtfertigen und ihn dabei auch an die Erfüllung seiner Wünsche zu erinnern[3]). Als dann der Krieg mit der Einnahme von Paris seinen Abschluß gefunden hatte, sandte er dorthin einen seiner Adjutanten, den Oberstleutnant Bernhard v. Lindenau (später gotha-altenburgischer und zuletzt königl. sächsischer Staatsminister, 1779—1854), um sich in seinem Namen beim russischen Hauptquartier über die ihm widerfahrene Behandlung zu beschweren und etwaige Mißverständnisse aufzuklären. In der Tat erzielte Lindenau, dank dem freundlichen Entgegenkommen, das er bei Blüchers Quartiermeister, dem General v. Müffling[4]), und beim russischen Feldmarschall Barclay de Tolly fand, am 18. April das Versprechen, Kaiser Alexander werde alle Vorschläge Carl Augusts genehmigen. Im Einklange damit stand ein sehr liebenswürdiges Schreiben, das Barclay an demselben Tage im Auftrage seines Herrn an den Herzog richtete, gewissermaßen um dessen Versäumnis zu entschuldigen[5]).

---

[1]) Siehe Goethes Gedicht an ihn in der sog. „Sophien-Ausgabe", Bd. IV, Gedichte IV. S. 247.

[2]) Über dessen Charakter und persönliches Übelwollen gegen Carl Augusts Generalstabschef Wolzogen siehe des letzteren Memoiren. Leipzig 1851. S. 52 ff., 58, 278.

[3]) d. d. Mons, 25. III. 14, Cpt. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 184, Fol. 90. Die Beschwerden gegen das russische Hauptquartier sind in diesem Schreiben ausführlich dargelegt, und beigefügt ist die Abschrift eines Briefes von Wolkonsky, der die Rüge gegen Geismar enthält d. d. Chaumont $\frac{21\ II}{5\ III}$ 14 (Ogl. Carl August 180, Fol. 108). — Zur Verstärkung seines Korps hatte er in einem Schreiben an den Zaren vom 4. Dezember „de l'artillerie des gros Calibre, quelques Regt. (!) de Cavallerie Russes —, et des Cosaques, vu que ces armes manquent" erbeten.

[4]) 1815 Gouverneur von Paris, von 1821 an Chef des Großen Generalstabes, 1829—38 kommandierender General des VII. Armeekorps, dann Gouverneur von Berlin und Präsident des preußischen Staatsrates, gest. 1851. Über seine früheren Beziehungen zu Carl August s. weiter unten.

[5]) Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 183 Fol. 67. Übrigens sah sich Carl August, wie sich aus der Abschrift eines wahrscheinlich von Barclay geschriebenen Billetts (W. H. A.

Mit dieſem Erfolge war Carl Auguſt zufrieden und blickte daher der Reiſe nach Paris, wohin ihn der Zar inzwiſchen eingeladen hatte, in froher Erwartung entgegen. Er könne nicht leugnen, ſchreibt er am 20. April ſeiner Gemahlin, daß ſie ihm nach ſo vielen Leiden ſehr tröſtlich ſei. „Wie werden mich," bemerkt er ſpöttiſch, „gewiſſe Leute bei Euch darum beneiden und ſie misbilligen!"

Um ſo mehr mochte er ſich darauf freuen, als er ſich nach einem glücklich überſtandenen Anfalle ſeines alten Leidens auch körperlich wieder friſch und munter fühlte. „J'ai eté malade et allité pendant deux jours," bemerkt er in dem nämlichen Schreiben, „. . . mais depuis je me sens fraix comme le pont neuf."

Am 21. April begab er ſich von ſeinem Hauptquartier Enghien bei Brüſſel über Quiverain und Cambray nach St. Quentin, am 22. nach Compiégne, wo er den preußiſchen General v. Borſtell beſuchte, dem er ſich für die im belgiſchen Feldzuge ihm geleiſteten Dienſte zu beſonderem Danke verpflichtet fühlte. Am 23. April mittags hatte er Frankreichs Hauptſtadt erreicht[1]).

II.

Carl Auguſt ſah Paris zum erſten Male wieder ſeit 1775. Eine Weltſtadt war es ſchon damals, am Vorabend der Revolution, geweſen, in viel höherem Sinne aber verdiente es ſeit 1789 ſo zu heißen. Was Paris für Europa bedeutete, trat offenkundig zutage im Frühling 1814. Bildete doch ſeine Bezwingung durch die Verbündeten gleichſam den natürlichen Abſchluß der Kämpfe, die den Weltteil faſt ein Menſchenalter hindurch bewegt und in ſeinen Grundfeſten erſchüttert hatten; erſchien doch der Beſitz der ſtolzen Stadt, „vom Raub der Länder groß", den Zeitgenoſſen gleichſam als das erſehnte Ziel eines mühevollen Weges, das dem Wanderer nach langem Leiden endlich den Ausblick in eine beſſere Zukunft eröffnete[2]).

Abt. A. XIX. Carl Auguſt 186 b Fol. 154) ergibt, faſt zwei Monate ſpäter, am 12. Juni, in London genötigt, nochmals an ſeine Auszeichnungsvorſchläge zu erinnern. — In ſchroffem Gegenſatze zu Barclays höflichem Benehmen empfing Wolkonsky Carl Auguſts Abgeſandten mit verletzendem Hochmute. „Ich ſchickte ihm," ſchreibt dieſer dem Herzog, „die Depeſche durch einen ſeiner Adjutanten u. ließ dabei ſagen, daß ich noch mündliche Aufträge habe. Nachdem ich laenger als eine Stunde gewartet hatte, kam Wolk. in das Zimmer wo ich mit den Adjutanten u. einer Menge anderer Supplicanten ſtand heraus, u. ſagte: Vous avez désiré à me parler de la part du Prince, de Weymar, que me veut-il? Ich ſagte ihm, daß Ew. Durchl. vorzuglich (!) davon unterrichtet zu ſeyn wünſchten, ob Se. Majeſtät der Kaiſer die Reiſe nach Paris geſtatteten; er unterbrach mich hier und ſagte: Je lui ai écrit qu'il peut venir et écrivez lui encore que l'Empereur l'attend, machte mir ein Compliment und ging fort. — Wolkonskys Schreiben an Carl Auguſt war datiert vom 12. IV. 14. Vgl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl Auguſt 183, Fol. 58.

[1]) Den Angaben über die Reiſe liegt neben Carl Auguſts Schreiben an die Herzogin vom 20. April das Tagebuch des Generals v. Wolzogen zugrunde, deſſen Einſicht ich der Güte ſeines Eigentümers, des Freiherrn v. Stockhorn zu Freiburg i. Br., verdanke. Die Angaben in Wolzogens Memoiren ſind ungenau.

[2]) „. . . Mit der Eroberung von Paris, dem Friedensſchluß und Napoleons Verbannung waren die kühnſten Erwartungen überſchritten, es überkam einem das Gefühl, als müſſe man

Wie wenig die Wünsche, die man damals hegte, sich erfüllten, ist bekannt. Vor allem da, wo man für die Befreiung vom napoleonischen Joche die schwersten Opfer gebracht hatte, in Deutschland, blieb das Ergebnis der erfochtenen Siege am weitesten hinter den Erwartungen zurück.

Auch Carl August sah sich in den seinigen bitter getäuscht. Nach der Ankunft in Paris mußte er, dem eigentlichen Zwecke seiner Reise entsprechend, sich vor allem bemühen, möglichst bald Zutritt beim Kaiser Alexander zu erlangen, um ihm, was er für sich und sein Haus erstrebte, in Ruhe vortragen zu können. Den Briefen Barclays und Lindenaus zufolge durfte er annehmen, daß ihn jener bereitwillig empfangen würde. In der Tat erfüllte der Zar auch Carl Augusts Bitte, doch brach er die ihm gewährte Audienz schon nach fünf Minuten wieder ab und ließ es dabei zu einem Gespräche über die Entschädigungsfrage nicht kommen[1]). Ebensowenig gab er dem Herzog bei einer Hoftafel in den Tuilerien, wo beide als Gäste des inzwischen nach Paris zurückgekehrten Königs Ludwig XVIII. einander trafen, dazu Gelegenheit, und beim nächsten Zusammensein, auf dem Balle, den Fürst Schwarzenberg am 16. Mai den verbündeten Monarchen zu Ehren gab, begnügte er sich, wie Carl August seiner Gemahlin schrieb, damit, „de me dire un bon soir".

An den zuerst gehegten hochfliegenden Plänen hielt der Herzog nicht mehr fest. „Nous ne nous baignerons point dans les eaux de l'Elbe," kündigte er schon am 9. Mai der Herzogin an. Indessen rechnete er doch darauf, wenigstens eine leidliche Entschädigung heimzubringen und fühlte sich daher je länger desto mehr beunruhigt, als sich die ersehnte Aussprache mit dem Zaren von einem Tage zum andern hinzog. Um der quälenden Ungewißheit ein Ende zu machen, richtete er schließlich am 18. Mai an den Kaiser ein Schreiben, das in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet:

„Sire,

Die gegenwärtige und künftige Lage Deutschlands ist von zu großem Einflusse auf das Wohl meiner Familie, als daß ich wagen möchte fortzufahren, Stillschweigen über diesen Gegenstand zu beobachten, ohne die Pflichten zu verletzen, die mir auferlegt sind durch meine Beziehungen als Haupt eines der ältesten regierenden Häuser Deutschlands und als Schwiegervater der Frau Großfürstin Marie. Unsere ganze Existenz kommt ins Wanken, wenn Eure Kaiserliche Majestät uns nicht den mächtigen Schutz gewähren, den Sie uns bei mehr als einer Gelegenheit zu versprechen geruht haben; und unsere Zukunft wird nicht würdig erscheinen durch Ihre hohe Güte geschaffen (créé) worden zu sein, wenn E. Ksl. M. dieser Angelegenheit nicht ein

---

unn das goldene Zeitalter erreicht haben, als sei kein Streit mehr der Mühe wert nach solchen Errungenschaften." Caroline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz, Vom Leben am preußischen Hofe 1815—1852. Berlin 1908. S. 55. Vgl. hierzu eine andre sehr charakteristische Schilderung der Gefühle, welche die Einnahme von Paris hervorrief, bei Wolzogen, Memoiren, S. 271: „Es herrschte damals in Paris — wenn ich mich so ausdrücken darf — ein allgemeiner Volksrausch. Alle Leiden und Strapazen des Krieges waren vergessen; jeder freute sich, daß der Weltdespot endlich gestürzt war, und an die Zukunft wurde kaum gedacht . . ."

[1]) Carl August an Herzogin Luise 22. V. 14. Vgl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 75.

perſönliches und ganz beſonderes Intereſſe gewähren; Ich wage zu hoffen, daß E. Kſl. M. uns ihre ehemalige Güte nicht entzogen haben, und auf dieſen Glauben geſtützt, erkühne ich mich, Sie, Sire, untertänigſt (très-humblement) um einen Augenblick Audienz zu bitten; ich werde zu den Füßen E. Kſl. M. meinen Wunſch vorbringen (je porterai aux pieds de V. M. I. mon voeux [!]), daß es Ihnen gefallen möge, einen ihrer vertrauten Diener (un de ses serviteurs de confiance) zu beauftragen, ſich mit mir oder mit demjenigen meiner Diener, den ich dazu auswählen werde, mündlich zu beſprechen (s'abboucher), damit ich E. Kſl. M. die näheren Umſtände über unſere Lage (les détails de notre situation) vor Augen führen kann. Dieſe zu kennen und darzulegen iſt notwendig, damit, wenn E. Kſl. M. geruhen wollen, etwas für meine Familie zu thun, der Sie, Sire, die Frau Großfürſtin Marie vergönnt haben (accordé), die Gabe E. Kſl. M. nicht verdorben werde — durch Übelwollende, die nur zu wohl unterrichtet ſind von den Einzelheiten, um ſie nicht in dem für ihre Pläne geeignetſten Lichte darzuſtellen.

Mit den Gefühlen eines ſehr tiefen Reſpectes und einer ewigen Anhänglichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Sire ꝛc." [1]).

Eindringlicher hätte er in der Tat ſein Anliegen dem Bruder Maria Paulownas nicht vortragen können, aber dennoch fühlte ſich dieſer zu einer Antwort nicht bewogen. Seinem Schweigen gibt Carl Auguſt eine Deutung, die den Charakter des Kaiſers ebenſo wie ſeine Politik treffend kennzeichnet.

„Er hat zwei Ideen im Kopfe", ſchreibt er der Herzogin am 22. Mai, „die ihn ausſchließlich beſchäftigen, Frankreich und Polen wiedererſtehen zu laſſen (faire régénerer); er rechnet auf ein neues Reich für die Polen, zu deſſen Könige er ſich wahrſcheinlich erklären wird. Alles dies tut er, um ſich von den franzöſiſchen und polniſchen Frauen umſchmeicheln zu laſſen, denn für dieſen Genuß allein hat er ein Empfinden; jedermann und beſonders die Ruſſen ſind überzeugt, daß er eine große Dummheit begeht, aber er hört Niemanden, ſpricht mit Niemandem und handelt nach ſeinem eigenen Kopfe, was ihm ſchlecht bekommen wird (ce que lui réussira mal). Weil er von Polen nichts hergeben will, läßt er Sachſen dem Preußen zum Raube: dieſe ſind ebenſo übel dran (mal en drap) wie wir, denn mit ganz Sachſen bekommen ſie nicht die Hälfte der Entſchädigungen, die ihnen im Kaliſcher Congreß verheißen ſind und die ſie durch ihre Anſtrengungen und ihre Tapferkeit verdient haben."

Seine politiſchen Kreiſe aber ſah Alexander durch die weimariſchen Gebietsanſprüche geſtört, und aus dieſem Grunde ſuchte er offenbar einer Ausſprache mit dem Herzoge aus dem Wege zu gehen, „parcequ'il sent son tord (!)", wie dieſer urteilte.

Nach ſeinem Dafürhalten war es aber nicht nur das Gefühl des Unrechts, was in dem Zaren dieſe Mißſtimmung hervorgerufen hatte. Ihre Urſache ſah Carl Auguſt vielmehr zum Teil auch in einer gewiſſen Gereiztheit Alexanders gegen ſeine Schweſter, und tatſächlich hatte unter Maria Paulownas Einfluſſe einige Monate zuvor eine wichtige politiſch-militäriſche Angelegenheit eine Wendung genommen, die ihm in ſeinem Intereſſe gewiß nicht angenehm ſein konnte. Auf Bitten ihrer früheren Erzieherin, Mademoiſelle Mazelet, hatte ſie ihn überredet, dieſer zu verſprechen, daß die Verbündeten auf dem Wege nach Frankreich den Boden der Schweiz, ihres Heimatlandes, nicht betreten würden. Die öſterreichiſche Heeresleitung hatte jedoch, unbekümmert

[1]) Cpt. eigenhändig W. H. A. Abt. A. XIX. Carl Auguſt 186b, Fol. 151.

um diese Zusage, ihre Truppen durch schweizerisches Gebiet marschieren lassen. Daß dies für das Gelingen des gemeinsamen großen Unternehmens nicht zu umgehen war, mochte der Zar hinterher eingesehen haben, und, wie Carl August befürchtete, ärgerte er sich wahrscheinlich über das voreilig gegebene Versprechen: „Quand un monarque a tord (!), alors il s'en prend à tout le monde, excepté à lui même, et c'est pour cela, je crois, qu'il néglige les intérêts de sa soeur comme qui dirait les nôtres“[1]).

Des Herzogs Sorge, daß ihm sein gutes Recht nicht zuteil werden möchte, war um so größer angesichts der Gebietsansprüche, die jetzt, nach beendigtem Kampfe, von allen Seiten erhoben wurden. „Vous verrez,“ schreibt er seiner Gemahlin am 22. Mai, „que le Vice-roi d'Italie même sera indemnisé, l'hannovre (!), s'aggrandit, Bade cede le Brisgau a l'Autriche et doit être indemnisé, on a promis déja a ffort (Francfort) d'aggrandir la France qui redemande les pays bas“; ja, selbst der Herzog von Koburg sollte Aussicht auf eine Vergrößerung haben, weil er beim Zaren in Gnaden stand[2]). „D'ou doivent venir a la fin tous (!) les indemnisations? il faut être Français ou Polonais,“ ruft er aus, „pour être protegé par l'Emp. de Russie“; dem Minister Voigt aber schreibt er an demselben Tage auf gut Deutsch: „Hier ist Hopfen und Malz verloren, die Sachen sind von vornherein verdorben worden.“

Diese unterstrichenen letzten Worte dürften sich wohl auch auf Maria Paulowna beziehen. Der Schleier des Geheimnisses, in das die Großfürstin nach Carl Augusts Ansicht ihre wahren Pläne hüllte, war wenige Tage vor seiner Ankunft in Paris gelüftet worden durch die Kunde von einem Entschädigungsvorschlage, der ihm selbst ganz überraschend und höchst ungelegen kam, seiner Schwiegertochter hingegen, wie sich später herausstellte, durchaus zusagte.

„Ew. Durchlaucht ist vorläufig das fuldische Land zugesprochen worden,“ hatte ihm Lindenau am 17. April geschrieben. . . . „Das was ich oben über das fuldische Land schrieb,“ fügt er hinzu, „ist noch das größte Geheimnis, ja es soll selbst noch Geheimniß für Ew. Durchlaucht seyn, indem es scheint, als wolle sich der Kayser das Vergnügen vorbehalten, Höchstdieselben mündlich davon zu unterrichten“ . . . „J'ai fait dire à Müffling,“ bemerkt Carl August hierüber in dem

---

[1]) „Tachez de faire sucer a votre chere belle fille avec circonspection le contenu de ma mission,“ bemerkt Carl August, wohl mit Bezug auf die Angelegenheit Mazelet, in der Nachschrift seines Briefes. Über die Verwendung der Großfürstin zu deren Gunsten siehe auch Ferd. Strobl v. Ravelsberg, Metternich und seine Zeit. Bd. I, S. 29 ff. Wien und Leipzig 1906. Hiernach ist die Annahme Onckens, Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungstriege (Bd. II, S. 720, Berlin 1886), und M. Lehmanns, Freiherr vom Stein (Bd. III, S. 341, Leipzig 1905), die den Widerstand des Zaren gegen die Besetzung der Schweiz auf Einflüsse seines Lehrers La Harpe zurückzuführen suchen, zu berichtigen.

[2]) Carl August an L. 22. V. 14. „. . . L'on dit que le Duc de Coburg demande pour lui le pays de Schleusingen et il l'aura parceque le Gr.(and) D(uc) Const(antin) le protege et que celui ci veut reprendre sa femme“ (die von ihm getrennt lebende Schwester des Herzogs, Anna Juliane). — C. A. an L. 28. V. 14. „. . . Le Duc de Coburg aura ou Schleusingen ou des Baillages en Franconie, je crois qu'il epousera la Pr. Charlotte de Prusse.“

Briefe an die Herzogin vom 20. April, „que s'il entendait parler de ce projet de Fulda, qu'il devait le contredire tout de suite, et assurer que cela ne se fera jamais."

Allerdings hatte er, soviel ersichtlich, bis jetzt an das entlegene, dabei arme und obendrein katholische Hochstift Fulda nie gedacht. Dahingegen war, wie sich aus den Denkwürdigkeiten des Generals v. Wolzogen und auch aus einem späteren Briefe des Herzogs ergibt, Maria Paulowna, die dieses Land auf ihrer Reise nach Frankfurt im Spätherbst 1813 berührt hatte, für dessen Erwerbung gewonnen worden [1]).

Mit Entschiedenheit widerstrebte sie aber einem Zuwachse auf Kosten Sachsens, und da die Rücksicht auf ihren kaiserlichen Bruder ihr ganzes Verhalten bestimmte, so gab sich das aus dem Minister v. Voigt, dem Freiherrn v. Fritsch [2]) und Gersdorff bestehende Geheime Consilium [3]) in Abwesenheit Carl Augusts vergebliche Mühe, sie für dessen Pläne zu gewinnen [4]). Immerhin erklärte sie sich im Mai 1814 wenigstens bereit, eine Eingabe des Consiliums, worin sie um Vermittlung zugunsten des Hauses Weimar gebeten wurde, nebst einem zur Erläuterung beigefügten Überblick über seine Geschichte mit einem Begleitschreiben an den Zaren gelangen zu lassen. Die Sendung sollte jedoch nicht durch den gerade an Carl August abgehenden Kurier Ciliax, sondern durch einen russischen befördert werden, dessen Eintreffen in Weimar Maria Paulowna erwartete. Über diese Umgehung seiner Person war der Herzog sehr ärgerlich.

„Die Großfürstin," schreibt er seiner Gemahlin am 22. Mai, „hat einen groben Fehler damit begangen, daß sie ihrem Bruder nicht durch Ciliax geschrieben hat; auf diesem Wege mußte sie mir ihren Brief an den Kaiser schicken; das hätte einen guten Anlaß (une bonne initiative) gegeben und dann hätte ich mit dem Kaiser sprechen können. Gott weiß, was sie ihm geschrieben hat, oder ob sie ihm geschrieben hat und ob sie jemals eine Antwort bekommt, aber sie glaubt allein zu genügen und macht so viel Lärm (tant de tonnere). Ob ihr Brief durch einen russischen Courier angekommen ist, weiß ich nicht; mehrere sind durch französische Bauern geplündert worden, und Ciliax wäre es ebenso ergangen, wenn ihn nicht ein französischer Offizier gerettet hätte."

---

[1]) Wolzogen, S. 276. C. A. an L. 21. IV. 1815 d. d. Wien. Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 75. „Les Pr(ussiens) ont besoin de la Ville de Fulde pour s'arranger avec la hesse, et sur leur désir avide, j'ai declaré que j'y renonçais volontiers. Par la le Royaume de la bedide gere (petite chere, scherzhafte Bezeichnung der Großfürstin) tombe dans l'eau, et sa garde de douze Cosaques qu'elle avait demandé au hetmann Platof, aussi. J'en suis bien aise." Vgl. hierzu Stichling, E. Chr. A. v. Gersdorff. Weimar 1853. S. 22.

[2]) Sohn von Goethes Vorgänger und später ebenfalls Staatsminister, damals Präsident des Landespolizei-Kollegiums.

[3]) Das spätere Staatsministerium; dem Namen nach gehörte ihm auch Goethe noch an.

[4]) Bezeichnend für seinen Mißerfolg sind die von Voigts Hand geschriebenen Worte „omnia vana" auf dem Aktenstücke W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 163, das die Aufschrift trägt: „Verhandlungen mit Ihro K. Hoheit der Großfürstin, Erbprinzessin, wegen einer Länder-Vermehrung. Secretiora." Übrigens war nach Voigts Ansicht — falls man außerhalb Thüringens eine Vergrößerung für Weimar aufsuchen wollte — „das vacante Fuldische Land, das mit Ostheim gränzet, ein nicht unfüglicher Gegenstand."

Carl Augusts Mißmut erscheint in seiner damaligen Lage wohl begreiflich, zumal da der russische General Kankoff, ehemals Gesandter in Dresden, den die Großfürstin nach Paris geschickt hatte, vom Zaren nicht sehr gnädig empfangen wurde und sich außerdem auch für ihn ganz unbrauchbar erwies. „Kanicof que la Gr. D. a envoyée (!) ici," schildert ihn der Herzog, „est tout ce qu'il y a de plus misérable, je ne le vois qu'une fois par semaine tout au plus, parcequ'il ne se leve pas avant midi, et quand je lui parle, il ne veut rien savoir; j'ignore si c'est d'apres les instructions de la Gr. D. qu'il agit, et si elle lui a defendue (!) de me parler."

Wie dieser Russe, waren ihm auch die beiden in Paris anwesenden deutschen Staatsmänner, die er zu seinen Freunden zählte und auf deren Beistand er gehofft hatte, nicht von Nutzen. „Je vois peu Stein, Hardenberg rarement; ces Mess. n'ont jamais le tems de parler de quelque chose." Dem ersteren gegenüber legte sich der Herzog auch wegen dessen bekannter Grobheit und Heftigkeit eine gewisse Zurückhaltung auf: „Tout le monde," erzählt er, „jette la pierre a Stein; il est notoire, qu'il est d'une grossiereté et insolence inconcevables excepté avec moi jusqu'apresent, mais je m'abstiens aussi de le voir trop souvent, et la nouveauté a toujours du charme et tient les gens en bonne humeur" [1]). Unter solchen Umständen war er froh, daß wenigstens General Müffling, der von 1808 bis 1813 in seinem Zivildienste gestanden hatte und seitdem sein Vertrauen besaß [2]), ihn doch einigermaßen über die großen schwebenden Fragen auf dem Laufenden hielt. „Ohne ihn", versichert er, „wüßte ich gar nichts, er teilt mir wenigstens etwas mit, doch", fügt er hinzu, „kann er nichts tun, weil die Interessen Preußens und die meinigen diametral entgegengesetzt sind" [3]).

---

[1]) Über Steins Stimmung in Paris siehe Lehmann, Bd. III, S. 374. A. a. O. 328 über die schnöde Behandlung, die er den kleinen Fürsten unter Umständen zuteil werden ließ. Übrigens nahm er bei einem späteren Zusammensein auch auf Carl August nicht die gewohnte Rücksicht, sondern trat ihm vor Zeugen mit schroffem Freimute entgegen, wie E. M. Arndt in seinen „Wanderungen und Wandlungen" (Berlin 1858, S. 227 ff.) eingehend schildert.

[2]) Siehe hierüber näheres bei v. Müffling, Aus meinem Leben. Berlin 1851. S. 21 ff. Was er von Carl Augusts geheimem Plane, „Weimar zum Zentralpunkt der deutschen Freiheit zu machen", und von seinem Anteil an dessen Ausführung erzählt (vgl. L. Geiger, Aus Alt-Weimar. Berlin 1897. S. 235), bedarf noch der Erforschung. Ein Briefwechsel zwischen C. A. und M. aus jenen Jahren ist im weimarischen Hausarchive nicht vorhanden.

[3]) C. A. an L. 22. V. 14. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß auch Carl Augusts Beziehungen zu Preußen noch nicht genügend quellenmäßig durchforscht sind, um ein abschließendes Urteil zu ermöglichen. Die Annahme L. Geigers a. a. O., der Herzog sei „preußisch-deutscher Patriot" seit seiner Jugend gewesen, scheint mir weder durch sein Bemühen um das Zustandekommen des Fürstenbundes noch durch seine Dienste im preußischen Heere hinlänglich begründet zu sein, denn jenes entsprang doch vor allem dem Bedürfnis nach Schutz vor den Übergriffen Österreichs gegen die Reichsstände, diese aber gestatteten dem tatenfrohen jungen Fürsten, gleich manchen Anderen seinesgleichen, der Lust am Kriegshandwerke Genüge zu leisten und aus der drückenden Enge der heimischen Verhältnisse in die weite Welt hinauszuschweifen. Mochte er vielleicht zunächst auch Begeisterung für den Staat Friedrichs des Großen empfinden, so war doch die Zurücksetzung, die er, obwohl ein naher Anverwandter des Berliner Hofes, im Rheinfeldzuge 1793 erfuhr, gewiß nicht dazu angetan, ihn in diesem Gefühle zu bestärken. Sein bekannter Brief an die Herzogin vom 27. Oktober 1806 (abgedruckt bei v. Müller a. a. O., S. 55 ff.) spricht dies

Einen Förderer der letzteren hatte Carl August gehofft, in seinem Generalstabschef, dem Generalmajor Ludwig Freiherrn v. Wolzogen, zu finden, denn dieser gehörte seit 1807 dem russischen Heere an, hatte während der letzten Jahre bei den verschiedensten Anlässen bedeutende militärische Fähigkeiten gezeigt und war nicht nur mit dem Oberfeldherrn Barclay befreundet, sondern auch beim Kaiser wohlgelitten[1]). Sein Eifer entsprach jedoch in jenen Tagen keineswegs den gehegten Erwartungen. „Wolzogen," bemerkt der Herzog, „est tres fin et bien instruit, mais lourd, paresseux et se fichant de tout ce qui nous regarde." Gegenüber der Gleichgültigkeit dieses so verdienten Mannes, die wohl hauptsächlich aus einem ernsten körperlichen Leiden zu erklären ist[2]), mochte Carl August die Teilnahme der in Weimar zurückgebliebenen Ratgeber an seinen Sorgen und ihr Bemühen, sich ihm gefällig zu erweisen, wohltuend empfinden. Bei der großen räumlichen Entfernung von Paris waren sie jedoch nicht imstande, die dortigen Verhältnisse zu überblicken und den Herzog zweckentsprechend zu beraten. „Mes bons mages de Weimar," klagt er, „ne me font que de sottes propositions, et demandent que je fasse l'impossible, n'etant instruits de rien et jugeant tout par leur microscope; n'ay je pas reçu la proposition que les etats vouloient envoyer Ziegesar ici pour negotier les interets du pays[3]). Fritsch me propose de suivre l'exemple de l'Electeur Maurice contre Charles V. Tous me conseillent

---

übrigens offen aus und läßt auch über die Beweggründe seines Anschlusses an Preußen 1806 nicht den leisesten Zweifel bestehen. — Dessen Niederlage machte der Laufbahn des Herzogs als preußischer General ein Ende. Wie seine einstigen Waffenbrüder ihm ein freundliches Andenken bewahrten, so blieb er ihnen auch seinerseits in Treue zugetan und pries ihre Heldentaten im Befreiungskriege mit besonderen Worten. Den verdienten Kampfpreis aber gestand er Preußens Staatsmännern nur widerwillig zu und kam erst allmählich zur Erkenntnis, daß ein einiges Zusammengehen mit ihnen unerläßlich sei, um ihn vor Schaden zu bewahren. „Endlich," schreibt er am 5. Februar 1815 aus Wien an Voigt (Ogl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 123 fasc. 2 fol. 183), „sind wir am binde knoten! Gersdorffs Missiven werden den erbärml. zustand der Dinge ins wahre licht vor Ihre Augen bringen. Unsere Angelegenheiten scheinen gut zu gehn; eine gelinde anfrage Preußens ob ich unser Schicksal an das seinige binden wolle, durch ein leises Ja beantwortet, hat bewirkt, daß sich die Pr. unserer Angel. ernstlich annehmen. Von den Pr. Gewässern umflossen bleibt mir keine wahl mehr übrig:" . . . Wie für die resignierte Stimmung Carl Augusts gegenüber dem gefürchteten Nachbarn ist dieses Schreiben auch für des Herzogs Ansicht über dessen Eigenart im Vergleich zu der seines österreichischen Nebenbuhlers sehr bezeichnend. „Diese Wässer," heißt es weiter darin, „fließen doch, während daß das Ostreich. (!) Gouvernement ein wahrer Sumpf ist, aus dem nichts wie Reptilische Dämpfe aufsteigen, an denen sie selbst einmahl ersticken könten."

[1]) Als Beweis seiner Huld verlieh er W. damals auf Carl Augusts Antrag den Annenorden I. Kl. — „Son attitude, son zèle infatigable le rend digne des hautes bontés de V. M J." hatte der Herzog über ihn an Alexander geschrieben (Cpt. XIX. Carl August 180, Fol. 61) — während er sich mit der Genehmigung der übrigen ähnlichen Vorschläge des Herzogs bekanntlich nicht übereilte.

[2]) Infolge der fortgesetzten kriegerischen Strapazen litt er an einer Mastdarmfistel und war deshalb genötigt, sich am 11. Juni in Aachen einer schmerzhaften Operation zu unterziehen (Tagebuch, Memoiren, S. 272). Übrigens mußte er den Aufenthalt in Paris zur Erfüllung eines militärischen Auftrages vom 28. April bis zum 13. Mai unterbrechen. — Seinen vollen Wert lernte Carl August während des Wiener Kongresses schätzen.

[3]) Den General-Landschaftsdirektor Anton Freiherrn v. Ziegesar.

de vendre nos droits contre la France à la Prusse, pendant que celle-ci devra renoncer aux 160 millions que la France lui doit“[1]). Erhob doch der Zar, wie Carl August erfuhr, sogar Einspruch gegen die Rückgabe der von den Franzosen allenthalben in Deutschland geraubten Kunstschätze; wie war da von ihm zu erwarten, daß er in eine Forderung wie jene einwilligen würde? „Cette brillante epoque,“ schreibt der Herzog im Hinblick auf die übel angebrachte Großmut des Siegers, finit bien salement, surtout pour les honnetes gens. Vous n'avez pas d'idée, comme cet Emp. A. cajole ces f(ichus) français.“

Je bitterer Carl August die Behandlung empfand, die er selbst im Gegensatze zu den Besiegten vom Zaren erfuhr, desto willkommener mußte es ihm sein, als dessen ehemaliger Erzieher La Harpe, der damals ebenfalls in Paris anwesend war, sich bereit erklärte, bei seinem einstigen Zögling zugunsten Weimars zu vermitteln. Durch Lindenau war der Herzog mit dem einflußreichen Schweizer bekannt geworden. „La Harpe,“ berichtet er etwas ironisch seiner Gemahlin am 22. Mai, „m'a honoré un de ces jours d'une visite, Lindenau est connu de lui, et il l'avait invité à dinez chez lui“; bei dieser Gelegenheit hatte La Harpe den Wunsch geäußert, Carl August kennen zu lernen und ihm sodann seine Aufwartung gemacht. Dadurch fand dieser den erwünschten Anlaß, La Harpe um Fürsprache beim Zaren zu bitten, und sie wurde ihm auch nicht versagt. „Nachdem ich sechs Tage vom Kaiser Alexander keinen Brief erhalten hatte,“ teilt der Herzog seiner Gemahlin mit, „schickte ich Lindenau zu Herrn v. La Harpe, um ihn bitten zu lassen, in meinem Namen mit dem Kaiser zu reden. La Harpe schrieb an Lindenau ein Billet, worin er sagte, er werde einem Nachkommen Johann Friedrichs gern einen Dienst leisten und er wünsche eine kurze Angabe dessen zu haben, was ich dem Kaiser sagen wolle.“ Dieser Aufforderung entsprach Lindenau am 23. Mai, und gleich darauf wurde der Herzog von Alexander empfangen.

Sein Bericht an die Herzogin über den Verlauf der Audienz[2]) lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

„Der Kaiser hat mir gesagt, der Plan, mir Sachsen und die Königswürde zu geben 1) könne nicht ausgeführt werden, weil es nötig sei, daß Preußen vergrößert werde und hinreichende militärische Grenzen erhalte, um Frankreich Widerstand leisten zu können, als der Monarchie, auf die man sich keineswegs verlassen könne. Sachsen allein sei dafür zu schwach und müsse deshalb für das allgemeine Wohl geopfert werden, indem es Preußen verstärke.

2) Würde der Name Sachsen nicht verloren gehen und der König von Preußen sich auch König von Sachsen nennen.

3) Die Gebietsteile Sachsens, die für die militärische Grenze nicht notwendig seien, würden mit dem großherzoglichen Titel meiner Familie gegeben werden;

4) die Grenzlinie sei noch nicht festgesetzt, aber „qu'à vue des pays“ würde es diesseits Leipzigs bis nach Böhmen sein.

5) Unsere Aussichten, die albertinische Linie zu beerben, seien zu entfernt und zu unwahrscheinlich, als daß wir diese Veränderung als einen wirklichen Verlust betrachten könnten.

---

[1]) Tatsächlich waren es fast 170 Millionen. Näheres bei Oncken a. a. S. 824.

[2]) d. d. 28. V. 14. Vgl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 75.

6) Die Einzelheiten würden endgültig in Wien geregelt werden, wohin ich mich auf dem Rückwege von England begeben könnte.

„Ich dankte dem Kaiser," fährt Carl August fort, „indem ich ihm sagte, ich legte unsere ganze Existenz in seine Hände und seine Güte, ich sei sicher, er werde auf eine seiner würdige Weise für uns sorgen (qu'il nous établirait d'une maniere digne de lui), aber ich bemerkte zugleich, daß für uns der Besitz des Erfurter Landes von der höchsten Wichtigkeit sei und daß wir immer in einer sehr beengten Lage (dans une situation tres gênée) bleiben würden, wenn dieses Land in fremden Händen bliebe. Der Kaiser antwortete hierauf

1) sei seine Ansicht, unseren künftigen Landbesitz zum mindesten auf das Doppelte des jetzigen zu bringen,

2) verlangten die Preußen mit einer wahren Leidenschaft (avec acharnement) Erfurt, dessen Befestigungen sie nötig hätten; er stelle mir aber zur Erwägung, ob die Erhaltung dieser Befestigungen, die durchaus gut im Stande sein müßten, uns nicht zur Last und infolgedessen diese Erwerbung beschwerlich sein würde. Ich antwortete, das würde sich einrichten lassen. Von anderer Seite," fügt der Herzog seinem Berichte hinzu, „ist mir zu Ohren gekommen, daß uns von der Provinz Erfurt Blankenhain bei der großen Teilung schon zugesprochen worden ist."

Einen vollen Monat hatte Carl August seit seiner Ankunft in Paris auf diese Aussprache mit dem Zaren warten müssen. Wie sehr ihm der Genuß seines dortigen Aufenthaltes durch die Geduldsprobe beeinträchtigt wurde, auf die es seinem mächtigen Gönner beliebte, ihn zu stellen, geht aus den Briefen an seine Gemahlin zur Genüge hervor. Sie bezeugen jedoch zugleich, daß weder die Sorgen, die ihn bedrückten, noch das ungewohnte Klima, das nicht ohne Rückwirkung auf seine Gesundheit blieb, und ein durch raschen Wetterwechsel[1]) verursachtes neues körperliches Mißbehagen ihn davon abhalten konnten, sich in den Strudel der großen Welt zu stürzen, dabei aber zugleich die Sehenswürdigkeiten der eroberten Stadt zu besichtigen und auch sonst seine Zeit aufs vielseitigste auszunützen[2]).

„Je cours du matin au soir," schreibt er der Herzogin am 9. Mai, „mais c'est une mer a boire pour tout voir, et pour visiter en même tems ses connaissances." Unter ihnen befand sich vor allem eine Menge größtenteils deutscher Standesgenossen Carl Augusts, die aus ähnlichen Gründen wie er selbst nach Paris gekommen waren[3]); außerdem stand er aber auch zu manchen hervorragenden einheimischen Personen in Beziehung, so z. B. zu einer Reihe von Mitgliedern des einheimischen legitimistischen Adels, die einst von den Stürmen der Revolution nach Deutschland verschlagen worden waren und am weimarischen Hofe gastliche Aufnahme gefunden hatten. Zu ihnen zählte u. a. einer der ersten Prälaten Frankreichs, der Erzbischof von Rheims,

[1]) C. A. an L. 22. V. 14. „Le clima d'ici est encore plus variable que le notre, le passage du chaud au froid, operé par la moindre pluie est tres genant, et je commence a m'en ressentir, prennant des maux de reins et ne pouvant perdre la toux."

[2]) So z. B. um seine Profilbüste in Wachs modellieren zu lassen. C. A. an L. 22. V. 14.

[3]) C. A. an L. 28. V. 14. „Le Pr. d'Oranje Pere et fils, le Duc de Brunswick, Louis de Darmstadt (Großherzog Ludwig I. von Hessen) que je n'ai pas vu, le Pr. royal de Wirtemberg, de Baviere, la Gr(ande) D(uchesse) de Bade (Großhzgn Stephanie, geb. Beauharnais) sont ici etc. des Princes sans nombre: les hombourgs sont partis, il sont a Vos pieds . . . Les Meklenbg s'en vont un de ces jours."

Alexandre-Angélique de Talleyrand-Périgord[1]). Sie alle empfingen den Herzog sehr liebenswürdig und empfahlen sich angelegentlich seiner Gemahlin: „Toutes ces personnes sont a Vos pieds.“ Der Verkehr mit diesen Anhängern des rechtmäßigen Königtums hielt ihn übrigens nicht ab, auch der verstoßenen ersten Gattin des gestürzten Usurpators aufzuwarten. „J'ai eté trés bien reçu à la Malmaison de l'Imp. Josephine,“ schreibt er gleichfalls am 9. Mai, „j'y retourne demain . . . Je suis trés bien reçu chez l'Imp. et j'aime à y etre, m'y trouvant fort à mon aise,“ heißt es am 22. Mai, „le Vice roi — Josephinens Sohn Eugen — me plait beaucoup, c'est un homme solide, fort gay et de bonne société.“ Die Charakteristik der Schloßherrin faßt Carl August in den etwas leichtfertig-frivolen Worten zusammen: „Josephine a tout le bon et les agréments d'une vielle(!) catin.“ Er traf in La Malmaison auch ihre Tochter Hortense. „Dites à Charles“ — dem Erbprinzen — schreibt er der Herzogin über sie, „que sa reine d'Hollande(!) a diablement viellie(!) et pris de la bouche; ses fils,“ fügt er hinzu, „sont jolis, l'aîné parle fort bien l'Allemand, c'est Haase qui l'instruit.“

Der aus dem Weimarischen Lande stammende, seit 1801 in Paris ansässige Philologe, dessen Namen der Herzog nennt, gelangte später als Akademiker wie als Direktor der kaiserlichen Bibliothek zu hohen Ehren und sollte noch im Greisenalter erleben, daß der jüngere seiner beiden Zöglinge als Napoleon III. auf den Kaiserthron erhoben wurde[2]).

Wie sich Carl August zu dem heiteren, liebenswürdigen Kreise, den Josephine um sich versammelte, hingezogen fühlte, so erfreute er sich auch des Anblicks der seltenen Gewächse, die er auf ihrem Landsitze fand. Er schildert sie seiner Gattin als „magnifiques“ und „belles au superlatif“.

Nach den in La Malmaison verlebten frohen Stunden mochte er um so mehr bedauern, daß die Kaiserin, noch während er in Paris anwesend war, am 29. Mai, ganz unerwartet vom Tode ereilt wurde.

Während sie, wohl ohne dessen Nähe zu ahnen, Frankreichs Überwinder in ihrem Hause gastlich empfing, mußte ihr ehemaliger Gatte, an dessen Seite sie aus bescheidenen Verhältnissen zu den Höhen der Menschheit emporgestiegen war, seine Reise von Fontainebleau nach der Insel Elba, dem ihm angewiesenen Verbannungsorte, unter den größten Widerwärtigkeiten, ja teilweise sogar unter Gefahren des Leibes und Lebens, zurücklegen. Dem Niedergange des gewaltigen Mannes, der auch in sein und seines Landes Geschick mit rauher Hand eingegriffen hatte, war der Herzog, wie zu erwarten, vom belgischen Kriegsschauplatze mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt und empfand eine

[1]) Geb. 1736, Erzbischof von Rheims 1777, unter der Restauration dann Erzbischof von Paris und Kardinal, gest. 1821. Außer ihm nennt Carl August: . . . „Les Fouqué, . . . du Ham, Mr de Mellet, du Manoir, les Chalais avec leur fils et belle fille, née de Choiseul“ und andre mehr. C. A. an L. 9. V. 14.

[2]) Siehe über ihn O. Heine, Eine Wanderung nach Paris 1801. Aus Karl Benedikt Hases handschriftlichen Aufzeichnungen mitgeteilt. „Deutsche Rundschau“, Bd. XXVIII, S. 145 ff., 287 ff. Derſ., Briefe von der Wanderung und aus Paris von Karl Benedikt Hase. Leipzig 1894. Ferner O. Eggeling, Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt der Universität Helmstedt. Braunschweigisches Magazin 1898, Nr. 1 ff.

gewiſſe Schadenfreude gegenüber Goethe, der ſich in ſeinem Glauben an die Unüberwindlichkeit des Korſen ſo gründlich geirrt hatte. „Que dira donc Goethe de son Dieu tutélaire?“ leſen wir in ſeinem Briefe an die Herzogin vom 20. April. Das perſönliche Verhalten des Kaiſers Napoleon während des Feldzuges 1814 erſchien Carl Auguſt nach allem, was er darüber erfuhr, eines großen Mannes recht unwürdig. So hörte er von einer aus Paris zurückkehrenden niederländiſchen Abordnung, der Kaiſer habe völlig den Kopf verloren; der Oberhofmeiſter der dorthin geflüchteten Königin von Weſtfalen, Graf von dem Buſſche, den er in Brüſſel ſah, erzählte ihm ſogar, Napoleon betrinke ſich täglich und lebe nur noch mit Dirnen, um ſeine düſteren Stimmungen zu verſcheuchen (pour faire passer ses sombres alarmes)[1]).

Auf die üblen Folgen dieſes Umgangs ſpielt Carl Auguſt an in ſeinem Schreiben an Voigt vom 22. Mai, wo von Napoleons Reiſe nach Elba die Rede iſt. Der Herzogin gegenüber erwähnt er nichts davon, dagegen finden ſich in dem Briefe an ſie vom 9. Mai die Worte: „Le grand homme s'est conduit comme un pleutre dans son voyage et a manqué d'être assassiné, lapidé, pendu dans le midi de la France.“ Bei ſeinem Intereſſe an dem Schickſale des Korſen mußte es für Carl Auguſt natürlich von Wert ſein, aus dem Munde eines ſeiner Gefährten auf jener Reiſe Näheres darüber zu erfahren. „J'ai diné dernierement avec le Gen. Kolbe,“ ſchreibt er ſeiner Gemahlin am 28. Mai, qui a accompagné Napol. a l'Isle d'Elbe et y est resté avec lui encore 8 jours. Il m'en a dit des choses fort singulières. Il avait tous en tord, et dit qu'il avait toujours cherché le merveilleux, qu'il avait eu la passion de surmonter toutes diffucultés, que chaque contradiction l'avait raidi, et que tout cela l'a mené à l'Isle d'Elbe“[2]). Der Zuſtand in Frankreich, fährt der Herzog in ſeinem Berichte fort, werde nach Napoleons Anſicht nicht von Dauer ſein, binnen kurzem würden vielmehr die Jakobiner und Republikaner die Oberhand gewinnen, er wolle aber zeigen, daß er über den Ereigniſſen ſtehe, und er wünſche auf ſeiner Inſel glücklich zu leben. Von fünf Uhr morgens bis zum Abend durchſtreife er ſie und laſſe ſchon viel bauen und abreißen. Seine neuen Untertanen hätten oft danach gefragt, was er auszugeben habe, und wären ſehr zufrieden zu hören, daß er reich ſei.

Sein Sturz konnte wohl Niemandem größere Genugtuung bereiten als einer Frau, die, als hochbegabte Schriftſtellerin wie als unabhängiger Charakter in gleichem Maße von ihm gefürchtet, ſeine unedle Tyrannenwillkür ganz beſonders hart hatte empfinden müſſen, Frau v. Staël. Nach dem Siege der Verbündeten war ſie am 12. Mai 1814 von London, wo ſie die letzte Zeit ihrer Verbannung zugebracht hatte, nach Paris zurückgekehrt. Nicht unzutreffend

[1]) C. A. an L. 8. bis 11. II. 14. d. d. Brüſſel. Vgl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl Auguſt 75. In demſelben Schreiben erwähnt Carl Auguſt das Gerücht, die Pariſer hätten ſich Napoleons bemächtigt und ihn den Verbündeten ausgeliefert. „Cela se dit si generalement, que je commence a croire que cela est vray.“

[2]) Vgl. E. v. Bojanowski, Louiſe, Großherzogin von Sachſen-Weimar. Stuttgart und Berlin 1903. S. 341.

hat man sie, die Vertreterin der edelsten Interessen der Menschheit, damals als die dritte Großmacht neben England und Rußland bezeichnet. Tatsächlich stand sie vom Augenblicke ihres Wiedereintreffens an im Mittelpunkte des politischen wie des gesellschaftlichen Lebens in Paris und empfing schon wenige Tage danach, an einem denkwürdigen Abend, dem Worte Paul Gautiers zufolge „ganz Europa" in ihrem Salon[1]): Franzosen der verschiedensten Parteien und Gesellschaftskreise vereint mit einer großen Zahl der damals anwesenden berühmten Fremden. Zu den letzteren gehörte neben Kaiser Alexander, Gentz, den Brüdern Humboldt und Anderen auch Carl August. Sein Wunsch, die Staël zu begrüßen, entsprach der Freundschaft, die ihn und seine Gattin schon lange mit der großen Zeitgenossin verband. Den Gefühlen dankbarer Anhänglichkeit, die diese für Weimars Fürstenpaar hegte, hatte sie erst kurz vorher in ihrem 1813 erschienenen Buche „De l'Allemagne" beredten Ausdruck gegeben und freute sich gewiß, den Herzog nach der langen Trennung wiederzusehen[2]).

Um so weniger angenehm war der Eindruck, den das Zusammensein mit ihr in Carl August zurückließ. „Je n'ai vu Mad. de Staël qu'une fois," schreibt er an Luise, „mais tout de suite en si mauvaise societé de Jacobins, entre autre Mr. Reynauld de St.-Jean d'Angely, le plus grand gueux et J. F. (Jean-fou) de France, qu'il m'a repugné d'y retourner; une fois j'y étais encore où je ne la trouvai point. Elle etait aux petits soins avec ce miserable. Cette femme ne prendra jamais de l'aplomb, elle est devenue trés laide."

Dieses ungünstige Urteil ist einerseits begründet in dem gerechten Abscheu über die schmähliche Fahnenflucht des Freundes der Staël, Regnault de St.-Jean d'Angélys, der, aus den Reihen des Tiers-État hervorgegangen, dann in Napoleons Dienste getreten und bis zum Sturze des Kaisers dessen gefügiges Werkzeug gewesen war, jetzt aber sich gleichsam über Nacht in einen Lobredner der Bourbonen umgewandelt hatte; anderseits mag es vielleicht auch verständlich erscheinen aus der fast unmittelbar darauf folgenden Bemerkung: „Maurice Lichtenstein et sa femme sont ici, je suis le conducteur de la princesse."

Einen größeren Gegensatz als den zwischen der durch schwere Schicksalsschläge gealterten Tochter Neckers, deren verändertes Aussehen nicht nur Carl August auffiel[3]), und der damals sechsundzwanzigjährigen Fürstin Leopoldine Liechtenstein, geborenen Eszterházy, kann man sich allerdings kaum denken. War doch diese, die Canova durch seine Statue im Eszterházyschen Park zu Eisenstadt in Ungarn verewigt hat, eine der schönsten und liebreizendsten

[1]) Mme. de Staël et Napoleon. Paris 1903. S. 359. Vgl. Lady Blennerhassett, Frau v. Staël. Bd. III, S. 438. Berlin 1889.

[2]) Sie gedenkt seines Besuches in einem nicht genauer datierten Briefe an die Herzogin aus Paris, abgedruckt bei Ch. Lenormant, Coppet et Weimar. Paris 1862. S. 265 ff. Vgl. E. v. Bojanowski, Großherzogin Louise. S. 142 ff.

[3]) A. Sorel, Mme. de Staël. Paris 1890. S. 159. „Ses amis la trouvèrent pâle et maigre ... changée du tout au tout." Vgl. über ihren Gesundheitszustand Lady Blennerhassett, S. 437, 447, sowie Lenormant a. a. O. Ferner auch Arndt, Wanderungen, S. 58, dem wir ein sehr lebendiges Bild ihrer Persönlichkeit verdanken.

Frauen ihrer Zeit. Schon bei seinem letzten Aufenthalte in Teplitz, im Sommer 1813, hatte ihr der Herzog begeisterte Huldigungen dargebracht; es mußte ihn daher sehr beglücken, sie auch hier anzutreffen.

Ebenso wie mit Carl August, waren die Fürstin und ihr tapferer, edler und kunstsinniger Gemahl von Böhmen her mit Goethe befreundet[1]) und luden ihn durch den Herzog ein, zum bevorstehenden Kongreß gleichfalls nach Wien zu kommen.

Die Aussicht, Leopoldinen dort wiederzufinden, vermochte übrigens nicht die Sorgen zu bannen, mit denen Carl August dieser Versammlung entgegenblickte. „Vous verrez," schreibt er der Herzogin, „qu'il y aura de fortes scènes a Vienne, car on est bien loin du but encore, et les idées ne sont rien moins qu'eclaircies ni uniformes." Hatte ihm doch Kaiser Franz eben erst offen erklärt, er finde den Plan, den König von Sachsen seines Thrones zu berauben, so infam, daß er sich schäme, darüber zu reden. Er werde ihn auch nach Kräften bekämpfen: sollte er allerdings nichts damit erreichen, so würde er es gerecht finden, daß Carl August ein gutes Teil von Sachsen erhalte, und würde ihm gern dazu verhelfen.

Wenn er unter solchen Umständen im eigenen Interesse hohen Wert darauf legen mußte, persönlich am Kongreß teilzunehmen, so ließ das Ansehen, das er besaß, den Vaterlandsfreunden sein Erscheinen in Wien auch zum allgemeinen Besten wichtig erscheinen: „Le M.(inistre) Stein," schreibt er am 28. Mai, „m'a aussi invité de venir à Vienne, pour y apporter mes lumières, mais que je devais en avoir de bonnes!"

Je mehr er vom Kongreß zu hoffen und zu fürchten hatte, desto größere Sorgfalt glaubte er mit Recht bei der Auswahl derer zu bedürfen, die ihm dort beratend zur Seite stehen sollten. Außer Gersdorff, seinem eigentlichen Bevollmächtigten, hoffte er eine zu diesem Zwecke passende Persönlichkeit in dem Göttinger Professor Georg Sartorius (1765—1828), einem hervorragenden Publizisten, Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten, gefunden zu haben. Erst kürzlich hatte derselbe sich ihm zur Verfügung gestellt, und da Carl August ihn seit langer Zeit kannte und schätzte, so war er sehr geneigt, ihn an sich heranzuziehen. „Comme nous deviendrons grands Seigneurs," schrieb er seiner Gattin, „nous aurons besoin d'un ou l'autre bon travailleur, et notre sort decidé, je serai fort aise de me l'attacher, surtout comme apres le deces de Voigt un jurisconsulte me sera trés necessaire." Er vermutete Sartorius gerade damals in Weimar bei Goethe und bat daher die Herzogin, ihm seine Aufforderung zu übermitteln, sich nach Wien zu begeben und dort seine Ankunft zu erwarten. Mit ihm, meinte Carl August, könnte auch Goethe dahin reisen[2]).

---

[1]) Näheres über das Ehepaar Liechtenstein sowie über seine Beziehungen zu Carl August und Goethe bei A. Sauer, Goethe und Österreich. Bd. I Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. XVII, S. LXXIV ff. Weimar 1902.

[2]) C. A. an L. 28. V. 14. Sartorius hatte übrigens inzwischen Weimar schon wieder verlassen. Über seinen dortigen Aufenthalt s. „Goethes Werke, Sophien-Ausgabe". III. Abteilung. Bd. V. Tagebücher 1813—1816.

Durch den Gedanken an den Kongreß wollte sich der Herzog jedoch so wenig wie durch seine schwankende Gesundheit und das Bedürfnis nach der gewohnten Badekur die interessante Zeit, die er durchlebte, irgendwie verkümmern lassen. Er war deshalb auch nicht willens, auf die Teilnahme an dem Nachspiele der Pariser Tage, der Reise der verbündeten Monarchen nach England, zu verzichten, und bat deshalb den Zaren um Enthebung vom Oberbefehle des dritten Armeekorps, die ihm dieser auch in der liebenswürdigsten Form gewährte [1]).

In der Tat konnte dem Herzoge eine günstigere Gelegenheit, seine grenzenlose Lernbegier zu befriedigen, kaum geboten werden; wie hätte er sie also nicht ergreifen sollen! Besaß doch gerade jetzt, nach einer mehr als zehnjährigen Absperrung vom übrigen Europa während des Kampfes der englischen Nation mit dem Weltbezwinger, der Besuch ihres Inselreiches für den Festlandsbewohner einen besonderen Reiz. Für Carl August fand sich überdies auf dem geplanten Ausfluge ein sehr liebenswürdiger und gleichgestimmter Gefährte in der Person des preußischen Staatskanzlers Hardenberg [2]).

In seiner Gesellschaft verließ er am 4. Juni Paris, gleichzeitig mit den Monarchen und wenige Tage nach dem Abschlusse des Friedens. Das vom Herzog so bitter empfundene Bestreben des Zaren, „de faire régénérer la France“ auf Kosten der Sieger, kam in den Bestimmungen dieses Vertrages auf das deutlichste zum Ausdruck. „Die Franzosen“, schreibt er am 28. Mai, „werden von den Verbündeten mit großer Milde behandelt. Sie erstatten nur ihre Schulden an die Armeelieferanten zurück, aber nichts an die deutschen Regierungen; auf diese Weise verliert Preußen allein 130 Millionen Franken“ [3]). Was das Ausland von Frankreich zu fordern hat, berechnet Carl August auf tausend Millionen und den Schaden Weimars auf mehr als 60 000 Taler. Die geraubten plastischen Kunstwerke, berichtet er weiter, werden nicht zurückgegeben; man sagt, die Franzosen werden den großen Monarchen heimlich einen oder den andern Gegenstand ausliefern, „et avec cela ils crient au Ciel des oppressions qu'ils endurent, et leur deux ou troisieme parole est une nouvelle guerre . . . Les francais,“ heißt es dann in dem Briefe Carl Augusts an die Herzogin vom 7. Juni, „se sont conduits a la fin encore

---

[1]) Alexander an Carl August 25. V. 14. „Il me reste à Lui témoigner,“ schreibt er dem Herzog dabei, „combien j'ai eu lieu d'être satisfait de Ses soins et du zèle qu'Elle a deployé dans le commandement qui Lui a été confié. Ma reconnaissance Lui est acquise aux plus justes titres. Elle ne saurait de même douter de mes invariables sentiments.“ Vgl. W. H. A. Abt. A. XIX. Carl August 186 b. Fol. 152.

[2]) C. A. an L. 22. V. 14. Als Gefolge nahm der Herzog auf der Reise nach England außer einem Obersten v. Zeschwitz, „qui y a des parents et quelque fortune“ (28. V. 14.) nur den Leibarzt Dr. Starke und den Geheimsekretär Vogel mit. Wolzogen lehnte wegen seiner leidenden Gesundheit die Einladung zu diesem Ausfluge ab (Memoiren S. 272), und wie er, fehlten dabei auch der Kammerherr v. Spiegel, der Hauptmann v. Vitzthum und Lindenau, die alle während des Feldzuges und in Paris in Carl Augusts Umgebung gewesen waren; die beiden letzteren infolge eines Ehrenhandels, der wenige Tage vor der Abreise des Herzogs zwischen ihnen zum Austrage kam. 28. V. 14.

[3]) Vgl. Oncken, Bd. II, S. 824 ff.

comme des cochons, pestant contre la paix et contre les alliés, et insultant beaucoup d'officiers en route."

Derartige Ausſchreitungen konnten übrigens den Herzog im Grunde kaum überraſchen, denn er wußte, wie ſchwer der franzöſiſche Stolz die Rückgabe der Niederlande und des linken Rheinufers ertrug; er verkannte ferner auch nicht, daß der Groll gegen die Verbündeten durch die in weiten Kreiſen gegen ihre Schützlinge, die Bourbonen, herrſchende Abneigung beeinflußt wurde. Einen Beweis dafür, wie unſicher dieſe ſich fühlten, mochte er in La Harpes Mitteilung an Lindenau erblicken, daß König Ludwig XVIII. die Monarchen gebeten habe, ihren Aufenthalt in Paris noch um einige Tage über den Friedensſchluß hinaus zu verlängern, um ihm durch ihre und ihrer Truppen Anweſenheit bei der Eröffnung der für den 1. Juni einberufenen Kammern gegen etwaige Aufſtände der Jakobiner einen Rückhalt zu bieten[1]).

[1]) 28. V. 14. „Nous marchons ici sur des cendres ardentes," heißt es weiter, „et sur un Volcan qui ne pourra etre retenu d'exploter qu'avec beaucoup de sagesse." Die königliche Sitzung, in der Ludwig XVIII. die bei ſeiner Ankunft verſprochene Charte im Beiſein der fremden Herrſcher verkündigte, fand am 4. Juni ſtatt. Näheres über den Plan, ſie bis nach deren Abreiſe zu verſchieben, und über deſſen Scheitern ſ. bei Oncken a. a. O., S. 827.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Der Kaukasus.

Von

Regierungsrat **F. Heger,**

Direktor am k. k. Hofmuseum in Wien.

Ein vielgestaltiger, durch sein hohes Alter geheiligter Sagenkreis hat seit urdenklichen Zeiten seinen mystischen Schleier über die gewaltigen Gipfel dieses ausgedehnten Gebirges und der umliegenden Landschaften ausgebreitet. Die Sage vom Göttersohne Prometheus knüpft sich an seine himmelragenden Felsen; die ältesten Seefahrer der klassischen Zeit, die Argonauten, lenkten ihre Schiffe nach den den Fuß dieses Gebirges umgebenden Gestaden. Die Sage vom goldenen Vließ bringt uns die erste Kunde von dem Reichtum an gleißendem Gold, den einige seiner Flüsse aufwiesen, und hier auch soll einst die rauhe Königstochter Medea gehaust haben. Der alte Herodot weiß uns manches Merkwürdige vom Kaukasus zu berichten, von seinem Reichtum an Naturschätzen und seinen vielsprachigen Völkern; und Alexander der Große lebt heute noch im Munde seiner Bewohner als Nationalheld fort, an dessen Namen sich mit Recht oder Unrecht die ältesten bekannten historischen Daten über diese Gebiete knüpfen. Ein Schimmer von Romantik liegt über seinen nebelumwallten, eisgepanzerten Höhen, den auch eine spätere Zeit nicht auszutilgen vermochte, sondern durch die heldenmütigen Kämpfe seiner tapferen Bewohner nur noch vermehrt hat.

Unsre Zeit duldet nicht mehr die Romantik entschwundener Tage. Heute zieht der Naturforscher mit Hammer und Mappe hinaus und befragt nicht nur das leblose Gestein, auch die lebende Pflanze muß ihm Rechenschaft geben über die Vergangenheit dieses Gebirges. Dazu gesellt sich der photographische Apparat, der uns mit einer fast grausamen Treue seine tiefsten Abgründe und höchsten Firnfelder enthüllt. Und doch war gerade der Kaukasus bis vor kurzem noch vielfach eine terra incognita, in der man auf Schritt und Tritt Neues und Interessantes finden konnte. Die Gelehrten des 18. Jahrhunderts — es waren zumeist Deutsche —, die sich in dieses damals noch unwegsame Gebirge hineinwagten, vermochten nur ein in ganz allgemeinen Zügen ge-

haltenes Bild dieser merkwürdigen Länder zu geben. Erfolgreicher war schon das folgende Jahrhundert, in dem ein H. Wagner und F. Bodenstedt die Völker des Kaukasus studierten, während der Geologe Abich das Gebirge auf seinen geologischen Bau untersuchte und Radde der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt seinen scharf beobachtenden Blick zuwandte. Die eigentliche Hochgebirgsregion blieb aber auch diesen Männern zumeist noch verschlossen. Wieder waren es hier, wie an so vielen andern entlegenen Punkten unsrer Erdoberfläche, einige kühne Engländer, die Pfadfindern gleich in die unwegsame Eisregion der mächtigsten Teile des Kaukasus eindrangen. Sie suchten und fanden ihr Ziel aber vorwiegend nur in touristischen Unternehmungen. Erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts unternahm es ein ungarischer Forscher, Dr. Moriz von Déchy, sich die systematische Erforschung der höchsten Regionen dieses Gebirges zur Aufgabe zu stellen. Ihm folgte später der Deutsche Merzbacher, der ein großes zweibändiges Werk über seine Reisen und Beobachtungen erscheinen ließ. Dieser für die wissenschaftliche Erforschung des zentralen und eines Teiles des östlichen Kaukasus wertvollen Arbeit reiht sich das jüngst erschienene große Werk des erstgenannten Forschers an [1]), der auf sieben, in den Jahren 1884—1902 ausgeführten Reisen das Hochgebirge in seinem ganzen Umfange kennen lernte und wohl heute als dessen bester Kenner gelten darf. Den beiden ersten Bänden dieses Werkes — dem beschreibenden Teil der Reisen — folgte der dritte, ausschließlich den wissenschaftlichen Resultaten gewidmete Band. Um eine Arbeitsteilung zu ermöglichen, war Déchy auf seinen verschiedenen Expeditionen von Botanikern und Geologen begleitet; — ihre Beobachtungen im Verein mit der Verarbeitung der mitgebrachten reichen Sammlungen sowie die wissenschaftlichen Arbeiten Déchys auf dem Gebiete der Physiogeographie, der Morphologie und Glaziologie bilden den Inhalt dieses dritten Bandes.

Der Kaukasus beginnt im Nordwesten auf der Halbinsel Taman, wo sich bei Anapa zuerst Hügel von mäßiger Höhe aus dem Schwarzen Meere erheben. Von hier streicht er in der Richtung gegen Südost bis zur Halbinsel Apscheron am Kaspischen Meere, wo das Gebirge im Ilchi-Dagh endet. Seine Gesamtlänge beträgt in der Luftlinie 1100, in der Kammlinie dagegen 1500 km. Diese bedeutende Differenz deutet schon darauf hin, daß die Kammlinie nicht gerade verläuft; diese ist vielmehr vielfach gebrochen, und die Hauptgipfel liegen zum Teil nicht einmal in derselben, sondern in nach Norden oder nach Süden vorspringenden Ausstrahlungen des Gebirgskammes. Vor allem zeigt sich

[1]) „Kaukasus". Reisen und Forschungen im kaukasischen Hochgebirge. Von Moriz v. Déchy. Band I. Mit 21 Kupfer-Heliogravüren, 10 Panoramen und 176 Abbildungen im Text nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Band II. Mit 17 Kupfer-Heliogravüren, 8 Panoramen, 224 Abbildungen im Text nach photographischen Aufnahmen des Verfassers sowie mit 5 geologischen Profilen und 1 Karte des kaukasischen Hochgebirges in 2 Blättern im Maßstab von 1 : 400000. Band. III. Mit 36 Tafeln in Lichtdruck. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1905—1907.

diese merkwürdige Erscheinung bei dem mächtigen, nach Norden vorgeschobenen Gebirgsstocke, in dem die beiden sich an Höhe dem Elbrus anreihenden Gipfel des Dych-Tau (5198 m) und Koschtan-Tau (5148 m) liegen. Die Breite ist sehr wechselnd. Sie beträgt durchschnittlich 60 km, steigt aber bis zu 155 km an. Im Osten ist nämlich dem Gebirge ein mächtiges, von tiefen Erosionsschluchten durchsetztes Hochplateau vorgelagert, der Daghestan, an welcher Stelle das Gebirge auch seine größte Breite aufweist. Der gebrochenen Kammlinie sind im Norden wie im Süden an mehreren Stellen parallele Ketten vorgelagert, von denen einige die Grenze des ewigen Schnees übersteigen.

Der geologische Bau des Gebirges ist auch nicht so einfach, wie man früher allgemein angenommen hat. Durch einen lang andauernden Druck, der von Süden aus wirkte, wurde das Gebirge in der Tertiärzeit allmählich aufgestaut und in mehrere große Falten gelegt. Man kann den ganzen Kaukasus in drei Abschnitte zerlegen. Der erste reicht bis zu dem 2813 m hohen Kluchor-Paß und besteht vorwiegend aus Kalk; von da bis zu dem 2379 m hohen Kreuzbergpaß, über den die berühmte grusinische Heerstraße von Wladikawkas nach Tiflis führt, erstreckt sich der zentrale Kaukasus mit den höchsten Erhebungen, vorwiegend aus Urgebirge (Granit, Gneiß und alten Schiefern) bestehend, das aber an verschiedenen Stellen von jüngeren Eruptivgesteinen durchbrochen ist, denen auch die höchste Erhebung, der Elbrus sowie der an der erwähnten Straße gelegene Kasbek angehören. Zwischen beiden liegen nicht weniger als zehn Gipfel, die den Montblanc an Höhe übertreffen. Hier befindet sich in der Kammlinie nur eine einzige Paßhöhe, der 2815 m hohe Mamisson-Paß, in der diese unter 3000 m Höhe herabsinkt. Der dritte Abschnitt reicht vom Kreuzberg-Paß bis an das Kaspische Meer; er besteht zum größten Teil aus alten Tonschiefern, die man den älteren paläozoischen Formationen zurechnet. Auch hier sind während der Zeit der Gebirgsbildung vulkanische Eruptionen erfolgt, die aber keine so bedeutende Ausdehnung hatten wie im zentralen Teile des Gebirges. Der Hauptkette sind im Norden wie im Süden an verschiedenen Stellen mehrere parallele Ketten vorgelagert, welche aus Gesteinen aufgebaut sind, die man dem Jura, der Kreide und dem Tertiär zurechnet. Die jüngeren paläozoischen sowie die älteren mesozoischen Formationen scheinen hingegen dem Gebirge ganz zu fehlen.

Die mehrfach gebrochene Kammlinie in Verbindung mit den vorgelagerten Parallelketten gestattet — im Gegensatze zu der meist von Quertälern durchschnittenen nördlichen Abdachung — am Südabhange die ausgedehnte Entwicklung von Längentälern. Das vorzüglichste derselben ist das obere Tal des Ingur im Süden der Hauptkette, das in einer Länge von 65 km ein typisches Kesseltal bildet, wie dieses in solcher Vollkommenheit kaum in einem andern Gebirge der Erde angetroffen werden dürfte. Hier liegen die großen Dörfer der Swanen mit ihren hohen, zu Verteidigungszwecken erbauten Türmen, die der ganzen Landschaft ein ebenso charakteristisches wie malerisches Aussehen geben. Das Dorf Mestia weist z. B. nicht weniger als siebzig solcher Steintürme auf.

Charakteristisch für den Kaukasus ist das Fehlen größerer Seebecken, wie solche den Nord- und Südfuß unsrer Alpen begleiten. Auch größere Wasserfälle sind in diesem Gebirge sehr selten. Es scheint, als ob die erodierende Tätigkeit des Wassers hier schon länger tätig war als in unsern Alpen. Als weiteres bemerkenswertes Kennzeichen für den Kaukasus sind die zahlreichen schluchtartigen Engen zu erwähnen, in denen die von der Hauptkette herabkommenden Gewässer die Vorgebirge durchbrechen. Die bekannteste dieser Schluchten ist die von Darial an der grusinischen Heerstraße, die vom Flusse Terek gebildet wird und in der sich auf hohem Felsen die Ruinen einer alten, einst zur Absperrung des Tales dienenden Feste erheben, deren Erbauung man der berühmten Königin Thamar zuschreibt.

Bisher waren vielfach irrige Vorstellungen über die Orographie, die physikalische Geographie und die Entwicklung der Gletscherphänomene im kaukasischen Hochgebirge verbreitet. Diesen Problemen widmete nun Déchy auf seinen ausgedehnten Reisen seine besondere Aufmerksamkeit, und es ist ihm auch gelungen, durch den Besuch der meisten Gletscher dieses Gebirges, durch Vornahme von Messungen und genauen Aufnahmen diese falschen Vorstellungen richtig zu stellen. Durch seine Forschungen ist die wissenschaftliche Welt zu einem beinahe erschöpfenden Bilde der Schneebedeckung dieses Gebirges gekommen. Während man bisher angenommen hatte, daß die Struktur des Kaukasus der Entwicklung von Gletschern ungünstig sei, indem ein Mangel an weiten Firnbecken herrsche und daß infolgedessen seine Gletscher im Vergleiche zu denen unsrer Alpen von geringer Ausdehnung seien, da nur am Elbrus und am Kasbek relativ größere Ansammlungen von Firn und Gletschern zu finden sind, hat Déchy das vollkommen Unhaltbare dieser Anschauung durch unangreifbare Beobachtungen glänzend widerlegt. Nur ein einziger Gletscher unsrer Alpen, der Große Aletsch-Gletscher, übertrifft alle Gletscher des Kaukasus an Länge wie an Flächenausdehnung; alle andern Alpengletscher finden jedoch im Kaukasus Rivalen, die sich mit ihnen messen können.

Der größte der kaukasischen Gletscher liegt auf der Nordseite des Gebirges; es ist dies der Besingi-Gletscher, der von dem 5051 m hohen Dschanga, einem der höchsten Punkte der hier aus Granit bestehenden Hauptkette, herabkommt und der bei einer Länge von 18 km samt seinem Firngebiete ein Areal von 64 qkm umfaßt. Ihm zur Seite steht der an der Südseite der Hauptkette liegende Twiber-Gletscher, der samt seinem ausgedehnten Firngebiete eine Flächenausdehnung von 62 qkm hat. Zahlreiche andre Gletscher von bedeutender Ausdehnung reihen sich an diese beiden an, so daß von einer Armut des Gebirges an Schnee- und Eisbedeckung keine Rede sein kann. Sie verteilen sich über eine Längenausdehnung von 650 km, was etwa der Entfernung unsres Schneeberges vom Monte Viso gleichkommt, wobei freilich bei den höheren Gebirgsstöcken im Osten diese Erscheinung mehr vereinzelt und in kleinerem Maßstabe auftritt, während sie im zentralen Kaukasus dominiert.

Eine fernere wichtige Beobachtung Déchys konstatiert das Zurückweichen der kaukasischen Gletscher in neuerer Zeit, die früher eine viel größere Aus-

dehnung gehabt haben müssen. Jedenfalls sind in dieser Richtung durch diesen Forscher die ersten genauen und systematischen Beobachtungen gemacht worden, auf die man in Zukunft bei dem weiteren Verfolgen dieser Fragen wieder wird zurückgreifen müssen.

Gehen wir nun zu der physikalischen Schilderung der so verschieden gestalteten Teile dieses Gebirges über, so steht in dieser Beziehung Déchy fast unübertroffen da. Mit einem ungemein feinen Verständnis für die orographischen Eigentümlichkeiten einer bestimmten Landschaft begabt, weiß er in geradezu meisterhafter Weise diese zu charakterisieren und dem Leser ein anschauliches, der Wahrheit entsprechendes Bild zu geben. Wir werden hier einige Stellen seines Werkes selbst heranziehen, zu deren besserem Verständnis wir bemerken, daß der ganze Westen des Kaukasus unter dem Einflusse des feuchten, pontischen Klimas steht, der freilich im Süden der Hauptkette in weit höherem Maße zur Geltung kommt als im Norden. In den nach Süden auslaufenden, meist nur kurzen Tälern entwickelt sich eine Vegetation von geradezu subtropischer Fülle, die ihnen ein besonderes Gepräge verleiht. Näher am Hochgebirge ist auch hier die Landschaft ernster, und nur die Südseite zeigt jene lachenden, überaus lieblichen Tallandschaften, an denen insbesonders die Hochtäler des Ingur und Rion so überaus reich sind. Eine solche wird uns im folgenden geschildert:

„Zu unsern Füßen liegt jetzt das grünende Talbecken, vom Silberbande des Flusses durchschlängelt. Die Talwände steigen, licht bewaldet, von mattengeschmückten Terrassen umgürtet, in kulissenförmiger Anordnung auf, und aus den von ihnen eingeschlossenen Querschluchten blinkt das Eis mächtiger Gletscherströme: Tschdlaat- und Leskyr-Gletscher, die in die Querschlucht oberhalb Mestia dringen, der Twiber-Gletscher, der in das Seitental im Norden von Muschal zieht, und der Zanner-Gletscher in der östlichen Ecke des Tales. Die Größe dieser Gletscher, deren weit ausgedehnte Firnregion, von hohen Querjöchern umschlossen, zum größten Teile verdeckt ist, läßt sich kaum ahnen. Spätere Forschungen erst, die Begehung dieser Eisströme und ihrer Firnbecken, sollten die mächtige Ausdehnung der swanetischen Gletscher entdecken. Und über dieser reich gegliederten, farbenprächtigen Hochgebirgslandschaft erhebt sich, aus einer Reihe schneebedeckter Gipfel weit vortretend, die eisbepanzerte Pyramide des Tetnuld, noch vom Duftschleier des frühen Morgens umwoben. Im Süden trifft der Blick auf schluchtige Waldwildnis, die dichtgeschlossene Fichtenbestände bilden. In dieser Umrahmung bieten auf den gewellten Talflächen die von hoch aufragenden Türmen flankierten swanetischen Dörfer ein bewegtes, höchst malerisches Bild. Die Wolken teilen sich, und ein Sonnenstrahl fällt zündend, erleuchtend auf die herrliche Tallandschaft."

Oder ein andres Bild:

„Am Abende klärte es sich im Hintergrunde des Betschotales. Langsam teilte sich dort das Wolkenchaos, und im wallenden Nebeltreiben wurden steil abfallende, mit abbrechenden Eisfeldern bepanzerte Felsmauern für Augenblicke frei. Schon sank die Sonne tiefer und tiefer. Da trat plötzlich lebhaftere Bewegung in die Wolkenburgen, die noch immer festgeballt auf den Höhen lagen; sie lüfteten sich; die rauchenden Dunstmassen zerflatterten, glitten in die Tiefe; eine neue Bergwelt tauchte auf, wie im Werden des ersten Tages. Das schneedurchfurchte Felsgerüst erhielt eine Krönung; ein kühn aufschießendes, nach oben sich verjüngendes Gipfelgebilde hebt sich, mit Neuschnee überschüttet, vom grauen Wolkenhintergrunde leuchtend ab; ein eisiger Absatz trägt ein den Berg umschlingendes, abstürzendes Felsenband,

von dem die Spitze, eine abschüssige Firnfläche, auf ihrem Scheitel, ein trotzig aufstrebender Helm, in den Himmel ragt. Es ist Uschba, eine der merkwürdigsten, überraschendsten Bergformen der Welt. Nur wenige Augenblicke dauerte die Vision. Dann begann wieder das Spiel der Nebel, die bald die eine, bald die andre Partie des herrlichen Berges verdeckten. Uschba wurde das Matterhorn des Kaukasus genannt. Am meisten gleicht der Südgipfel dem Matterhorn, aber dieses ist symmetrischer, graziöser, Uschba größer, abstürzender. Das Matterhorn erhebt sich etwa 2800 m über das Tal bei Zermatt, der Uschba 3400 m über das Betschotal. Die Ansicht des Berges, wie sie sich, von den zwei Gipfeln gekrönt, darbietet, hat wenig Ähnlichkeit mit dem Alpenberge, und auch von Standpunkten, die nur den Anblick des einen, des südlichen Gipfels, umfassen, sind es nicht die Linien, welche die Form des Felskolosses bestimmen, noch die Firn- und Eispanzer, die er trägt, die den Vergleich nahelegen, sondern das beiden Bergen gleiche, aus verhältnismäßig niedriger Umgebung isolierte Aufsteigen, das Vorherrschen der vertikalen Linien über horizontale Richtungsflächen, der steile, unvermittelte Aufbau, das Abstürzende im Fels und Eis. In bezug auf seine Architektur bleibt Uschba unübertroffen."

Im westlichen Teile bildet das Land im Norden der Hauptkette ein terrassenförmig ansteigendes, von der Laba und Bjelaja und deren Nebenflüssen durchzogenes Urwaldland. Durch die langjährigen Kriege der Russen gegen die einst hier ansässig gewesenen Tscherkessenstämme sowie durch deren spätere Auswanderung ist dieses Gebiet ganz entvölkert worden, und heute kann man hier tagelang reisen, ohne einen Menschen anzutreffen. Nur im nördlichen Teile findet man einzelne Kosakenstanitzen in großen Entfernungen voneinander. Gegen das Gebirge zu gibt es ein größeres Gebiet, in dem heute noch der Auerochs wild vorkommt, dessen Zahl sich jedoch von Jahr zu Jahr verringert, obwohl er hier geschont wird. Der Einfluß des pontischen Klimas bewirkt, daß die Üppigkeit des Baum- und Pflanzenwuchses hier die unsrer Alpen, weit übertrifft. Ein treffendes Bild dieser Gegend gibt uns die folgende Schilderung:

„Am frühen Morgen des folgenden Tages waren wir unterwegs. Einige Schritte von unsrer Lagerstelle betraten wir wieder den dunkeln Tannenforst. Die Szenerien des Urwaldes übten einen mächtigen Eindruck auf mich aus', und wiederholt wurde ich zu Ausrufen des Staunens hingerissen. In dichten, geschlossenen Massen standen die Baumriesen, senkrecht in die Höhe schießend und kurzastig aneinander gedrängt, ohne Zahl. Nur selten bricht ein Sonnenblitz durch die Kronendecke und wirft zitternde Lichter auf die Stämme. Gräser und Farne, ein Gestrüpp von Bärlappen, hohe Schachtelhalme, niedriges Unterholz bedecken den Boden; dichte Moospolster überziehen die knorrigen Wurzeln; Schlingpflanzen, die wallenden Büsche der Bartflechte klettern an den Waldriesen empor, große Baumschwämme kleben an ihnen. Von mächtigen verrotteten Tannen senken sich die flechtenbehaarten, langbärtigen Äste. Tote, modernde Stämme, gebrochene Zweige liegen umher — Zerfall an der Seite sprießenden Lebens, das sich in üppiger Kraft offenbart. Theaterdekorationen gleich, welche die lebhafte Phantasie eines Künstlers geschaffen, standen diese Waldbilder vor mir. Weihevolle Stille herrscht, und man hört den Tritt des Wanderers, der über das trockene Blattwerk schreitet oder das am Boden umherliegende Astwerk zerbricht. Dann wird es wilder, tiefer das Dunkel, in dem der grüne Farbenton immer schwärzer wird. Ein Chaos flechtenbewachsener Gesteinstrümmer sperrt den Pfad. Dazwischen liegen gestürzte Bäume und Äste wirr durcheinander geworfen. In der Waldesnacht leuchtet das klare Wasser eines Bergbaches, der über eine herrlich grüne, moosbedeckte Felswand niederrieselt. Es ist die Wolfsschlucht aus dem ‚Freischütz' ... Nirgends im Kaukasus ist der Wald in solcher Ursprünglichkeit

entwickelt als im Sagdan. Infolge seiner Unzugänglichkeit hat er, frei von menschlichen Eingriffen, sich den unberührten Charakter des Urwaldes gewahrt."

Weiter gegen Osten ändert sich allmählich dieses Bild an der Nordseite des zentralen Kaukasus. Seine nach Norden ausstrahlenden Ausläufer bilden ein meist waldbedecktes, mit breiten Vorterrassen sich aufbauendes Hügelland, das sich in der Talebene des Terek, in der nordkaukasischen Steppe verliert. Das ist die Kabarda, die heute noch von einem Zweige der Tscherkessen, den Kabardinern, bewohnt wird. Weiter nach Süden, gegen das Hochgebirge zu, verschwindet jedoch der Wald immer mehr; die Täler des Baksan und Tscherek haben streckenweise einen ziemlich einförmigen und uninteressanten Charakter. In ihrem Hintergrunde erschließt sich aber dem Reisenden die herrlichste Aussicht auf die hier ihre größten Erhebungen aufweisende Hauptkette:

„Von einer kleinen, plateauartigen Stufe der Felswände umfaßt das Auge den Bergwall, der in einer ungebrochenen Linie die obersten Firne des Besingi-Gletschers umspannt. Von einer Lücke in der westlichen Ecke, dem Zannerpaß, den ich mit Freshfield, als die ersten, in einem andern Jahre überschreiten sollte, bis zu den Firnwällen im Osten, die jenseits in das Eisgebiet des Dychsu-Gletschers fallen, türmt sich der gigantische Bau in einer Länge von 20 km auf. Es ist keine Reihe von hochanstrebenden, isolierten Gipfelgestalten, die demselben entragen; nur wenig gebrochen, schneidet die eisige Kammhöhe in den blauen Himmel, wo schon zu früher Stunde aus dem Süden aufsteigende Wolken sich zusammenziehen. An der jäh abstürzenden Flucht dieser Riesenmauern durchbricht nur selten dunkler Fels den Eispanzer; Schneekatarakte fluten an den Wänden nieder, und blaugrün schillern die Firnbrüche im flimmernden Sonnenlichte. Mit der Erhabenheit ihrer Größe vereinigte sich eine außerordentliche Zartheit in der Linienführung dieser Bergformen und in den Farbentönen, in die sie gehüllt waren. In seiner ganzen Glorie stand der Kaukasus hier vor mir, und nur die Eisregion des Himalaja, kein Bild aus den Alpen, kann sich mit ihm messen, ihn übertreffen. Der Anblick des Eiswalles von der Pyramide der Gestola, mit der sattelförmigen Eiskuppe des Katyn-Tau, den abstürzenden Firnklippen der Dschanga, bis zur Riesengestalt der Schara, sich über eine weltenentrückte, frostige Bergwildnis erhebend, die wenige Sterbliche erschaut hatten, war von unbeschreiblicher Großartigkeit und machte einen unauslöschlichen Eindruck."

Und weiter, wo der Reisende der mächtigen Kette des Scheldy-Tau und Tschatyn-Tau gegenübersteht:

„Hier ist es, wo der Kaukasus die Alpen schlägt. Nichts in den Alpen kann sich diesen höchsten Regionen des Kaukasus gleichstellen, in denen Fels, Firn und Eis in den herrlichsten Bildungen, in unsäglicher Wildheit und in mächtiger Größe aufstreben. Nur aus dem fernen Himalaja schweben mir ähnliche Bilder vor Augen. Wer je unter den Südwänden des Kangtschendschunga, wie ich, im Banne seines Anblickes gestanden hat, den mag, dort wie hier, das Gefühl überkommen, sich zu beugen vor der Größe und der Schönheit der Schöpfung."

Eine Linie, die im Meridian von Stawropol gegen Süden über den Elbrus und längs der Hauptkette über den Adai-Choch und das Meskische Gebirge an der Südseite zieht, scheidet die Westhälfte des Kaukasus in ihrem physiognomischen Gepräge von der ganz anders gestalteten östlichen Hälfte.

Je mehr wir gegen diese vorschreiten, desto mehr nimmt unter dem Einflusse des trockenen Klimas die dauernde Schneebedeckung ab, desto geringer wird die Ausdehnung der Gletscher, desto höher steigt die Schneegrenze und

das Ende der Gletscher — Erscheinungen, die nur stellenweise Verschiebungen erleiden, wenn lokale, meteorologische Einflüsse und die orographischen Verhältnisse des Gebirgsbaues auf sie einwirken. Noch schärfer wird der Unterschied, den die Landschaftsbilder des östlichen Kaukasus im Gegensatz zum westlichen bieten, durch das Äußere der Pflanzendecke. Je weiter gegen Osten, um so dürftiger wird die Vegetation, und immer mehr erlangt eine xerophil-rupestre Flora die Vorherrschaft.

Mit der Ersteigung des Elbrus hat der Reisende den nach langem Kampfe besiegten, 5629 m messenden höchsten Kaukasusgipfel erreicht:

„Im Augenblicke, in dem auf was immer für einem Gebiete ein Ziel durch eigene Tatkraft erreicht worden ist, gehört der erste Eindruck dem persönlichen Empfinden. Die Sinne für die Außenwelt treten zurück und wenden sich dem eigenen Ich zu. Dieses Vorherrschen der die eigene Person in den Mittelpunkt der Aktion stellenden Gefühls- und Gedankentätigkeit mag nur Sekunden währen, aber sie besteht, und erst nachher kehren wir zum Gegenstande, der die Anregung dazu gegeben hat, zurück. Als ich meinen Fuß auf den höchsten Gipfel des Elbrus setzte, machte sich dieses seelische Moment in intensivster Weise geltend . . . Als ich nach dem Kaukasus zog, war das Erreichen seines höchsten Gipfelpunktes ein Hauptziel meiner Wünsche. Nun war es gewonnen! Peter [1]) entfaltete die kleine trikolore Fahne — die Farben meines Vaterlandes —, die wir mitgebracht hatten, und stieß sie, an der Stange befestigt, die er aus einem langen Aste geschnitzt hatte und nicht müde wurde heraufzuschleppen, in den Schnee des höchsten Elbrusgipfels."

Die Landschaft, die sich von diesem hohen Punkte, in später Nachmittagsstunde, auftat, wird dann also charakterisiert:

„In einer stürmischen Nacht im hohen Norden, jenseits des Polarkreises, mag sich dem in jenen eisigen Weiten Festgehaltenen ein Bild bieten, ähnlich dem, das wir am Elbrusgipfel sahen. Durch eine nebelerfüllte Luft zeichnete sich alles — Höhen und Tiefen — in unsicheren Umrissen. Überall Eis und Schnee. Soweit das Auge dringen konnte, grauweiß der einzige Farbenton. Ein phantastischer Strom schien die Atmosphäre zu durchzittern; es wurde dunkel, als ob die Nacht herabgesunken wäre. Nichts mehr erfüllte um uns die unendliche Leere; unter uns lag eisige Dämmerung, und der gewaltige, kalte Sturm toste entfesselt in seinem Reiche."

Bei der Ersteigung des Kasbek, eines andern über 5000 m hohen Berges, finden wir den Kampf um die Erreichung des Gipfels mit folgenden Worten skizziert:

„Die Luft war jetzt ruhig, und während der Monotonie des steilen Aufstieges an der endlos scheinenden Schneehalde traf uns kein belebender, frischer Hauch. Während langer Stunden wurde kein Wort zwischen uns dreien gewechselt [2]), nur ein schwaches ‚Halt' oder ‚Vorwärts' wurde hie und da hörbar. Es gab Augenblicke, in denen es der größten Energie bedurfte, um den Kampf fortzusetzen. Ich wollte den Gipfel des Kasbek erringen, von seiner Höhe wollte ich noch einmal den Schauplatz meiner Tätigkeit früherer Jahre überblicken, von der kaukasischen Gletscher-

[1]) Einer der Alpenführer, Peter Ruppen, der einige Jahre später am Lyskamm in der Schweiz durch Absturz seinen Tod fand.

[2]) Déchy war hier von den Tiroler Bergführern Heinrich Moser und Georg Kröll begleitet, von denen der erstere im folgenden Jahre durch Absturz in den heimischen Ortler Alpen seinen frühen Tod fand.

welt Abschied nehmen — wie ich damals dachte — Abschied fürs Leben. Der eiserne Wille mußte menschliche Hinfälligkeit besiegen.

„Im Nebeltreiben kamen wir auf die Höhe des firnbedeckten Grates. Ein mächtiger Steinblock durchbricht sie, den das feurige Erdinnere emporgeschleudert hat und der nun in ewigem Eis gebettet ist. Ein steiler Firnkamm zieht empor, nach der nördlichen Seite mit Schneewächten tief abstürzend. Ein heftiger Wind umfängt uns. Die Erschöpfung ist verschwunden. Mit verdoppelter Energie greifen wir die höchste Arrete an, die in einer von Schneewächten gebildeten Spitze endigt. Moser tritt zurück. Die kleine Spitze, in die der breite Gipfeldom jetzt ausläuft, bricht jenseits steil ab. Ich umschlinge die Schneemasse, treibe meinen Pickelstock tief hinein, beuge mich hinüber und da dort die steile Eiswand nicht überhängt, trete ich auf sie. Es war 1 Uhr am 2. August 1897."

Nunmehr nahte Déchy mit seinen Alpenführern dem Monarchen des östlichen Kaukasus, dem nahezu 4500 m hohen Basardjusi. Sie hatten den obersten Gipfelkamm erreicht, von wo sie über loses Schiefergeröll, stellenweise von Schneelagen unterbrochen, auf eine firnbedeckte Spitze gelangten, die sie für die höchste Erhebung hielten. Aber jetzt taucht plötzlich, unerwartet am Ende des langgestreckten Firngrates, alles an Höhe überragend, der höchste Gipfel des Basardjusi auf:

„Nichts kann die wilde Schönheit seiner nach Norden abbrechenden, eisbepanzerten Wände der zu einer Felsspitze in einer langen Linie emporziehenden, mit scharfrandigen Schneegewächten besetzten, strahlend weißen Firnschneide übertreffen. Im hellen Sonnenlichte ist dort alles Glanz und Glorie. Nun lag er vor mir, der fernste Punkt im fernen Lande, der Gipfel, nach dem ich mich seit langen Jahren gesehnt hatte, für mich ein Anblick, der Gemüt und Phantasie ergriff. Nach langen Wandertagen, die durch eine Bergwelt geführt hatten, die mit ihrer felsigen Wildheit, ihren weiten kahlen Hochrücken, ihren düsteren Erosionsschluchten sich mehr an den grübelnden Forschersinn als an das von Begeisterung für die eisige Hochalpenwelt erfüllte Schönheitsgefühl wandte, sah ich einen Berg vor mir, dessen stolze Spitze im Diadem leuchtenden Firnes in das dunkle Blau des Himmels ragte und die ganze Pracht der eisigen Hochregion der Alpen entfaltete.

„Mächtig zog es mich hin zur alles beherrschenden Spitze. In dem einzigen Wunsche, die herrliche Höhe zu betreten, klang mein Sehnen aus. Es hatte nichts mit wissenschaftlicher Forschung, mit andren Zwecken und Zielen zu tun. Die Freude am Erreichen eines Zieles nach Überwindung von Hindernissen und Schwierigkeiten, inmitten der hehren Schönheit der schneebedeckten Hochalpenwelt, das rein alpine Moment bei der Ersteigung eines Hochgipfels, wie es mich vor vielen, vielen Jahren zur Erklimmung der damals noch selten betretenen, dem Mute, der Kraft und Ausdauer herrliche Ziele bietenden Hochzinnen der europäischen Alpen begeisterte, sie traten hier — ich gestehe es gerne — wieder in den Vordergrund, in ihr unbeschränktes Recht, sie wurden auch hier zur Triebfeder, als ich jetzt im fernen Hochgebirge nach dem Siege rang."

Und als dann der höchste Punkt auf der langgestreckten Eiskalotte des Basardjusi, Déchys fernstes hohes Ziel am östlichen Ende des großen Kaukasus, erreicht war, heißt es weiter:

„Ich streifte das Seil von mir, trat einige Schritte vor gegen Norden, blickte zuerst in die ungeheuren Tiefen, die dort unter mir lagen, und dann auf die Bergwelt, die im Kreise sich erhob. Mit einer aufs höchste gesteigerten Intensivität des Erfassens wollte ich den Eindruck der weiten Rundschau in mir aufnehmen. Eine merkwürdige Ruhe hatte mich ergriffen. Die Aufregung des Aufstieges, die Ermüdung der noch kurz vorher schwer atmenden Brust waren verschwunden. Ich

schaute lange auf die vielgestaltigen Formen dieser endlos einander folgenden Bergreihen, zwischen denen hellerleuchtete Nebelballen, dunkle Wolkenzüge umherwogten. Ich suchte keine Namen für die aus diesem Gebiete auftauchenden Gipfel und Kämme, für die glitzernden Schneefelder, die aus dem dunklen Chaos aufblitzten, ich forschte nicht nach den Details dieser hohen Schöpfung, sondern blieb lange, lange in Bewunderung ihrer gewaltigen Größe, ihrer Unendlichkeit versunken."

Am Schlusse seines Werkes stellt der Verfasser unsre Alpen dem Kaukasus folgendermaßen gegenüber:

„Die Alpen sind schöner, mannigfaltiger im Aufbau, reicher in den Attributen, die dort die uns bekannten lieblichen Landschaften schaffen. Dagegen sind die Bilder im kaukasischen Hochgebirge größer, wenn auch gegensatzärmer als die alpinen Landschaften. Die Pflanzenwelt, insbesondere wo sie sich als Urwald, als eine hochaufgeschossene Riesenstaudenflora oder als pontische Flora darstellt, aber auch mit ihren alpinen und hochalpinen, oft prächtig entwickelten Arten, und selbst dort, wo sie den Charakter xerophiler Steppenflora annimmt, bestimmt durch das Botanisch-Physiognomische eingreifender das Gepräge der Landschaft im Kaukasus als in den Alpen.

„Die Nähe zweier Meere, die im Sommer durchglühte Steppe und das armenische Hochland sind maßgebend für die atmosphärischen Verhältnisse im Kaukasus, die von denen in den Alpen abweichen. Selbst bei klarem Wetter umhüllt oft eine dunstige Luft die Berge, die ihnen weichere, verschwommene Umrisse verleiht, Berg und Tal in warme Farbentöne taucht. Herrliche Farbenunterschiede entstehen im Fernblicke über die hintereinander aufsteigenden Bergketten, die Luftperspektive wird tiefer, gewinnt Farbenreize, welche die Alpen nicht kennen. Dieser Farbenreichtum mit seinen zarten Abstufungen, den die hohe Luftfeuchtigkeit hervorzaubert, das feuchte Grün der Matten, die verschiedenen Tinten des Waldes, erinnern oft an die Landschaften der Pyrenäen."

Über diesen Schilderungen des Gebirges und der Landschaft, wobei wir mehr, als sonst üblich sein mag, dem Verfasser selbst das Wort gelassen haben, versäumt er nicht, auch die interessanten Völkerschaften des Kaukasus, ihre Sitten und Gebräuche in kurzen, aber treffenden Strichen zu zeichnen. Ist der Reisende doch mit einer großen Zahl der vielsprachigen Stämme dieses Berglandes in direkte Berührung gekommen; und nirgends wohl wird das Menschenleben durch die Oberflächengestaltung stärker beeinflußt als im Kaukasus, wo der Zusammenhang der Natur des Bodens mit seiner ethnographischen Individualisierung besonders kräftig hervortritt.

Uneingeschränktes Lob, ja Bewunderung gebührt den zahlreichen Abbildungen, mit denen das Werk ausgestattet ist. In die unwegsamen Eisregionen des Kaukasus hat Déchy als der erste den photographischen Apparat gebracht, und was er geleistet, kann nur der beurteilen, der selbst einmal ähnliche Aufgaben zu lösen versucht hat. Schon der Transport größerer Apparate über vereiste Pässe und durch die pfadlosen Urwaldwildnisse ist an und für sich eine bemerkenswerte Leistung. Dazu war der Reisende in allen hierbei in Betracht kommenden Verrichtungen zumeist auf sich selbst angewiesen. Aber seiner Energie und Ausdauer, seinem geübten Blick und großer Übung gelang es, Bilder auf die Platte zu zaubern, die zu den schönsten photographischen Gebirgsaufnahmen gehören und die hier in trefflichen Reproduktionen vorliegen, von denen namentlich die großen Kupfer-Heliogravüren hervorzuheben sind.

Eine dankenswerte Beigabe des Werkes zum näheren Verständnis der geschilderten Reisen ist die im Maßstabe von 1 : 400000 ausgeführte Karte des kaukasischen Hochgebirges in zwei Blättern: — ein wichtiges geographisches Ergebnis, wenn man bedenkt, wie unzureichend die Darstellung des Kaukasus, vor allem wegen der Kleinheit des benutzten Maßstabes, auch in unsern besten Atlanten ist. Die Karte faßt in klarer und übersichtlicher Weise alle bisherigen kartographischen Aufnahmen und die eigenen Beobachtungen des Verfassers zusammen und ist heute unzweifelhaft die beste Übersichtskarte des kaukasischen Hochgebirges.

Jahrelang fortgesetzte Reisen und Arbeiten — immer geleitet vom Ernst wissenschaftlicher Forschung — haben in diesem Werke ihren Abschluß gefunden. Wort, Bild und Karte vereinigen sich, um uns die großartigen Szenerien des kaukasischen Hochgebirges vor Augen zu führen. Die Schilderungen der Reiseerlebnisse und Abenteuer inmitten der von unzivilisierten Völkerschaften bewohnten Bergwildnisse, der Entbehrungen und Gefahren bei der Besteigung der Hochgipfel und den Gletscherfahrten in einem unbekannten Gebirgslande machen das Buch zu einer fesselnden Lektüre und für jeden Naturfreund zu einer Quelle hohen und reinen Genusses.

H. Heine und H. Laube.

Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine.

Von

Ernst Elster.

(Fortsetzung.)

Als sich Laube zu Ende des Jahres 1842 an seinen Pariser Freund mit der Bitte um Beiträge für die „Elegante Zeitung" wandte, da glaubte er kaum mehr als ein paar Berichte über Tagesereignisse oder allenfalls einige abgelegte Gedichte von ihm erwarten zu dürfen: statt dessen erhielt er im „Atta Troll" ein Werk von bleibender Bedeutung, und so ging es ihm schließlich wie Saul, dem Sohne Kis', der da auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Aber die Eselinnen blieben ihm dennoch wert, und als Laube seinen großen, königlichen Fund gesichert hatte, da ging er aus, sie zu suchen. Um die Mitte des Monats Juni 1843 hatte Heine mit einem Briefe, der leider verloren gegangen ist, einen Artikel nach Leipzig gesandt, den Laube in seiner „Eleganten" am 19. Juli unter dem Titel „Kampf und Kämpfer" mit Angabe des Verfassers abdrucken ließ; er wurde 1854 von Heine in die „Vermischten Schriften" mit aufgenommen und findet sich in allen Ausgaben der Werke (in der meinigen Bd. VI, S. 408—419). Diesem Artikel hatte der Redakteur eine „I" beigefügt, und der nächste Brief zeigt ihn bekümmert, ob er auch eine II, III usw. werde hinterher senden können. Es war eine fein ziselierte kleine Arbeit, die Heine dem Freunde in die Hände gelegt hatte: Der Artikel handelt über die Fortschritte der kommunistischen Bewegung in Frankreich und insbesondere über einen ihrer Hauptvertreter, Pierre Leroux. Diesem wird Victor Cousin gegenübergestellt, mit dem Leroux damals eine bittere Fehde auszufechten hatte. Der große Gegensatz dieser beiden Geister wird von Heine mit eindringender Gewandtheit beleuchtet.

„Der Eklektizismus von Cousin", so schreibt er (Werke, Bd. VI, S. 414), „ist eine feindrähtige Hängebrücke zwischen dem schottisch plumpen Empirismus und der deutsch abstrakten Idealität, eine Brücke, die höchstens dem leichtfüßigen Bedürfnisse einiger Spaziergänger genügen mag, aber kläglich einbrechen würde, wollte die

Menschheit mit ihrem schweren Herzensgepäcke und ihren trampelnden Schlachtrossen darüber hinmarschieren. Leroux ist ein Pontifex Maximus in einem höhern, aber noch weit unpraktischern Stile, er will keine kolossale Brücke bauen, die, aus einem einzigen Bogen bestehend, auf zwei Pfeilern ruhen soll, wovon der eine aus dem materialistischen Granit des vorigen Jahrhunderts, der andere aus dem geträumten Mondschein der Zukunft verfertigt worden, und diesem zweiten Pfeiler gibt er zur Basis irgendeinen noch unentdeckten Stern in der Milchstraße . . . Unter den deutschen Philosophen ist es Krause, mit dem Leroux die meiste Verwandtschaft hat. Sein Gott ist ebenfalls nicht außerweltlich, sondern er ist ein Insasse dieser Welt, behält aber dennoch eine gewisse Persönlichkeit, die ihn sehr gut kleidet. An der Immortalité de l'âme kaut Leroux beständig, ohne davon satt zu werden; es ist dies nichts als ein perfektioniertes Wiederkäuen der ältern Perfektibilitätslehre. Weil er sich gut aufgeführt in diesem Leben, hofft Leroux, daß er in einer spätern Existenz zu noch größerer Vollkommenheit gedeihen werde; Gott stehe alsdann dem Cousin bei, wenn derselbe nicht unterdessen ebenfalls Fortschritte gemacht hat!"

Heine ergänzt die Charakteristik der Ideen beider Denker, von denen er spricht, durch eine fest zugreifende Charakteristik ihrer Persönlichkeiten, ähnlich wie er dies schon in seiner Schrift über die deutsche Philosophie im zweiten Bande des „Salon" getan hatte, und er hebt von Leroux hervor, daß ihm seine große Armut, bei dem Geist materieller Spekulation, der das damalige Frankreich zersetzte, überall nur als Ehrentitel angerechnet würde.

„Ich möchte," so schließt er, „auf das Thema zurückkommend, womit ich diesen Artikel begonnen, hier ganz besonders andeuten, wie es für den Kommunismus ein unberechenbar günstiger Umstand ist, daß der Feind, den er bekämpft, bei all seiner Macht dennoch in sich selber keinen moralischen Halt besitzt. Die heutige Gesellschaft verteidigt sich nur aus platter Notwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbstachtung, ganz wie jene ältere Gesellschaft, deren morsches Gebälke zusammenstürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam."

Auf Äußerungen solcher Art pflegen unsre modernen Sozialrevolutionäre zu verweisen, wenn sie Heine als den Ihrigen in Anspruch nehmen. Laube konnte dem Artikel schwerlich eine derartige historische Perspektive geben; ihn mutete gewiß vor allem der feine Stil an, und er freute sich, daß der Verfasser nicht bei Äußerlichkeiten, bei der Schilderung von Festen und dergleichen, verweilte, sondern festen Blickes die treibenden Ideen des Tages ins Auge faßte.

Würdig hätte sich hier ein Artikel angeschlossen, den Heine acht Tage später an Gustav Kolb für die „Allgemeine Zeitung" absandte (Werke, Bd. VI, S. 397—404): In ihm besprach er den Kampf der Universität gegen die Ultramontanen, und er erschaute auch hier das einzelne Tagesereignis in dem weiten Zusammenhange der historischen Ideen. Als Verteidiger der Geistesfreiheit hatten sich die Professoren Michelet und Edgar Quinet hervorgetan, die 1843 gemeinschaftlich eine Schrift „Des Jésuites" herausgegeben hatten. Aber trotz solcher Waffenbrüderschaft waren sie einander sehr unähnlich, und Heine fand ein Wohlgefallen daran, wie vorher bei Leroux und Cousin, so hier bei Michelet und Quinet die Antithese ihres Geistes im einzelnen scharfsinnig herauszuarbeiten; auch diesmal schloß er seine Darstellung mit einer persönlichen Charakteristik beider Männer:

„Edgar ist ganz ein Deutscher, nicht bloß dem Geiste, sondern auch der äußern Erscheinung nach, und wer ihm auf den Straßen von Paris begegnet, hält ihn gewiß

für irgendeinen Halleschen Theologen, der eben durchs Examen gefallen und, um sich zu erholen, nach Frankreich gedämmert. Eine kräftige, vierschrötige, ungekämmte Gestalt. Ein liebes, ehrliches, wehmütiges Gesicht. Grauer, schlottriger Oberrock, den Jung-Stilling genäht zu haben scheint. Stiefel, die vielleicht einst Jakob Böhme besohlte."

Als Laube von diesem Artikel erfuhr, versäumte er nicht (in dem uns verloren gegangenen Briefe), ihn für seine Zeitschrift zu erbitten, und Heine richtete denn auch am 10. Juli 1843 an Kolb die dringende Aufforderung, diesen Artikel sowie einen zweiten, der sich inhaltlich unmittelbar anschloß, sofort an Laube zu schicken. Aber schon war es zu spät: Am 15. Juli brachte die „Allgemeine Zeitung" den Aufsatz über Michelet und Quinet, und Kolb blieb nichts andres übrig, als den sich hieran anschließenden viel schwächeren Artikel über die Stellung der Jesuiten im damaligen Frankreich (Werke, Bd. VI, S. 419—423 und S. 406—407) an Laube weiter zu befördern. Ob dieser über die Gabe sehr erfreut war, lassen wir dahingestellt sein: Heines Schilderung läuft daraus hinaus, daß sich die Jesuiten den Zeitverhältnissen angepaßt und sehr verändert hätten; eigentlich wandelten nur noch ihre Schatten über dieser Erde, sie selber aber lägen längst im Grabe. Wir Nachlebenden schütteln den Kopf. Vor allem aber war der Artikel unverkennbar als bloße Ergänzung des vorausgehenden über Michelet und Quinet gedacht, zu jenem, der Laube entwischt war. Jedoch es half nichts: Der Nr. I von „Kampf und Kämpfer" mußte eine Nr. II folgen, und so ließ denn Laube, allerdings erst am 6. September, Heines harmlose Jesuiten in seiner „Eleganten" aufmarschieren.

Das ist die etwas verwickelte Sachlage, auf die Laubes nächster Brief Bezug nimmt. Er entbehrt der Unterschrift und des Datums: dieses läßt sich aber mit Sicherheit feststellen; da Laube schreibt, daß Heines erster Artikel (der über Leroux und Cousin) „morgen" erscheinen werde, und da jenes Heft der „Eleganten" am 19. Juli ausgegeben wurde, so rührt der Brief vom 18. Juli 1843 her.

XXXV.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, für endlich gegebene Nachricht. Fast gleichzeitig mit Ihrem Briefe kam beiliegender von mir an Sie zurück, der Sie, weil ich No: 64 statt 46 geschrieben, nicht aufgefunden hatte. So ungeschickte Postboten u. Hilfsmittel, sich zu orientiren, giebt's ja in Deutschland nicht. Und man braucht nicht einmal die Polizei dazu. Ich lege den Brief noch einmal bei, weil er Sie über damalige Zustaende orientirt[1]). Für den Artikel dank ich, er kommt morgen. Aber es sieht aus, als ob Sie Kolb damit zum Abdruck der andern hätten treiben wollen. Und das ist zu meinem Nachtheile gelungen: kaum hab' ich ihm geschrieben, daß er sie schicken solle, so läßt er den einen — Michelet u. Quinet — abdrucken, u. wird nicht ermangeln, den zweiten, nachzujagen. Und dort ohne Namen, haben Sie für sich keinen Effekt davon — drei Leute in Deutschland etwa merken's in dem Tummult der großen polit. Zeitung, daß Sie's sein können. Selbst hier, wo man so aufpaßt, mußte ich's den Leuten sagen. — Nun bin ich in der Patsche! Habe eine No: I zu Leroux & Cousin & Comp. drucken lassen, u. habe nun keine No: II. Schaffen Sie mir eine solche, sobald Sie nur können, lassen Sie Ponsard u. Hugo miteinander kämpfen oder sonstige Löwen u. Menageriehelden. Der Setzer wartet

[1]) Er hat sich nicht erhalten.

darauf u. Publicus lacht sonst auf unsere Kosten, sagend: er hat nichts weiter zu Stande gebracht. Oh, unsre schöne Kunst ist entsetzlich übel dran — die politischen Maaßstäbe nehmen fürchterlich überhand, u. ich behaupte gern dazu mit der Eleganten die letzte Festung, die mit den Utilitariern über Kurz oder Lang capituliren muß, wenn wir sie nicht reichlich mit Munition versehen. Das wird aber in Deutschland immer schwerer, da sich alle Künstler, erschreckt durch den Eisenbahnlärm der Mittelmäßigkeiten, von den Journalen zurückziehn. Es ist ein wahres Sauve qui peut! Ich würde mich den Teufel herumbalgen, gälte es mir nicht Aufrechterhaltung [uns]erer Lebensansichten. —

A propos wollen Sie nicht zum LiteratenVereine[1]) treten. Das incommodirt gar nicht, u. giebt Ihnen eine freundlichere Stellung zur Masse. Ich besorge das Nöthige, so wie Sie ja sagen[2]).

Heine lieferte keine weiteren Beiträge für die „Elegante Welt", und nicht lange darauf, zu Ende des Jahres 1844[3]), legte Laube die Redaktion der Zeitschrift nieder; in einigen „Abschiedsworten" erklärte er, daß er die Zerstreuung und Zersplitterung fürchte, die ihn von größeren Produktionen abhalte. So fehlte denn fortan der äußere Anlaß zu brieflichem Verkehr, und Heine ließ fast zwei Jahre lang, bis zum 1. Februar 1845, nichts von sich vernehmen. Im Oktober 1843 reiste er nach Deutschland; am 29. traf er in Hamburg ein, und am 19. Dezember kehrte er über Köln nach Paris zurück. Laube erhielt keine Nachricht. Aber aus den Blättern hatte er von Heines Reise erfahren, und so sandte er ihm, etwas verletzt, folgende Zeilen nach Hamburg:

XXXVI.

Sie sind in Deutschland, Bösewicht, und schreiben mir kein Wort! Können Sie nicht über Leipzig kommen, oder können wir uns nicht ein ander Rendezvous geben? Meine Frau wünscht auch lebhaft Sie zu sehen. Wo haben Sie denn die Ihrige hingethan? Nach Dünkirchen auf die Rhede gesetzt? Ist das mit Verweigerung des Visas vom preuss. Gesandten wahr? Geben Sie mir doch darüber Auskunft. Ich habe diesen — es ist doch noch H. v. Arnim? — in so treuem Gedächtniß der Flegelei, daß ich ihm gern eine JournalNotiz visirte. — Hoffentlich schreiben Sie flugs der Eleganten Ihre Reise u. Heimaths-Eindrücke. Jedenfalls sagen Sie mir bald was Ausführliches, was Sie vorhaben — Sie brauchen keinerlei Visa durch ganz Deutschland, Hannover vielleicht ausgenommen — u. wie viel Zeit Sie bestimmen. Wie wunderlich u. langweilig wird Ihnen Alles vorgekommen sein u. vorkommen, u. doch sind Sie durch Paris für's deutsche Schriftthum verloren. Bin doch ich's beinahe u. jetzt, da Alles, leer u hohl! Einheit u. Macht jauchzt dicht bei der Verzweiflung an uns Deutschen. Leider hab' ich nicht einmal den franzoes. Zufriedenheitsersatz wie Sie.

Im Januar wollte ich zur Aufführung meiner Versteinhexe nach Hamburg kommen. Hoffentlich hab' ich Sie aber bis dahin schon gesehen.

Schildern Sie Hamburg! Sie bleiben ja doch nicht da. Und übrigens schütze Sie Gott u. schreiben Sie flugs

Leipzig 7. Novbr. 43. Ihrem Laube[4]).

---

[1]) Wird später nochmals erwähnt.

[2]) Adresse: Monsieur | M. H. Heine | Paris. | 46 Faubourg Poissonnière. — Dazu Vermerk der Post: Parti à Trouville | Poste restante. — Mehrere schwer zu entziffernde Poststempel.

[3]) Ich muß hier einen Druckfehler berichtigen, der in dem vorigen Artikel untergelaufen ist. Im Mai-Heft heißt es auf S. 233 (vor der Mitte), daß Laube bis 1848 an der Spitze der „Zeitung für die elegante Welt" gestanden habe; es muß heißen: 1844.

[4]) Adresse: Herrn Heinrich Heine | Hamburg | Adr: H. Salomon Heine. Frei. — Poststempel: Leipzig 8 Nov. 43, und: Hamburg 10 11.

Laubes Anfrage, ob sich der preußische Gesandte in Paris geweigert habe, Heines Paß zu visieren, ist wahrscheinlich mit ja zu beantworten. Jedenfalls beruhte eine Notiz der „Kölnischen Zeitung" vom 12. November 1843, daß Heine, als französischer Bürger, eines solchen Passes gar nicht bedurft hätte, auf Irrtum, wie ich früher in dieser Zeitschrift in meinem Aufsatze: „War Heine französischer Bürger?" [1]) nachgewiesen habe. Heine ist niemals in Frankreich naturalisiert worden. Wenn sich nun der Gesandte, der Graf Friedrich Heinrich von Arnim, wie wir annehmen müssen, wirklich ablehnend verhielt, so müssen wir zur Entschuldigung seiner Härte erwähnen, daß ihm Heines 1842 in der „Pariser Zeitung" veröffentlichtes Gedicht „Der Kaiser von China" bekannt gewesen sein wird. Das war doch immerhin recht deutlich; er konnte sich unmöglich so stellen, als ob er es nicht verstünde. Freilich war Arnim ein starrer Reaktionär. Im Jahre 1839, als er noch Gesandter in Brüssel war, hatte er sich auch Laube gegenüber sehr unfreundlich erwiesen, worüber in dessen „Erinnerungen" (Ausgewählte Werke, herausg. von Houben, Bd. VIII, S. 380) Erbauliches zu lesen ist. Wie sehr ihn noch jetzt der Vorfall ärgerte, zeigt Laubes Brief. Wenn in diesem gesagt wird, daß man jetzt überall in Deutschland, Hannover vielleicht ausgenommen, ohne Paß reisen könne, so dürfen wir wohl selbst diese Ausnahme abziehen: Heine, der sicherlich des Passes entbehrte, verweilte am 9. Dezember auch in der Stadt Hannover. Immerhin scheint ihn auf seiner Reise das Gefühl der Unsicherheit, außer in Hamburg, nie ganz verlassen zu haben, und dieses Umstandes müssen wir gedenken, wenn wir das poetische Produkt dieser Reise, das Wintermärchen „Deutschland", im einzelnen richtig verstehen und würdigen wollen. Mochte Laube nun auch glauben, daß sich Heine mehr, als berechtigt war, ängstige, verletzen mußte es ihn doch, daß er auf seinen nach Hamburg gerichteten Brief wieder einmal keine Antwort erhielt. Und so können wir den scharfen Ton der nächsten Zeilen wohl begreifen:

XXXVII.

Alle Welt sagt, Sie hätten sich gefürchtet u. ganz ohne Grund — plagt Sie der Teufel, wie ein böses Gewissen durchzuschleichen! Warum haben Sie mir nicht eine Zeile aus Hamburg geschrieben, ich wäre hingekommen.

Nun schildern Sie mir wenigstens Ihre unvollkommenen deutschen Eindrücke[2]) für die Elegante! Und so bald wie möglich; Sie lassen mich unverzeihlich im Stich!

Weiter hab' ich Ihnen jetzt nichts zu sagen. Uebrigens bin ich

Lpzg. $\frac{26}{12}$ 43. Ihr Laube [3]).

Gewiß blieb in Laube ein Gefühl der Erbitterung zurück: Das war doch eine seltsame Freundschaft, die sich in solch beharrlichem Schweigen offenbarte!

[1]) „Deutsche Rundschau", Jahrgang XXVIII, Heft 11 vom August 1902, S. 222 ff.

[2]) In der „Eleganten" vom 10. Januar 1844 (Nr. 2) ist von Laube zu der Pariser Notiz: „Heine ist ebenfalls wieder hier. Er schweigt lächelnd, wenn man von ihm seine Meinung über Deutschland haben will." die redaktionelle Anmerkung hinzugefügt worden: „Was hat er denn auch von Deutschland gesehn!"

[3]) Adresse: M. | Mrs. H. Heine | 46 Faub. Poissonnière. — Kein Poststempel; offenbar Einlage in einen andern Brief.

Denn auch auf dieses Billett lief keine Antwort ein. Aber es kamen andre Vorgänge hinzu, die den Gegensatz der beiden Männer in ein scharfes Licht rückten und einen dauernden Bruch herbeizuführen drohten.

Wir wissen, daß Laube und Heine in ihrem Nationalgefühl stark voneinander abwichen; wir wissen ferner, daß Laube ein abgesagter Feind der Hegelschen Philosophie war und daß er insbesondere Arnold Ruge, den journalistischen Vorkämpfer dieser Philosophie, oft aufs Korn nahm. Ruge mußte befürchten, daß seine 1837 mit Echtermeyer begründeten „Hallischen Jahrbücher" wegen ihrer freisinnigen politischen Haltung in Preußen verboten werden würden; er siedelte daher nach Sachsen über und gab seit 1843 seine Zeitschrift unter dem Titel „Deutsche Jahrbücher" heraus. Als sie aber bald auch hier mit dem Widerstand der Behörden zu kämpfen hatte und nach kurzer Zeit in ganz Deutschland verboten wurde, begab er sich nach Paris, wo er das Unternehmen, jetzt gemeinschaftlich mit Karl Marx und unter weit schärferer Betonung der politischen Opposition, wieder aufleben ließ; es bekam jetzt den Titel „Deutsch-französische Jahrbücher". Das Vorwort ließ allerdings auf kein allzu radikales Vorgehen schließen[1]); unter anderm heißt es darin:

„Es handelt sich bei dieser Veröffentlichung für uns Deutsche darum, ein Beispiel wahrer Preßfreiheit vor Augen zu haben, eine Anschauung zu gewinnen von der Freiheit, die sich selbst beherrscht und sich selbst Gesetze auferlegt, von einer Freiheit, die vor nichts zurückbebt, als davor, sich selber und den ewigen Gesetzen der Vernunft untreu zu werden, von einer Freiheit, die selbstgewiß und unerbittert dem Knirschen des gefesselten Sklaven entsagt, die Welt nicht verwüsten und ihr ins Gesicht schlagen, sondern sie gewinnen, sie hinreißen, sie über sich selbst erheben will, von einer Freiheit, die in der Schönheit ihr Gesetz und in der Wahrheit ihr Maß und Ziel findet."

Dies Programm klang ja ganz schön und gut, und von den beiden Herausgebern wurden ernstgemeinte Aufsätze beigesteuert, die sich innerhalb der gesteckten Grenzen hielten; so von Karl Marx „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie", „Über die Lage Englands" und „Die Judenfrage". Neben ihnen waren Carl Ludwig Bernays und Heinrich Heine die bedeutendsten Mitarbeiter: An den Lobgesängen auf den König Ludwig von Bayern, die dieser hier abdrucken ließ, mochten allerdings nicht allzu viele eine reine Freude haben. Und im ganzen war der Ton der Zeitschrift (die es übrigens nur auf zwei Hefte brachte) so roh und für jeden national gesinnten Deutschen so beleidigend, daß wir den Sturm der Entrüstung begreifen können, mit dem sich weite Kreise dagegen auflehnten. Als einer ihrer Stimmführer trat Heinrich Laube auf den Plan. Er übte die Rücksicht, seinen Freund Heinrich Heine nicht ausdrücklich zu nennen, aber er konnte nicht schweigen. Ich habe lange suchen müssen, ehe ich in seiner „Zeitung für die elegante Welt" den kleinen Artikel fand, der das Verständnis der folgenden Briefe erst ermöglicht; er findet sich in Nr. 16 vom 17. April 1844 und lautet:

---

[1]) Vgl. Heinrich Börnstein, Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt. Bd. I, S. 348. Leipzig 1881 (vgl. auch S. 382—392).

„Die französisch-deutsche Revüe, von Ruge und Marx in Paris herausgegeben, wird überall in Deutschland mit einem Schrei der Entrüstung aufgenommen. Nicht der kühnste Mann des Fortschrittes, wenn er deutschen Kreisen entsprossen ist und ihnen angehören will, kann diese Entrüstung mißbilligen. Das Raisonnement der Revüe ist Uebertreibung und in den Zugeständnissen an die Franzosen entwürdigend für uns, auch für diejenigen unter uns, welche den Franzosen Ueberlegenheit in politischen Formen zugestehn mögen. Man kann in politischer Angelegenheit mit der Wahrheit fehlen und schaden, mit der Fratze der Halbwahrheit aber sündigt man, mit Verhöhnung des Mutterschooßes sündigt und frevelt man und tödtet sich. Was Börne einst Schmähendes gesagt, das quoll aus liebevollem Herzen, er weinte, indem er uns schalt — was hier gesagt wird, wird ohne Talent gesagt, kommt aus kaltem Raffinement einseitiger Verstandesthätigkeit, und schmerzt nicht, im Schmerze Läuterung und Vorsätze erweckend, sondern es empört. Es weckt nur Widerwillen gegen die Sprecher, nicht aber Widerwillen gegen die Fehler Deutschlands. Was an Versen beigesteuert ist, macht uns schamroth vor dem Auslande, denn was ist Blasphemie ohne Geist und ohne Witz? Die Antwort werden die Franzosen im Stillen geben."

Die letzten Worte über die Verse der „Jahrbücher" beziehen sich direkt auf Heine; es war ein Schlag, der furchtbar traf! Und bald bekam Heine die Notiz zu sehen, sie erschien am 17. April; am 3. Mai schrieb er an Campe die bitteren Worte:

„Ohne die geringste Schuld von meiner Seite, hat Laube sich ... schmähend[1]) gegen mich benommen. Anfangs war ich darüber zu Tode betrübt, ich weinte wie ein Kind; das war der Mensch, auf den ich am meisten baute unter Allen, den ich wie einen Bruder liebte, und den ich, selbst wenn er Hofrath geworden wäre oder Censor, dennoch nie verleugnet hätte. Jetzt bin ich auch darüber getröstet, ich empfinde nur noch wie Katzenjammer. Vielleicht in einigen Wochen lache ich darüber und sehe ein, wie wenig ich verloren habe."

Der Bruch schien besiegelt; eine Aussprache schien zwecklos oder unmöglich. Heine, der Abschriften aus der „Eleganten" für das Manuskript seiner „Neuen Gedichte" gebrauchte, wandte sich nicht an Laube, sondern er wies Campe an, das Erforderliche zu besorgen. Lange Zeit hindurch beobachtete er ein eisiges Schweigen. Ende Juli 1844 reiste er abermals nach Deutschland, diesmal in Begleitung seiner Gattin Mathilde, die er aber nach einigen Wochen wieder nach Hause befördern mußte. Laube erfuhr von alledem nur aus den Zeitungen oder von Bekannten. Nur ein Lebenszeichen gab Heine: Er übersandte sein neues Buch, die „Neuen Gedichte", mit dem Wintermärchen „Deutschland" vereint, aber nur eine kühle Widmung setzte er auf den Umschlag.

Laube, der trotz seiner scharfen Worte über die „Jahrbücher" keine Loslösung von seinem Freunde beabsichtigt und der niemals an einen Bruch hatte glauben wollen, war schon vorher in den Besitz des Buches gelangt und hatte es umgehend (in Nr. 41, vom 9. Oktober 1844) in seiner „Zeitung für die elegante Welt" sehr günstig besprochen.

„Sie sind soeben", schreibt er von den „Neuen Gedichten", „in einem starken Bande erschienen, und enthalten auch für uns, die wir einem Poeten wie Heine durch alle Winkel aller Journale folgen, viel mehr Neues als ich erwartet hatte.

[1]) Strodtmann, der den Brief, noch zu Laubes Lebzeiten, zuerst veröffentlichte, hat vor „schmähend" ein gewiß sehr kräftiges Epitheton („hundsföttisch"?) weggelassen.

Es ist ein volles Buch, dessen Kauf auch der grämliche Privatmann nicht umgehen, ein Buch, das auch in keiner Handbibliothek fehlen darf, das ‚Buch der Lieder' aus späterer Zeit.

Anfangs, das heißt auf den ersten Seiten meint' ich auch grämlich drein sehn zu dürfen, meinte murmeln zu müssen: Was bleibt er fortwährend in der Fremde! Er hört ihn nicht mehr heraus den Mißton unreiner Reime von ‚Hindernissen' und ‚müssen', von ‚Maye' und ‚Neue', von ‚Höh'' und ‚Klee', von ‚Geläute' und ‚Weite', Detonirungen, die sich recht spöttisch gerade auf den ersten Seiten eingefunden haben. Er hat's ferner nicht unter uns mit durchgelebt, daß die Form viel strenger und voller sich ausgebildet hat, und daß die schlendernden Verse und sparsamen Reime nicht mehr straff genug anmuthen wollen — so meint' ich Anfangs! Aber es dauerte nicht lange. Dies Gemisch von Schalkheit, Witz, Farbenpracht, erschreckend tiefem Einzelnblick, Schwelgen in altem Götterodem, Seligsein im menschlichen Erdenleben, dies Gemisch von Reiz und Weh, von Blitz und Sonnenschein und üppigem Regen und wirbelndem, reinigendem Winde, kurz das poetische Genie Heine's warf mir alles kritische Rüstzeug wie Plunder über den Haufen. Der Rattenfänger von Hameln ist wieder da und man läuft ihm nach trotz aller Polizei.

Gott sei Dank, daß es Genies giebt! möchte man trivial genug sagen. Die ehrbare Kritik würde herzlich langweilig werden, wenn nicht immer wieder Poeten kämen, mit denen sie nicht fertig werden kann. Solch einer ist Heine redivivus, er kommt, der ach so oft todtgesagte! gepfiffen und gesungen, gellend und verführerisch wie er nur je gesungen hat. — —"

Nach einer Charakteristik einzelner Stücke, wobei Laube allerdings nicht immer die bedeutendsten herausgreift, kommt er schließlich auf das Wintermärchen zu sprechen:

„Freilich, Heine's neue Gedichte haben einen Schluß auf 140 Seiten, Reisebilder in Versen, der heißt ‚Deutschland ein Wintermährchen: Geschrieben im Januar 1844', der bringt noch alle diejenigen in Wuth und Verzweiflung, welche ihn noch mit lachendem Kopfschütteln bis in diese Gegend begleitet haben. Da dies moderne Dinge sind, welche nicht als antike Komödie aufgeführt werden können, so wird die bacchantische Narrethei und poetische Frechheit nirgends, aber nirgends Gnade finden, und um dieses ‚Nirgends' willen würde man darüber hinschreiten, wenn nicht einzelne Scenen und Phrasen unvergeßlich gefaßt und ausgedrückt wären, so, daß sie wie der Geist im Hamlet überall aus der Erde entgegen schrieen."

Auch hier geht Laube auf Einzelheiten ein und schließt dann:

„In Summa: das letzte Viertel des Buchs, welches ich bei Beginn dieser Anzeige nur überblättert hatte, verwandelt alle bisherige politische Poesie in wohlklingende idyllische Phrasen, und Aergeres kann nicht gesagt werden als in diesem Aristophanes-Tone, welchem nichts heilig, von Heine gesagt wird . . .".

Man sieht: trotz aller Einwendungen, die sich von Laubes Standpunkte leicht verstehen lassen, der alte Ton wärmster Anerkennung für den befreundeten Dichter. Auch war ihm bei der Aufmerksamkeit, mit der er Heines Schaffen verfolgte, schon jetzt bekannt geworden, daß der Sonderausgabe des Wintermärchens eine Vorrede beigegeben war (Werke, Bd. II, S. 428), die er in den „Neuen Gedichten" vergeblich gesucht hatte: Aber die Verteidigung seiner Tendenz, die Heine hier vornahm, würde auf Laube wohl keinen tiefen Eindruck gemacht haben; er ließ nur den Geist des Dichters gelten, nicht seine politische Gesinnung.

Schon ehe er seine Kritik schrieb, hatte er bereits durch Campe erfahren, wie tief sich Heine durch jene Notiz über die „Jahrbücher" verletzt gefühlt hatte. Das schmerzte Laube; vielleicht bereute er, so außerordentlich scharf vorgegangen zu sein; jedenfalls fühlte er das Bedürfnis, nach besten Kräften das alte Vertrauensverhältnis wieder herzustellen. Das zeigt deutlich der folgende Brief.

XXXVIII.

Liebster Heine!

Campe hat mir diesen Sommer gesagt, Sie hielten uns für brouillirt. Das sollte mir sehr leid sein, wenn Sie's mit mir wären. Ich bin es mit Ihnen keinen Augenblick gewesen, und bleib Ihr treuer Freund immerdar. Es ist nicht in meiner Natur, so zu wechseln. Aber so wie ich meiner Geliebten u. meiner Frau sage was mir einmal nicht an ihr gefällt, so muß ich's auch einmal mit einem Freunde thun können. Wie ungern ich's that, haben Sie daraus ersehen, daß ich Ihren Namen nicht nannte u. es so gut auf Bernays wie auf Sie bezogen werden konnte. Seien Sie nicht so kratzbürstig rachsüchtig, u. lassen sich einen solchen Freund, welchem man nun auch das Lob vollstaendig glaubt, lieber sein als einen Speichellecker. Ich war ganz erschrocken, durch Weill zu hören, daß Sie's so tragisch genommen —

Nun seien Sie gescheidt u. gut, u. geben Sie mir ein Lebenszeichen. Wir sind ohnedies tückisch, daß Sie zum zweiten Male in Deutschland sind, ohne sich um uns zu bekümmern. Hamburg ist ja nicht Deutschland. Nach dem Wintermärchen werden Sie natürlich China [1]) nicht berühren wollen, obwohl Sie's ungescheut können — sagen Sie mir also doch, wie lange Sie in Hamburg bleiben. Vielleicht ermögliche ich eine Ausflucht dahin.

Komisch genug, gerade während ich das schreibe kommt Ihr Exemplar der „Neuen Gedichte" mit Ihrer elegisch kurzen Aufschrift „vom Verfasser" —

Schönen Dank! Sie werden schon gesehen haben, daß ich hier zu Lande schon vor 14 Tagen der erste gewesen bin, der die Trommel gerührt. Es sind prächtige Sachen darin, und diesmal können Sie schlürfen, dann gehen mit der allgemeinen Antipathie [2]). So eben les' ich auch: Sie haben eine besondere Vorrede zum Wintermährchen geschrieben. Diese ist hier unbekannt; schicken Sie mir sie doch zur Post.

Campe grüßen Sie wohl von mir u. danken ihm für die freundlich besorgten u. sehr preiswürdigen Cigarren. Sein Hebbel schreibt viel Richtiges in einem schauderhaften Stile.

Und was haben Sie für Pläne? Wir hofften immer, Ihre Frau würde uns einmal besuchen, u. meine Frau, die Sie beide herzlich grüßt, hat das Schicksal der Ihrigen, so rasch umkehren zu müssen, sehr beklagt.

Wir sehnen uns sehr nach einer Saison in Paris, und ich möchte eine solche gern für nächstes Jahr ermöglichen.

Ueberbringer die[se]s ist ein Pariser Mr. Cubain, ein Freund Savoies und übrigens Pelletier [3]) rue Chapon, also von Wichtigkeit für Ihre Frau, an die er, rasch von Hamburg weiter reisend, gern etwas mit nimmt.

Nun behüt Sie Gott u. zweifeln Sie nicht wieder an meiner Treue!

Von Herzen

Lpzg. d. 15. 9br.[4]) 44. Ihr Laube[5]).

---

[1]) Preußen; nach Heines Gedicht „Der Kaiser von China".

[2]) Mir unverständlich; die Worte „dann gehen" undeutlich geschrieben.

[3]) Kürschner.

[4]) Oktober.

[5]) Adresse nicht erhalten.

Meyerbeer hat mir den thörichten Streich gespielt, durch fleißige Intrigue für seines Bruders längst vergessenen Struensee — der Mann gehört ja den Beers! — den meinen in Dresden zu beseitigen zum Besten des Beerschen. Diese Familienmanie wird er u. sein unschuldiger Bruder nach allen Seiten theuer bezahlen.

Über Meyerbeers Machinationen zu gunsten von seines Bruders „Struensee" hat sich Laube ausführlicher noch in seinen „Erinnerungen" (Ausgewählte Werke, Bd. VIII, S. 404 ff.) und in der Vorrede zum „Struensee" (ebenda, Bd. II, S. 187 ff.), auf die ich noch zurückkomme, geäußert. Uns beschäftigt das hier weniger. Wir fragen vor allem, wie sich das Freundschaftsverhältnis der beiden Männer fortan gestaltete. Laubes Brief scheint auf Heine die Wirkung nicht verfehlt zu haben. Allerdings antwortete er nicht sogleich, er ließ Monate verstreichen. Und in diesen Monaten erlebte er so bitteres Leid, und er glaubte die Unterstützung andrer in dem Maße zu bedürfen, daß er die dargebotene Freundeshand auch dann dankbar würde ergriffen haben, wenn noch ein Rest des Mißgefühls in seiner Seele zurückgeblieben wäre. Im Monat Dezember 1844 war Heines Oheim Salomon Heine gestorben, und im Anschluß daran erhob sich der vielbesprochene widerwärtige Erbschaftsstreit, der auch der Gesundheit des Dichters einen tödlichen Stoß versetzen sollte. Heine glaubte, wie schon oft erzählt worden ist, den Widerstand seines hartherzigen Vetters Carl Heine am ehesten dadurch zu überwinden, daß er die Presse gegen ihn alarmierte; hierbei bediente er sich der Hilfe seiner Freunde (Campes, Detmolds, Weills, Kurandas, Meyerbeers und andrer), und so wandte er sich jetzt auch an Laube. Der vom 1. Februar 1845 datierte Brief hat folgenden Anfang:

„Mein theurer Freund!

Ich hätte Ihnen längst geschrieben, längst ist die Lumperey vergessen, die mich verdrießlich berührt, Sie haben mir unterdessen Ihre Liebe bewährt, aber ich leide so sehr an meinen Augen daß mir jeder Brief eine saure Anstrengung. Bin halbblind, traurig und ein Unglück nach dem andern bricht auf mich herein. Das betrübsamste ist der Tod meines Oheims; wir hatten uns beide sehr geliebt, ich konnte die brillanteste Zukunft von ihm erwarten, und siehe! vor seinem Tode läßt er sich irre leiten bey letztwilligen Bestimmungen. Jetzt muß ich meiner Familie etwas durch die Presse Angst einflößen, um wenigstens meine Pension zu sichern, die man mir aus Tücke in Frage stellen will. Sie sehen, ich vertraue Ihnen meine geheimsten Gedanken, wo meine Existenz von abhängt. Strenge Verschwiegenheit und Hülfe in der Noth. Wo Sie nur können, suchen Sie gegen meine Familie zu trommeln, besonders gegen den Handelsgerichtspräsidenten Adolf Halle, der Senator in Hamburg werden will und die Angriffe am wenigsten vertragen kann. Es wird eine unerhörte Niederträchtigkeit gegen mich ausgeübt."

Heine legte seinem Schreiben zwei von ihm selbst verfaßte kleine Artikel gegen die Hamburger Verwandten bei, von denen der eine am 22. Februar als Inserat in der Brockhausschen „Deutschen Allgemeinen Zeitung" erschien, während der andre in Kurandas „Grenzboten" dem Publikum dargeboten wurde[1]). Wir sehen, daß Laube sofort wieder in alter Treue und dankbar die Freundeshand ergriff, und daß er willig half, wenn ihm auch vielleicht

[1]) Genaueres in den von Eugen Wolff herausgegebenen „Briefen von Heinrich Heine an Heinrich Laube" („Nord und Süd", Bd. LXIV, S. 39 ff. Breslau 1893).

die Art und Weise, wie Heine vorging, nicht eben gefallen haben mag. Eine Antwort von ihm auf diesen Brief Heines, die er doch sicher hat abgehen lassen, hat sich in Heines Nachlaß nicht erhalten; Heine dankt ihm aber ausdrücklich in einem Brief vom 24. Mai für die Teilnahme, die er ihm in seinen Familiennöten bewiesen habe. Vorher noch, am 5. Mai, übersandte er ihm durch den Komponisten Félicien David, zu dessen Einführung bei Laube, einige Zeilen. In dem Briefe vom 24. spricht er ausführlicher von seinem elenden Gesundheitszustande. „Mein Übel ist eigentlich eine Paralysie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar nichts, kann keine sechs Zeilen hinter einander lesen und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, ist gesund." Er bemerkt dann noch, daß seine Familienangelegenheiten so halb und halb in Ordnung seien, bittet Laube um Angabe seiner Auslagen für das Inserat in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und fährt dann fort:

„Gestern las ich in der ‚Allg. Zeitung' eine Annonce von Kaatzer's Album, und in dem Inhaltsverzeichnis steht ‚Heine und seine Erbschaft' angeführt. Ich möchte diesen Artikel gern lesen, und da das Buch in Leipzig erschienen, so bitte ich Sie, mir die auf mich bezüglichen Blätter umgehend unter Kreuzkouvert hierher zu schicken . . .

Schreiben Sie mir bald; jedes Zeichen freundschaftlichen Interesses thut mir jetzt wohler als je, und Sie gehören zu den drei und ein halb Menschen, die ich in Deutschland liebe."

Mancherlei Umstände bewirkten, daß Laubes Antwort auf diesen in dem Tone alter Herzlichkeit geschriebenen Brief erst verhältnismäßig spät vom Stapel ging.

XXXIX.

Ihr Brief, liebster Heine, hat mich nicht daheim gefunden. Ich war in Carlsbad. Daher die Verzögerung. Meine Frau hatte sogleich alle Anstalten getroffen, Ihnen mit Zusendung des „Kaatzer Album" Genüge zu thun; aber das Ding war erst nach wochenlangem Suchen u. Verschreiben zu erlangen, u. was war's? Eine kleine nachgedruckte Correspondenz über Ihre Erbschaftsangelegenheit, die Sie längst kennen. Das Blatt, ein reines Diebstahlsjournal, welches nur von Nachdruck kümmerlich lebt, ist ganz obscur, u. es lohnte nicht der Mühe, Ihnen das Heft zu schicken. Die Angelegenheit ist übrigens völlig vergessen, u. man beschäftigt sich nur mit Nachrichten von Ihrem Krankseln, die sehr beruhigend klingen. Mögen Sie nur selbst mit der Familie in Ordnung u. im Stande sein, die Krankheitsgerüchte Lügen zu strafen. Um Letzteres bitten wir sehr, denn die Nachrichten, vom Bericht Ihres Augenübels ganz abweichend, haben uns sehr allarmirt. Dies Augenleiden ist ja schon traurig genug.

Um Deutschland dürfen Sie Ihres Rufs u. Ihrer Stellung wegen jetzt ganz unbesorgt sein, beide sind jetzt vortrefflich seit Ihren „neuen Gedichten", besser als je. Sie wissen, daß ich Ihnen eben so unumwunden das Gegentheil sage, wenn es vorliegt.

Möge nur Ihre Gesundheit aufblühn. Und denken Sie nun doch an Herausgabe des Atta Troll. Mein Schwager hat ihn dieser Tage einmal in einem Zuge gelesen in der Eleganten u. sagt: der Eindruck solchergestalt sei unvergleichlich schlagender als er in der Journalzerstückelung geworden.

Meine Auslage für die Inserate, auf welcher Sie so hartnäckig bestehn, ist ja nicht der Rede werth. Lassen Sie uns doch für solche Bagatellen den gelegentlichen Austausch. Sie haben ja schon kleine Stücke für mich kaufen müssen u. werden

wohl noch zuweilen dazu genöthigt werden. Ziehen Sie unbekümmert auf mich, wenn Sie Dergleichen vorhaben.

Vor allen Dingen geben Sie uns Nachricht über Ihre Gesundheit. — Ueber Kurz oder Lang, vielleicht Ausgang nächsten Winters, möchten wir über London ein Paar Wochen nach Paris kommen, u. uns Ihr häuslich Glück mit der schönen Gattin betrachten. Meine Frau bittet, derselben die herzlichsten Grüße auszurichten.

Ich schreib' nichts als Stücke, u. dies fesselt mich so sehr an Deutschland; es ist schon eine ganz ausgebildete neue Carrière. Einige davon, Rokoko u. Struensee, würden sich wohl für Frankreich eignen. Wissen Sie Jemand, der sie gut übersetzen möchte?

Pückler, ein lebhafter Bewunderer Ihrer neuen Gedichte grüßt mit Varnhagen; Kuranda von hier desgleichen. Und geben Sie doch ja wo möglich umgehend ein Lebenszeichen wie es mit Ihrer Gesundheit steht.

Von Herzen

Lpzg. 14. Juli 45. Ihr Laube[1]).

Zeigten die letzten Briefe deutlich, daß das alte freundschaftliche Vertrauen zwischen den beiden Dichtern wieder hergestellt war, so fehlte es ihnen doch an äußerem Anlaß zu häufigerem brieflichen Austausch ihrer Gedanken. Heines Gesundheitszustand war noch immer der gleiche, und der Friede mit den Hamburger Geldsäcken wollte nicht zustande kommen. Erst im März 1846 unterbrach Laube sein längeres Schweigen, indem er einen jungen Adligen, über den ich nirgends Genaueres zu finden imstande war, bei Laube durch folgendes Schreiben einführte.

XL.

Liebster Heine!

Ueberbringer dieser Zeilen ist Herr von Mülheim, ein sehr würdiger u. liebenswerther preußischer Edelmann von der Oppositionspartei, die morgen am Ruder sein kann. Er verehrt Ihr Genie u. will Sie gern kennen lernen. Seien Sie ihm zugänglich, er kann Ihnen über Kurz oder Lang nützlich sein. Vielleicht können Sie ihn auch mit der Sand oder sonstwen bekannt machen. Er ist ein Mann von großer Welt u. von promptem Wort. Wenn Sie mit Weill oder solch einem Husaren eben nicht in Zwiespalt sind, so geben Sie ihm denselben zum Galoppin; denn leider hör' ich, daß Sie immer noch krank u. gebeugt sind.

Ich komme nämlich so eben von Berlin, wo mir Varnhagen u. Pückler den Stand Ihrer Angelegenheiten geschildert. Wichtig daran ist nur Ihr körperliches Leid, u. dagegen müssen Sie zuthun. Alles Andre ist Hypochondrie, denn die Pension von Hamburg ist sicher wie Amen in der Kirche, sichrer so, als wenn sie Ihnen verbrieft wäre. So sagen wenigstens alle kundigen Hamburger. Ihr Kleinmuth kommt nur aus dem Körper, u. der ist, wenn auch augenblicklich verstimmt, doch gut organisirt u. in's Gleis zu bringen.

Ich dachte, Sie selbst dies Frühjahr zu sehen, aber es wird mir auch an Geld fehlen.

Seien Sie freundlich für Herrn v. Mülheim u. gedenken Sie in Liebe

Leipzig d. 5. März 1846. Ihres Laube[2]).

Mehrere Monate waren seit der Absendung dieses Briefes verflossen, ohne daß Laube neue Nachricht von Heine erhalten hatte: Da brachte, in den ersten Tagen des August, die „Deutsche Allgemeine Zeitung" die erschütternde Nachricht, daß Heine am 31. Juli im Glockentale bei Thun, wohin ihn die Ärzte

[1]) Adresse fehlt.

[2]) Adresse: Monsieur | Mr. Henri Heine. | Paris | 46 Faubourg Poissonnière.

geschickt hätten, an den Folgen eines Schlaganfalls gestorben sei. Laube war wie vom Blitz gerührt, als ihm sein Schwager Aurelio in höchster Aufregung die fürchterliche Nachricht brachte. Stundenlang rang er nach Fassung; er fühlte die ganze Tiefe des ungeheuren Verlustes. Und zugleich war er sich bewußt, daß wenige so wie er den Dichter gekannt und verstanden, daß wenige so wie er das Rätsel dieses Genius durchschaut hätten, daß es für ihn eine heilige Pflicht der Pietät sei, jetzt gleich in den Stunden des ersten Schmerzes weitesten Kreisen zu sagen, was ihm Heinrich Heine gewesen war. Und so setzte er sich nieder und schrieb jenen ergreifenden Nekrolog, dessen wir bereits in den Eingangsbemerkungen dieser Mitteilungen gedachten, und den wir am liebsten, wenn es Pflicht und Raum gestatteten, in seinen Hauptteilen noch einmal abdrucken würden. Er ist, wie erwähnt, zuerst von Gustav Karpeles in der „Deutschen Rundschau" vom September 1887 veröffentlicht worden und hat auch in Karpeles' Werk „Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit" (Leipzig 1899) Aufnahme gefunden. Genug, es ist eine der warmherzigsten und feinsinnigsten Würdigungen, die Heine überhaupt gefunden hat, und sie sollte denen, die auch noch in unsren Tagen immer und immer wieder die alten abgedroschenen Anklagen gegen den großen Dichter vorbringen, eindringlich zur Lektüre empfohlen werden; besonders auch denen, die sich als die berufenen Hüter des nationalen Gedankens brüsten: Es ist nicht deutsche Art, den Genius zu verkleinern; es ist nicht deutsche Art, gehässig zu sein!

Wie mochte Laube aufatmen, als er erfuhr, daß die Nachricht von Heines Tode auf Irrtum beruhe! Aber es dauerte nicht lange, als er aus einem Briefe Heines an Campe, vom 1. September 1846, die traurige Gewißheit gewann, daß der falschen Botschaft nur zu bald die auf Wahrheit beruhende folgen werde. Campe hatte den Brief in seinen wichtigsten Teilen im „Frankfurter Konversationsblatt" vom 4. Oktober 1846 abdrucken lassen, und von dort war er in die meisten Tagesblätter übergegangen. Hier hieß es:

„Ich habe lange mit Schreiben gezögert, hoffend, es würde mit mir besser gehen, sodaß ich Ihnen erfreulichere Dinge zu melden hätte, als heute; leider aber hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daß ich selbst erschrecke. Während der ersten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geschöpft, aber seitdem ging es den Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge sind so gelähmt, daß ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich verschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beständige Ohnmachten) haben mich nun bestimmt, nach Paris zurückzueilen, und gestern hab' ich Barèges verlassen. Ich bin keineswegs ängstlich, sondern sehr gefaßt, und trage, wie bisher, mit Geduld, was sich nicht ändern läßt und ein altes Menschenschicksal ist.

Meine Meinung geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, das geht mich nicht an, das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. —

Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube."

Laube, der sich noch vor kurzem an Heines Briefen „Aus den Pyrenäen", die in der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt worden waren, erfreut hatte, richtete, bald nachdem er diesen Brief an Campe gelesen hatte, folgende herzenswarme Zeilen an den kranken Freund:

XLI.

Leipzig d 11 9br.[1]) 46

Ich muß durchaus endlich von Ihnen selbst etwas über Sie erfahren, lieber Heine. Kaum sind wir über die schreckliche Todesnachricht beruhigt, so sehe ich aus Ihrem Briefe an Campe, daß Sie sich selbst aufgeben. Wäre es wirklich so arg?! Alles will ich daran setzen, im nächsten Semester nach Paris zu kommen, um Sie zu sehn. Jetzt bitt ich Sie dringend, mir durch eine Zeile ein Lebensdasein zu geben oder doch geben zu lassen, wenn Ihnen das Schreiben unmöglich.

Von jener Todesnachricht, die mit den angegebenen Umstaenden gar nicht zu bezweifeln war, habe ich auf das Allerschmerzlichste gelitten. Ich habe im wörtlichen Sinne den Verlust Ihrer bitterlich beweint u. mich acht Tage lang nur mit Ihnen beschäftigt, indem ich ein der Vollendung nahes, von den Bühnen erwartetes Theaterstück liegen ließ u. nur über Sie u. in Ihrem Interesse schrieb. Zunächst einen Nekrolog für die Allgemeine Zeitung, der den Umfang einer Brochure erhielt u. mit dem ich so eilte, um Allen voraus den Ton anzugeben. Er ist auch richtig abgeschickt worden u. Kolb, der es besser wußte, ist nicht wenig erstaunt gewesen. Dann Briefe nach Hamburg u. für Ihre Frau. Einer an Campe ist ebenfalls abgegangen, der um literarischen Nachlaß u. Biographie für Ihre Schriften handelte, u. wie es scheint von Campe etwas ordinair aufgefaßt worden. Der Buchhändler denkt eben zuerst an's Kaufmännische der Bücher, auch beim unersetzlichen Verlust eines Freundes. Ein zweiter an Ihren Vetter Carl; diplomatisch gestellt im Interesse Ihrer Frau. Dieser liegt noch bei mir, glücklicherweise. Endlich ein langer franzoesischer an Ihre Frau, aufgesetzt von der meinigen; wir glaubten sie rathlos u. verlassen in der Schweiz. Als er eben nach Paris geschickt werden sollte, kam der erfreuliche Widerruf — ich hatte eine Woche blankes Drama gespielt, u. war doch seelenfroh, daß es unnützes Zeug geworden. Nun dachte ich gewiß, Sie würden lange leben, besonders da ich Ihre geistesfrischen prächtigen Briefe aus Barèges las. Sollten Sie wirklich so erschöpft sein! Ich kann's gar nicht glauben, und wie gesagt ich muß mich persönlich überzeugen — jedenfalls bleiben Sie doch wohl den Winter hindurch in Paris? Das sagen Sie mir doch! Ich war vorige Woche schon einmal auf dem Sprunge, nach Hamburg zu reisen, weil in der Zeitung stand, Sie wären dort angekommen. Sie werden complet mythisch.

Wie geht es Ihrer armen Frau dabei? Trösten Sie uns in etwas, wir sind gar zu sehr bekümmert um Sie. Vielleicht kommt eine gute Nachwirkung des rheumatischen Wassers. Barèges selbst, welches wir damals[2]) reitend passirt, sieht nicht sehr heilsam aus. Also ein Wort! Und forschen Sie nur, ob wir Ihnen denn nicht in irgend etwas behilflich sein können. Wir haben ja auch eben zum zweiten Male das Pulver erfunden, als Baumwolle[3]), vielleicht hilft es uns nun. Die kleinen Schriftsteller sind wüthend auf mich, daß ich zu vermeiden gesucht habe, was sie absolut wollten: sich an Schillers u. Göthes Stätte als deutsche SchriftstellerVersammlung zu blamiren. Ich lasse mich doch lieber prügeln als den Geist beleidigen. Fünf Mann hoch wäre

[1]) Oktober. [2]) Im Jahre 1839.

[3]) An die neue Erfindung der Schießbaumwolle, 1845 von Schönbein und 1846 von Böttger hergestellt, knüpfte man damals die höchsten Erwartungen.

der Einzug geschehn, ich als Fähndrich Pistol an der Spitze u. der Weimarsche Friedensrichter Schaal wäre uns noch dazu mit einer Maulsperre entgegengetreten. Wie gesagt lieber Prügel bekommen als solch ein ehrlicher Mann sein.

Und nun machen Sie, daß Sie vom „weißen Abgrunde" wieder abkommen, u. daß ich Sie als reconvalescenten Invaliden antreffe, u. gönnen Sie mir vorher eine Zeile. Tausend Grüße von meiner Frau u. mir an die Ihrige u. Sie. Mit treuestem Herzen Ihr Laube [1]).

Welcher Art der Streich war, den man der deutschen Schriftstellerversammlung in Weimar zugemutet hatte, vermag ich nicht genau anzugeben; wahrscheinlich aber sollte die Literatur in den Dienst der Politik gestellt werden, wie man das schon des öftern in dem von Laube geleiteten Leipziger Schriftstellerverein versucht hatte. Laube hatte hier namentlich mit Robert Blum seine liebe Not: Dieser, obwohl gar nicht Schriftsteller, gewann dort durch den ergiebigen Schwall seiner Beredsamkeit immer mehr an Einfluß und suchte den Verein auf das politische Gebiet hinüberzutreiben. Nun sollte Laube wohl selber in einer allgemeinen deutschen Schriftstellerversammlung in Weimar eine solch halbpolitische Rolle übernehmen, er sollte ein Banner tragen, zu dem er sich nicht bekannte, und unwillkürlich dachte er an die Breslauer Jugendtage, an die blöde Zeit der grünen Vereinsmeierei, da man seinen Freund Max von Oer nach der bekannten Gestalt in Shakespeares „Heinrich IV." als Fähnrich Pistol belachte. Dazu war er jetzt zu klug, dazu war er zu alt geworden.

Heine zögerte nicht lange mit dem Dank für Laubes treugemeinten Brief. Er antwortete bereits am 19. Oktober.

„Heute", so schrieb er, „beschränke ich mich darauf, Ihnen für Ihren Brief zu danken und meine Freude über den für mich wichtigsten Punkt desselben auszusprechen. Ich bin entzückt über Ihren Vorsatz hierherzukommen. Führen Sie ihn nur bald aus. Sie müssen ein bißchen eilen, denn obgleich meine Krankheit eine ruhig fortschreitende ist, so kann ich doch nicht einstehen vor einem Salto mortale, und Sie könnten zu spät kommen, um mit mir über Unsterblichkeit, Literatenverein, Vaterland und Campe und ähnliche höchste Fragen der Menschheit zu reden; Sie könnten einen stillen sehr Mann an mir finden. Ich bleibe diesen Winter auf jeden Fall hier und wohne vor der Hand (ziemlich geräumig) Faubourg Poissonnière Nr. 41; und finden Sie mich nicht hier, suchen Sie mich gefälligst auf dem Cimetière Montmartre, nicht auf dem Père Lachaise, wo es mir zu geräuschvoll ist."

Dann bittet er den Freund, ihm seinen Nekrolog zu schicken, gibt aber zugleich seiner heftigen Mißstimmung Ausdruck, daß so viele falsche Nachrichten über ihn verbreitet würden; seine Feinde, besonders Monsieur Straus und Monsieur Gutzkow, seien äußerst betriebsam, um sein Privatleben durch falsche Nachrichten zu diskreditieren.

Laube konnte nicht, wie er gewünscht hätte, sogleich nach Paris zum Besuche des Freundes aufbrechen; im Januar 1847 wurde die Reise vollends zweifelhaft, da der Bruder seiner Frau, Aurelio Buddeus, dem Laube sehr nahe stand, lebensgefährlich erkrankte. Inzwischen sandte er dem Pariser Freunde noch einmal einen kurzen Brief, um einen jungen Schriftsteller bei ihm einzuführen, der bald in Heines Leben eine nicht unwichtige Rolle spielen sollte.

[1]) Adresse: Monsieur | Mr. Henri Heine | homme des lettres | Paris | 46 Faubourg Poissonnière. | Franco. — Poststempel zum Teil verwischt.

XLII.

Leipzig d. 23. Januar 47.

Ueberbringer dieser Zeilen, lieber Heine, ist Alfred Meißner, der Dichter des Ziska, ein sehr tüchtiger, nachhaltiger Mensch, der Ihrem Wohlwollen zu empfehlen ist. Unterrichten Sie ihn doch auch von Ihren Gesundheitszustaenden genau, damit ich über Sie was Zuverlässiges erfahre. Mein Hinkommen ist im Augenblicke zweifelhaft geworden durch lebensgefährliche Krankheit meines Schwagers, an dem ich einen unersetzlichen [Freund][1]) verlöre. Ich fürchte, dieser Verlust tritt[2]) bald ein, u. dann sehe ich Sie wohl gegen Ausgang des Winters. Ist es wahr, daß Sie an einer Gesammtausgabe arbeiten, u. daß es sich wirklich mit Ihrem Leibe bessert? Das gebe Gott! Unkraut verdirbt nicht. Der einfach gute Mensch wird uns weg sterben u. der Bösewicht wird uns bleiben. Man muß Gott für Alles danken, sagt der Christ. Tausend Grüße an Ihre Frau, u. auf wahrscheinliches Wiedersehn! Ihr Laube[3]).

Bemerkenswert ist in diesem Briefe Laubes Anfrage, ob es wahr sei, daß sich Heine mit der Herstellung einer Gesamtausgabe seiner Werke beschäftige. In der Tat hatte er bereits in seinem Briefe vom 12. November 1846 seinem Verleger Campe einen genauen Plan einer solchen Ausgabe mitgeteilt. Aber noch mehr interessiert es uns, daß Heine in seinem ersten (nicht rechtskräftig gewordenen) Testament vom 27. September 1846 für den Fall seines vorzeitigen Todes seine Freunde Detmold und Laube mit der Überwachung dieser Arbeit betraut hatte. Es heißt dort (Werke, Bd. VII, S. 513):

„Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesamtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bestimmen, daß, stürbe ich, bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Hermann Detmold zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen, und es wäre mir genehm, wenn letzterer, Heinrich Laube, mit einem kurzen Lebensabriß die Gesamtausgabe begleiten wollte."

Wir ersehen aus dieser Bestimmung, daß Heines Vertrauen zu Laube, das durch jene Notiz über die „Deutsch-französischen Jahrbücher" gelitten hatte, restlos wieder hergestellt war. Und wahrlich, er hatte Grund dazu. Um so auffälliger kann es erscheinen, daß ein andres Testament Heines, vom 10. Juni 1848, die Worte enthält:

„Quant à l'édition de mes œuvres complètes je désignerai dans un codicil ou par une lettre particulière les amis que je charge de surveiller cette publication."

Er behielt sich also jetzt eine Entschließung noch ausdrücklich vor: Es waren ihm offenbar Zweifel aufgestiegen, ob Detmold und Laube die rechten Männer seien, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, und ob ihr Name neben dem seinigen stehen dürfe. Von Detmold hatte er seit Jahren nichts gehört; und über Laube schrieb er am 30. April 1849 an Campe: „Ich habe zu seiner Zeit mit Laube gesprochen; ist er Ihnen recht? Die Zeiten verändern so sehr die Menschen, und man beschuldigt ihn großer Umwandlungen." Campe antwortete auf diese Anfrage nicht; wenigstens hat sich in Heines Nachlaß keine

[1]) Das Wort fehlt, ein Stück des Papiers abgerissen.

[2]) „tritt" ebenfalls ergänzt.

[3]) Adresse: Mr. H. Heine | Paris | Faubourg Poissonnière 41. — Kein Poststempel.

Antwort erhalten. Heine gab sie sich augenscheinlich selbst: er sah von Laube als dem Herausgeber seiner Werke ab: In dem rechtsgültigen Testamente vom 13. November 1851 wird Rudolf Christiani mit dieser Aufgabe betraut. Um so eher können wir diese Sinnesänderung Heines begreifen, als sich im Jahre 1850, wie wir sehen werden, noch einmal die Gegensätze seiner Gesinnungen gegenüber denen Laubes stark geltend machten; überdies schien es ihm wohl ausgeschlossen, daß der vielbeschäftigte Direktor des Burgtheaters (das war Laube 1850 geworden) für eine angemessene Überwachung der Ausgabe die nötige Zeit würde erübrigen können.

Doch kehren wir zum Jahre 1847 zurück. Wenige Wochen nach Absendung des zuletzt angeführten Briefes konnte Laube nun doch die lange erwünschte Reise nach Paris ermöglichen: Im März konnte er den sehr veränderten todkranken Freund begrüßen und umarmen. Wie er im Jahre zuvor, nach dem Eintreffen der falschen Todesnachricht, den Gedanken und Gefühlen, die ihn bewegten, unmittelbaren Ausdruck verliehen hatte, so tat er es auch diesmal: Er berichtete über die Eindrücke seiner Pariser Reise und insbesondere auch über seine Begegnung mit Heine in ausführlichen Artikeln für die „Allgemeine Zeitung", und bald nachher faßte er diese Artikel in einem kleinen Büchlein, das bei Hoff in Mannheim erschien, unter dem Titel „Paris 1847" zusammen. Manche der Hauptstellen dieser Darstellung werden den Kennern von Heines Leben wohlvertraut klingen; denn wie sie damals, kurz nach ihrem Erscheinen, ungeheures Aufsehen erregten, so wurden sie auch von denen, die später über Heine schrieben, namentlich von Strodtmann (in seiner Biographie des Dichters), mehr oder minder ausführlich übernommen. Laube schreibt (auf S. 13 ff. der Buchausgabe seiner Artikel):

„So war der späte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptpersonen zu sehen. Er ist zu Hause! sagte der Thürwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine so zusammengedrängt aussprach wie der Franzose den ‚Haß' bezeichnet. Ich erschrack wie vor einem garstigen Vorzeichen, und eilte die Treppe hinauf. Da saß er neben einer blühenden, in gesunder Körperfülle fröhlichen Französin, neben seiner Frau, die ihm seit einem Jahrzehnt treulich zur Seite steht. Da saß er an der Mittagstafel, die nicht mehr für ihn gedeckt war — wie verändert! Von einem feisten, aus kleinen schalkhaften Augen Funken sprühenden Lebemann hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen, jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kastanienbraune Schimmer desselben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Gesicht glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefaßt von einem grauen Bart, weil die schmerzlich erregten Nerven das Scheermesser nicht mehr ertragen; jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, graugesprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmuthige Mund war schmerzlich verzogen geworden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als suche er muthwillig das schwache Fundament der wackligen Menschenkinder zu ergründen, jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwischen den Augenlidern kommen und sehen könne! Armer Heine! Und doch dauerte das Klagen nur einige Minuten! Der Geist ist unberührt, das Naturell ist unbetroffen, über die sentimentale Thräne hinweg flogen bald wieder die lustigen Pfeile, welche er so lange gegen Jahn und Maßmann, oder

sonst einen stereotypischen Gegenstand des Spottes geschnellt hat. ‚Es wäre ja undankbar von mir,‘ sagte der Bösewicht auf meinen Vorwurf gegen solche Stereotypie, ‚es wäre ja undankbar, wenn ich diese armen Leute im Alter verlassen wollte, nachdem sie mir so lange gedient! Wer spräche denn noch von ihnen!‘ Kurz der versagende Körper war bald ganz Nebensache, und Shakespeare hat Mercutio nicht besser sterben lassen, als Heine sich selber sterben läßt. Jede Hoffnung auf Besserung weis't er lächelnd ab, er hält seine Tage für gezählt, und diese Zahl für sehr klein. ‚Hätte ich nicht Frau und Papagai,‘ sagte er lächelnd, ‚ich würde (Gott verzeih') mir die Sünde), ich würde wie ein Römer diesen schlechten brustgluckfenden Nächten und dieser ganzen Misère ein Ende machen. Aber das schickt sich nicht für mich den Hausvater. Laß uns Testament machen, so lange Du hier bist!‘

„Dies geschieht. Welch eine sonderbare Verschwendung von Geist, Spott und Zorn, von vorbauenden und sicherstellenden Hülfsmitteln, von Planen, Speculationen und Chimären steckt in den Correspondenzen eines Auswanderers, der wie Heine seit sechzehn Jahren einen geistreich poetischen Mittelpunkt für die deutschen Wanderer gebildet hat. Wie viel interessante Dinge frißt da das Kaminfeuer in einer Stunde! Der leichtsinnige Heine ist in allen Fragen über positive Lebensverhältnisse von diplomatischer Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, seine großen Vorzüge hat man gern im Dunkel gelassen. Jetzt, da wir am Rande seines Grabes stehen, erheben sich die klagenden Stimmen erst, die uns verrathen, welch eine wohlthätige liebevolle Hand er gehabt für die darbenden Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wissen lassen von dieser hülfreichen Hand, und unerwartete Zeugen bringen jetzt die Kunde, daß er nicht nur Genie, sondern auch ein gutes Herz besessen habe — ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

„Unter den Deutschen hier in Paris sind nur noch wenig Widersacher übrig, welche den nahen Tod Heine's nicht schmerzlich beklagen. Viele davon bleiben ihm principielle Widersacher, und dennoch beklagen sie aufrichtig den Verlust eines solchen Geistes. Hier in Paris ist diese Klage um so natürlicher, denn hier hat die Heine'sche Begabung unserm deutschen Geist eine Achtung erworben, welche selbst ein tieferer und größerer Mann unserer classischen Litteratur unter den spöttischen und hochmüthigen Franzosen nicht hätte erwerben können. Heine besaß und besitzt in diesem Augenblick als Halbtodter noch alle die kleinen Waffen dieser Gallier, welche sie am meisten fürchten, in seinem Köcher, und das wissen sie, und davor haben sie einen ganz redlichen, eigennützigen Respect. Von seiner belebenden Poesie verstehen sie nur die Hälfte, von seinem Witz verstehen sie die ganze tödtliche Kraft . . . Die Franzosen und manche von uns haben wohl manchmal gesagt: Heine sei ein halbfranzösischer Autor; jetzt, wo man die Summe zieht, verläugnet sich niemand mehr, daß dies ein Irrthum ist, daß Heine ganz und gar in deutscher Poesie wurzle, halb Page, halb Lanzknecht germanischer Romantik, die er spaßhaft und närrisch behängt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenstern der Boulevards, aus den Schaufenstern der Journale. Ein ‚braver deutscher Republikaner‘, der in einem Athem Heine's Genie pries und Heine's politische Maximen verwünschte, sagte gestern Abend zu mir: Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine sei deutscher gewesen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in französischen Maximen aufgegangen!“

Wir werden aus Laubes nächstem Briefe ersehen, welches Aufsehen diese Mitteilungen Laubes erregten, und wie selbst solche, die sich bisher feindlich von dem Dichter des „Buches der Lieder“ zurückgehalten hatten, gerührt durch diese Worte, ihm Zeichen liebevoller Anerkennung zugehen ließen. Und wahrhaft freundschaftlich, wie er über ihn schrieb, hat Laube auch sicherlich zu dem Kranken gesprochen; er brachte Licht und Freude in das Haus des Elends.

Niemand aber besaß ein feineres Gefühl für solch hingebende Treue als Heine selbst, und in tiefer Dankbarkeit wünschte er, daß das brüderliche Du die Dauer ihres Bundes besiegle. Als Laube zu Ende des Monats April Abschied nahm, da zweifelte er wohl nicht, daß er den Freund nicht wieder sehen werde. Und doch sollte es anders kommen: noch sollte Heine für lange Zeit in den „weißen Abgrund", der zu seinen Füßen gähnte, hinabschauen. Noch einmal sollten sich die Freunde begegnen, der Tod trennte sie noch nicht; in den Briefen der nächsten Jahre finden die Gespräche, die sie jetzt (1847) geführt hatten, noch mannigfachen Widerhall. Aber das Leben, die brausenden Stürme des Revolutionsjahres, führten sie in ihren Anschauungen, die doch schon jetzt erhebliche Gegensätze verrieten, immer weiter und weiter auseinander; gereizte Worte klingen herüber und hinüber, und wenn auch immer noch die vollen Töne der Freundschaft überwiegen, so dringen doch auch manche Mißklänge deutlich vernehmbar an unser Ohr.

(Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Aus den Archiven märkischer Edelsitze.

Von

Herman v. Petersdorff.

Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz, Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Herausgegeben von Friedrich Meusel. Erster Band: Lebensbeschreibung. Mit 3 Abbildungen. Berlin, Mittler & Sohn. 1908.

Caroline v. Rochow, geb. v. d. Marwitz, und Marie de la Motte-Fouqué, Vom Leben am preußischen Hofe (1815—1852). Aufzeichnungen. Bearbeitet von Luise v. d. Marwitz. Mit 2 Bildnissen in Lichtdruck. Berlin, Mittler & Sohn. 1908.

Als Friedrich Meinecke vor anderthalb Jahrzehnten die Erschließung des Nachlasses Leopolds v. Gerlach in der „Historischen Zeitschrift" begrüßte, da beklagte er zugleich, daß die altpreußischen Familien, wenn sie auch viel Pietät und historischen Sinn besäßen, doch im ganzen wenig Verständnis für eine würdige wissenschaftliche Ausstattung ihrer Veröffentlichungen aus den ihnen anvertrauten Schätzen zeigten. Diese Klage kann nicht geführt werden angesichts der beiden schönen Publikationen, die neuerdings aus den Archiven zweier märkischer Schlösser veranstaltet worden sind. Die eine ist ganz in die Hände eines Historikers, des Dr. Friedrich Meusel, gelegt und von ihm mit musterhafter Sorgfalt durchgeführt worden: die Herausgabe der „Lebensbeschreibung Friedrich August Ludwigs v. d. Marwitz". Bei dem andern Werke, „Caroline v. Rochow und Marie v. Fouqué", hat Meusels fachmännischer Beirat gleichfalls dafür gesorgt, daß die Ausgabe auf einen wissenschaftlichen Boden gestellt wurde. Man darf sich dieser Tatsache recht freuen. Denn die Benutzbarkeit der Werke wird dadurch ganz außerordentlich gesteigert, ebenso wird ihre Verbreitung auf diese Weise wesentlich gefördert, ganz abgesehen davon, daß so die Zuverlässigkeit der Wiedergabe einigermaßen gesichert erscheint.

Die „Lebensbeschreibung Ludwigs v. d. Marwitz" war zum Teil schon bekannt. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hatte sie, wohl veranlaßt durch Leopold Ranke, Marcus Niebuhr, der Kabinettsrat König Friedrich Wilhelms IV. und Sohn des großen Historikers, ein Mitglied der Gerlachschen Kamarilla, in sehr verkürzter Gestalt herausgegeben. Er hatte

bei den Streichungen Pietäts- und engherzige Parteirücksichten beobachtet. Parteirücksichten gab es für Meusel natürlich nicht. Aber auch Rücksichten der Pietät brauchten jetzt kaum noch geübt zu werden. Liegt doch die behandelte Zeit so weit hinter uns, daß nur selten die Frage entstehen konnte, ob etwas aus Gründen des Taktes besser weggelassen würde. So hätten im wesentlichen die gesamten Aufzeichnungen des wackeren Marwitz über sein Leben gedruckt werden können, wenn ihr Umfang nicht allzu beträchtlich wäre. Meusel hat daher vieles ausscheiden müssen, auch mancherlei Wichtiges und Interessantes, das er stückweise an andrer Stelle veröffentlicht hat oder noch veröffentlichen wird. Der „Lebensbeschreibung des Generals v. d. Marwitz" soll noch ein zweiter Band, der Marwitzens politische Schriften, Briefe und einige Tagebücher enthält, und ein schwächerer dritter unter dem Titel „Militärische Tagebücher Friedrich August Ludwigs v. d. Marwitz 1805—1816" folgen. Der vorliegende erste Band zerfällt in zwei Teile, einen größeren, überschrieben „Nachrichten aus meinem Leben", der die Jahre 1777—1808 enthält und 1832—1837 geschrieben ist, also wichtige Memoiren oder Lebenserinnerungen bringt. Daran schließen sich mehr tagebuchartige Aufzeichnungen aus den Jahren 1804—1827 an, die Meusel nach Niebuhrs Vorgang unter der Überschrift „Hausbuch" abdruckt.

Die alte Mär, nach der lediglich das altpreußische Junkertum an dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 schuld gewesen wäre, wird durch diese Denkwürdigkeiten wieder einmal in ihrer ganzen Haltlosigkeit beleuchtet. Wem hieraus nicht klar wird, mit welchem verzehrenden Eifer man sich gerade in diesen als nur vom Egoismus geleitet verschrienen Kreisen um das Wohl des Vaterlandes sorgte, dem ist nicht zu helfen. In Marwitz tritt uns ein ungewöhnlicher Mensch, kräftig an Leib und Seele, entgegen, von dessen kernhafter Denkweise und urwüchsiger Sprache sich jedermann erfrischt fühlen muß. „Das ganze Buch," so sagt Meusel, „ist durchdrungen von erfrischendem Erdgeruch ländlichen Lebens; geschrieben mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, wie sie nur dem Landbewohner, der alles konkret zu schauen gewohnt ist, in solcher Ursprünglichkeit zur Verfügung steht." Mit Recht macht der Herausgeber, den Spuren Theodor Fontanes folgend, darauf aufmerksam, wie falsch diese Dinge noch von sonst so verdienstvollen Historikern wie Ludwig Häusser und Johann Gustav Droysen beurteilt wurden, die einen Gegensatz zwischen dem Junkertum, vertreten durch Marwitz, und dem Altpreußentum, vertreten durch York, statuieren wollten. York und Marwitz sind gar nicht zu trennen. Sie vertreten beide das Altpreußentum und sind beide glühende Patrioten. Und Meusel geht noch einen Schritt weiter, indem er die Standesvorurteile des Gutsherrn von Friedersdorf bis zu einem gewissen Grade verteidigt und Marwitz recht gibt, wenn dieser schreibt: „Der Sohn des Landedelmanns oder Offiziers, der die Bauernjungen oder Soldatenkinder schon im Spiel exerziert, wird sie auch einst als Offizier am besten abrichten und gegen den Feind führen." Doktrinär war Marwitz freilich und wurde es mit den Jahren immer mehr, ähnlich wie auch Kleist-Retzow ein Doktrinär war. Aber mit jeder Faser des Herzens hing der eine wie der andre Junker

an seinem preußischen Vaterlande. Was an Marwitz am unerfreulichsten ist, das ist der vielfach durchbrechende erbitterte, ungerechte Ton, die abschreckende Tadelsucht, die sich, je älter er wird, je mehr bei ihm bemerkbar macht. Etwas Grämliches zieht sich da durch. Nicht ohne Einfluß werden darauf seine eigenen Schicksale, der Verlust zweier geliebter Frauenseelen und sonstige herbe Familienerlebnisse gewesen sein. Das Erfreulichste an dem Buche ist der stolze, mannhafte, aufrechte Sinn und die schonungslose Wahrheitsliebe.

Man kannte Marwitz als den erbitterten Gegner des preußischen Reformwerkes und weiß, daß ihn Hardenberg eines Tages wegen seiner kecken Opposition auf die Festung setzte. Auch sein scharfes Urteil über Stein ist bekannt: „Überhaupt war er nichts weiter als ein Brouillon mit vielem Verstande und vieler Herrschsucht". Aus den jetzt vorliegenden Aufzeichnungen geht aber unwiderleglich hervor, daß er das große Werk der Heeresreform durchaus gut hieß und von Scharnhorst günstig dachte. Auch mit Gneisenau stand er sich in der entscheidenden Zeit gut. Ja — und das ist bezeichnend —, Gneisenau gab diesem viel verketzerten Junker zu Anfang des Jahres 1813 die Anregung zur Abfassung eines „Manifestes", eines Vorläufers des „Aufrufs an mein Volk". Über Hardenberg hat Marwitz einige Male verhältnismäßig günstig, ja zum Teil zu günstig geurteilt. Er zeigte sich zudem stark von dem Gesamtgeist der Reform berührt, deren Grundgedanken er einmal ganz richtig und zustimmend ausspricht. Anfänglich war er sogar ein Anhänger des Verfassungsgedankens. Erst in den späteren Jahren seines Lebens hat er sich in eine verbitterte, oppositionelle und reformfeindliche Stimmung hineingelebt, nicht ohne jedoch von dem heißen Wunsche beseelt zu sein, daß seinem geliebten Preußen die Vorherrschaft in Deutschland zufiele. Der preußische Machtgedanke erfüllte ihn durchaus. Deutlich bemerkt man in seinen Gedankengängen ab und zu Berührungspunkte mit Bismarckschen Ideen, wie auch seine Sprache vielfach an die Bismarcks erinnert. Selbst ein gründlich durchgebildeter Mann, war er doch ein Todfeind der Überschätzung des Wissens. Immer wieder macht er heftige Ausfälle gegen den Bildungsdünkel und das Vollpfropfen mit Wissensstoff. „Ich halte dafür", so bemerkt er einmal, „daß Goethe vollkommen recht hat, wenn er sagt:

Das Leben erziehet den Mann,
Und wenig bedeuten die Worte."

Zweifellos wird die urwüchsige, frische, humorgewürzte Sprache des Gutsherrn von Friedersdorf auf unzählige eine fesselnde Wirkung ausüben. Seine Schilderungen des großen Preußenkönigs, den er als Knabe dreimal gesehen hat, sind schon aus Niebuhrs Ausgabe als wahrhaft klassische Berichte bekannt. Wie ungemein anschaulich beschreibt Marwitz seine ersten Dienstjahre bei dem berühmten Regimente Gendarmes! Leicht haben es diese Junker durchaus nicht beim Militär gehabt. Davon kann sich mancher Phrasendrescher aus Marwitzens Erzählung überzeugen. Köstlich muten die polnischen Kulturbilder an, die der Memoirenschreiber entrollt. Marwitz hat die Polen verachtet. Er zitiert wohlgefällig eine alte Chronik von 1157, die über die Polen sagt: „Natio prompta

manu, rationis inops, adsueta rapinae, mobilis, inconstans, acerrima, lubrica fallax. Nec dominis servare fidem, nec amare propinquos sueta". Von hohem novellistischen Reize sind die Erzählungen seiner Herzenserlebnisse mit einem jungen Mädchen, das er „Irene" nannte, und seines jungen Liebesglückes mit seiner ersten Frau Fanny, geborenen Gräfin Brühl. Ob das Geschlecht der Junkerfresser wohl so zarte und reine Empfindungen bei einem solchen Kraftmenschen vermutet hätte, der sich etwas naiv rühmt, wohl der beste Reiter seiner Zeit gewesen zu sein? Ist der nicht ein wahrer Poet, der die Geliebte, wie folgt, zeichnet: „Ihre Gestalt war sehr hübsch, die Gesichtsfarbe blühend, auf den Wangen das holde Merkmal jungfräulicher Sittsamkeit, das leicht eintretende Erröten, und in ihren klaren, himmelblauen Augen der ganze Spiegel ihrer Seele. Wo solche Augen nicht sind, oder wenigstens wo dieser Ausdruck derselben nie eintritt, und wo solches Erröten nie erscheint, da erwarte niemand Liebe von einem Frauenzimmer . . . Meine Augen (solche, die ich liebe, nämlich) aber sehen in der Außenwelt nach gar nichts um, sie schauen ruhig hinein, sagen aber deutlich, was im Innern vorgeht." Im Überschwang glücklicher Erinnerung ruft er aus: „Eine solche irdische Seligkeit ist noch nie einem Menschen vom Himmel herab gereicht worden wie mir." Ein wenig breit wird sein Werben um die entzückende Fanny Brühl erzählt. Grimmig wühlt sich der Schmerz um den frühen Tod der Gattin noch nach dreißig Jahren in ihm auf, als er darüber in seinen Memoiren berichtet. „Ich war allein und war es geblieben, bis auf den heutigen Tag", klagt der alte Reitersmann ergreifend. Es sind fast dieselben Worte, die er gebraucht, als ihn das Ereignis traf: „Ich stehe allein in der Welt, nur 27 Jahre alt, aber mit dem Blick eines Greises". Von mächtiger Wucht, für mich die ergreifendste Partie des ganzen Werkes, ist seine Darstellung der schimpflichen Politik Preußens in den Jahren 1804—1806 bis zum Eintritt des Zusammenbruchs. Die Tatenlosigkeit Friedrich Wilhelms III. empörte Marwitz. Als er in ländlicher Abgeschiedenheit von der Verletzung des Ansbach-Bayreuther Gebietes durch Napoleon vernimmt, da „war es", wie er schreibt, „als wenn ein Schlag von elektrischem Feuer durch mein seit anderthalb Jahren dumpf hinsterbendes Gemüt und Körper fuhr". Als er sich in der Hoffnung, daß es nun Krieg gibt, in Berlin einstellt, da fährt ihn der Generalstabschef Massenbach an: „Was wollen Sie hier? Es wird kein Krieg. Oder der König müßte toll geworden sein". „Ich erstarrte," so fährt Marwitz in seiner Erzählung fort, „über diese mir damals ganz neue Sprache und erwiderte: „Wenn das Tollsein hieße, ein ganz gewöhnliches Ehrgefühl zu haben, so hoffte ich, der König wäre schon toll". Die Analyse des Charakters von Massenbach, die zu dem besten gehört, was über diesen geborenen Württemberger gesagt worden ist, bringt Radowitzens rätselhafte Gestalt in Erinnerung, die Verwandtes mit diesem Theoretiker gehabt haben muß, wenn sie auch sittlich natürlich auf einem andern Boden stand, als der geradezu in perversen Anschauungen lebende Generalstabschef Hohenlohes. Enttäuscht kehrte Marwitz damals auf sein Gut zurück. „Der Glaube an meines Vaterlandes Größe und Kraft war dahingeschwunden." Mit ohnmächtigem Grimm verfolgte er den weiteren Verlauf

der Dinge. Als Fox im englischen Parlament bei der Besitznahme Hannovers die schmachvolle Politik Preußens geißelte, da brannte das Gefühl der Scham in ihm, weil er nur zu wohl begriff, wie recht der Engländer habe, und in Erinnerung daran ermahnte er in flammenden Worten seine Nachkommen, wenn je ein ähnliches Los wieder ihr Vaterland treffen sollte, dann müßten sie sich für dieses opfern. Sonst dürften sie sich nicht rühmen, seine Nachkommenschaft zu sein. Er selbst entwarf Mitte Juni 1806 eine feurige Eingabe der kurmärkischen Stände an den König, in der er diesem den Wahn zu benehmen sucht, als wenn das Land friededurstig sei, und ihm Gut und Blut anbot. Aus der Überreichung der Eingabe wurde allerdings nichts. Als es im Herbst 1806 wirklich ernst wird, ist Marwitz sofort wieder zur Stelle, wohl aber nur noch mit geringen Hoffnungen. Das Herz ging ihm zwar auf, als er die siegverheißende Heldengestalt Louis Ferdinands sah. Voller Bewunderung spricht er von Hohenlohe, der Preußens Sache in dem Augenblick zu der seinigen machte, da „Preußens Grab schon offen stand". Mit mißtrauischem Auge maß er den Historiker Johannes Müller, „ein kleines grundhäßliches Kerlchen mit einem Spitzbauche und kleinen Beinchen, einem dicken Kopfe, immer glühend vom vielen Fressen und Saufen, mit Glotzaugen, die weit aus dem Kopfe herausstanden und beständig rot unterlaufen waren, mit einer heiseren und krächzenden, höchst unangenehmen Stimme". Müller bewies dem Bruder Marwitzens, dem genialen Alexander v. d. M., Zuneigung. „Plötzlich", so berichtet unser Memoirenschreiber, „verwandelte sich aber meines Bruders Enthusiasmus in die tiefste Verachtung, die er nicht verhehlte". Nach einer Anmerkung Meusels muß man annehmen, daß dieser Historiograph des preußischen Staates sich mit dem § 175 des heutigen Strafgesetzbuches in Konflikt gesetzt haben würde. Der ausführliche Bericht Marwitzens über die eigentliche Katastrophe ist leider als zu umfangreich von Meusel an dieser Stelle ausgeschieden und durch einen kürzeren Bericht, den Marwitz ein andermal erstattet hat, ersetzt. Er soll zum großen Teil im zweiten Bande abgedruckt werden. Das Gesamturteil, das der zornerfüllte Memoirenschreiber fällt, als er die schmähliche Übergabe der Festungen geschildert hat, lautet bitterböse: „Tel maître, tel valet."

Zu dem Merkwürdigsten, was man lesen kann, gehört Marwitzens Bericht über seine Odyssee von Strelitz bis Memel, die er nach seiner eigenen Gefangennahme bei Prenzlau durchzumachen hatte, und in deren Folge er wieder zu seinem Kriegsherrn zurückgelangte. Dieser märkische Odysseus hat aber entschieden mehr Humor besessen als der Held von Ithaka. Ganz allerliebst schildert er z. B. seine Fahrt auf der „Flunder" bei Knallen und Wasser. Als er in Ystad landet, wird er zum Kommandanten geführt, „welches der Fähnrich Rosencrantz war (ich dachte, nun ist Güldenstern auch nicht weit!)" Dieses Kapitel sollte mit den entsprechenden Kürzungen in Lesebüchern, Journalen und in Sammlungen, wie den Wiesbadener Volksbüchern, als Stilprobe abgedruckt werden. Das gibt eine herzhafte Lektüre für jung und alt. Von unübertrefflicher Anschaulichkeit ist die Darstellung des Zerwürfnisses mit seinem Wohltäter, dem englischen Diplomaten Hutchinson. Der hatte als

erfahrener Weltkenner den Machiavellismus Friedrichs des Großen durchschaut und vielleicht etwas zu scharf betont. Da kam er aber bei dem naiven Heldengemüt Marwitzens schlecht an. Der verbat sich eine solche Kritik seines Abgotts und ging empört von der Tafel weg. Kein Geringerer als der große Historiker Niebuhr empfand damals helle Freude über das Benehmen des jungen Märkers. Dieser bildete nun in Memel ein Freikorps, das Blücher unterstellt wurde und mit diesem von Schwedisch-Pommern aus eine Expedition nach der Mark unternehmen sollte, das aber nicht mehr zur Verwendung gelangte, weil inzwischen der Friede eintrat. Dieser Abschnitt war zumeist bereits aus der alten Ausgabe bekannt. Man ersieht daraus die große Begeisterung, die Marwitz für Blücher hegte, so wenig er im ganzen mit ihm ausgekommen ist. Für die Erzählungen über die politischen Ereignisse dieser Zeit ist Marwitzens Quelle vielfach seine zweite Frau, die Gräfin Charlotte Moltke, die bei der Königin Luise Hofdame war und die Marwitz im Jahre 1809 heimführte. Nicht immer wird das richtig sein, was Marwitz von ihr hat. Mancherlei ist mit Frauenaugen gesehen und hat sich wohl anders abgespielt. Manches ist Klatsch. Aber vieles ist auch wieder sicher sehr richtig und von großem Werte. König Friedrich Wilhelm III. ist selten so eingehend geschildert worden als auf diesen Blättern. Die Züge, die wir erhalten, sind auch ohne Zweifel meist außerordentlich ähnlich. Aber man wird doch nicht behaupten dürfen, daß sie das richtige Bild des Herrschers geben. In der ganzen Schilderung kommt noch das namenlose Gefühl über die erlittene Schmach von 1805 und 1806, die ja ohne Zweifel hauptsächlich durch die verhängnisvolle Unschlüssigkeit und die geringe Tatkraft des Königs verschuldet worden ist, zum Ausdruck. In dem bitteren Unmut über jene Zeit wird Marwitz offenbar ungerecht gegen den König und er sucht Friedrich Wilhelm II. noch nachträglich auf Kosten Friedrich Wilhelms III. herauszustreichen. An einzelnen Stellen kann man den Wandel seines Urteils verfolgen. Den großen Umschwung, der sich im Wesen des Königs nach der Katastrophe, insbesondere aber 1813 vollzog, erkennt der scharfe Blick von Marwitz zwar durchaus, aber es entgeht ihm, daß er für Friedrich Wilhelm spricht. Um so mehr Beachtung verdient, was er an dem König lobt. Er rühmt an ihm die Tugend der Dankbarkeit (S. 361), er bestreitet nicht sein lebhaftes Gefühl für persönliche Würde; wiederholt betont er, Friedrich Wilhelm sei durchaus nicht dumm, er nennt ihn einen ausgezeichneten Reiter, findet ihn äußerst stattlich usw. Verschiedene Einzelzüge, die er von dem König mitteilt, sind geradezu frappierend. So die Unterredung Marwitzens mit ihm, als er seine Denkschrift über das von ihm zu bildende Freikorps vorlegt. Da sprachen die beiden, der König und der Major, über die Ursachen der preußischen Niederlage, und der König zeigte vollkommenes Einsehen in gewisse der begangenen Fehler. Der Major platzte los: „Ich wundere mich, daß, wenn Eure Majestät die Sache so klar eingesehen, Sie es nicht besser gemacht haben.“ Ohne im mindesten böse zu werden, stellte Friedrich Wilhelm dem freimütigen Vasallen vor: „ob denn das zu verwundern wäre, wenn man sich selbst nicht für klüger hielte als alle übrigen Menschen“.

An einer andern Stelle erzählt der Memoirenschreiber nach dem Bericht der Gräfin Moltke davon, daß der König und Napoleon im Juli 1807 in Tilsit hart aneinandergeraten wären, als Friedrich Wilhelm äußerte, es wäre ganz natürlich, wenn Napoleon nicht begreifen könne, wie einem König zumute sei, der angestammte Untertanen verlieren solle. Da sei Napoleon grün geworden vor Ärger und hätte sich in heftigen Schmähungen gegen Preußen ergangen. „Dem König haben die Lippen vor Zorn gebebt, und wie der Wortwechsel weitergegangen, hat er, glaube ich, gar die Hand auf den Degen gelegt. Wenigstens ist der Kaiser (Alexander) dazwischen getreten, hat sie getrennt und beschwichtigt. Herrlich wäre es gewesen, wenn Friedrich Wilhelm der Gerechte dem Napoleon den Degen durch den Leib gerannt hätte!" Das Widerspiel bei der Charakteristik des Königs bildet in Marwitzens Erzählungen vielfach die Königin Luise. So oft er auf diese zu sprechen kommt, wird er, bei aller Kritik, die er auch ihr gegenüber bewahrt, warm. Die Züge ihres Bildes, wie es aus den von Paul Bailleu an dieser Stelle des öfteren veröffentlichten Briefen hervortritt, erfahren durch seine lebensprühenden Worte vollkommene Bestätigung, hier und da auch eine bestimmtere Zeichnung.

Hiermit wollen wir es genug der Andeutungen über den reichen Inhalt des Buches sein lassen. Mit bewundernswert scharfem Gedächtnis hat Marwitz, der, seit 1827 als Generalleutnant verabschiedet, auf seinem Gute lebte, seine Erinnerungen festgehalten. Der Zuverlässigkeit der Quelle, so dürfen wir sagen, entspricht, von Kleinigkeiten abgesehen, bei solchen Partien, wo Marwitz als Augenzeuge spricht, im allgemeinen auch ihrer Lauterkeit. Ein Jahrhundert ist dieser knorrige, steifnackige Junker verketzert und verleumdet worden. Noch im November 1872 hat ein Mann der Wissenschaft, Rudolf Virchow, im preußischen Abgeordnetenhause behauptet, daß Marwitz den Freiherrn vom Stein an Napoleon verraten habe, und ein andrer liberaler Parteiführer, Karl Braun-Wiesbaden, veröffentlichte im Jahre 1882 einen Aufsatz über den „Ersten der unbelehrbaren Agrarier", der nach Meusels Urteil nicht die Spur von Verständnis für das Wesen dieses aufrechten Patrioten bekundete. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß jetzt ein unbefangener Gelehrter die Akten vorlegt und als Motto das Wort Goethes über Schiller voransetzt:

Was dem Mann das Leben
nur halb erteilt,
Soll ganz die Nachwelt geben.

Von Friedersdorf, dem trauten Sitze der Marwitze im Kreise Lebus, im Gebiet des Oderbruches, lenken wir nunmehr unsre Schritte nach dem nicht weit davon gelegenen Rittersitze Jansfelde, von dem dem Wanderer ein ähnlich anheimelnder Hauch entgegenweht. Während das Friedersdorfer Archiv jetzt die Papiere Ludwigs v. d. Marwitz hergegeben hat, werden zur selben Zeit von einem Mitgliede der Familie v. d. Marwitz, einer Dame, aus dem Jansfelder Archive die Aufzeichnungen einer Schwester und einer Schwägerin des Gegners der Hardenbergschen Reform veröffentlicht. Die Dame hat die Ausgabe mit Verständnis besorgt. Auch von dieser Publikation kann gesagt werden,

daß durch sie unsre Memoirenliteratur um ein gutes Werk bereichert wird. Zwar quillt daraus nicht jener volle, frische Lebensstrom wie aus den Aufzeichnungen des Generals v. d. Marwitz. Solch labender Trunk wie der Friedersdorfer wird nicht oft geboten. Aber wir erfahren auch durch dieses Werk eine Erweiterung unsres Wissens. Der Titel „Vom Leben am preußischen Hofe" scheint mir freilich nicht glücklich gewählt. Denn er führt irre. Die meisten werden dahinter im wesentlichen Hofklatsch und Berichte über Hoffeste vermuten; und für ernste Leser bietet dergleichen nicht viel Reiz. Das Buch hat aber durchaus den Charakter einer beachtenswerten Geschichtsquelle. Es zerfällt wie die Lebensbeschreibung Ludwigs v. d. Marwitz in zwei sich ergänzende Teile, von denen der eine wesentlich wichtiger ist als der andre. Ebenso wie in den Aufzeichnungen des Generals die Erinnerungen ungleich größeren Reiz ausüben als die tagebuchartigen Mitteilungen, so verdienen unter den Aufzeichnungen der beiden Damen die hauptsächlich aus Lebenserinnerungen bestehenden der Schwester des Generals bei weitem den Vorzug vor den meist aus Tagebüchern bestehenden seiner Schwägerin. Die Schwester Karoline war an den späteren Minister des Innern v. Rochow verheiratet und hat lange Zeit Gelegenheit gehabt, die Vorgänge am preußischen Hofe aus nächster Nähe zu verfolgen. Sie war eine kluge, kühle Beobachterin und dachte höchst selbständig. Beurteilt sie auch manches frauenhaft und dringt sie auch nicht immer in den Kern der Dinge, so sind ihre gegen Ende ihres Lebens niedergeschriebenen Erinnerungen, die vornehmlich die zweite Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms III. betreffen, doch ein beredtes Zeugnis von der geistigen Höhe der Verfasserin. Ohne Frage waren die Geschwister Marwitz von der Natur reich begünstigt. Neben Ludwig und Karoline steht ja auch Alexander, der mit Schill hinauszog, sich aber von ihm trennte, mit Leopold v. Gerlach und dessen Kreise, zugleich aber auch mit den Varnhagens befreundet war und im Februar 1814 fiel. Wie klagte Rahel um seinen Tod! Er war vielleicht der begabteste unter den Geschwistern. Die Aufzeichnungen der Schwägerin der Karoline v. Rochow, des Fräuleins Marie de la Motte-Fouqué, einer Stiefschwester des Ministers v. Rochow und Tochter des bekannten Dichters, reihen sich zeitlich denen der Frau v. Rochow an. Im wesentlichen berichten sie aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. Sie zeichnen sich mehr durch die Betonung des Gefühlsmäßigen aus. Erheblicheres Interesse bieten sie nur streckenweise.

Karoline v. Rochow (geb. 1792, verheiratet 1818, gest. 1857) gibt eine Fülle von Einzelheiten zur Charakteristik der Persönlichkeiten ihrer Zeit. Es wird dabei festzustellen sein, daß sie ganz als vornehme Dame von Welt empfindet. Durch das burschikose Wesen des Großherzogs Carl August fühlt sie sich abgestoßen, ebenso durch die Erscheinung von Goethes Frau, die sie eine „dicke hochrote Person mit kurzgeschnittenen, krausen Haaren" nennt, und die sie zu treffen nach Möglichkeit vermeidet. Über das ungelenke und steife Benehmen geistreicher Männer in den Salons machte sie sich weidlich lustig. „Niebuhr und Arndt," so schreibt sie, „besaßen durchaus nicht die Gabe, im geselligen Leben sich und ihren inneren Reichtum geltend zu machen. Es war stets als

ob ein jeder darauf wartete, angeregt oder aufgerufen zu werden." Dagegen war sie bezaubert von der Konversationsgabe der Prinzessin Luise Radziwill. Die sonore Stimme des geistreichen Konvertiten Beckedorff zog sie zu diesem hin. Immer wieder entzückt sie sich für den eleganten Natzmer, den militärischen Begleiter des späteren Kaisers Wilhelm I., der allen Hofdamen den Kopf verdrehte, ohne daß es übrigens jemals zu einem Eklat gekommen wäre. Aber auch das Gesuchte im Wesen der Prinzessin Augusta, der späteren deutschen Kaiserin, vermerkt sie mehrfach. Über die Persönlichkeit des Klassikers der Kriegswissenschaft, Karls v. Clausewitz, urteilt sie nicht günstig. Sie findet Clausewitz kalt absprechend, überhebend. „Wenn er wenig sprach, so sah es meist aus, als wären ihm Menschen und Gegenstände nicht gut genug dazu." Besonders reichhaltig fließen die Mitteilungen der Frau v. Rochow über die Prinzessin Wilhelm, d. h. die Gemahlin des jüngeren Bruders König Friedrich Wilhelms III., Marianne, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, bei der die Memoirenschreiberin eine Zeitlang Hofdame war. Das Bild dieser Fürstin, das uns aus diesen Aufzeichnungen entgegentritt, trägt im wesentlichen dieselben Züge wie das, das ich von ihr in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" entworfen habe, nur daß Frau v. Rochow stark eine Neigung der Prinzessin, Heiraten zu stiften, hervorhebt. Sie betont außerdem, ähnlich wie ihr Bruder Ludwig, einen gewissen Geist der Opposition gegen den königlichen Hof im Hause des Prinzen Wilhelm Bruder. Man denkt dabei daran, daß schon Stein die Prinzeß Marianne Viktoria Colonna nannte. Übereinstimmend mit ihrem Bruder schildert Karoline Rochow auch die Veränderung in dem Wesen des Königs nach dem Befreiungskriege, das Erwachen seines Sinnes für Kunst und Theater, seine geringere Einfachheit. Sie findet ihn übrigens schöner als den Zaren Alexander, auch darin wohl mit ihrem Bruder übereinstimmend. Recht beachtenswert ist es, wie sich das überschwengliche, regellose Wesen des Thronfolgers in dem kühlen bestimmten Urteil dieser Memoirenschreiberin widerspiegelt. Friedrich Wilhelm IV. war ihr durchaus unsympathisch. Ganz anders stellte sich die mehr gefühlsmäßig angelegte Marie Fouqué zu dem geistreichen Prinzen. Wenn Frau v. Rochow meint, daß niemand an dem eigentümlichen Verkehr Friedrich Wilhelms III. mit Tänzerinnen Anstoß genommen habe, so widerspricht sie sich schon auf der nächsten Seite. Außer dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm Bruder, die sie selbst nennt, empfand auch der Gerlachsche Kreis, wie jetzt wohl aus dem Nachlaß Leopold Gerlachs mitgeteilt werden darf, diese an sich wohl harmlose Liebhaberei des Königs als dessen Stellung wenig würdig.

Zu den lesenswertesten Stücken gehört das, was über Elisa Radziwill mitgeteilt wird, die die Memoirenschreiberin als gar nicht schön, sondern nur als äußerst anmutig schildert, und von der sie schon bestimmt versichert, daß sie gar keine besondere Neigung für den Prinzen Wilhelm-Sohn empfunden habe. Sie stellt als Grund der ablehnenden Haltung des Königs bei dem vorbereiteten Heiratsplan nicht, wie Treitschke, die Unebenbürtigkeit, sondern die polnische Abkunft und den polnischen Anhang der Jugendliebe Kaiser Wilhelms I. in den Vordergrund. Es würde sich, wenn sich diese Angabe als richtig erweist,

und es scheint doch so, wieder einmal zeigen, wie weitblickend und bedacht Friedrich Wilhelm III. doch zu handeln wußte. Von den heißen Seelenkämpfen, die der junge Prinz Wilhelm wegen der Prinzessin durchzumachen hatte, hat Frau v. Rochow allerdings nicht viel gemerkt. In neue Beleuchtung wird die Ehe Friedrich Wilhelms IV. und die Persönlichkeit der Königin Elisabeth gerückt. Dabei ist es aber wieder auffällig, daß die Memoirenschreiberin nichts von der nahen Stellung dieser Fürstin zu Leopold v. Gerlach weiß, während sie über andre der Königin nahestehende Persönlichkeiten Angaben macht. Wir wissen aus den Tagebüchern des Generals, wie nahe dieser Adjutant der Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. stand. Über Gerlach selbst, der sich in einem Gegensatz zu ihrem Manne fühlte und dessen Polizeiregiment ständig bei Friedrich Wilhelm IV. bekämpfte, fällt Frau v. Rochow ein wichtiges Urteil: „Er besitzt eigentlich die größte natürliche Gabe zur Intrige, die man antreffen kann, und könnte infolgedessen ein sehr gefährlicher Mensch sein, wäre diese Anlage nicht durch Gutmütigkeit, die edelste Uneigennützigkeit und die religiöse Richtung seines Charakters gemildert." In dem Urteil der Frau v. Rochow über Radowitz wird man eine überraschende Übereinstimmung mit den Urteilen Bismarcks und Gerlachs finden, ebenso in den Urteilen über die Prinzessin Augusta. So z. B. heißt es über diese, ganz im Einklang mit einem Worte Bismarcks: „Es entwickelte sich in ihr ein Streben, in der europäischen Welt einen Namen zu erringen; man erlebte also in der Gesellschaft ein starkes Hervorsuchen von allem, was fremd und ausländisch war, ein Übersehen einfacher, heimischer Verhältnisse." Durchaus übereinstimmend ist das Urteil der klugen Beobachterin, deren Bildnis ganz zu ihrem Wesen paßt, mit der Auffassung, die die heutige Wissenschaft von Gneisenau hat. Sie nennt ihn nämlich „den vornehmsten und stolzesten Mann seiner Zeit." Ungemein fesselt auch das, was sie über Stein sagt. Es entbehrt nicht der Einseitigkeit. Aber man sieht den alten Freiherrn leibhaftig vor sich stehen, wenn man ihre Schilderung eines Besuchs bei ihm liest: „der gescheiteste Mann von der Welt ist auch der wunderlichste in Europa. Sein Geist war ein so ungemein tätiger, daß jede Aufwallung des Moments bei ihm überströmte."

Nicht am mindesten Beachtung verdienen ferner die allgemeinen kulturgeschichtlichen Bemerkungen, die Frau v. Rochow einfließen läßt. Sie sieht der Zeitentwicklung nicht mit Freuden zu. Offenbar steht sie dabei etwas unter dem Einfluß der Anschauungen ihres Bruders Ludwig. Sie findet, daß Gottesfurcht und Sitte rapide schwinden. Der Fluch, der mit der Freizügigkeit verknüpft ist, drängt sich ihr lebhaft auf. Die alten stabilen Verhältnisse werden dadurch unwiederbringlich aufgelöst. Die Memoirenschreiberin hebt ferner die Einfachheit früherer Zeiten hervor, auch bei der Königin Luise, den Hochzeiten in ihrer Jugend, den Ausstattungen, die damals üblich waren. Zu der Zunahme der Paraden, die sie konstatiert, bemerkt sie: „Es gibt wohl keine Sache, kein Lebensverhältnis, das sich so ungeheuer gesteigert hätte, daß man sich immer fragen möchte: wohin kann, wohin soll dies führen?" Zur Modifizierung eines landläufigen Urteils über die geringe Bildung des alt-

preußischen Adels verdient hervorgehoben zu werden, daß diese Frau, die doch einigermaßen als unterrichtet gelten kann, gerade die Bildung des ostpreußischen Adels jener Zeit betont. Für die Bildung des märkischen Adels aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts hat Friedrich Meusel ja neuerdings schwerwiegendes Beweismaterial beigebracht. Zur Geschichte der Schillschen Erhebung ist die Angabe von Wert, daß Schill durch die Prinzessinnen von Hessen und Oranien und Frau von Berg angetrieben worden sei. Der neueste Schill-Biograph Binder v. Krieglstein wußte darüber noch nichts.

In den Aufzeichnungen der Marie von Fouqué (geb. 1804, gest. 1864), die im Gegensatz zu den im wesentlichen memoirenartigen Aufzeichnungen der Frau v. Rochow hauptsächlich tagebuchartigen Charakter tragen, sind vornehmlich die Mitteilungen über ihren Halbbruder, den Gemahl der Karoline Rochow, Gustav Adolf v. R. (geb. 1742, Minister des Innern 1834—1842, gest. 1847) von Bedeutung. Spricht aus Karoline Rochows Erinnerungen zuweilen noch der Geist ihres Bruders Ludwig, so spricht aus den Tagebüchern der Marie Fouqué noch ungleich mehr der des Ministers v. Rochow. In der deutschen Geistesgeschichte hat dieser Mann einen wenig beneidenswerten Ruf als Erfinder des Wortes vom „beschränkten Untertanenverstande". Nun weist die Herausgeberin Luise v. d. Marwitz zwar nach, daß sich in das zweifelhafte Verdienst, die deutsche Sprache um dieses geflügelte Wort bereichert zu haben, zwei Untergebene Rochows teilen. Sie ist aber ehrlich genug, zuzugeben, daß der für den fraglichen Erlaß verantwortliche Minister auch hierfür mit verantwortlich zu machen ist. Und der Geist seiner Verwaltung war in der Tat etwas nach dem Geiste dieses Wortes. Wie schon angedeutet, sahen die frommen und idealistischen Doktrinäre des Gerlachschen Kreises in diesem Polizeigeiste einen Krebsschaden der preußischen Verwaltung. Immerhin wird man nach dem in den vorliegenden Aufzeichnungen seiner Gattin und Schwester gelieferten Material sagen dürfen, daß Rochow besser als sein Ruf war. Aber seine Frau war doch wohl der feinere Geist unter den beiden. Ich möchte hierbei notieren, daß der Beamte, der hauptsächlich für das dem Minister in die Schuhe geschobene Wort über die geistige Beschränktheit der Untertanen verantwortlich zu machen ist, der Geheimrat Seiffart, später in der berüchtigten Briefdiebstahlsangelegenheit eine Hauptrolle spielte. Er scheint besonders die Entwendung Gerlachscher Briefe organisiert zu haben. Jedenfalls verlor er im Verlaufe der Sache, wie aus Leopold Gerlachs Tagebüchern hervorgeht, im Disziplinarwege sein Amt. Bemerkenswert scheinen mir ferner unter den Mitteilungen der Fouqué die Angaben über den Leibarzt Schönlein, die ganz im Sinne der neulich von ungenannter Seite in dieser Zeitschrift angegriffenen Darstellung des Prinzen Kraft Hohenlohe gehalten sind, ferner der ausführliche Bericht über die letzten Tage Friedrich Wilhelms III. Noch nie sind diese Tage so eingehend behandelt worden. Wie nahe die Fouqué großenteils den Dingen stand, erkennt man gelegentlich daraus, daß sie das Bleistiftkonzept der berühmten Berliner Huldigungsrede Friedrich Wilhelms IV. abschreiben konnte. Rochow gehörte eben lange zu den Vertrauten des Königs. Einige Bemerkungen Friedrich

Wilhelms, von denen die Fouqué Kunde gibt, werfen dankenswerte Streiflichter auf seine deutsche Politik. Vielleicht das Fesselndste in den Tagebüchern der Fouqué ist die umständliche Darstellung der Entlassung Rochows, die in den Hauptzügen allerdings schon aus Treitschke bekannt war. Obwohl die Berichterstatterin zu den wärmsten Verehrerinnen Friedrich Wilhelms IV. gehört und manche treffende Bemerkung über ihn macht, sieht sie sich doch genötigt, ihn in dieser Frage preiszugeben. Ist sie auch Partei, weil es sich um ihren von ihr besonders hochgestellten Bruder handelt, so wird man ihr doch nicht unrecht geben können. Schon Treitschke hat Friedrich Wilhelms Vorgehen in dieser Sache scharf getadelt. Friedrich Wilhelm brachte sich durch seine unklare, unentschiedene und weichmütige Art, die ihn nur zu häufig veranlaßte, offene Wege zu meiden, wie sonst, so auch in diesem Falle in eine höchst üble Position. Durchaus richtig urteilt Fräulein v. Fouqué über die Wirkung der Handlungsweise des Königs gegen seinen langjährigen Freund Rochow: „Mit Lobsprüchen eine sichtliche Ungnade zu empfangen und das gekränkte Ehrgefühl als eine krankhafte Empfindlichkeit bezeichnet zu sehen, bleibt für jeden Mann von Ehre eine trübe Erfahrung." Ich bin geneigt zu vermuten, daß in den Schritten des Königs, dem Minister Rochow unvermutet den Stuhl vor die Tür zu setzen, Gerlachscher Einfluß zu sehen ist, der den Monarchen vermochte, dem Polizeisystem Rochows plötzlich den Laufpaß zu geben. Daß Rochow nunmehr dem Prinzen von Preußen näher rückte, war nur natürlich. Schon aus Leopold Gerlachs Tagebüchern wußten wir, daß der Minister zu den Männern des Thronfolgers gehörte.

Den Schluß der Publikation aus dem Nachlaß der beiden Frauen bilden Briefe der Karoline von Rochow. Sie fesseln sofort wieder durch die feine Beobachtungsgabe und das das Ganze umfassende Urteil dieses Sprosses der Marwitzschen Familie. Wie sicher und richtig stellt sie den Nationalversammlungen am 3. Juni 1848 die Prognose: „Ich glaube, es wird ihnen ergehen wie vielen großen sprechenden Versammlungen; sie werden von den Ereignissen über- und fortgeschwemmt werden. Auch die klügsten Menschen lernen wenig von den Begebenheiten, wenn es sich darum handelt, ihre geliebte Theorie aufrecht zu erhalten!" Wie geistreich und wahr schreibt sie am 30. August 1849: „du mußt dir Potsdam nicht als Mittelpunkt der politischen Macht vorstellen, sondern diese ist vielmehr, wie bisher das einige Deutschland, ein schwebender Begriff ohne vielen Boden. An der Spitze steht der phantastische König, der sich mit Menschen der verschiedenartigsten Richtungen umgibt, mit ihnen spricht, konferiert und aus jedem Fädchen zu dem bunten Gewebe herauszieht, mit dem er sich an den Mond heranspinnt, ohne darauf zu achten, wie oft der Faden in seiner Hand reißt." Auch über Bismarck hat diese bedeutende Frau noch geurteilt. Sie verhielt sich abwartend und war dabei auch mehr das Sprachrohr andrer. Aber es klingt doch ganz artig, was sie über ihn am 9. Mai 1851 schreibt: „Alle, die ihn näher kennen, sagen, daß an Kenntnissen, Talent, savoir-faire, Schlau- und Feinheit im Behandeln der Menschen er schwerlich einen Mangel haben würde."

So viel ist gewiß, das deutsche und insbesondere das preußische Volk weiß noch immer nicht zur Genüge, was es an seinen altadligen Familien besitzt. Es ist noch gar nicht hinreichend unterrichtet, ein wie angeregtes Leben sich in den Kreisen seines Hofadels und in den Gutshöfen, die so still und geschlossen daliegen, abgespielt hat. Als Leopold Gerlachs Nachlaß erschlossen wurde, da staunten viele Kreise über die Fülle von Geist und Idealismus, die im Bereiche der mehr als alles andre verketzerten Gerlachschen Kamarilla zu finden gewesen ist. Ähnliches gilt von den Natzmerschen, Roonschen, Thaddenschen, Manteuffelschen, Ludwig Gerlachschen, Kraft Hohenloheschen, Stoschschen und andern Papieren, von Hardenbergs und Boyens Denkwürdigkeiten, den Briefen Wilhelm Humboldts und seines Anhanges, der Moltkeschen und Bismarckschen Papiere zu geschweigen. Der Marwitzsche und Rochowsche Nachlaß bestätigt aufs neue, daß diese Kreise gewinnen, je mehr wir sie kennen lernen. Wenn wir derartige Veröffentlichungen nicht schon, und natürlich in erster Linie, wegen der Bereicherung, die unser Wissen ganz allgemein dadurch erhält, freudig zu begrüßen hätten, so müßten wir sie aus diesem besonderen Grunde willkommen heißen. Sie liegen im eigensten Interesse dieser Familien. Darum hoffen wir, daß die neuen vom Hause Marwitz angeregten Publikationen andre Adelsfamilien zur Nacheiferung anspornen und zu weiteren Spenden aus bisher ängstlich behüteten literarischen Schätzen veranlassen.

Eine Studienreise nach England.

V.

Es war im Hochsommer, als ich eine Reise nach dem Norden Englands antrat, deren Hauptzweck die Teilnahme an mehreren großen Arbeiterversammlungen war. Ich begleitete einige der ältesten Führer der Bewegung, Lloyd Jones, den einstigen Chartisten, und Alexander Macdonald, das Haupt der einen großen Vereinigung der Bergleute.

Die übliche Frage, über welche Reisegenossen sich einigen, wenn sie zum ersten Male eine gemeinsame Reise antreten und sich auf dem Bahnhofe treffen, fand eine für mich überraschende Lösung. Ich hatte gemeint, wir würden in der dritten Klasse fahren, schwankte aber einen Augenblick, indem ich es für nicht ausgeschlossen hielt, daß die beiden andern Herren die zweite Klasse vorziehen wollten. Sie beseitigten meine Zweifel, indem sie als selbstverständlich die erste Klasse bezeichneten. Das war die damalige Gewohnheit, von den ersten Zeiten des englischen Eisenbahnwesens her, wo — in den Traditionen der Postkutschen — dieses die einzige Klasse war, die behaglich und sauber gehalten wurde. Schon die zweite war kümmerlich; aber die dritte sozusagen eine Konzession an die Armut der arbeitenden Bevölkerung, deren allgemeine Einführung erst durch gesetzlichen Zwang und durch die Prämie der Freiheit von der Passagierstener den Eisenbahn-Aktiengesellschaften abgerungen werden mußte. Die Beschaffenheit der Wagen zeigte im Jahre 1873 und vielfach noch Jahrzehnte später die Ansicht der Eisenbahnverwaltungen, daß sie ein Opfer brächten für die ärmeren Volksschichten, das sie möglichst einzuschränken trachteten im Interesse ihrer Finanzen. Indessen eben in jener Zeit hatten einzelne Bahnverwaltungen andre Wege betreten, geleitet von einer andern Auffassung. Es brach allmählich die Erkenntnis durch, daß die dritte Klasse durch angemessene Einrichtungen, bessere Wagen, schnelle Beförderung usw. ein finanziell vorteilhafter Faktor des Eisenbahnbetriebes werden könne. Und — was besonders merkwürdig wurde — war die Erscheinung, daß diese Wendung auf die Sitten des Eisenbahnreisens in England einen mächtigen Eindruck machte, wie umgedreht wiederum die neue Sitte für die Entwicklung der dritten Fahrklasse einen großen Impuls gab. Es trat in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts ein Zustand ein, der sich den deutschen Reisegewohnheiten näherte, ja sie überholte. Dabei war es freilich charakteristisch, daß einzelne Eisenbahngesellschaften und Bahnkomplexe an dem Hergebrachten festhielten.

Und hier zeigte sich immer wieder der zähe konservative Zug im englischen Wirtschaftsleben, der sein Recht behauptete gegenüber jedem neuen Fortschritte der Technik und des Verkehrswesens. Der Bahnhof der London and South Western ist, nach allen Fortschritten an den Londoner Bahnhöfen, die im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts gemacht worden sind, bis in die neueste Zeit als ein Denkmal der ersten Anfänge übriggeblieben. Ähnlich vielerlei andres. Die Omnibusse sind auf ihre Weise ein Kennzeichen der am Alten haftenden Neigungen der Engländer inmitten des Straßenverkehrs der Weltstadt London. Hierbei ein Charakterzug, der die Väter zu Hause von den Söhnen in dem Koloniallande jenseits des Atlantischen Meeres unterscheidet — die Vorsicht gegen Gefahren. Von jeher hat man es vermieden, eine Eisenbahn in das Niveau einer öffentlichen Straße zu legen. Daher hat man es auch vermieden, Bahngleise in den städtischen Straßen zuzulassen für die Straßenbahnen. Verschieden daher von amerikanischen wie von Berliner Straßen gibt es in London Straßenbahnen nur für die in das Freie hinausführenden Landstraßen (Roads), nicht für die städtischen Straßen (Streets). Nie wäre in London möglich gewesen, was in der Leipziger Straße — wie selbstverständlich — sich entwickelt hat an Straßenbahngleisen und Straßenbahnverkehr. Oxford Street ist weit breiter und hat nicht den gedrängten Wagenverkehr der Leipziger Straße. Aber Straßenbahnen würde man hier niemals erlaubt haben. Daher Omnibusse in Fülle, Omnibusse lange Jahre, ja Menschenalter, immer in der alten plumpen Beschaffenheit. Die neue Technik hat ihnen gegenüber erst in der Gestalt der Automobilomnibusse sich geltend gemacht, die freilich eine Art von extremer und problematischer Neuheit darstellen.

Die Bahnhöfe in den Provinzen, vollends die Sorge für Erfrischungen auf der Reise bleibt öfters zurück gegen das, was man meistens in Deutschland findet. Wie alles im sozialen Leben in Wechselwirkung steht, so mag dieses zunächst seinen Grund in den geregelteren und verständigeren Mahlzeiten der Engländer haben, daß sie mit einer gediegenen Mahlzeit den Tag beginnen und den Tag schließen, daß sie, meist bei Tage reisend, unterwegs wenig Bedarf an Mahlzeiten haben und dadurch den Bahnhofswirtschaften wenig Anlaß zur Bereithaltung von Vorräten geben. Indessen jener Grad von Dürftigkeit, wie ich ihn an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten auf englischen Bahnhöfen vorgefunden, wäre nur dann zu rechtfertigen, wenn es wirklich völlig den Sitten des Landes zuwider wäre, während der Reise eine Erfrischung zu suchen. In jedem Falle ist, selbst wenn dieses sich so verhält, der anders gewohnte Fremde schlimm daran. Und zu den Hungersnöten, die er an Sonntagen in London erleben kann, trägt manche Enttäuschung durch die Bahnhofswirtschaften ihr grausames Teil bei.

Was immer vorhanden, das ist „Brandy and water“. Ein einfaches, gesundes, auch im Sommer bekömmliches Getränk. Hierfür schien ein reichlicher Bedarf zu sein. Auf den bescheidensten Stationen lief eine Anzahl der Reisenden nach den Büffetts, um sich daran zu erquicken, wie auf den Bahnhöfen Deutschlands nach dem Glase Bier.

VI.

Das Ziel der Reise nach dem Norden bildeten insbesondere die großen Versammlungen der Bergarbeiter.

Diese standen damals im Mittelpunkte der sozialen Bewegung Englands. Während in Deutschland die Bergleute als fast einzige Ausnahme von alters her eine Organisation besaßen in ihren Knappschaften als Mittel gemeinsamer Hilfe für Alter, Krankheit, Unfälle, waren es umgekehrt gerade die Bergleute von England und Schottland, die einer Organisation entbehrten im Gegensatze zu den Arbeitern vieler andrer Gewerbe. Ihre Lage war als Ursache oder Folge davon eine klägliche. Noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wurden in Schottland die Bergleute als Leibeigene mit dem Bergwerke zusammen verkauft. Die Arbeiterschutzgesetzgebung und zumal das erwachende Selbstbewußtsein der Arbeiter, das sich in den neuen großen Vereinen zeigte, führte eine bewundernswerte Änderung der Dinge herbei. Der eine der beiden Vereine (oder Vereinsnetze) umfaßte Schottland und einen Teil von England, war damals kaum zehn Jahre alt, zählte weit mehr als hunderttausend Mitglieder, die meist erst in den letzten zwei bis drei Jahren zugetreten waren. Ihr Haupt war Alexander Macdonald, unter dessen Führerschaft auch ich mich begeben hatte, um der großen Heerschau beizuwohnen.

Bei uns zu Hause war damals die Sozialdemokratie als Vertreterschaft der arbeitenden Klassen in den Vordergrund getreten. Mir fiel die Verschiedenheit dieser englischen Arbeiterbewegung auf, von der ich manches schon in London bei persönlichen Berührungen mit ihren Führern, in öffentlichen Sitzungen der Untersuchungsausschüsse im Parlamente usw. erlebt hatte. Hier bereits hatte ich zwar ein starkes Selbstgefühl der Arbeiterklasse gefunden, zum Teil bittere Empfindungen und Erinnerungen an das Unrecht, das ihr widerfahren sei von den besitzenden und herrschenden Klassen. Auch waren die Temperamente der einzelnen Führer sehr verschiedene. Da gab es Männer, die sich förmlich der damals in Deutschland vielgenannten, von Karl Marx begründeten „Internationalen" angeschlossen hatten. Aber solche Unterschiede standen ihrem friedlichen Zusammenwirken nicht im Wege und namentlich nicht dem gemäßigten Charakter ihrer Forderungen, die sich sehr weit von der Überspanntheit des sozialdemokratischen Programms entfernten. Ja, ein vielgenanntes englisches Mitglied der Internationalen Vereinigung, das ich in London zu öfteren Malen sah, war im Jahre 1871 auf Vorschlag des Ministers des Innern zum Mitgliede einer der großen königlichen Untersuchungskommissionen ernannt worden.

Diese Eindrücke wurden mir durch die Haltung der Arbeitermeetings bestätigt. Zu öfteren Malen waren es die Unterhausmitglieder des Bezirks, die „Kapitalisten", die in den Versammlungen den Vorsitz führten. Immer war es der Zug, es den „besseren" Klassen gleichzutun in der anständigen Haltung nach außen, in der Besonnenheit und Mäßigung der politischen Ziele, in der Anerkennung andersdenkender Männer und Parteien. In jenen Tagen begann die Forderung der parlamentarischen Vertretung der Arbeiter durch Männer aus ihren eigenen Reihen sich hervorzuwagen, die dann zwar langsame Fortschritte gemacht, aber endlich dahin geführt hat, daß den Arbeitern ein Sitz im Kabinett der liberalen Parteiregierung gewährt wurde.

Diese Beobachtungen beschränkten sich nicht auf die politischen Dinge. Sie trafen den englischen Volkscharakter und seine eigensten Vorzüge. In Deutschland war der neue Lenz durch wilde Stürme eben unterbrochen worden. Auf die großen kriegerischen Erfolge, auf die endlich errungene Einheit der Nation war ein heftiger Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft gefolgt, der nicht nur selber von allerhand Mißbehagen begleitet war, es kam auch der Rückschlag erstaunlich schnell. Die neue Freiheit des Erwerbslebens hatte die erste große Probe nicht gut bestanden.

In England sah ich in dem Augenblicke, da jene Katastrophe in der Heimat hereinbrach, einen großen kraftvollen Wirtschaftskörper, in dem ein mächtiges Leben sich mit wunderbarer Ruhe entfaltete, mit einer Gelassenheit und Sicherheit, die das Erbteil des englischen Nationalcharakters ist. Der imposante Rhythmus des englischen Lebens beruht darauf, daß jeder einzelne den Rhythmus, das Ebenmaß, in seinem Charakter trägt. Nur dadurch ist jene Ordnung in der Freiheit möglich, die so oft die Bewunderung hervorgerufen hat. Nicht eine Einrichtung, die man beliebig anderswo nachahmen kann, sondern ein Produkt dieses Volkscharakters, das ohne ihn und seine beständige Betätigung nichts zu leisten imstande wäre, ist der so oft genannte und zur Nachahmung empfohlene Policeman. Daß die Bewegung eines Fingers den ungeheuren Wagenverkehr in dem gefahrvollsten Gedränge der Londoner Straßen regieren kann, beruht in erster Reihe keineswegs auf der Beschaffenheit dieses einen Polizeimannes, sondern auf der Beschaffenheit der Menschen, die er in Ordnung hält. Darum die Enttäuschungen, die wir anderswo erlebt haben, selbst nachdem die Minister des Innern vom Festlande hinübergereist sind, um sich die Sache anzusehen. In aller Freiheit der äußeren Bewegung hat jene Menschenart Zucht im Leibe. Wie habe ich in jenen Tagen, da ich (um auch dieses zu sehen) in die Musikhallen von Oxford-Street oder Saint-James-Hall kam, teils Überraschung, teils Achtung empfunden, als ich sah, daß der unvermeidliche „chairman“ den Gang der Vorstellung in feierlichen Formen leitete, oder vollends, daß Anfang und Schluß selbst einer frivolen Abendunterhaltung durch einige Takte der Nationalhymne geweiht wurde.

Das Betragen in den täglichen Geschäften des Lebens war es, was mir imponierte, was mir als die Betätigung einer höheren Volkskultur erschien. In der Berührung mit den allerverschiedensten Schichten des Volkes, den obersten und den untersten, mit Staatsmännern und mit Bettlern, habe ich bei diesem Volke den durchgehenden Zug jener korrekten Haltung gefunden. Selbst der kleine Wilde im roten Kittel, der an der Straßenecke mit Geheul auf die bestäubten Stiefel deutet, um sie putzen zu dürfen und einen Penny zu erwerben, oder der Omnibusschaffner, der Droschkenkutscher, der Gepäckträger auf dem Bahnhof und wer sonst noch, sie zeigen dasselbe gemessene, in allem Selbstbewußtsein rückhaltvolle Benehmen, das bei den höheren Klassen Englands unsre Achtung erregt, nur daß wir bei jenen die Würze feinerer gesellschaftlicher Formen nicht suchen, die wir bei diesen so oft vermissen.

Die Gemessenheit der Haltung im einzelnen hängt mit dem konservativen Zuge zusammen, der durch alles englische Leben hindurchgeht. Durch die Geräte des Hauses, durch das tägliche Essen und Trinken, durch Wohnung und

Heizung, durch Tageseinteilung und Sonntagsruhe wie durch die großen Angelegenheiten des sozialen und politischen Lebens. Hier ein Beispiel.

Im Jahre 1873 erschien ein bemerkenswertes Buch, „Our new masters", das die Gesinnungen und Zustände der arbeitenden Klassen mit vielfach anerkannter Lebenswahrheit schilderte. Der Verfasser war ein Mann, der selber aus den Reihen der Arbeiter hervorgegangen war, Thomas Wright. Dieses Buch enthält ein Kapitel über den „Englischen Republikanismus," das zuvor in dem von Froude herausgegebenen „Fraser's Magazine" veröffentlicht worden war. Hiernach sollte sich seit Jahren der Republikanismus unter den arbeitenden Klassen Englands in einem solchen Maße verbreitet haben, daß man ihn als das politische Glaubensbekenntnis von 99% der Arbeiter bezeichnen könnte, sofern dieselben überhaupt eine politische Überzeugung hätten. Die republikanischen Vereine seien immer zahlreicher geworden, und zumal in den großen Industriestädten hätten sie sich ausgebreitet, wo solche Dinge eine tiefer wurzelnde Überzeugung zu bekunden pflegen als in dem verhältnismäßig leichter beweglichen London. Ihr Republikanismus sei weniger gegründet auf eine reine Bewunderung von Idealen als auf Haß und Verachtung des Königtums und dessen, was zu ihm gehört. „Weg mit dem Kinderspielzeug" sei der Ruf, der die politischen Bestrebungen der arbeitenden Klassen Englands zusammenfasse. Dies „Kinderspielzeug" erscheine ihnen als die erste Ursache und Stütze der großen Menge des „Schnickschnacks", der die Regierung des ganzen Landes kennzeichne — einer Staatskirche, einer ungebührlich privilegierten Aristokratie, eines krassen Systems von Sinekuren.

Zeugnisse von breiterer Beweiskraft als in diesem einen Buche finden sich seit langer Zeit in den außerordentlich viel gelesenen Wochenblättern, die für einen einzigen Penny an jedem Sonnabend den politischen Lesestoff der Woche in Hunderttausenden von Exemplaren dem arbeitenden Volke darreichen und gläubig verschlungen werden — wie „Reynolds Newspaper". Derbe republikanische Ansichten in dem derbsten populären Tone vorgetragen. Durfte man daraus einen Schluß tun auf das, was sich im zwanzigsten Jahrhundert entfalten würde?

Mit nichten! Wie ganz anders ist es gekommen. So viele Jahre sind seitdem vergangen, und sie sind nicht ohne Spuren über das englische Staatsleben hingegangen. Was der Titel jenes Buches aus dem Jahre 1873 sagen wollte, die arbeitenden Klassen seien fortan (seit der Wahlrechtsform von 1867) die „neuen Herren" von England — es hat sich teilweise in die Tatsachen umgesetzt, in der Richtung dieses Wortes ist die Bewegung gegangen, es hat eine fortwährende Demokratisierung des englischen Staatslebens stattgefunden. Jedoch nur in der Weise, daß die alten verfassungsmäßigen Gewalten und noch mehr die alten sozialen einen großen Teil ihres Einflusses behauptet haben. Die Aristokratie ist immer noch ein mächtiges Element im englischen Staatsleben, das sich seine Bedeutung gegenüber der neuen Demokratie zu bewahren gewußt hat. Und das Königtum selber? Statt der Republik Platz zu machen, wie man für das neue Jahrhundert im Sinne der obigen Darstellung wohl vermutete, hat es in den letzten Jahren eine neue Lebenskraft bekundet und die durch ein halbes oder ganzes Jahrhundert so tief gesunkene Bedeutung

der Krone emporzuheben begonnen. Ja, der Träger der Krone hat gleichsam von unten herauf in der Schätzung der Welt sich in die Höhe gearbeitet und den Ruf eines hervorragenden Diplomaten gewonnen. Von der Republik ist es in England stille geworden. Die Masse der arbeitenden Klassen findet ihre Befriedigung in den alten Staatsformen, und ein sozialdemokratischer Arbeiterführer sitzt heute im Ministerium des monarchischen England.

Dabei möchte ich nicht allzu ernst nehmen, aber es ist doch in seiner Weise lehrreich, was ich in dem freien Lande während der ersten Wochen meines Aufenthaltes erlebte. Der Schah von Persien erschien in London. An andern Orten Europas habe ich ihn damals nicht gesehen, noch weniger den Eindruck, den sein Erscheinen machte. Doch bin ich gewiß, das Volk konnte nirgendwo toller von dieser Erscheinung erfaßt sein, als es in London der Fall war. Ich kam gerade vom Parlament und wollte nach Hause. Aber ich konnte nicht weiter. Ich blieb stundenlang festgehalten durch das Gedränge der Menschenmassen, die darauf warteten, das Wunder des fernen Ostens mit eigenen Augen zu sehen. All die Straßen von Westminster, Strand, Trafalgar Square, Parliament Street usw. und die Häuserfronten an allen Fenstern waren überfüllt. Und nicht bloß auf den Straßen zeigte sich dieses Entzücken. Im Lesesaal des Britisch Museum hörte man die endlose Frage, wie auf den Straßen, tagein, tagaus, solange der Schah in London war: „Have you seen him?“

In demselben London geschah das, in dem seit Jahrhunderten die Menschen aus allen Ländern und Weltteilen, in allen Trachten und mit allen Hautfarben, auch Mächtige der Erde von allen Arten zu sehen sind. Aber in demselben London, wo das Volk wie anderswo immer dasselbe Kind ist und vor die Haustür läuft oder an das Fenster, wenn der Prinz von Wales vorbeikommt oder eine Tochter des königlichen Hauses, und glückstrahlend, wenn man etwas der Art gesehen hat, den erstaunten Fremdling fragt: „Have you seen him?“

VII.

Die Rückreise von Norden führte zuerst durch das liebliche Gebiet der schottischen Seen, das zwischen Glasgow und Edinburgh sich hinzieht. Das eigentümliche Ereignis war hier, daß ich durch einen schottischen Sonntag in dem Gasthause der „Trossachs“ festgehalten wurde und erst am folgenden Tage weiter konnte. Die Seen und ihre Umgebung erschienen als eine bescheidene Nachahmung der Schweizer Seen. Über Edinburgh ging es dann südwärts nach Oxford und Cambridge und Stratford on Avon.

Schon Edinburgh samt dem idyllischen Vorspiel der Seen war ein Stück beschaulicher Ruhe gegen alles das, was ich von dem fremden Lande in seiner Hauptstadt und in seinen Industrierevieren während dieses Sommers gesehen und erlebt hatte. Wohltuend war auch der Eindruck des grünen Landes der Grafschaft Warwick, in der noch keine andre Dampfmaschine zu sehen war als die Lokomotive, die mich bei dem hochragenden Schlosse der Grafen von Warwick vorbei nach Shakespeares Geburtsstadt führte. Duftende Wiesen, wogende Kornfelder und am Ende das liebliche Städtchen, das von der neuen Zeit noch wenig berührt schien, selbst von dem Fremdenverkehr noch

kaum beschädigt — außer daß an den weißen Wänden des Shakespeare-Hauses sich einzelne berühmte und viele unberühmte Leute mit ihren Namen und mit noch Schlimmerem verewigt hatten. Kein Straßengeräusch, keine Industrie, keine Meetings, sondern ein Stück kleinstädtischen Philistertums, wohlerhalten aus früheren Jahrhunderten. So ist bis zur heutigen Stunde immer noch ein ansehnliches Stück von England beschaffen, und die übliche Ansicht, die sich dieses Land als eine einzige Stätte rauchender Fabrikschlote vorstellt oder als eine Menge großer Städte, ist eine weit übertriebene. Richtig ist das gänzliche Zurücktreten der landwirtschaftlichen Bevölkerung gegen die städtische und industrielle; von den rund zwölf Millionen männlicher Bevölkerung über zehn Jahre in England im engeren Sinne waren (nach der letzten Volkszählung von 1901) nur etwas mehr als eine Million im Ackerbau beschäftigt. Indessen das ist der Segen der Landwirtschaft, daß eine soviel kleinere Menschenzahl einen soviel größeren Raum in der freien Natur unter ihren Füßen hat als die dicht gedrängte Arbeiterschaft der Gewerbe und der Städte. So wenige Millionen Menschen leben heute in dem England der alten Zeit. Der konservative Zug des englischen Volkes findet in ihnen seinen vollkommensten Ausdruck. Aber nirgends so glänzend, so lebendig hineinragend in die Gegenwart, so wunderbar das Mittelalter fortsetzend in den Fortgang des englischen Lebens — wie in den beiden Universitätsstädten Oxford und Cambridge.

Würde einer fragen — er müßte freilich danach sein —, was er im höchsten Gedränge einer kurzen Muße als das Merkwürdigste von England vor allem andern in der Frist von wenigen Tagen sehen und kennen lernen sollte, so würde ich diese beiden Städte, oder noch einfacher Oxford allein empfehlen. Wenn ein Fremder in Oxford ein paar Tage mit offenem Auge zugebracht hat, so hat er soviel von Englands Eigenart, Geschichte, konservativem Geiste gesehen, wie es an keiner andern Stelle dieses Landes in so kurzer Zeit möglich ist.

Zunächst schon von der Oberfläche her die echt nationale Erscheinung, daß diese beiden mittelalterlichen Universitätsstädte ihre Stellung und ihre Bedeutung behaupten durch alle Wandlungen des alten zum neuen England. Alle Änderungen der Volkswirtschaft, der Gesellschaft, der Großstadtbildung, des neuen Reichtums, des neuen Kulturlebens und der neuen Wissenschaften, sind nicht imstande gewesen, diese alte Stellung zu erschüttern. Keine Hauptstadt, keine Millionenstadt hat sie brachgelegt, hat ihnen den Saft aus dem Stamme gesogen, hat ihre Aufgaben für die Heranbildung der höheren Klassen hineinverlegt in das Gedränge, den Lärm, den Tamtam, die offiziösen Bestrebungen des großen staatlichen und wirtschaftlichen Mittelpunktes. Sie sind geblieben, was sie waren, weil die Nation, weil die oberen Klassen ihnen die Treue gehalten haben. Wohl legt die Hauptstadt auch auf sie die Hand, zieht sie in das ungeheure Netz ihrer Interessen, ihrer wissenschaftlichen Anstalten, ihrer politischen und sozialen Bedeutung. Aber das Bedürfnis daran wird befriedigt durch Ferienreisen, durch Tagesausflüge, durch Aufenthalte von einigen Wochen. Die Wurzeln, die Heimstätte, der Schwerpunkt des Berufes —

sie liegen in der alten Universitätsstadt. Es wird nicht, wie anderswo, an den Wurzeln so lange gezerrt, bis sie glücklich in dem unvermeidlichen Boden der Weltstadt stecken. Es wird nicht das Vorbild der volkswirtschaftlichen Produktion auf die Wissenschaft und ihre Lehre übertragen, daß der Großbetrieb und seine Organisation alles an sich reißen, daß aus einem einzigen Zentrum alles gemacht, alles geleitet, alles künstlich betrieben werden müsse.

Nun liegt die Erklärung dieses Gegensatzes ja teilweise in dem mittelalterlichen Zuschnitt der alten Universitäten, in der voranstehenden Bedeutung der Kolleges (Konvikte), die, durchaus verschieden von heutigen deutschen Universitäten, herkömmlich einen großen Teil der Zöglinge unter ihre Obhut nehmen. Sie liegt auch in dem Zurücktreten eigentlich wissenschaftlicher Bestrebungen vor jener erzieherischen Aufgabe, die den jungen Leuten weit überwiegend nur eine allgemeine Bildung gewähren will ohne fachwissenschaftliche Bestimmung.

Allein es liegt gerade in dieser fortdauernden Bedeutung der Kolleges und ihrer Erziehungsweise die eigentümliche Kraft der beiden Universitäten und eine Kraft, die auf den ältesten Traditionen beruht. Das wird uns im großen Stile anschaulich gemacht, wenn wir die klösterlichen Gebäude und Prachtbauten betreten, die ihnen vom Mittelalter herab geweiht sind; wenn wir die Kennzeichen, Denkmale, Bildnisse, Widmungen betrachten, die von namhaften hochgestellten, berühmten Persönlichkeiten ihnen im Laufe langer Zeiten gestiftet sind; wenn wir die herrlichen Parks durchwandern, deren Ruhe, deren Grün und deren gesunde Luft sich ausbreitet zwischen den Studienräumen und dem Lärm der Welt; ja selbst wenn wir in Mertonkollege das vom Kloster seit dem Mittelalter gebraute Merton-Bier trinken aus den schnurrigen Gläsern, die man stets austrinken muß, weil sie nicht stehen können, und die ein echtes Stück alter mönchischer Ausgelassenheit sind.

Wo ist denn sonst in der gesitteten Welt (außerhalb der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen) so viel Altes auf einem Fleck konserviert worden wie hier? Wie ist es möglich gewesen, durch die Stürme des Puritanertums hindurch so viel Mittelalter zu erhalten? Das eben ist das Wunder des englischen Nationalcharakters. Es gehört zur Lebenshaltung der oberen Klassen heute wie jemals, vielleicht noch mehr als in früheren Zeiten, daß man die Erfüllung des Imperativs „You shall be an English Gentleman“ in den Kolleges von Oxford oder von Cambridge sucht.

Es paßt dazu, daß Professoren wie Studenten noch heute nicht ohne die mittelalterliche Amtstracht über die Straße gehen dürfen, ähnlich wie der englische Juristenstand, Richter und Advokaten, im Amte die alte Tracht an sich haben müssen. Nur ist es seltsam, daß diese letzteren gerade die Perücke tragen, nicht die Professoren. Und das Latein in seinen alten Ehren obenein. Keine Attentate eines realistischen Parvenutums, das an der antiken Herrlichkeit Ärgernis nimmt. Ja, diese Vorbilder aus dem alten England sind nach Neu-England längst übertragen und hier neben all den neuesten Modeerscheinungen ehrfurchtsvoll festgehalten, weil diese Völker ihren Stil haben. Wir suchen Stile in aller Welt und in allen Jahrhunderten. Aber wir haben keinen Stil. Vielleicht werden wir ihn einmal erringen.

VIII.

Es ist oft so schwer, selbst mit sehr gebildeten Leuten sich zu verständigen, wenn man über fremde Nationen redet. Sie stellen alles auf Ja und Nein, auf Schwarz und Weiß, ob man für oder wider die Engländer ist, ob man sie liebt oder haßt. Dieses aber ist das gerade Gegenteil einer wissenschaftlichen Ansicht. Zunächst überläßt die wissenschaftliche Betrachtung der Dinge und Menschen das Lieben und Hassen jener Menge, die allezeit von den Leidenschaften und nicht von der Vernunft regiert wird. Dann gibt es kein generelles Ja oder Nein, das mit einem Gesamturteil über irgendeine Nation abspricht, nicht über eine fremde, nicht über die eigene. Die gesamte Kultur eines Volkes setzt sich aus mannigfaltigen Stücken zusammen, hat ihre vielerlei Seiten. Der moderne Staat und die moderne Volkswirtschaft haben in England — zum mindesten durch mehrere hauptsächliche Charakterzüge — sich den Völkern des Festlandes, ja der ganzen übrigen Welt vorbildlich entfaltet. Es kam für die Wissenschaft darauf an, das Wesen, die Bedingungen, die Ursachen dieser Entwicklung zu erkennen. Gewiß waren zunächst Impulse praktischer Art, Bewunderung, Begeisterung für das fremde Gemeinwesen und seine Einrichtungen, wirksam. Die Wissenschaft, in dem Grade, als sie Wissenschaft war, hat diese praktischen Anfänge auf den Boden einer nüchternen Analyse zurückgeführt, welche die Wahrheit in den Einzelheiten sucht, um den Zusammenhang des Ganzen zu verstehen. Parlament, Selbstverwaltung, Staatsverwaltung, Beamtentum, Ehrenamt, Wahlrecht usw. sind sozusagen mit naturwissenschaftlicher Kühle zu erforschen gewesen, ihr Zusammenhang mit der Geschichte und dem Charakter des Volkes war zu ermitteln, ihre Erfolge und ihre allgemeine Bedeutung für den Staat der Gegenwart und der Zukunft. Nicht die einstige Schwärmerei des Volkes für Parlamente, noch viel weniger die blinde Enttäuschung, mit der heute der „Gebildete" über die Parlamente den Stab bricht — das Eine wie das Andre sind Stimmungen, keine Erkenntnisse. Die Wissenschaft, indem sie maßvoll die Tatsachen feststellt, erhebt sich über solchen Wechsel der Stimmungen. Sie ist für die Wahrheit begeistert, aber nicht für die eine oder die andre Nutzanwendung, die in ihrer grellen Übertreibung niemals der Wahrheit entspricht.

Die moderne Volkswirtschaft, ihre neue Gestalt durch Technik, Kapitalreichtum, freie Bewegung, Erwerbstrieb, Spekulation, Klassenbewußtsein und Klassenkämpfe, erhöhte sozialpolitische Ziele und soziale Reformen — die moderne Volkswirtschaft ist, wie jeder Zustand der Menschheit, wie jede Stufe der historischen Entwicklung, nicht ein Paradies und nicht eine Hölle, nicht ein Fortschritt zu maßlosem Reichtum, über den man jubelt, und nicht ein Hinabsinken zum Massenelend, über das man verzweifelt. Es kommt vielmehr darauf an, im Gegensatze zu solchem Wechsel der Modestimmungen, die Wahrheiten zu sehen, wie sie sind, die Bestandteile der neuen Volkswirtschaft aufzudecken, und das bei demjenigen Volke zu tun, das zuerst diese Erscheinungen entwickelt hat. Die Schwierigkeiten zu zeigen; aber in den Schwierigkeiten die Wege der Überwindung, sei es an dem Beispiele des fremden Landes selber, oder an den Folgerungen, die sich der Wissenschaft aus der Art der Schwierigkeiten ergeben.

Wenn nun schon eine solche Betrachtungsweise für Staat und Gesellschaft Englands nicht mit einfachem Lob und Tadel, mit Wohlgefallen oder Abneigung auskommen kann, wie viel weniger reichen derartige Stimmungsäußerungen für das ganze Kulturleben einer Nation aus. Staat und Wirtschaft sind große Stücke der gesamten Kultur, aber sie sind nur Stücke, nur Seiten davon. Es ist uns in mancher der obigen Bemerkungen bereits entgegengetreten, wie die achtbaren Eigenschaften in der Haltung des heutigen englischen Volkes verknüpft sind mit einer Dürre und Öde des geselligen Menschen, mit einem Mangel der Lebensformen und ihrer Anmut, der uns zum mindesten in denjenigen Schichten auffällt, bei denen wir so etwas zu erwarten gewöhnt sind. Dies ist auf dem nächstliegenden Gebiete dessen, was man an einem fremden Volke kennen lernt, ein Beispiel davon, wie Vorzüge und Schattenseiten miteinander gepaart sind. Das Beispiel reicht weiter hinaus. Das politische und volkswirtschaftliche England der Gegenwart, großartig und lehrreich wie es immer noch ist, hat neben sich andre Seiten der gesamten Kulturentwicklung, die eine Verkümmerung, einen Verfall bedeuten, gemessen an jenen andern Seiten, ja vielleicht hervorgerufen durch die Blüte jener andern Seiten. Wer in London zu der Zeit, da ich dort war, Shakespeares Dramen sah, hatte keine Freude daran, wie er sie hatte an der Darstellung der Übersetzung in der deutschen Heimat. Als in denselben Jahren eine englische Theatertruppe nach Deutschland kam, las man in einem Witzblatt, eine junge Dame habe erklärt, sie könne sich nicht denken, daß Shakespeare in englischer Übersetzung sich gut mache. Was sie in ihrer Harmlosigkeit sagte und sagen wollte, enthielt weit mehr Wahrheit als der Verfasser selber meinte. Diese Wahrheit kam zutage, als die englischen Schauspieler in Berlin die Stücke Shakespeares spielten. Dieselbe Wahrheit kam ganz kürzlich zutage, als eine neue Truppe denselben Versuch wiederholte. Die englische Sprache allerdings war es nicht, die ihrem großen Dichter unrecht tat. Aber das heutige England war es, das heutige England ist es. Es ist nicht mehr das England Shakespeares. Es ist auch nicht mehr das England von Fox und Sheridan. Es ist langweilig geworden, das merry old England. Es ist langweilig, wie ein fröhlicher, geistsprühender Jüngling von den Ausgelassenheiten der Jugend zur Gesetztheit des Alters gelangt und zur tadellosen Respektabilität, bei welcher der Geist das Sprühen verlernt hat.

Man sagt, der Puritanismus sei daran schuld. Er habe das alte, fröhliche Engländertum in Philister verwandelt, er habe den Geist Shakespeares in diesem Volke ausgelöscht. Zu einem gewissen Grade möchte das wohl richtig sein. Indessen diese Ursache hatte schon einige Jahrhunderte gewirkt, als gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die „wits of the time“ in der Kneipe beisammen saßen, die Nächte mit Wein und Spaß vertrieben, Schulden machten und Schulden hinterließen — auf eine Art, die uns heimatlich anmutet. Große Staatsmänner der Zeit, wie der jüngere Pitt, verübten wilde Studentenstücke in denselben Tagen, da sie England gegen die französische Revolution verteidigten, galoppierten in der Nacht mit ihren Kumpanen über die Wegekreuze fort, an denen das Chausseegeld zu entrichten war, und der

Zollerheber schoß hinter ihnen her, weil er sie für nichtsnutzige Strolche hielt, tranken maßlos und bereiteten sich ein frühes Grab durch die Mengen des Portweins, die sie täglich bezwangen, und vermachten der Welt neben dem Nachruhm einen mächtigen Nachlaß an Schulden. Das ist heute anders geworden. Die Respektabilität hat aufgeräumt mit dem Trinken, mit den Schulden, mit den Studentenstreichen und mit dem Geist. Die Puritaner mögen den ersten Anstoß für diese Wandlung gegeben haben. Aber das 19. Jahrhundert mit seiner volkswirtschaftlichen und politischen Entwicklung hat seinen reichlichen Teil dazu beigetragen. Also derselbe Grund, dieselben Seiten des englischen Volkslebens, die unsre Studien nach England gelenkt haben, sie sind es, denen wir die Öde dieses Volkes zuschreiben, die Freudlosigkeit, die Flucht der Heiterkeit des Geistes in die ferne Vergangenheit.

Noch mehr. Die Anzeichen sind vorhanden, daß es bei uns in Deutschland ebenso kommt. Die Vorboten der Zukunft sucht man in denjenigen Teilen eines Landes und Volkes, welche die Züge der neuesten Entwicklung tragen. Die Millionenstadt, die Weltstadt, der Mittelpunkt des Ganzen ist der Schauplatz derselben. Er ist der Schauplatz jener Erscheinungen, die für die moderne Volkswirtschaft und den modernen Staat typisch geworden sind. Massenbewegungen, die durch ein ungeheures Räderwerk im Gang gehalten werden; ein Drängen und Lärmen in ruheloser Geschäftigkeit; ein Hasten und Jagen, in dem jedes an jedem vorbeirennt; eine Atmosphäre, die für Auge, Nase und Ohr durch die Fortschritte der Mechanismen unheimlich geschwängert ist; ein zielbewußtes Zweckleben aller, bei dem die behagliche Muße und der behagliche Humor eine Torheit geworden sind, und das Vergnügen selber, wie alles andre, mit dem Fluche des Banalen und Freudlosen bedeckt ist.

Die Hoffnung, daß diese Vorboten der Zukunft nur einer fernen Zukunft gelten, beruht darauf, daß die zentralistischen Tendenzen Gegenwirkungen erfahren, die ihm halt gebieten oder Hemmung, so weit es möglich ist.

Ich aber, als ich von England zurückkehrte und den deutschen Boden wieder betrat, mit einigen Zentnern von Blaubüchern und ähnlichem beladen, begab mich in einen Winkel des Südens, der noch ein Stück des alten Deutschland war, um in Ruhe und Zurückgezogenheit den aufgehäuften Stoff zu verarbeiten. Ein Oxford nach deutscher Art, ein Universitätsdorf in herrlicher Natur, und noch völlig frei von allen Fortschritten der neuen Zeit, den guten und den schlimmen.

Denn so ist es einmal. Das oft wiederholte Wort, daß jeder Mensch die Fehler seiner Tugenden hat, es gilt nicht nur von dem einzelnen Menschen, es gilt von jedem Fortschritt der Geschichte, von jedem Volke, von der gesamten Entwicklung der Kultur. Es ist ein Wahn, der die Geschichte nicht kennt, wenn man meint, die Entwicklung der Völker gehe ihren Gang auf glatter Straße vorwärts in ebenmäßiger Vervollkommnung alles dessen, was das Leben eines Volkes ausmacht. So gut ist es den Menschen und den Völkern nicht gegeben. Das eine muß verkümmern, damit das andre gedeihen kann. Die Blüten müssen fallen, damit die Früchte reifen können.

Der Rubinring.

Von

D. von Gerstfeldt.

I.

Isabella d'Este, die kunstsinnige Markgräfin von Mantua, die geistsprühende Herrin eines glänzenden Hofes, hatte schlechte Laune. Sie saß auf einem hohen, reichgeschnitzten Holzsessel, an ein Kissen von rotem Samt gelehnt; in der Linken hielt sie einen geöffneten Brief, dessen Lektüre sie immer wieder unterbrach, um den Ring zu betrachten, den sie zwischen dem rechten Daumen und Zeigefinger emporhielt. Manchmal hob sie ihn ganz nah an ihre Augen, um ihn kritischen Blickes zu betrachten, dann wieder hielt sie ihn mit steifem Arm weit von sich ab oder gegen das Licht, um die Durchsichtigkeit des Steines zu prüfen. Unzufrieden schüttelte sie dann das mutwillige Köpfchen.

„Bianca," rief sie endlich mit ihrer klaren Stimme und sah sich im weiten Gemach um. Von der offenen Loggia her trat durch die marmorne Tür eine hohe, biegsame Gestalt auf sie zu.

„Ich hatte dir doch gesagt, hier zu warten," sprach die Herrin ungeduldig; „du aber hast schon wieder von der Loggia hinabgeblickt auf den Hof, wo die Pferde getummelt werden. Es gefällt mir nicht, daß du immer zu sehen bist, wenn der junge Astorre auf seinem weißen Hengst erscheint."

Sie wandte sich von der Gescholtenen ab, die mit glutübergossenen Wangen, gesenkten Auges vor ihr stand, setzte aber dann gleich hinzu:

„Ich habe einen Brief zu beantworten, mit dem es Eile hat. Siehe nach, ob Messèr Mario mich im Studio erwartet."

Das junge Hoffräulein öffnete die Tür ins Nebenzimmer und kehrte sogleich zurück.

„Messèr Mario harrt Eurer Herrlichkeit Befehle," meldete sie und schob den Türflügel zurück. Raschen Schrittes trat die Fürstin an der sich Verbeugenden vorüber in den schmalen Raum, in dem sie zu arbeiten pflegte.

Hier erwartete sie an einem mit Schweinsleder-Folianten bedeckten Tisch das schmächtige graue Männchen, das ihr als Schreiber diente, in Abwesenheit ihres vertrauten Sekretärs Benedetto Capilupi, der in einer wichtigen Mission kürzlich nach Ferrara geschickt worden war.

Flüchtig begrüßte sie den Alten.

„Schreibt, Messèr Mario," sprach sie erregt; „ich habe Eile, den Brognolo zu schelten; er wird immer nachlässiger bei den Aufträgen, die er für mich besorgt, und wenn er es nicht besser macht, muß ich mich nach einem Geschickteren umsehen."

Der alte Mann hatte sich schweigend an den Tisch gesetzt und die mächtige Hornbrille auf den Rücken seiner schmalen, langen Nase rittlings aufgestützt. Mit verschränkten Armen stand die Herrin neben ihm, und indes der Kiel der Gänsefeder über das Pergament knirschte, blickte sie ab und zu über die rechte Schulter des Schreibenden hinweg auf das Blatt. Was sie mit klarer Betonung in unwilligem Ton diktierte, lautete:

„Nicht danken kann ich Euch für die Sendung des Ringes, Messèr Zorzo, vielmehr muß ich Euch schelten, daß Ihr so schlecht meinen Befehlen nachgekommen seid. Ihr wißt, wie ich darauf halte, meine Aufträge pünktlich erfüllt zu sehen zu meiner Zufriedenheit. Wie also könnt Ihr denken, daß dieser Ring meinen Wünschen entspricht? Ich habe Euch in zwei Briefen genau mitgeteilt, was ich von Euch verlangte, und als mein hoher Gemahl, der erlauchte Markgraf, nach Venedig ging, hat Euch sein Schatzmeister noch einmal Botschaft von mir gebracht und mündlich auseinandergesetzt, wie der Ring beschaffen sein sollte. Als Ihr vor zwei Jahren meiner erlauchten Schwester, der Herzogin Beatrice, nach Mailand den Ring mit dem gottvollen Rubin brachtet, da trug ich Euch auf der Stelle auf, mir einen ebensolchen zu beschaffen. Ihr verspracht es mir feierlich. Lange genug habe ich geduldig gewartet. Was soll ich nun von Euch halten, da Ihr mir diesen Ring sendet, dessen Goldschmiedearbeit keineswegs mein Gefallen erregt, und dessen Stein mir mißfällt? Ihr schreibt, es sei der ähnlichste, den Ihr gefunden hättet, ich aber will den gleichen! Glaubt Ihr wohl, daß ich nicht sehen kann, wie trübe, wie ohne jeden Glanz dieser Rubin ist, einer blinden Scheibe in einem häßlichen Fensterrahmen gleich. Er ist nicht einmal klar gefaßt und kann die Lichtstrahlen nicht hindurchspielen lassen, wie ich es liebe. Nein, Messèr Brognolo, so entspricht man meinen Wünschen nicht! Ich rate Euch, macht künftig Eure Sache besser."

Als das Schriftstück fertig war, ergriff die junge Frau den Gänsekiel und unterschrieb: „Isabella, Markgräfin zu Mantua, mit eigener Hand." Befriedigt legte sie die Feder auf den Tisch.

„Befiehlt Eure Herrlichkeit, daß ein berittener Bote noch heute mit dem Schreiben nach Venedig gesandt werde?" fragte der Alte und verneigte sich unterwürfig.

„Ja, sicherlich, Mario," erwiderte die Marchesana; „mein Brief ist eilig, und ich habe noch verschiedene andre Aufträge. Geht nun hinunter zum jungen Stallmeister Astorre und sagt ihm, er solle einen seiner zuverlässigen

Leute für mich bereit halten, daß er eine Stunde vor Sonnenuntergang auf gutem Pferde die Reise antreten möge. Dann kommt sogleich wieder, damit wir noch einige Briefe aufsetzen können."

Lautlos glitt Mario zur Tür hinaus.

Isabella ging sinnend auf und nieder; mit leisem Rauschen schleppte ihr langes, dunkles Seidenkleid über die Teppiche. Die Sonne schien hell herein und leuchtete in alle Ecken und Winkel des Gemaches, das der Herrin eigenstes Studierzimmer war. Es hatte einen traulich intimen Charakter; aus der ganzen Einrichtung wie aus jedem einzelnen Gegenstande sprach die Persönlichkeit der geistvollen Frau, die es bewohnte. Eine kostbare Täfelung bekleidete die Wände und schloß mit einem reichgeschnitzten Friese, auf dem unmittelbar die flache Decke ruhte. Diese war bunt gehalten; blaue und rote Felder wechselten in den vertieften Kassetten ab und trugen die einen Isabellas Namenszug in verschlungenen goldenen Lettern, die andern das reiche Wappen der Este, das der Markgräfin ein Symbol ihrer frohen Jugend im Elternhause zu Ferrara darstellte. An den Wänden gliederten schlanke Pilaster in Hochrelief die Flächen der Täfelung in regelmäßigen Abständen und trugen mit ihren Kapitellen den prachtvollen Fries, in dem das Motiv der musikalischen Schriftzeichen — eine von Isabellas beliebten Impresen — im Ornament geschickt verwendet war. An der Schmalseite des Gemaches, den Fenstern gegenüber, war die Holzbekleidung in eine Bibliothek verwandelt, die drei Pilaster teilten. Innen mit grünem Samt ausgeschlagen und mit Fächern versehen, bargen die vier Abteilungen der Marchesana kostbare Bücher und Handschriften, manche in Schweinsleder, andre in Samt gebunden mit schweren silbernen oder vergoldeten Ecken und Schließen. Einzelne besonders wertvolle Exemplare waren auf der einen Samtborte ausgelegt, um die prachtvolle Goldschmiedearbeit ihrer Verzierungen, die zum Teil mit Halbedelsteinen besetzt waren, bewundern zu können. Die eine Langseite des Zimmers unterbrach ein großer Kamin aus gelblichem Marmor; er war in kleinerem Maßstabe den Kaminen des herzoglichen Palastes in Gubbio nachgebildet; doch statt des Wappens der Montefeltro war hier wiederum das estensische eingefügt worden. In ihm brannten, knisternd und prasselnd, mächtige Scheite.

Isabella schien ungeduldig zu werden, denn noch war der Sekretär nicht zurückgekehrt.

Sie trat an das eine Fenster heran, öffnete es und ließ die kalte Dezemberluft herein, die ihr mit scharfem Hauch über das Gesicht strich; die Sonne entzündete in ihrem dunkelblonden Haar sprühende Funken. Draußen lag eine kahle Winterlandschaft ausgebreitet. Die stahlgraue Fläche des Sees, der Mantua von allen Seiten einschließt, war in kleine, schäumende Wellen vom Nordwind gekräuselt, der von den Veroneser Bergen her über die Ebene fegte. Wie ein langer schmaler Strich führte die St. Georgsbrücke über das Wasser zum jenseitigen Ufer hinüber, das öde genug erschien; schwarz starrten drüben entblätterte Pappeln in die Luft.

Die Fürstin seufzte beim frostigen Anblick dieser leblosen Natur, schloß das Fenster und ging zum Kamin, die Hände der erquickenden Flamme ent-

gegenzustrecken. Hier lag in ihrem Binsenkörbchen Aura, Isabellas schneeweißes Hündchen, der verhätschelte Liebling, den schon mancher Hofpoet in klingenden Versen besungen hatte. Die Herrin bückte sich nieder, streichelte das seidenweiche Haar und sprach liebkosende Worte dazu. Das kleine Tier erwachte aus tiefem Schlaf und gähnte mehrmals nacheinander, indem sich sein rosa Zünglein nach rückwärts bog. Dann streckte und reckte es die Glieder und sprang, sich schüttelnd, aus seinem Korbe auf den Teppich. Fragend sah es dann zu seiner Herrin empor und hob erwartungsvoll das Vorderpfötchen.

„Aura will hinaus, ihren Spaziergang zu machen," dachte die junge Frau, ging auf die Tür zu und rief ins Nebenzimmer. Sofort erschien Bianca auf der Schwelle.

„Nimm Aura mit hinaus," wurde ihr befohlen; „du kannst auf der Brücke mit ihr spazierengehen; nur gib acht, sie nicht zu verlieren, du weißt, wie leicht sie sich verläuft."

Das junge Mädchen verneigte sich wortlos und rief das Hündchen, das ihr in großen Sätzen, mit scharfem Gebell und freudigem Wedeln des kurzen Schwänzchens hinausfolgte. Bianca haßte viele Dinge, die sie erfüllen mußte, doch keine mehr als Aura spazieren zu führen; denn das verwöhnte Tier gehorchte niemals und entkam, wann und wo es konnte. An die Leine aber durfte sie es nicht nehmen, das war ihr streng verboten worden.

Inzwischen war Mario in das Studio eingetreten und hatte gemeldet, der Sendbote würde zum Abend der Herrin Befehle erwarten. Nun diktierte ihm Isabella noch mehrere Briefe; einer war an ihren Gemahl gerichtet, der schon einige Wochen in Venedig weilte; ein andrer an Messèr Aldo Manuzio, den Verleger, wegen der Ausgabe des Petrarca, die er ihr kürzlich geschickt hatte. Sie fand den Druck bedeutend schlechter als den des letzten Buches und wollte deswegen zehn Dukaten vom Preise abziehen, was sie schon des öfteren in ähnlichen Fällen getan. Denn neben der Leidenschaft des Sammelns beseelte die Markgräfin eine zweite Passion, — die des Handelns. Sie drückte bei allen Ankäufen den Preis herab und schätzte sich besonders glücklich, wenn jemand durch Not gezwungen war, sich eines Kunstwerks um den halben Wert zu entäußern. Sie wußte dann geschickt im richtigen Augenblick zuzugreifen und war froh wie ein Kind, wenn eine derartige Erwerbung ihr gelang.

Heute hatte sie noch verschiedene Aufträge für ihre Lieferanten in Venedig. Schon lange stand sie in Unterhandlungen wegen kostbarer Wandteppiche, die eines ihrer Zimmer bekleiden sollten. Nur über den Preis war man noch nicht einig, und darüber mußte unverzüglich verhandelt werden. Dann bedurfte sie einer goldenen Gürtelkette und hatte ein neues Muster dafür von einem jungen Künstler zeichnen lassen, das sie nun mitschickte; auch bestellte sie zwei Dutzend Granatknöpfe und zwanzig Nesteln aus Goldfiligran, wie sie als Enden der flatternden Bänder unerläßlich waren, welche die Herzogin Beatrice in Mailand als Mode eingeführt hatte. Größere Quantitäten Moschus, Ambra und aromatischer Essenzen wurden ebenfalls bestellt, mit denen Isabella liebte, Parfums in neuen Zusammenstellungen selbst zu mischen. Und endlich

sollte ihr noch gemeldet werden, ob augenblicklich schöne Angorakatzen in Venedig zu kaufen wären.

Als sämtliche Briefe erledigt waren, und das graue Männchen eben den Gänsekiel aus der Hand legte, trat Bianca ein. In ihren Augen standen Tränen; händeringend, mit zitternder Stimme meldete sie, Aura sei nicht zu finden. Das Gesicht der Fürstin wurde rot vor Zorn.

„Ich sage doch längst, daß du zu nichts brauchbar bist," brauste sie auf, „ich gebe dir hier das Gnadenbrot, und nicht einmal die einfachsten Pflichten kannst du erfüllen. Ich habe dir doch gesagt, Aura nicht aus den Augen zu lassen."

Es folgten Worte, die wie ein Fluch klangen, wie er in jenen Zeiten hoch und niedrig gleich geläufig war. Bianca hielt beide Hände vors Gesicht und weinte lautlos in sich hinein. Hätte sie sich der Erzürnten zu Füßen geworfen, den Saum ihres Kleides geküßt und um Vergebung gefleht, es wäre ihr eher verziehen worden. Aber das arme Kind wußte nichts von höfischer Devotion und geheuchelter Demut. Sie war verarmt und mittellos; doch das stolze Blut alter, adeliger Geschlechter in ihren Adern hatte sie nicht gelehrt, die traurige Rolle der Geduldeten und Unterdrückten zu spielen.

„Gehe," fuhr Isabella sie an, „dein Anblick ist mir unleidlich! Zeige dich nicht eher wieder, als bis ich dich rufen lasse." Gebieterisch wies sie auf die Tür; dann zu Mario gewendet fuhr sie ruhiger fort:

„Ich bitte Euch, geht zu Astorre. Er soll sofort Leute ausschicken, Aura zu suchen. Mein armer Liebling! Er kann doch die Nacht nicht draußen bleiben in Sturm und Kälte! O, diese Bianca!" Sie ballte die Fäuste mit der energischen Geste echt italienischer Mimik.

Gehorsam hatte sich der Alte erhoben und war gegangen; erst hinter der Tür kräuselte ein Zug ohnmächtiger Erbitterung unter dem grauen Bart seine dünnen Lippen.

Isabella war an den Schreibtisch getreten und hatte den Ring wieder aufgenommen, den ihr Blick zufällig streifte. Er schien — glanzlos wie er war — eine eigentümliche Anziehungskraft zu besitzen.

„Das ist ja wie Blut," dachte sie sinnend, „wie ein großer Tropfen geronnenes Blut unter einem Kristall."

II.

Das Licht des kurzen Wintertages war am glühend roten Abendhimmel langsam verdämmert und dunkles Gewölk von Süden heraufgezogen, nachdem sich der Nordwind plötzlich gelegt hatte. Der blasse, verschwommene Mond kam und ging hinter den vorüberziehenden Wolken und warf nur einen schwankenden Schein in den Garten hinter dem Castello, den eine hohe Mauer vom Seeufer trennte. Die entblätterten Äste der alten Bäume ragten schwarz und unheimlich in die Luft und schlugen mit trocknem, knackendem Geräusch aneinander, wenn ein Windstoß sie bewegte. Es mochte schon nach zehn Uhr sein, als leise eine kleine Seitentür geöffnet wurde, die aus einem efeuumrankten runden Turm ins Freie führte. Eine schlanke Gestalt, vorsichtig umherspähend, trat heraus, schloß die Tür von außen ab, steckte den Schlüssel

in die Tasche und huschte mit behutsamen Schritten zur Gartenmauer hinüber. Hier im tiefen Schatten fühlte sie sich sicher, und rascher eilte sie nun über den feuchten Weg hin. An seinem Ende lag das Sommerkasino, ein kleiner, in strenger Frührenaissance ausgeführter Bau; der eine Flügel war weit in den See hinausgebaut mit großer Terrasse, auf der sich an heißen Abenden Isabella mit ihrem Hofstaat aufzuhalten liebte. Hier wurde dann gesungen und getanzt, oder im Kreise erlauchter Männer ernster Gespräche gepflogen, in denen die Marchesana zu glänzen gewohnt war.

Jetzt lag das Kasino verlassen und festverschlossen da, bald im tiefen Schatten, bald von den unsicheren Mondstrahlen gespenstisch beleuchtet. Eine Männergestalt, in einen weiten, dunklen Mantel gehüllt, lehnte an den Säulen der offenen Loggia des Erdgeschosses und spähte der Kommenden entgegen. Diese lief mit leichten Sätzen die wenigen Stufen hinan und ließ sich von den ausgestreckten Armen willig umfangen.

„Endlich, endlich halte ich dich an meinem Herzen," flüsterte mit bebender Stimme der Jüngling, „nun weiß ich erst, daß du mich wirklich liebst, daß du um unsres Glückes willen auch mutig sein kannst!"

Langsam hob das Mädchen den Kopf, in die Augen des Geliebten blickend; Tränen hingen an ihren Wimpern.

„Astorre," hauchte sie, „um deinetwillen habe ich es getan; aber ich bin fast gestorben vor Angst! Ich setze alles aufs Spiel. Wenn der Schlüssel vermißt wird, — was soll dann werden?"

Doch der Gefragte lächelte: „Ich habe selbst einen Schlüssel angefertigt, und das ist der, den du benutzt hast; der andre hängt beim Torwächter an seinem richtigen Platz. Du mußt den Schlüssel wohl verwahren, dann kannst du immer aus und ein. Aber oben — von der Wendeltreppe des Turmes bis zu deinem Zimmer — sieht dich dort niemand? Darüber habe ich mich vor allem geängstigt."

„Das ist nichts," erwiderte Bianca, denn sie war es, „es sind nur wenige Schritte, und niemand kümmert sich jetzt um mich. Es geht mir schlecht, Astorre, ich habe die Markgräfin erzürnt und bin aus ihrer Nähe verbannt. Ich fühle mich wie eine Gefangene auf meinem Zimmer."

Die letzten Worte waren von Schluchzen unterbrochen. „Armes Kind," tröstete der Liebende, „was hat es denn wieder gegeben?"

„Ich mußte Aura spazieren führen . . ."

„Und sie ist dir entlaufen? Ja, das weiß ich. Schon den ganzen Tag wird nach ihr gefahndet. Ich habe zehn Leute ausschicken müssen; sie sind noch alle unterwegs. Wer weiß, ob man den Hund wiederfinden wird?"

„Aber das ist entsetzlich! Was soll aus mir werden, wenn die Herrin ihn nicht wieder bekommt?" Die Verzagte schmiegte sich angstvoll an Astorres Schulter. Er fühlte den zarten Körper in seinen Armen beben.

„Ich werde morgen selbst ausgehen, ihn zu suchen; vielleicht gelingt es mir, das Tier einzufangen. Was täte ich nicht für dich, Geliebte? Und nun sprechen wir nicht mehr von all der Trübsal; laß uns ganz der Seligkeit dieser Stunde gehören."

Bianca fühlte, wie die Glut der Leidenschaft den Mann überwältigte; sie riß sich aus seiner Umarmung los und trat zurück.

„Du hast mir bei der Madonna gelobt, daß du mir kein Leid zufügen würdest," sprach sie ernst und fest.

„Vergib mir, Geliebte," flehte der Jüngling, „du bist mein Teuerstes und Heiligstes, aber wie sollte deine Nähe mich nicht verwirren? Deine Schönheit steigt mir zu Kopf wie feuriger Wein; und wäre es anders, so würde ich dich nicht lieben." Und wieder hielt er sie fest umschlungen. Leise fragte das Mädchen:

„Ehe ich gehe, sage mir noch das eine; ist jener Giulio noch immer dein Todfeind? Mir ist so bange vor ihm."

Astorres offenes Gesicht verdüsterte sich.

„Er haßt mich mehr als je," antwortete er gepreßt, „er würde mich heute vergiften oder erwürgen, wenn er könnte."

„Aber warum denn? Warum? Wer kann dich Guten hassen?"

„Es ist eine trübe Geschichte; habe ich sie dir nie erzählt? Vor einigen Monaten ertappte ich Giulio bei den Würfeln im falschen Spiel, und unbedacht, wie ich bin, habe ich ihn vor den andern entlarvt. Da sprang er auf mich wie ein Rasender; wir rangen miteinander; ich warf ihn zu Boden und ich trat ihn mit Füßen. Das wird er mir nie verzeihen. Sieht er mich, so blickt er mir mit Augen nach, daß es mich oft geschüttelt hat! Aber er kann mir nichts anhaben, sei unbesorgt. Die Madonna beschützt mich; ich lasse draußen in Santa Maria delle Grazie jede Woche einen Wachsstock vor ihrem Altar anzünden, — um deinetwillen!"

„Und doch fürchte ich mich vor diesem Mann. Ein solcher Feind trifft hinterrücks!" — — —

Ihr Abschied war so stumm wie ihre Begrüßung. Raschen Schrittes eilte Bianca den Weg zurück, den sie gekommen war. Tiefste Finsternis hüllte ihn ein; der Mond hatte sich längst versteckt; einzelne Tropfen begannen zu fallen. Lautlos wie ein Schatten erreichte sie den Turm, schlüpfte durch die Tür und schloß sie behutsam ab. Nun kroch sie die Wendeltreppe empor, Stufe um Stufe, mit den Händen längs der Wand tastend. Undurchdringliches Dunkel umgab sie, und eine lähmende Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Fledermäuse umflatterten sie; eine Eule schrie draußen vor einem Fenster, als sie daran vorüberkam, und jagte mit ihrem gespenstischen Laut einen Todesschrecken durch Biancas Adern. Endlich war sie oben, schlich die Gänge entlang und erreichte ihr Zimmer. Fast bewußtlos vor Aufregung warf sich die Verängstigte auf ihr Bett.

Astorre hatte einen weniger unheimlichen Weg zurückgelegt. An der scharfen Ecke, an der die Gartenmauer in einen Altan des Schlosses mündete, hatte er eine Strickleiter befestigt. Die Mauer war mit dichtesten Weinranken übersponnen; von des Winters Stürmen entblättert, deckte sie jetzt das trockene, gelbbraune Geäst mit tausend Verzweigungen und Knoten wie ein dichtgeflochtenes, unregelmäßiges Netz. Die Strickleiter hatte eine so ähnliche Farbe wie dieses trockene Gestrüpp, daß man sie nur bei genauester Prüfung

und aus nächster Nähe bemerken konnte. So ließ sie Astorre hängen, denn er hoffte ihrer noch manchmal zu bedürfen, um Bianca im Garten treffen zu können. Am Altan schritt er vorsichtig hin, dann einige Steinstufen hinab, um durch eine Seitentür in einen Gang zu gelangen, der ihn bald zu seiner kleinen Wohnung brachte. Sie lag zu ebener Erde, nahe den Stallungen, wo des Markgrafen herrliche Pferde standen, deren Obhut ihm anvertraut war. Von den vierzehn Reitknechten, die ihm unterstellt waren, befanden sich heute fast alle auswärts; der tüchtigste, Luigi, hatte vor einigen Stunden mit den Briefschaften der Marchesana den Weg nach Venedig eingeschlagen, ein andrer wurde aus Ferrara zurückerwartet, und zehn waren seit dem Morgen auf der Suche nach der verlaufenen Aura. Als Astorre um Mitternacht die gewohnte Runde machte, fand er alles in Ordnung. Niemand hatte ihn vermißt. Zwei Reitknechte schliefen angekleidet auf ihrem Posten; in der feuchtwarmen Atmosphäre der geräumigen Ställe schliefen auch die prächtigen Tiere in ihren Verschlägen; hin und wieder schlug ein Huf auf, es rasselte eine Kette, oder ein leises, wohliges Schnaufen ließ sich vernehmen.

III.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Es regnete in Strömen, und die trübe Ungemütlichkeit der Witterung schien ihre Schatten auch in die sonst so belebten Räume der Reggia zu werfen. Die Markgräfin war dauernd verstimmt. Selbst die liebenswürdige Marchesa di Cotrone, die sie sonst am besten aufzuheitern verstand, hatte diesmal keinen Erfolg. Diese vornehme, kluge und heitere Frau hatte in ihrer Stellung als Dama di Corte schon seit Jahren einen bedeutenden Einfluß auf Isabella ausgeübt. Ihre Lage war keine leichte. Zwischen des Markgrafen schwierigen Charakter, seine unberechenbaren Launen und Isabellas urwüchsiges Temperament gestellt, mußte sie klug und gewandt vermitteln und oft die Schroffheiten der Ehegatten zu mildern suchen. Die Impulsivität der jungen Frau vor allem konnte nicht selten peinliche Situationen herbeiführen. Mit der eruptiven Kraft eines Vulkans brach die Macht solcher Impulse elementar aus ihr hervor und veranlaßte sie blindlings sowohl zu guten Taten als zu unerwarteter Härte und Ungerechtigkeit. Und so seltsam kompliziert war zugleich dieser eigenartige Charakter, daß in allen Regierungsgeschäften, in den heiklen politischen Beziehungen zu andern Fürsten und Staaten, bei Verwicklungen und Schwierigkeiten, die Fürstin den Scharfblick eines gewiegten Diplomaten mit äußerster Kaltblütigkeit und Bedachtsamkeit verband.

Als die Marchesa am Abend zuvor allein mit Isabella gewesen war, hatte sie versucht, sie milder gegen Bianca zu stimmen. Sie selbst hatte zu dem schönen, bescheidenen Mädchen eine Neigung gefaßt und betonte nun, daß sie keine so schwere Schuld an dem Unglück trüge und keine böse Absicht ihr zugeschrieben werden könne. Aber die Herrin war noch immer tief erbittert.

„Wenn ich durch sie mein Hündchen verliere, meine kleine, süße Aura," — ihre Stimme zitterte —, „dann werde ich Biancas Anblick nicht wieder ertragen können!"

Die Marchesa war zu klug, um weitere Vorstellungen zu machen; sie hoffte trotz allem auf die Herzensgüte, die so überraschend bei Isabella zutage treten konnte. Aber an diesem Sonntag blieb das jugendlich reizende Antlitz von verdrießlichen Falten gefurcht. Sie glätteten sich auch bei den sonst so angeregten Partien des „scartino“ nicht, — eines Kartenspieles, das wir noch als Ecarté kennen, — und auch die kleine Eleonora verscheuchte nur auf Augenblicke den Mißmut der Mutter.

Fast den ganzen Tag verbrachte Isabella im Kloster der Dominikanerinnen, wo sie oft Trost zu suchen pflegte bei der Beata Osanna, einer frommen Nonne, die, als Heilige verehrt, in hohem Ansehen stand. Man glaubte allgemein an ihre prophetischen Gaben und an die Kraft ihres Gebetes. Sie war die Vermittlerin der Markgräfin bei der Madonna und den Schutzheiligen, und schon seit Jahren mußte sie den Himmel mit Gebeten bestürmen, um der jungen Frau zu einem Sohne zu verhelfen. Bisher war die Erhörung ausgeblieben; Isabellas erste Kinder waren zwei Mädchen gewesen, von denen das jüngste nur wenige Wochen gelebt hatte. Aber mit unerschütterlichem Vertrauen beteten die beiden Frauen miteinander, um der Muttergottes diese Gnade abzuringen.

Trübe und ereignislos war der Tag vorübergeschlichen. Um so inhaltsvoller sollte der nächste sein.

Als Isabella kaum erwacht war, wurde ihr gemeldet, ein Bote mit Briefschaften sei vor Sonnenaufgang aus Mailand eingetroffen; er habe den Befehl, am gleichen Abend mit einem frischen Pferde den Rückweg anzutreten. Schon eine Stunde darauf saß die Marchesana in ihrem Studio, in ein inhaltsschweres Schreiben vertieft. Der Gesandte der Gonzaga am Hofe Lodovico Sforzas erörterte darin wichtige Dinge, Fragen, die einer sofortigen Entscheidung bedurften und die Beziehungen des Markgrafen zur Republik Venedig betrafen. Es war dem Rate der Zehn niemals recht zu trauen; und obgleich Francesco Gonzaga Ende November in der Lagunenstadt mit besonderen Ehrungen empfangen worden war, so schienen doch wieder Intrigen gegen ihn gesponnen zu werden, um seine Stellung zu erschüttern. Während der häufigen Abwesenheit ihres Gemahls war die junge Fürstin, die erst zweiundzwanzig Jahre zählte, stets mit der vollen Gewalt einer Regentin betraut, mußte sich doch der Markgraf eingestehen, daß sie für alle Staatsgeschäfte der weitaus begabtere Kopf von beiden war. So wußte sie auch heute Rat. Mit einigen knappen Sätzen beantwortete sie die Relation des Gesandten und traf mit unbeirrbarem Scharfblick ins Schwarze. Ja, in diesen kleinen, zarten, milchweißen Händen waren die Geschicke des Landes und Francesco Gonzagas Interessen wohlgeborgen!

Der zweite Brief, den Isabella öffnete, war von ihrem Schwager, dem Herzog von Mailand. Lodovico il Moro dankte mit herzlichen Worten für eine Sendung Lachsforellen aus dem Gardasee, die in der vergangenen Woche von Mantua geschickt worden waren. Isabellas Verhältnis zu dem Manne ihrer heißgeliebten, einzigen Schwester war das denkbar freundschaftlichste, und sie verstand diese guten Beziehungen durch zahlreiche kleine und größere

Gaben wirksam zu unterstützen. Des Herzogs Vorliebe für Forellen kam ihr darin zustatten.

Der zweite Teil seines Briefes war beunruhigend. „Ich bin mit dem Zustande meiner Gemahlin, Eurer erlauchten Schwester, der Herzogin, nicht zufrieden," schrieb er; „Ihr wißt, daß ihre Niederkunft nahe bevorsteht. Sonst habe ich in solchen Zeiten an ihr nichts Absonderliches bemerkt; ihr fröhliches Temperament blieb sich immer gleich bis zuletzt. Diesmal ist es anders. Seit dem Tode meiner Tochter, unsrer lieben Madonna Bianca, liegt ein tiefer Schatten auf dem Gemüt der Herzogin. Sie pflegt das Grab in Santa Maria delle Grazie täglich zu besuchen und ist oft nur mit Gewalt von dieser traurigen Stätte fortzubringen. Gestern fanden wir sie auf dem kalten Boden der Kirche ausgestreckt in tiefer Ohnmacht, das Antlitz von Tränen benetzt. Wäre doch erst alles glücklich vorüber!"

Auch dies Schreiben beantwortete Isabella mit eigener Hand. Sie bat Lodovico, sich nicht zu ängstigen. Melancholische Zustände dieser Art seien keine Seltenheit bei Frauen, und die äußere Veranlassung von Biancas frühzeitigem Tode hätte das Gemüt der Herzogin gerade jetzt verdüstert. Das sei natürlich, und es läge deswegen kein Grund zu irgendeiner Besorgnis vor. Sie fügte hinzu, sie werde ihren Narren, den Zwerg Alessandrino, sogleich reisefertig machen und ihn in den nächsten Tagen der Herzogin senden. Er würde sie aufs beste zerstreuen und alle Grillen verscheuchen.

Als sie den Brief unterschrieben hatte, ließ Isabella den alten Mario rufen und diktierte ihm die noch zu erledigenden Antworten. Es handelte sich um keine wichtigen Dinge mehr: Erwiderungen der vorgeschlagenen Kaufgelegenheiten von Antiquitäten; Bestellungen an Mailänder Agenten; eine launige Antwort an ein Hoffräulein der Herzogin Beatrice, die ihr einige Anekdoten aus ihrer Umgebung mitgeteilt hatte.

Bei dieser Arbeit waren die Morgenstunden vergangen, und noch kein Gedanke an Auras Verlust hatte die Stimmung der Vielbeschäftigten getrübt. Da wurde Astorre gemeldet. Mit plötzlicher, verdoppelter Angst brach sich die Erinnerung an das verlorene Tierchen Bahn. Isabella wußte, daß Astorre den ganzen vorigen Tag abwesend geblieben und auch zur Nacht nicht heimgekehrt war; so mußte wohl sein Bemühen fruchtlos geblieben sein.

Da öffnete sich die Tür, und mit einem großen Satz aus Astorres Armen sich befreiend, jagte Aura mit schrillem Freudengekläff in raschen Sprüngen auf ihre Herrin zu. Das Hündchen war wie von Sinnen. Es kroch auf seinem Bauch wedelnd und winselnd um Isabellas Füße, sprang plötzlich hoch an ihr empor, rannte wie wahnsinnig durch das Zimmer, um schließlich keuchend und schnaubend sich auf dem Teppich zu rollen. Und fast ebenso ekstatisch gebärdete sich die Herrin. Wie ein ausgelassenes Kind sprang sie umher, lachte und jubelte, klatschte in die Hände und kreischte vor Vergnügen, indem sie das kleine Tier hoch in die Lüfte hob und mit ihm wie mit einer Puppe zu tanzen begann. Der kindlichste Frohsinn glänzte dabei aus ihren Augen, und eine bezaubernde, eine taufrische Jugend lag über ihrer Erscheinung. Sie hätte ein kaum erwachsenes Mädchen sein können. Atemlos ließ sie Aura

endlich aus den Händen und lief durch das Zimmer hinüber zur Tür, wo Astorre bescheiden stehen geblieben war und die heitere Szene lächelnd beobachtet hatte.

Ein Schwall von Worten ergoß sich über ihn, Dank über Dank, Frage über Frage; dabei schüttelte ihm die Fürstin beide Hände wie einem Freunde, einem Vertrauten, nicht aber dem schlichten Untergebenen, der er war. Errötend und verlegen stand er vor ihr. Aber Isabellas Temperament hatte sich noch nicht ausgetobt. Ihre Dankbarkeit schrie nach Betätigung. Dieser Getreue mußte belohnt werden! Was konnte sie ihm geben? Geld? Das war in ihren Händen immer karg. Sie sah sich um. Da fiel ihr Blick auf den Rubinring, den sie auf den Zeigefinger der linken Hand probeweise aufgesetzt hatte. Sie mochte den Ring nicht, seine Farbe war ihr unsympathisch; sollte sie ihn Astorre schenken? Eine Sekunde der Überlegung kam ihr: der Ring war sehr wertvoll, — und er war überhaupt noch nicht bezahlt. Aber im gleichen Augenblick übermannte sie der Impuls der Großmut. Sie streifte den Ring vom Finger.

„Da," rief sie aus; „da ist dein Lohn!"

Astorres Befangenheit steigerte sich zu verzweifelter Verwirrung. Was er getan, war in keinerlei Verhältnis zu diesem fürstlichen Geschenk. Er wollte sich wehren. Es gelang ihm nicht, denn zu Isabellas Jubel hatte sich in ihrem Gemüt eine warme Rührung überschwenglicher Menschenfreundlichkeit gesellt. Sie war glücklich, so mußte auch sie beglücken. Nun aber verlangte sie eine genaue Schilderung, wie und wo er Aura gefunden habe?

„In Marmirolo," erzählte der junge Mann; „ich war den ganzen Tag gestern kreuz und quer geritten, ohne irgendeine Spur entdecken zu können; ich war ganz durchnäßt, und schon begann es zu dunkeln. Da sagte mir ein Arbeiter am Wege, er habe tags zuvor ein kleines, weißes Hündchen gegen Marmirolo laufen sehen, hätte versucht ihm nachzuspringen, doch ohne es einholen zu können; denn der Mann war alt. So ritt ich auf der Stelle nach Marmirolo, wo aber der Pförtner das Tier nicht gesehen hatte; es muß über die Mauer gesprungen sein, da wo sie am Bach so niedrig ist. Ich suchte weiter; und richtig in der Eingangshalle des Schlosses lag Aura, zitternd vor Hunger und Kälte, ganz naß und so schwach, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Ich mußte deshalb die Nacht mit ihr beim Pförtner bleiben und sie erst pflegen und füttern, ehe ich sie Eurer Herrlichkeit zurückbringen konnte.

„Armer Liebling, süße Aura," koste Isabella, die längst wieder auf den Knien am Boden lag, das weiche, weiße Fell streichelte und sich die Finger von dem geschäftigen Zünglein lecken ließ. „Sie wird sich zuerst verloren haben, dann irgendwie den Weg nach Marmirolo erkannt und mich dort gesucht haben." Während sie noch sprach, öffnete sich die Tür. Die Marchesa di Cotrone, die aus dem Nebengemach Auras Bellen und das Jauchzen der Markgräfin mitangehört hatte, trat mit Bianca ein und führte sie schweigend an der Hand der jungen Herrin zu. Ein dankbarer Blick traf sie, und ungestüm fiel Isabella dem jungen Mädchen um den Hals.

„Auch du mußt teilhaben an unsrer Freude, mein liebes Kind," sprach sie gütig; „heute ist für uns alle ein Festtag!"

Und dies schienen auch Astorres auf Bianca gerichtete, strahlende Augen zu bestätigen.

IV.

Dem frohen Tage war ein fröhlicher Abend gefolgt. Nachmittags trafen mehrere junge Edelleute aus Ferrara ein, die — längst angemeldet — Weihnachten am gastfreien Hof von Mantua verbringen wollten. Unter ihnen wurde auch Niccolo da Correggio erwartet, jener gefeierte Dichter und Kavalier, für den sich alle Fürstinnen platonisch — oder auch nicht platonisch — begeisterten. Mit der jugendlichen Marchesana verband ihn von Ferrara her eine alte Freundschaft, die seinerseits auf warmer Verehrung und Bewunderung gegründet war. Viele seiner Gedichte widmete er der schönen Fürstin, besang ihre Reize und nannte sie schwärmerisch die erste Frau der Welt; er stand stets in regem Briefwechsel mit ihr, half ihr neue Gewänder komponieren, zu denen er Arabesken und Motive zeichnete, die in Stickerei oder Goldverschnürungen nach seinen Angaben ausgeführt wurden. Aber der Gewünschte war im letzten Augenblick verhindert worden zu kommen. Isabellas Enttäuschung war groß; doch sollte sie die Festfreude nicht stören.

Als sich nach fröhlichem Mahl, dessen Stimmung der süße Malvasier in silbernen Bechern nicht wenig erhöht hatte, die muntere Gesellschaft zum Abend versammelte, war in dem jugendlichen Kreise niemand ausgelassener als die Markgräfin selbst. Der herrliche Saal, den Mantegnas kürzlich vollendeter Zyklus mit Cäsars Triumphzuge schmückte, bildete den geeigneten Rahmen zu solcher Festlichkeit. Daneben lag jenes Gemach der „Grotta", das Isabella eben begonnen hatte mit den erlesensten Kunstwerken auszustatten. In den Majolikafliesen des Fußbodens sah man Impresen und Devisen der Gonzaga dargestellt, von leichtgeschlungenen Bänderarabesken verbunden; an der Decke schimmerten farbenfrohe Fresken; Marmorinkrustationen bekleideten die Wände. Und ringsumher prangte, was Isabella bereits an Schätzen erworben hatte: Gemälde, antike Bildwerke, Bronzen, bemalte Truhen, silberne und goldene Geräte von höchstem Wert und alle jene Gegenstände der Kleinkunst, die in der Renaissance so überaus beliebt waren: Emaillen, Kameen und Gemmen, Gläser aus Murano, Elfenbeinschnitzereien und dergleichen mehr.

Bis spät in die Nacht vergnügten sich in diesen Räumen die heiteren Genossen unter Spiel und Tanz. Isabellas Hoffräulein, die dunkle Theodora und die schöne Alda, Tullia, Cecilia, Lucrezia, selbst die schüchterne Bianca gaben sich der Freude hin und tollten voll Übermut mit den jungen Kavalieren; der Fürstin unersättliche Tanzlust hielt alle in Atem. Dazwischen erquickten die umhergereichten Erfrischungen und Getränke das übermütige junge Volk; die Possen der Narren und Zwerge entfesselten homerisches Gelächter. Auch Aura fehlte nicht. Die Huldigungen, die der Wiedergefundenen dargebracht wurden, nahm sie gelassen entgegen; nur für ihre Herrin hatte sie ihrerseits Liebkosungen. Als man endlich auseinanderging, nachdem der Lieblingstanz — der Ballo del Capello — vorüber war, gab Isabella die Parole aus, jeder

der Herren müßte ihr am folgenden Tage ein Sonett überreichen, in dem die Trauer um Auras Verlust und das Glück über Auras Rückkehr in gewandten Versen zum Ausdruck gebracht sei. Dann trennte man sich.

Am nächsten Morgen kehrte der Markgraf Francesco mit seinen Leuten aus Venedig heim. Mit ihm zog neues Leben in das weitläufige Castello ein. Die dröhnenden Schritte des schweren, starken Mannes, sein derbes Lachen und der rauhe Klang seiner Stimme füllten Gänge und Zimmer mit dem Lärm seiner lauten Persönlichkeit. Neben ihm erschien seine zierliche Gemahlin fast wie ein Kind, und es war ein wunderlicher Kontrast, die feine, vergeistigte Frau mit ihrem losen Gelock neben dem schwarzbärtigen Riesen zu sehen. Aber noch hing Isabella mit derselben Liebe an diesem schwerfälligen Gatten, mit der sie vor fast sieben Jahren ihm in sein graues Mantua im Mincioseе gefolgt war. — Und am selben Tage traf noch ein Gast ein, hochwillkommen, langersehnt, — des Markgrafen Schwester, die Herzogin Elisabetta von Urbino. Auch sie wollte Weihnachten mit den Gonzaga verleben, verband sie doch eine innige Liebe nicht allein mit dem Bruder, sondern vor allem auch mit der Schwägerin. Diese beiden Frauen, die fast im selben Alter standen, waren jahrzehntelang durch eine Freundschaft verknüpft, die sich, allen Stürmen und Wechselfällen zum Trotz, zu behaupten wußte und das in einer Zeit, wo politische Interessen weit mehr als alle persönlichen Empfindungen und Regungen die Beziehungen der Fürsten zueinander bestimmten. Isabella war bei weitem die begabtere von beiden; aber die sanfte Anmut, das stille, edle und gehaltene Wesen der Herzogin gewann ihr alle Herzen und ließ sie — die durch äußere Gaben nur selten zu glänzen vermochte — die tiefste Verehrung und Huldigung der Zeitgenossen erfahren. Sie kann vielleicht als die Lichtgestalt ihres Jahrhunderts angesprochen werden, als die ethisch am höchsten entwickelte Frau, deren Charakter rein war von dem leisesten Makel.

Die Weihnachtszeit verstrich in Saus und Braus. Auch Elisabetta hatte in ihrem Gefolge lauter lebensfrohe Jugend mitgebracht, und alle wollten sich austoben, hatten doch die Menschen jener Tage das vehemente Bedürfnis, den Freudenbecher bis zur Neige zu leeren; ihnen scheinen Ernüchterung und Überdruß erspart geblieben zu sein. Der Markgraf sorgte für Jagden, zog früh des Morgens mit den Edelleuten hinaus aufs Festland oder fuhr mit ihnen in Kähnen auf dem See, um wilde Enten zu schießen. Im Marstall übte man sich in Turniergefechten und Reiterstücken auf den edlen, herrlichen Berberhengsten, die Francesco Gonzagas Stolz waren. Fröhliche Gelage versammelten die ganze Gesellschaft um reichbesetzte Tafeln, und die Abende vergingen mit Tänzen, geselligen, oft mutwilligen Spielen oder Musik. Isabella hatte einen jungen Sänger, Angelo Testagrossa, aus Verona verschrieben, dessen Gesang zur Laute alle bestrickte. Aber auch die Markgräfin selbst sang mit ihrer klaren, warmen Stimme, die mit reinem Wohlklang sich in die Herzen schmeichelte.

Am Weihnachtsabend gab es Prächtiges zu sehen. Ein geistliches Schauspiel führte alle frommen Szenen der Christzeit anschaulich vor, in einer Ausstattung, die das höchste Entzücken hervorrief. So schwebte der Verkündigungs-

engel aus den Wolken herab, und als er kniend sein „Ave Maria gratia plena“ gesungen hatte, kehrte er ebenso in den Himmel zurück, leise seine großen, buntschimmernden Flügel bewegend. Nicht minder gefiel die Szene der Hirten auf dem Felde, die dem riesengroßen Sterne folgten, hin und her über die kleine Bühne irrend und sich mit Pfeife und Dudelsack den Weg verkürzend. Dann sah man den Stall von Bethlehem mit dem Ochsen und Esel, und als Schlußbild die Anbetung der Könige. Isabella hatte prächtige Brokatgewänder zu dieser Szene geliehen sowie goldene Gefäße für die dargebrachten Gaben. Im Gefolge der Könige traten ihre sämtlichen Zwerge auf und trugen in Käfigen die buntgefiederten Papageien und die Äffchen der Marchesana herbei. Alles verlief aufs beste. Nur dem blonden Bübchen, welches das Christkind darstellte, wurde einmal die Zeit zu lang, und als es zu strampeln begann, fiel von seinem gelockten Köpfchen der goldene Heiligenschein zu Boden.

Am selben Abend begann ein dichtes, flockiges Schneegestöber, das drei Tage währte und die ganze Landschaft in weiße Decken hüllte. Da eilten die jugendlichen Scharen kurz geschürzt in den schweigsamen Garten der Reggia, und jauchzend bewarf man sich mit Schneebällen oder formte phantastische Gestalten von Menschen und Tieren aus der weichen schimmernden Masse.

Am Weihnachtstage war abermals ein Gast erschienen, der mit offenen Armen und voll Jubel von der jungen Fürstin empfangen wurde. Es war Lorenzo Gusnasco aus Pavia, der berühmte Instrumentenmacher, der seit einigen Jahren seine Werkstatt nach Venedig verlegt hatte und dort seine vielbegehrten Klavichorde, Orgeln und Lauten herstellte. Isabella hatte ihn im vergangenen März um ein Klavizimbel ersucht und im Laufe der letzten Monate ihn ungeduldig bestürmt, es zu vollenden. Nun kam er selbst, um das prächtige Instrument der Markgräfin zu übergeben. Glückselig über dessen Wohllaut, überschüttete ihn diese mit Bezeugungen ihrer Gunst und bestellte sofort noch eine Laute aus Ebenholz mit Elfenbeininkrustationen, für die sie ein Sternenmuster bestimmte. Es entsprach der Leutseligkeit der Gonzaga, daß Meister Lorenzo wie ein Freund in den intimen Kreis der Gäste aufgenommen wurde.

In all dieser fröhlichen Geselligkeit verzehrten sich Bianca und Astorre in Sehnsucht nacheinander. Sie hatten sich nicht wieder treffen können, während so viel Leben im Castello herrschte, und so viele sie hätten belauschen können. Ein einziges Mal waren sie sich ganz flüchtig begegnet und hatten nur wenige hastige Worte getauscht. Da erzählte Astorre sein Glück mit dem Rubinring, den ihm die großmütige Herrin als Belohnung für Auras Wiederfinden geschenkt hatte.

„Denke, wie reich wir nun sind,“ flüsterte er freudig erregt; „ich habe den Ring natürlich gleich veräußert, ich brachte ihn . . .“

„Verkauft“, unterbrach Bianca entsetzt, „und wenn es die Marchesana erfährt? Wenn sie hört, daß du ihr Geschenk sofort aus den Händen gegeben hast?“

„Sei unbesorgt, wie soll sie es erfahren?“ beruhigte Astorre; „wir sind beide so arm und streben doch beide fort von hier, um uns eine gemeinsame

Existenz gründen zu können. Da brauchen wir Geld, mein Lieb, vor allem Geld! Was fange ich mit einem so wertvollen Ringe an? So aber habe ich ihn zum alten Daniele Norsa getragen, und er gab mir dafür 600 Dukaten. Die legte ich bei ihm mit guten Prozenten an und kann die Summe jederzeit wieder heben." Doch da wurde Astorre abgerufen, und Bianca blieb mit quälenden, unruhvollen Gedanken zurück.

Neujahr war vorüber. Die Kirchenglocken von Mantua hatten das Jahr des Herrn 1497 eingeläutet, und unter fröhlichen Scherzen und allerlei Possen hatte man in der Reggia seine Schwelle überschritten. Aber schon am 2. Januar begann die fröhliche Gesellschaft aufzubrechen. Die ferraresischen Herren wollten weiter nach Venedig. Nur die Herzogin Elisabetta blieb zurück; aber auch sie schickte fast ihr ganzes Gefolge nach Urbino heim, da der Familienkreis allein beisammen bleiben wollte in der Intimität traulicher Gemeinschaft, worauf sich die engverbundenen Schwägerinnen nach all dem Festtrubel besonders freuten.

Als Isabella einige Tage später des Morgens in ihr Schreibzimmer kam, wurde ihr die Rückkehr des Boten gemeldet, den sie nach Venedig geschickt hatte. Sie ließ sich sofort die Gegenstände bringen, die er besorgt hatte, und musterte sie mit strengprüfenden Blicken; dann erst öffnete sie die Briefschaften. Die Antworten auf ihre Bestellungen lauteten meist befriedigend. Der Besitzer der Arazzi kam ihr im Preise entgegen, indem er 500 Dukaten weniger verlangte, und erzählte, wie begeistert die ersten Künstler Venedigs von den Teppichen wären; auch schilderte er eingehend jede der dargestellten mythologischen Szenen. Aldo Manuzio schrieb kürzer und sehr bestimmt. Er verteidigte den Druck des Petrarca, der früheren Drucken genau entspräche, und beteuerte den niedrigsten Preis angesetzt zu haben; er könne ihn nicht um einen Dukaten verringern. Gespannt öffnete die Markgräfin das Schreiben ihres Agenten Zorzo Brognolo. Es begann mit den unterwürfigsten Entschuldigungen und dem Ausdruck seiner völligen Zerknirschung, die Unzufriedenheit seiner erlauchten Herrin erregt zu haben. Dann fuhr Brognolo fort:

„Aber Eure Herrlichkeit muß mich nicht ganz verdammen. Wohl sah ich, daß der Rubin nicht das Feuer besaß, das solchen Steinen eigen zu sein pflegt und ihnen eine so wunderbare Attraktion verleiht. Dafür hat er aber andre Eigenschaften. Es ist ein Talisman; er gewährt seinem Besitzer Glück aller Art, solange er ihn Tag und Nacht am Finger trägt; solches Glück möge Eure Herrlichkeit recht bald und in vollem Maße durch ihn erfahren. Allerdings darf er nicht verschenkt oder verloren werden, denn so wohltätig sein Besitz, so nachteilig ist sein Verlust, der großes Unglück zur Folge hat. Dies alles hörte ich zuerst von dem Händler auf dem Rialto, von dem ich den Ring kaufte, dann trug ich ihn zu Messèr Nicolao, dem Astrologen, um auch seine Ansicht zu hören; er befragte die Sterne und bestätigte mir dann die wunderbaren Eigenschaften dieses seltsamen Steines."

Den Schluß des Briefes las Isabella nicht mehr. Was sie ihm eben entnommen, hatte sie völlig verwirrt. Eine der prägnantesten Seiten ihres Wesens war der Aberglaube, und dieser übermannte sie gänzlich bei der eben

gewonnenen Überzeugung eines drohenden Unglücks. Sie hatte den wunderwirkenden Ring fortgegeben, also mußte sie irgendein schwerer Schicksalsschlag treffen. Kein Zweifel kreuzte auch nur sekundenlang diese schreckensvolle Gewißheit. Ängstlich spähte sie umher, all ihrer gewohnten Energie beraubt, als könne sie in ihrem Gemach die lauernde Gefahr greifbar erblicken. Und plötzlich kam ihr ein rettender Gedanke. Astorre hatte den Ring, von ihm mußte er zurückgekauft werden.

Sie sprang auf, sie rief, sie befahl Astorre auf der Stelle zu holen.

Aber er war ausgeritten; sie mußte sich gedulden. In fieberhafter Unruhe wartete sie. Endlich trat Astorre ein. Ungestüm, mit hastigen Worten erklärte sie dem Erschrockenen, sie habe ihm den Ring aus Versehen gegeben, doch sollte er dabei keinen Schaden haben; sie wolle ihn reich entschädigen; 500 Dukaten gebe sie ihm. Sie sprach mit so überstürzter Rede, daß der junge Mann erst allmählich die ganze Tragweite ihrer Worte verstand. Dann fiel er ihr zu Füßen.

„Erlauchte Herrin," stammelte er, „ich kann diesen Wunsch Eurer Hoheit nicht erfüllen. Das Schicksal hat mich schwer getroffen. Als ich vorgestern auf das Festland nach Santa Maria delle Grazie hinausritt, muß der Ring von meinem Finger geglitten sein. Erst als ich heimkam, bemerkte ich, daß er mir fehlte. Ich ritt zurück und suchte ihn lange; aber ich fand ihn nicht wieder."

Er hatte mit fliegendem Atem und stockender Zunge gesprochen; denn seine Lippen waren an kein Lügen gewöhnt und sträubten sich, ihm zu gehorchen. Und doch — diesmal mußte er lügen, er konnte die Wahrheit nicht bekennen.

Isabella sank stöhnend in einen Sessel.

„Du Unglückseliger, du mußtest doch die Gabe hüten, die ich dir eben erst geschenkt! So wisse denn, daß jener Ring ein Talisman ist, und daß denjenigen schweres Ungemach trifft, der ihn verschenkt oder ihn verliert. So muß uns beide das Verhängnis ereilen!"

V.

Das Wetter hatte sich gänzlich verändert. Schon die ganze Nacht blies ein lauer Schirokko, und der hatte in wenigen Stunden die lockeren Schneemassen in Wasser und Schmutz verwandelt. Die nicht gepflasterten Straßen Mantuas waren bedeckt mit einem dicken, braunen Schlamm; in allen Rinnsteinen gurgelte das Wasser, und von den Dächern tropfte es unaufhörlich. Gegen Abend senkte sich dichter Nebel herab, und als die frühe Winternacht heraufzog, konnte man die Hand nicht vor den Augen sehen. Die wenigen Menschen, die sich hinauswagten, suchten mühsam mit Laternen ihren Weg und waren jeden Augenblick in Gefahr, sich gänzlich zu verirren. — Es mochte gegen sieben Uhr sein, als aus einem Seiteneingang des Castello ein Mann heraustrat. Er trug einen langen schwarzen Radmantel, der ihm bis an die Knie reichte, und dessen Zipfel über die linke Schulter geschlagen war; den Kragen hatte er bis über die Ohren heraufgezogen; ein breiter Schlapphut

beschattete Stirn und Augen. In dem also Vermummten hätte niemand den schlanken, jugendlichen Astorre erkannt. Er ging vorsichtig durch die Finsternis, und erst als er um die erste Ecke gebogen war, zündete er seine Handlaterne an. Aber auch jetzt konnte er nicht schnell vorwärts kommen, trotzdem er seinen Weg genau kannte. Endlich hatte er sein Ziel in einer entlegenen, engen Gasse erreicht und stand vor der niedrigen Holztür eines einstöckigen Hauses. Leise ließ er zweimal den Klopfer fallen. Er mußte ziemlich lange warten; durch eine kleine vergitterte Öffnung wurde er dann nach seinem Namen gefragt; die Tür ging auf, und er betrat den dunklen Flur. Vor ihm stand die wunderschöne Tochter Daniele Norsas, des Juden. Sie hielt eine Messinglampe in der Rechten, und die trübe, ölgetränkte Flamme, die im Zuge flackerte, warf von unten einen unsicheren Schein auf das Mädchen. Ihre mandelförmigen schwarzen Augen erschienen in diesem Licht unheimlich groß; von den wirren, krausen, dunklen Haaren stach das vollendete Oval des Gesichts blütenweiß ab.

„Kann ich deinen Vater sprechen, Rachele?“ fragte der junge Mann.

„Ich weiß es nicht. Ich kann ihn fragen. Ihr müßt hier warten.“ So lautete die Antwort. Sie war kurz und unfreundlich und von einem unwilligen Blick begleitet. Kein Wunder! Das Mädchen hatte einen Liebhaber, der erst vor einer halben Stunde bei ihr eingetreten und in das Hinterstübchen geführt worden war. Aus zärtlicher Umarmung hatte Rachele sich losreißen müssen, um dem unwillkommenen Gast zu öffnen. Nun ließ sie ihn im Dunkel stehen und trat in ein Zimmer zur linken ein; gleich darauf winkte sie stumm mit der Hand, und Astorre eilte über die Schwelle.

In einem dumpfen, niedrigen Gemach saß Daniele Norsa über Papieren gebeugt. Er trug einen schäbigen braunen Samtrock und ein ebensolches Käppchen, unter dem hervor lange dünne Silberlocken herabfielen. Seine eingesunkenen Augen waren scharf und kalt, von eigentümlich gelber Farbe, wie die Augen eines Habichts, und zu ihnen paßten die große Hakennase und die schmalen, festgekniffenen Lippen. Als der junge Mann eintrat, zählte er mit angestrengter Aufmerksamkeit und hob die Hand zum Zeichen, daß er nicht gestört werden könne. Daniele Norsa zählte immer; er hatte als Jüngling, als Mann, als Greis gezählt; er würde noch in seiner Todesstunde zählen. Nach einer Weile blickte er auf.

„Was wollt Ihr von mir, Messèr Astorre,“ sprach er langsam mit heiserer Stimme; „ich dachte, unser Geschäft sei abgeschlossen.“

„Ich komme zu Euch, Daniele, um meinen Ring zurück zu fordern und Euch die 600 Dukaten dafür wiederzugeben,“ begann Astorre mit erhobener Stimme, denn der alte Jude war taub; er konnte sogar sehr taub sein. Auch heute schien er nichts zu verstehen. Er hielt die Hand an die Ohrmuschel und beugte den Kopf vor.

„Lauter, junger Mann, lauter!“ sprach er; „ich höre nicht, was Ihr sagt.“

Es dauerte lange, bis er Astorres Auseinandersetzungen begriffen hatte. War er wirklich so taub? Oder gewann er Zeit, sich zu besinnen? Endlich schien er aber den Zusammenhang zu verstehen. „Also ein Talisman ist jener

Ring, den Ihr mir neulich brachtet," hub er mit seiner trägen Stimme an; „und die erlauchte Markgräfin befürchtet ein Unglück, weil sie ihn unwissend fortschenkte, und verlangt nun den Ring zurück."

Ein Lächeln kräuselte des Alten dünne Lippen. „So, so! Wie schade, daß ich Euch nicht entgegen kommen kann und der Frau Markgräfin das Unheil nicht ersparen werde, das ihr droht! Schade, schade, bei Gott! Aber seht, Messèr Astorre, auch ich habe bereits den Ring nicht mehr. Vor zwei Tagen reiste hier nämlich ein Kollege von mir durch, der auf dem Wege nach Rom war, um am päpstlichen Hof eine Anleihe zu vermitteln. Der sah den Ring bei mir liegen und nahm ihn sofort. Er wollte ihn um jeden Preis. Aber Messèr Astorre," die Stimme klang härter; „hätte ich den Ring, und wüßte ich, daß er unsern Fürsten Glück brächte, nicht um 10000 Dukaten gäbe ich ihn her! Nur meinem Leichnam könnte man den Ring entreißen! Wißt Ihr denn, was mir angetan worden ist? Wißt Ihr, warum ich verarmt in diesem Häuschen wohne? Ich hatte ein schönes Haus in der Via San Simone, das hatte man mich teuer zahlen lassen, als ich vor einigen Jahren in dieses verruchte Mantua zog. Über meiner Tür war dort eine Madonna gemalt, die mir, dem Israeliten, kein erwünschter Anblick sein konnte. Ich wandte mich an den Bischof mit der untertänigen Bitte, sie entfernen zu dürfen, und wiederum opferte ich dafür die Summe, die verlangt wurde. Kurz ehe das Bild abgenommen werden sollte, traf es sich, daß die Prozession am Himmelfahrtstage — es sind gerade anderthalb Jahre her — an meinem Hause vorüberkam. Einer, der mich verderben wollte, hatte in der Nacht zuvor Schmähworte unter die Madonna geschrieben. Das sahen jene frommen Christen, die singend vorbeizogen; einer zeigte es dem andern, und ehe ich wußte, was geschah, warf sich der Volkshaufe wie eine wilde Bestie auf mein Haus. Sie wollten mich umbringen, mich und mein Kind. Durch ein Wunder wurden wir gerettet. Ich eilte zur Markgräfin, ich warf mich ihr zu Füßen, ich beteuerte meine Unschuld, — und ich glaubte, ihres Schutzes sicher zu sein. Einige Wochen später trug der Markgraf, wie Ihr wißt, über König Karl VIII. und seine Franzosen den Sieg bei Fornovo davon. Da wollte er durch Meister Mantegna dargestellt werden zu ewigem Gedächtnis künftiger Geschlechter. Messèr Andrea malte den Markgrafen zu Füßen der Madonna kniend, von Heiligen umgeben, ein Günstling des Himmels, der seinen Dank stammelt. Und wer mußte dies Bild zahlen, das der christlichen Gnadenmutter geweiht war? Ich, junger Mann! Ich, Daniele Norsa, der Jude, — als Buße für jene Schmähungen, die ich nicht unter das Bild geschrieben hatte! Hundertundzehn Dukaten mußte ich in drei Tagen aufbringen, um die Forderung des gnädigen Fürsten zu erfüllen."

Der alte Mann hielt inne. Seine Brust keuchte, seine geballten Hände hoben sich wie in unwillkürlicher Abwehr.

„Aber nicht genug," fuhr er bitter fort, „als sie das Bild hatten, wollten sie auch noch eine Kapelle errichten, um es würdig aufzubauen. Und diese Kapelle, wo mußte sie stehen? An der Stätte, die durch die Schmähung entweiht worden war, — an der Stätte meines Hauses! Ich wurde über Nacht

verjagt, hinausgestoßen aus meinem Eigentum; kaum daß ich mitnehmen konnte, was ich noch an Geld besaß. Alles andre fiel den Schurken in die Hände. Habt Ihr es nicht erlebt, wie im vorigen Sommer das Kirchlein geweiht wurde, und alle Bürger mit Fahnen und Reliquien durch die Straßen zogen, um vor dem Altar der Madonna della Vittoria zu knien und Lobgesänge zu singen?"

Es wurde still im Zimmer, lautlos still. Astorre wandte dem Hintergrund des ärmlichen Gemaches den Rücken; der Alte hielt jetzt den Kopf in beiden Händen vergraben und brütete dumpf vor sich hin. So sah keiner von beiden, wie der rote Vorhang, der die Tür ins Hinterzimmer verdeckte, behutsam auseinander geschoben wurde. Ein schwarzbärtiger Kopf ward zwischen den Falten des Stoffes minutenlang sichtbar, und zwei brennende Augen blitzten haßerfüllt aus ihnen hervor; dann schob sich der Vorhang unmerklich wieder zusammen.

Bald darauf ging Astorre. Er hatte bei Daniele Norsa nichts mehr zu suchen. Ob jener wirklich den Ring verkauft hatte, oder ob er ihn in einem geheimen Schubfach aufbewahrte, war gleichgültig; herausgeben würde er ihn auf keinen Fall. Sein Haß hielt den glückbringenden Rubin fester eingesperrt als Schloß und Riegel. Entmutigt trat der junge Mann wieder in die schwarze Nacht hinaus. Seine Laterne flackerte im Winde; ihr runder Lichtkreis erhellte kaum einen Schritt weit vor ihm und hinter ihm die undurchdringliche, nebeldichte Finsternis. Einmal glaubte er hinter sich ein Geräusch zu vernehmen; er sah sich um, aber er konnte nichts gewahren. Und plötzlich, als er gerade um eine Ecke biegen wollte, fühlte er einen seltsamen, kurzen, scharfen Stich im Rücken, — und noch einen. Etwas Warmes schien an ihm herabzurieseln. Ehe er zu begreifen vermochte, was geschehen war, schwanden ihm jählings die Sinne, und er fiel vorwärts in das trübe Schneewasser.

Die Laterne zerschellte mit einem grellen Krach. Dann wurde es ganz dunkel, ganz still um ihn her. Einen Augenblick beugte sich ein Mann über ihn; er nahm nicht einmal den Dolch aus der Wunde. Mit einem grinsenden Lächeln der Befriedigung entfernte er sich und verschwand im Dunkel der Nacht.

VI.

An dem Morgen, der auf die Schreckenstat gefolgt war, hatte sich die Kunde von Astorres Ermordung rasch verbreitet. Im Castello ging sie von Mund zu Munde und erfüllte alle mit Bestürzung. Meuchelmorde waren im kleinen Mantua verhältnismäßig selten, und hier handelte es sich um eine allgemein geachtete und beliebte Persönlichkeit. Der Markgraf war schmerzlich betroffen. Er hatte stets das größte Wohlwollen und Vertrauen für seinen jungen Stallmeister gehegt, und diese dunkle Tat empörte ihn aufs tiefste. Wer konnte der Elende sein? — Während Bianca besinnungslos in ihr Zimmer getragen wurde, und die Marchesa di Cotrone sich mit mütterlicher Fürsorge mühte, sie aus schwerer Ohnmacht zu erwecken, stieg der Mark-

graf zu den Gemächern seiner Gemahlin empor, um auch ihr den traurigen Fall zu erzählen. In ihrem kleinen Wohnzimmer saßen Isabella und die Herzogin Elisabetta am Kamin; Isabella hatte Sonette von Petrarca aus ihrem neuen Buche vorgelesen und dann zu ihrer Laute gegriffen. Doch kaum hatte sie einige Akkorde darauf gespielt, als schweren Schrittes und sporenklirrend der Markgraf eintrat, das Gesicht von düstrem Ernst gefurcht. Die junge Frau erschrak bei seinem Anblick; mit einer klirrenden Dissonanz entfiel das Instrument ihren Händen. Eine bange Frage im Blick sprang sie auf.

„Astorre ist heute nacht in einer entlegenen Gasse meuchlings ermordet worden," sprach der Markgraf Francesco, „er war der beste Stallmeister, den ich je gehabt; er wird schwer zu ersetzen sein. Es muß ein Racheakt vorliegen; aber selbst ein solcher ist hier unerklärlich, denn wie konnte ein so vortrefflicher Mensch so erbitterte Feinde haben?"

Isabella war schon bei den ersten Worten bis an die Lippen erbleicht; sie stand regungslos, wie erstarrt mitten im Zimmer.

„Der Fluch des Ringes," stammelte sie endlich, „dieser unselige Ring! O Gott! Nun muß die Reihe an mich kommen!"

Ihr Gatte und die Herzogin blickten sie verständnislos an; sie hatte keinem von beiden die Begebenheit mit dem Rubinringe erzählt; jetzt aber schilderte sie, was sich zugetragen hatte mit kurzen, überstürzten Sätzen, und als sie nochmals Astorres trauriges Ende berührte, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Die Ihrigen erfüllte bei dieser Schilderung Furcht und Entsetzen, denn auch über ihren Gemütern lag das undurchdringliche Dunkel finstren Aberglaubens, den sie mit allen Zeitgenossen teilten. Nach einem beklommenen Sinnen sagte Isabellens Gemahl:

„Messèr Ambrogio müßte befragt werden; er würde aus den Sternen bald erfahren, ob wir ein Ungemach zu befürchten haben, oder ob sich mit des armen Astorres Tod schon das Schicksal erfüllt hat. Wäre nur der weise Mann hier! Aber ich will ungesäumt einen Boten an ihn nach Mailand senden mit einem eigenhändigen Schreiben; bis wir seine Antwort erhalten, sollen in allen Kirchen Tag und Nacht zwölf Wachskerzen vor der Madonna brennen."

Er wandte sich der Tür zu; bekümmert sahen ihm die beiden Frauen nach; doch kaum war er hinausgegangen, als sich ihre Unruhe in angstvolle Besorgnis wandelte. Sie hörten draußen erregte Stimmen, einen jähen Ausruf des Markgrafen, dann unterdrücktes, leises, hastiges Reden; gleich darauf trat Francesco wieder ein, sein derbes, wettergebräuntes Gesicht von fahler Bläße überzogen. Isabella war plötzlich ganz ruhig geworden; sie ging auf ihren Gemahl zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte fest:

„Das Unglück ist schon hereingebrochen, ich sehe es an Eurem Gesicht! Nun sagt mir schnell, was geschehen ist, laßt mich nicht länger in qualvoller Ungewißheit bangen."

Der Markgraf legte mit fast weicher Gebärde den Arm um die Schultern der tapferen Frau, die er sein eigen nannte; seine Stimme zitterte, als er sprach:

„Ja, ein schwerer Schlag trifft uns; um Eure Schwester, die Herzogin Beatrice steht es schlecht — — —"

„Beatrice?", es war ein Schrei der Angst und der Liebe in dem einen Wort.

„Ja, unsre geliebte Beatrice," wiederholte langsam zögernd der Markgraf; auf einen Wink von ihm kam seine Schwester herbei und umfaßte Isabella sanft; dann sagte er noch leiser:

„Beatrice ist in der Nacht des zweiten Januar verschieden; sie hat ihr totgeborenes Kind nur um zwei Stunden überlebt!"

Entgeistert sank Isabellas Haupt zurück. Die Lider senkten sich halb über die ins Leere gerichteten Pupillen; der jugendliche Körper wurde wie von Fieberschauern geschüttelt.

Aber das Entsetzen, das sich in den entstellten Zügen malte, war nicht die Folge des Schmerzes um die heißgeliebte Schwester; ein so unersetzlicher Verlust konnte nicht im Augenblick zur faßbaren Wirklichkeit werden. Es war vielmehr ein fröstelndes Erschauern bei der Berührung des Schicksals, das drohend und unerbittlich vor der Erschütterten aufstieg und mit eisigkalter Hand nach ihrem Herzen griff.

Und fast bewußtlos stammelten die zuckenden Lippen immer nur das eine Wort:

„Der Ring! Der Ring!"

Der Oberbefehl in Frankreich über Heer und Flotte.

Einer der größten Nachteile der republikanischen Staatsform ist unstreitig der, daß die höchste Kommandogewalt über Heer und Flotte nicht in den Händen des Staatsoberhauptes ruht, wie es in den Monarchien der Fall, wo der Kaiser oder König der oberste Kriegsherr ist und die Armee ihrem Landesherrn Treue und Gehorsam in Kriegs- und Friedenszeiten zuschwört. Als Chef der Armee fungiert in der Republik zumeist der Kriegsminister, der als Mitglied des Staatsministeriums naturgemäß auch dessen politische Haltung annehmen muß und auf seinem Posten steht und fällt, je nachdem der parlamentarischen Mehrheit die Regierungsform zusagt oder mißliebig ist. Und wenn nun, wie in Frankreich, solch ein Wechsel der verantwortlichen Minister sich häufig wiederholt und demgemäß der Heeresoberbefehl fortdauernd von einer Hand in die andre übergeht, mithin Armee und Politik gleichsam ein untrennbares Ganze bilden, dann ist es wohl nur zu begreiflich, wenn hier von einer gedeihlichen, gesunden Organisation des Heerwesens, von einem gleichmäßigen Fortschritt in der Ausbildung und ernstem kameradschaftlichen Sinn nicht in genügendem Maß die Rede sein kann. Wie könnten wir uns sonst die zahlreichen betrübenden Vorgänge erklären, in die das französische Heer durch politische Machinationen aller Art mit hineingedrängt worden ist und die schon oftmals die Grundvesten militärischer Disziplin ganz erheblich ins Wanken gebracht haben. Man denke nur an die Boulangeraffäre, an den Dreyfus-Prozeß, an die Intrigen der Patriotenliga, die sich in die Armee eingeschlichen haben, an all die Umtriebe der Klerikalen und nicht zuletzt an die unwürdigen Angebereien einer Clique von Offizieren und Politikern, denen der Kriegsminister General André und sein Anhang seinerzeit zum Opfer gefallen sind.

In Frankreich bringt eben jeder Kriegsminister von vornherein eine gewisse Anzahl von Anhängern, Freunden und Gönnern mit ins Amt, und da er sich sagen muß, daß dieses vielleicht nur von sehr kurzer Dauer sein wird, so nutzt er seine Stellung aus, solange er die Macht in Händen hat. Alles das wirkt natürlich um so nachteiliger auf den Heeresorganismus, wenn, wie es bisher so häufig der Fall war, der Kriegsminister dem Zivilstand angehört. Ihm steht meist die politische Rolle, die er spielt, obenan; unbekannt mit den internen Wünschen der ihm unterstehenden Armee, greift er bald hier, bald dort ein, hebt wichtige Verfügungen seiner Amtsvorgänger auf, ruft neue ins Leben, und bleibt auf diese Weise ohne Verständnis dafur, daß die Kriegstüchtigkeit des Heeres hinter ihm langsam abbröckelt und mertlichen Schaden nimmt.

Man täte jedoch der französischen Republik unrecht, wenn man zu dieser kurzen Charakteristik ihrer Heereshierarchie versäumte auszusprechen, daß sie selbst sich nicht bewußt wäre der bedenklichen Wege, die sie in dieser Hinsicht eingeschlagen hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß vielen erst die Augen geöffnet worden sind, als sich durch die verfahrene Politik des Ministers Delcassé die Beziehungen zu Deutschland in gefahrdrohender Weise zugespitzt hatten und die Möglichkeit eines Krieges in bedenkliche Nähe gerückt war. Tatsache ist jedenfalls, daß jetzt viele angesehene Männer in Frankreich, und zwar nicht nur die höchsten Offiziere, sondern auch bewährte Staats-

beamte, kategorisch die Forderung aufgestellt haben, Heer und Politik müßten unbedingt voneinander getrennt werden, wenn anders nicht die Armee in einem künftigen Kriege Schiffbruch leiden sollte. Zu diesem Behufe solle in Zukunft ein Zivilkriegsminister nur noch Verwaltungsbeamter sein, mit voller Verantwortlichkeit für diesen Teil seines Ressorts vor dem Parlament und absetzbar, je nachdem das Gesamtministerium aus politischen Gründen seinen Platz räumen müsse. An der Spitze der Armee solle jedoch ein General stehen, der mit politischen Dingen absolut nichts zu tun haben dürfe, der den Oberbefehl für den Kriegsfall zu übernehmen habe und aus diesem Grunde auch über die Altersgrenze hinaus in Dienst zu behalten sei. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß an diesen Wünschen in erster Linie General de Lacroix, Vizepräsident des obersten Kriegsrats, beteiligt ist und er sich zur Übernahme des Armeeoberkommandos für den Fall eines Krieges nur dann bereit erklärt hat, wenn ihm völlige Unabhängigkeit von dem „Kriegsrat" und seinen politischen Anhängseln in Paris zugesichert wird. Es ist aber sehr fraglich, ob ein solches Versprechen, selbst wenn es gegeben worden wäre, sich nach den republikanischen Auffassungen vom „obersten Kriegsherrn" wird erfüllen lassen. Diese Anschauungen sind es aber auch, die noch nach einer dritten Richtung einen höchst nachteiligen Einfluß ausüben, und gerade in diesen Tagen Gegenstand lebhaftester Diskussion in der französischen Presse gewesen sind. Im „Eclair" hatte nämlich der bekannte Journalist M. Julet bei Erörterung der Frage über den obersten Kriegsherrn in Frankreich ausgeführt, daß nach dem Artikel 21, Abschnitt 3 über die Organisation der Armee der Kriegsminister wohl berechtigt sei, unter Umständen die Mobilmachung der Armee anzuordnen, mit andern Worten, aus eigener Machtbefugnis auch den Krieg zu erklären. Gegen diese Ansicht wendete sich einer der höchsten und angesehensten französischen Offiziere, der General Langlois, und erklärte, daß durch diese Auslegung des Gesetzes die öffentliche Meinung irregeführt werde, da dem Kriegsminister ausdrücklich nur das Recht zustehe, die Mobilmachungsorder an die Armeekorps und Behörden weiterzugeben (transmettre), während das Parlament einzig und allein über Krieg und Frieden zu entscheiden habe. Es sei nicht zu leugnen, so fährt Langlois fort, daß aus diesem fundamentalen Unterschiede zwischen den Einrichtungen der Monarchie und der Republik hier insofern ein nicht unerheblicher Nachteil entstehen könne, als die deutsche Armee den Mobilmachungsbefehl um 24 Stunden früher erhalten werde als die französische. Dieser Vorsprung genüge, um die ersten deutschen Truppen über die Grenze zu führen und durch sie Störungen in der Versammlung der Reserven und in der Pferdeaushebung zu veranlassen. General Langlois fordert dann dringend, daß, da nun einmal diese hierarchische Ordnung in unabänderlicher Form festliege, wenn auch vielleicht zum Schaden des Heeres in ernster Stunde, unter allen Umständen die oberste Heeresleitung für den Krieg bereits im Frieden in festen Händen sein und samt Generalstab und Adjutantur so organisiert sein müsse, daß der Übergang in das mobile Verhältnis ohne jede Verzögerung vor sich gehen könne.

Ob sich aber alle diese Wünsche und Vorschläge hoher Generale und angesehener Republikaner auf einmal werden ins Praktische übersetzen lassen, das steht freilich dahin und kann bei den vielfach wechselnden politischen Parteibestrebungen jedenfalls nicht mit Bestimmtheit erwartet werden. Immerhin hat doch aber die Republik auf diesem wichtigen militärischen Gebiete insofern einen großen Fortschritt gemacht, als sie durch den jüngst geschaffenen Obersten Rat der Nationalverteidigung den Beweis erbracht hat, daß ihr Auge und ihre Aufmerksamkeit auf die großen Aufgaben der Armee und ihrer Führer gerichtet sind. Diese Einrichtung eines Obersten Rates der Nationalverteidigung in Frankreich, der erst neuerdings durch die Bekanntgabe näherer Bestimmungen seine große Bedeutung in vollem Umfange hat erkennen lassen, verdient auch bei uns beachtet und kritisch beurteilt zu werden. Allein schon deshalb, weil an diese wichtige militärische Neuorganisation vielerlei Kommentare geknüpft worden sind, die wir nicht für zutreffend halten können.

In der Hauptsache ist gegenüber unrichtigen Deutungen ein großes Gewicht darauf zu legen, daß der „Oberste Rat" nicht etwa einen neu geschaffenen oder gar selbständigen Machtfaktor neben der höchsten Staatsgewalt bildet. Vielmehr soll die neue Körperschaft in erster Linie nur ein technischer Beirat (conseil technique) sein, dem gegenüber die Regierung ihre volle Verantwortlichkeit beibehält wie bisher, und dessen Vorschläge, die Zustimmung des Parlaments vorausgesetzt, sie entweder genehmigen oder ablehnen kann. Aus diesem Grunde nehmen auch der Präsident der Republik und der Ministerpräsident, die beide als Vorsitzende resp. dessen Stellvertreter Mitglieder des „Obersten Rates" sind, niemals an einer Abstimmung teil, denn sie würden sonst gegenüber dem Ministerrat durch ihr bereits abgegebenes Votum gebunden sein, und die Verfassung würde damit verletzt. Aber auch nur als koordinierter Beirat ist die Einrichtung des Obersten Rates der Nationalverteidigung von eminenter Bedeutung für die Republik, und in dem ihm gesteckten Ziele, „alle seine Arbeiten und Beratungen lediglich auf die Stärkung der Landesverteidigung zu richten", können großzügige Aufgaben in einer Weise gelöst werden, wie es bisher ein Ding der Unmöglichkeit war. Denn nachdem durch das Gesetz vom 7. Juli 1900 sämtliche Marinetruppen dem Ressort des Kriegsministeriums überwiesen worden waren, mußte insbesondere für den Fall einer schleunigen Mobilmachung die überaus mißliche Lage eintreten, daß der Kriegsminister allein über sämtliche Landstreitkräfte die Verfügung hatte, und der Marineminister nur über die Flotte befehlen konnte, während die Sorge für die Küstenverteidigung vollständig in der Luft schwebte. Nicht minder bedenklich war es unter den obwaltenden Verhältnissen für den Fall eines Krieges um die Kolonien bestellt. Hier kreuzten und beengten sich drei Ressorts, da der Kolonialminister allein verantwortlich für den Schutz der Kolonien war, der Kriegsminister die dazu erforderlichen Truppen bereitstellen sollte, und der Marineminister die Transportschiffe herzugeben und für die Offenhaltung der Seewege vermittelst der Kriegsflotte Sorge zu tragen hatte. Kurzum die vitalsten Interessen der Landesverteidigung, die vielen großen Fragen, die im Ernstfall nur von einer Stelle aus ihre gedeihliche Lösung finden können, lagen bis jetzt in der Hand von drei Ministerien, so daß Abhilfe nur ein zwingendes Gebot der Selbsterhaltung war. Wie das im einzelnen geschehen soll, das sagen die Ausführungsbestimmungen zu dem neuen Gesetz, indem sie zunächst aussprechen, daß es dem Ermessen (facultativement) der Minister des Krieges, der Marine und der Kolonien überlassen sein soll, welche allgemeinen Fragen sie vor das Forum des Obersten Rates der Nationalverteidigung bringen wollen. Pflichtgemäß (obligatoirement) müssen die drei Ministerien dagegen alle diejenigen Angelegenheiten zur Durchberatung dem Obersten Rat übergeben, die in der Gesamtheit oder nur in einzelnen Punkten in eines der Ressorts ihrer Kollegen hinübergreifen, und die gemeinschaftlich geklärt werden müssen, wenn anders nicht Konflikte und darüber hinaus Gefahren für die Landesinteressen entstehen sollen. Zu solchen gemeinsamen Angelegenheiten sind unter andern der Küstenschutz, die Verteidigung der Kolonien oder auch die Verwendung der Kolonialtruppen in einem europäischen Kriege zu zählen. Endlich hat sich der Oberste Rat auch noch mit allen denjenigen Fragen von Wichtigkeit zu befassen, die ihm seitens des Obersten Kriegsrates, des Obersten Marinerates und des Ausschußkomitees für die Verteidigung der Kolonien vorgelegt werden, wobei er eventuell auch als Schiedsgericht fungieren kann. Diesen großen und vielseitigen Aufgaben entsprechend ist die Zusammensetzung des Obersten Rates der Nationalverteidigung naturgemäß sehr zahlreich und ausgesucht. Hervorzuheben ist, daß außer dem bereits erwähnten Staatsoberhaupt, dem Ministerpräsidenten und den drei Ressortministern, den Vizepräsidenten des Obersten Kriegs- und Marinerates, den Chefs des Generalstabes der Armee und Marine, als ständigen Mitgliedern des Rates, die für den Kriegsfall als Armeeführer oder Geschwaderchefs designierten Generale und Admirale allen wichtigen Beratungen der neuen Körperschaft beiwohnen dürfen.

Nun ist vielfach, auch in der französischen Presse, die Behauptung aufgestellt worden, der „Oberste Rat" werde bei seiner umfassenden Tätigkeit die Stellung des Generalissimus der Armee, der ja vielen Republikanern schon längst ein Dorn im Auge ist, wenigstens in Friedenszeiten unnötig machen oder sie zum mindesten wesentlich einschränken. Ob die Gegner dieses wichtigen militärischen Postens in der Tat mit ihren heftigen Angriffen recht behalten werden, läßt sich in diesem Augenblick in keiner Weise übersehen. Viele wollen in dem Vizepräsidenten und Generalissimus das alte Gespenst des Boulangismus in Gestalt eines allmächtigen Diktators und Umstürzlers aller republikanischen Einrichtungen sehen, während eine andre Partei sogar meint, es grenze an Landesverrat, wenn man seine Gegner bereits im Frieden wissen lasse, welcher General den Oberbefehl über die Armee in Händen habe. Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle die Richtigkeit oder das Unzutreffende aller dieser Auffassungen prüfen; nur auf die eine Tatsache sei aufmerksam gemacht, daß die Rangstufenordnung des französischen Offizierkorps offiziell den Titel „Generalissimus" überhaupt nicht kennt, und daher ein Aufrücken in diese Stellung im „Journal officiel", das sonst alle Ernennungen bringt, niemals bekannt gemacht werden dürfte. Die Titulatur Generalissimus hat sich vielmehr nur in den Sprachgebrauch eingeschlichen und bezeichnet denjenigen General, der im Falle eines Krieges gegen Deutschland den Oberbefehl der gesamten Ostarmee zu übernehmen hat. Ob dieser General nun auch gleichzeitig Vizepräsident des Obersten Kriegsrates ist oder nicht, interessiert dabei wenig, denn bei den Beratungen dieser hohen Körperschaft haben die Stimmen aller Generale gleichen Wert.

Bei dieser Gelegenheit muß aber ein nicht unerheblicher Irrtum richtig gestellt werden, der zur Zeit der Algeciras-Konferenz und der damals erfolgten Erörterungen über das französische Heerwesen auch in der deutschen Presse Verbreitung gefunden hatte, daß nämlich der jedesmalige Chef des Generalstabes der Armee in Frankreich von Haus aus dazu bestimmt sei, im Augenblick der Mobilmachung den Posten eines Chefs des Generalstabes der Nordostarmee zu übernehmen. Das war früher der Fall. Es ist aber das unbestrittene Verdienst des einstigen Kriegsministers General André gewesen, von dem es immer hieß, er wolle sich selbst zum Generalissimus im Kriege ernennen lassen, daß er dieser ungesunden Bestimmung ein endgültiges Ende bereitet hat, indem er nachwies, welch großes Unheil für die Armee daraus entstehen könne, wenn der Generalstabschef, der an sämtlichen Vorbereitungen auf den Krieg den gewichtigsten Anteil genommen habe, mit allen einschlägigen Verhältnissen auf das genaueste vertraut sei, in der ernsten Stunde des Kriegsbeginnes seinen Posten verlassen sollte, um ihn mit der Stellung eines Armeestabschefs zu vertauschen. Der Chef des Generalstabes der Armee, der im Frieden dem Kriegsminister untergeordnet sei und mit diesem in gemeinschaftlicher Arbeit die Operationspläne entworfen habe, gehöre auch im Kriege an die Seite des Ministers und dürfe nicht auf Grund irgendwelcher Erwägungen von ihm getrennt werden. So wurde denn damals die Stellung des Generals Pendezec als Chef des Generalstabes der Armee für das Friedens- und das mobile Verhältnis festgelegt, und da sich seitdem in dieser Hinsicht nichts geändert hat, bekleidet der heutige Generalstabschef General Brun sein Amt unter den nämlichen Bedingungen wie sein Amtsvorgänger.

Wie die Zusammensetzung der für die einzelnen Kriegstheater bestimmten Armeen im Mobilmachungsfalle lauten wird, darüber fehlen uns natürlich manche Einzelheiten. Immerhin scheint so viel festzustehen, daß eine Armee aus dem I., II., V., VI. und XX. Armeekorps, und daß die Alpenarmee aus dem XIV. und XV. Korps gebildet werden.

Auf alle diese wichtigen Festsetzungen, die wir kurz gestreift haben, wird die Machtsphäre des Obersten Rates der Nationalverteidigung nicht ausgedehnt werden, vielmehr bleiben sie nach wie vor dem Kriegsminister resp. dem Ministerrat vorbehalten. Auch auf die Institutionen des Obersten Kriegsrates und des Obersten Marinerates hat der neugeschaffene Rat der Nationalverteidigung keinerlei beschränkenden Einfluß,

wie vielfach unrichtig auch in der französischen Presse behauptet worden ist, um diese neue militärische Einrichtung, die vielen nicht zusagte, von vornherein in Mißkredit zu bringen. Das mußte auch schon deshalb ganz unglaublich erscheinen, weil jene beiden Organisationen sich eines hohen Ansehens in allen republikanischen Kreisen erfreuen, und sie anerkanntermaßen gleichsam die Fundamente bilden, auf denen alle großen militärischen Fragen in gemeinsamer Beratung festgestellt und verarbeitet werden. Es erscheint daher der Vollständigkeit halber notwendig, auch noch auf diese beiden wichtigen Faktoren, die von der obersten Heeresleitung namentlich für den Kriegsfall unzertrennlich sind, mit einigen Worten einzugehen.

Die Organisation des Obersten Kriegsrates beruht auf dem Dekret vom Jahre 1888, zu dem aber im Laufe der Zeit mehrfach Ergänzungen und Abänderungen verfügt worden sind. Es hatte sich hierbei hauptsächlich um die Frage gehandelt, ob die dem Obersten Kriegsrate angehörenden Mitglieder außerdem noch die Stellung eines kommandierenden Generals oder eines Gouverneurs von Paris und Lyon bekleiden oder ob sie lediglich zur Verfügung des Kriegsministers in Paris verbleiben sollten. Der ersteren Ansicht war der Kriegsminister Gallifet, der die Mitglieder des Obersten Kriegsrates, vor allem die als Armeeführer im Kriegsfalle vorgesehenen Generale, in dauernder Berührung mit den Truppen erhalten wollte, und sie daher zu kommandierenden Generalen derjenigen Armeekorps befördern ließ, die im Kriegsfall zu der ihnen unterstellten Armee gehören sollten. In Paris seien die Generale ohne genügende Beschäftigung.

Der alsdann folgende Kriegsminister, General André, war zunächst andrer Meinung und hob die Bestimmung seines Amtsvorgängers wieder auf, indem er die Tätigkeit der Armeeführer in Paris, insbesondere die Vorbereitung für ihre zukünftige Stellung im Kriege, für so wichtig hielt, daß sich die Aufgaben eines kommandierenden Generals nicht damit verbinden ließen. Da diese Auffassung jedoch viele Unzuträglichkeiten im Gefolge hatte, stieß der Minister seine Verfügung wieder um und traf die noch heute zu Recht bestehende Anordnung, daß einzelne Mitglieder des Obersten Kriegsrates gleichzeitig den Posten von kommandierenden Generalen innehaben sollen und nur zu den gemeinsamen Sitzungen des Kriegsrates nach Paris zu kommen brauchen.

Als die Aufgabe des Kriegsrates wird die Prüfung aller auf die Vorbereitung für den Krieg bezüglichen Fragen bezeichnet. Der Kriegsminister ist verpflichtet, ihn zu Rate zu ziehen, wenn es sich um wichtige Mobilmachungsbestimmungen, um den Aufmarsch des Heeres, um den Bau strategischer Bahnlinien, um die allgemeine Organisation und die Ausbildung der Armee, um die Einführung neuer Kriegsmittel, um den Bau oder um die Aufhebung von Festungen und um die Küstenverteidigung handelt. Die Versammlung des Obersten Kriegsrates erfolgt nach Bedarf, mindestens aber am ersten Montag in jedem Monat.

Die oberste Kontrolle über die Ausbildung des Heeres bringt die Mitglieder des Conseil supérieur naturgemäß oftmals in engste Berührung mit der Armee. Und erst aus jüngster Zeit ist uns durch die Inspektionsreisen des Kriegsministers und des Generals de Lacroix an der Ostgrenze Frankreichs bekannt geworden, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie sich der ihnen erteilten Aufträge entledigen und wie sie die Schlagfertigkeit der ihnen unterstellten Truppen zu heben bemüht sind. Auch zur Leitung der großen Armeemanöver werden die Generale des Obersten Kriegsrates berufen, wobei neuerdings der Grundsatz beobachtet wird, den armeeführenden Generalen diejenigen Korps zu unterstellen, über die sie auch im Kriegsfall den Befehl zu übernehmen haben. Darum ist auch für uns der Oberste Kriegsrat in Frankreich nicht ohne Interesse, da wir aus seiner Zusammensetzung die zukünftigen, an entscheidender Stelle stehenden Führer kennen lernen. Außer dem Kriegsminister, dem Chef und einem Unterchef des Generalstabes als Referent und Sekretär gehören ihm zurzeit die Divisionsgenerale Galliéni, Millet, Mathis, Trémeau, Boyron, Burnez, Dalstein, Lebon, Borgnis-Desbordes und de Lacroix an. Von diesen ist,

wie schon gesagt, General de Lacroix als Oberbefehlshaber des gegen Deutschland bestimmten Heeres vorgesehen, während General Gallièni als Führer der aus dem XIV. und XV. Armeekorps gebildeten Alpenarmee bezeichnet wird. Voyron vertritt die Kolonialtruppen, und aus den übrigen Mitgliedern werden die unter de Lacroix in Tätigkeit tretenden Armeeführer entnommen.

Was endlich den Obersten Marinerat anlangt, so entspricht er im allgemeinen dem Obersten Kriegsrat. Der Marinerat ist 1889 geschaffen worden und umfaßte ursprünglich die Marinepräfekten (die Befehlshaber der fünf großen Bezirke, in die die Küste Frankreichs, entsprechend den fünf großen Kriegshäfen für die Zwecke der Verteidigung, eingeteilt ist) und die Geschwaderchefs. Allmählich wurde die Zahl der zugehörigen Vizeadmirale aber erheblich vergrößert, so daß der Marineminister de Lanessan im Jahre 1900 die Zahl der Mitglieder verringerte und die bis jetzt bestehende Organisation des Marinerates schuf. Danach gehörten dieser Behörde außer dem Marineminister als Präsidenten und dem Chef des Admiralstabes nur drei Vizeadmirale an, die entweder Geschwaderchef oder Marinepräfekt oder Chef des Admiralstabes gewesen sein mußten. Der gegenwärtige Minister Thomson hat nunmehr aber wieder die Zahl der Mitglieder erhöht. Er ist der Ansicht, daß man die Stimmen aller mit dem Kommando über die großen Kriegshäfen und mit der Leitung der Kriegsvorbereitungen betrauten Offiziere, also sämtlicher fünf Marinepräfekten, hören müsse, und daß auch den Chefs der beiden Geschwader in den heimischen Gewässern (des Nord- und Mittelmeergeschwaders) Gelegenheit zu geben sei, sich über deren Organisation und Verwendung zu äußern. Diese sieben Admirale vertreten somit, abgesehen von ihrer allgemeinen Diensterfahrung, hauptsächlich die Praxis. Außerdem wurden aber vom Marineminister vier weitere, in Paris wohnhafte Mitglieder, zwei Vize- und zwei Kontreadmirale, ernannt, die sich mehr mit der allgemeinen Verwaltung der Marine und mit der Vorbereitung der Prüfung der einzelnen Fragen beschäftigen. Ferner sollen die Abteilungschefs im Marineministerium an den Beratungen teilnehmen. Nach wie vor ist der Marineminister Präsident des Marinerates, und ebenso gehört ihm der Chef des Admiralstabes an. Der Marinerat zählt somit zwölf Mitglieder.

Die Geschäftsordnung des Obersten Marinerates ist folgende: er hat zu beraten über die Zusammensetzung und Verwendung der Seestreitkräfte, über die Bautätigkeit, Küstenverteidigung, die Flottenstützpunkte und Arsenale, schließlich über Ersatz und Ausbildung des Personals. Nach der Zusammensetzung der Behörde kann eine Versammlung aller Mitglieder natürlich nur selten stattfinden. Aus den Mitgliedern des Rates wird daher eine ständige Kommission von drei Offizieren, einem Vizeadmiral und zwei Kontreadmiralen, gebildet, die sich in regelmäßigen Zeitabschnitten versammelt und diejenigen Fragen vorzubereiten hat, die der Prüfung des gesamten Marinerates zu unterbreiten sind. Außerdem werden noch einzelne bestimmte Angelegenheiten von ihr selbständig erledigt. Alle Beschlüsse, sowohl der ständigen Kommission wie auch des ganzen Marinerates, sind aber für den Marineminister nicht bindend. Der Marineminister kann die in Paris wohnhaften Mitglieder mit besonderen Aufträgen und zu Besichtigungen entsenden.

Nach langer Pause ist der Oberste Marinerat zum ersten Male nach seiner Reorganisation zu Beginn dieses Jahres zusammengetreten und hat bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnis von dem Programm des Ministers Thomson hinsichtlich der Verteidigung der großen französischen Kriegshäfen und Flottenverstärkung erhalten. Zu lebhaften Auseinandersetzungen ist es hierbei über die wichtigsten Fragen des Baues von Linienschiffen oder großen Panzerkreuzern gekommen. Einstimmig wurde anerkannt, daß das Linienschiff das Rückgrat der Flotte bilden müsse, und daß Linienschiffe dem Lande dringend nötig seien. Infolge der Entschließungen andrer Staaten schlug der Oberste Marinerat dann vor, die Zahl der Linienschiffe auf 28 zu erhöhen. Anderseits erkannte er die Möglichkeit an, die Zahl der Panzerkreuzer zu vermindern, deren Beibehaltung aber einstimmig für nötig befunden wurde.

Infolgedessen hielt der Oberste Marinerat dafür, daß an Stelle der ursprünglich verlangten 28 Panzerkreuzer I. und II. Klasse 20 Panzerkreuzer I. Klasse genügten. Es müßten daher unter Zugrundelegung einer fünfundzwanzigjährigen Lebensdauer bis zum Jahre 1919 24 Linienschiffe gebaut werden, einschließlich der im Etat von 1909 zu fordernden 6 neuen Schiffe, dazu 6 Panzerkreuzer. Die Linienschiffe der späteren Serie müßten eine Wasserverdrängung von 19000 t erreichen, sie vielleicht sogar überschreiten.

Bei derselben Beratung wurden auch wichtige Entschlüsse bezüglich der Zusammensetzung der Geschwader und ihrer Neugliederung für das Jahr 1908 gefaßt, die schon seit langer Zeit den Gegenstand lebhaftester Diskussion in der Presse fast aller Parteischattierungen gebildet hatten. Die Entscheidungen, die getroffen sind und nunmehr vorliegen, sind nicht nur an sich militärisch von Interesse, sondern auch für uns noch besonders bedeutsam dadurch, daß sie uns einen guten Einblick in die Kriegsgliederung der Seestreitkräfte unsrer westlichen Nachbarn gewähren und damit eine Übersicht schaffen, wie sie uns hinsichtlich der Armee, wie wir gesehen haben, leider nicht so vollständig zur Verfügung steht.

Der leitende Gedanke dieser Maßnahmen ist dabei augenscheinlich gegeben durch die Erwägung, daß Frankreich sich eines Angriffes von englischer Seite nicht mehr zu versehen hat und daher starken maritimen Schutz im Norden nicht mehr bedarf. In Rücksicht dieses Umstandes und der sich daraus ergebenden Konsequenzen ist der Schwerpunkt der französischen Flotte in das Mittelmeer verlegt worden, also an dieselbe Stelle, die sich auf Anordnung der britischen Admiralität zu Beginn des vorigen Jahres eine Schwächung zugunsten der englischen Kanal- und Nordseegeschwader hat gefallen lassen müssen. Ins Praktische übersetzt bedeutet die jetzige Verteilung der französischen Flotte insofern eine ganz außerordentlich taktische Verbesserung, als an Stelle der beiden Hauptgeschwader, die jedes für sich im Falle eines Krieges nicht stark genug gewesen wäre, um einen der wahrscheinlichsten Gegner im Mittelmeere oder in der Nordsee mit einiger Aussicht auf Erfolg zu begegnen, im wesentlichen eine einzige große Schlachtflotte treten wird. Zwar werden auch in Zukunft noch zwei getrennte Gruppen von Schiffen im Norden und im Mittelländischen Meere bestehen bleiben, aber sowohl der Zahl wie der Beschaffenheit nach wird die erste Gruppe im Vergleich zu der letzteren nur einen geringen militärischen Wert haben. Denn zum Mittelmeergeschwader gehören nunmehr ein aus den 6 neuesten Linienschiffen und 3 Panzerkreuzern zusammengesetztes I. Geschwader und ein II. Geschwader, das aus 6 älteren Linienschiffen und 3 Panzerkreuzern gebildet ist. Demgegenüber ist das Nordgeschwader nur aus 2 Divisionen von je 3 Panzerkreuzern zusammengesetzt.

Es ist natürlich, daß diese enge Versammlung und Vereinigung so zahlreichen Schiffsmaterials in den europäischen Gewässern eine Verminderung der Geschwader in den andern Meeren zur Folge haben mußte. Der Oberste Marinerat glaubte sich aber zu dieser Maßnahme um so eher verstehen zu dürfen, als diese Verschiebung und Verteilung der gesamten Seestreitkräfte zugunsten der europäischen Geschwader einer schnelleren Bereitstellung der Hauptbestandteile im Mobilmachungsfall sehr zugute kommen muß, und zudem die Interessen und der Schutz der Kolonien durch den Ausbau der lokalen Verteidigung im Verein mit den nach dort detachierten Schiffen völlig ausreichend wahrgenommen resp. gewährleistet erscheinen. In politischen Kreisen Frankreichs stimmt man in dieser Beziehung mit den Ansichten des Obersten Marinerates nicht ganz überein und sieht in der Herabsetzung der maritimen Vertretung Frankreichs im fernen Osten eine Schwächung, die unter Umständen zu einer ernsten Gefahr werden könne.

Streng zu scheiden von der Organisation und den Befugnissen des Obersten Marinerates ist die Einrichtung des dem Generalstabe der Armee entsprechenden Admiralstabes, der in drei Sektionen geteilt ist. Seine heutige Gestaltung datiert

erst aus dem Jahre 1902, als durch Dekret des Präsidenten der Republik ausgesprochen wurde, daß der Chef des Admiralstabes nach Möglichkeit von allen Personal-, Verwaltungs- und Schiffbau-Angelegenheiten entlastet werden müsse, damit er sich ausschließlich seinen Hauptaufgaben militärischer Natur und der allzeitigen Kriegsbereitschaft der Flotte zuwenden könne.

Als im Jahre 1892 die Stellung eines Chefs des Admiralstabes geschaffen wurde, um auch für die Kriegsbereitschaft der Flotte eine von den politischen Strömungen unabhängige Persönlichkeit dauernd an der Spitze zu haben, da übertrug man dieser nicht nur alle Arbeiten, die sich auf die Mobilmachung usw. bezogen, sondern man machte den Stabschef auch zum Leiter sämtlicher Bureaus des Marineministeriums und zum Vorgesetzten des gesamten Marinepersonals. In richtiger Erkenntnis von der Überbürdung seines Stabschefs und von der Unmöglichkeit, daß derselbe sich den Arbeiten, die Schlagfertigkeit der Flotte betreffend, in vollem Umfange widmen konnte, veranlaßte der damalige Marineminister, M. de Lanessan, unterm 18. Juli 1899 ein Dekret, durch das der Chef des Admiralstabes aufhörte, Vorstand des Militärkabinetts des Ministers und verantwortlicher Vorgesetzter sämtlicher Bureaus des Ministeriums zu sein. Der Minister war jedoch immer mehr zu der Ansicht gekommen, daß die Bestimmungen des vorgenannten Dekrets noch lange nicht ausreichend seien, um dem Chef des Admiralstabes diejenige Arbeitsentlastung zu schaffen, die dieser für sein wichtigstes und eigentlichstes Ressort benötigt. Er veranlaßte daher 1902 jenes Dekret, durch das seinem Stabschef alle die Funktionen genommen wurden, die ihn in engsten und oft entscheidenden Zusammenhang mit Personal- und Schiffbau-Angelegenheiten gebracht hatten, und beließ ihm nur als Vorgesetztem die Abteilungen, mit denen er zur Bearbeitung der Mobilmachung, der verschiedenen Kriegstheater und der fremden Seemächte unmittelbar zu tun haben mußte. Gleichzeitig wurde verfügt, daß dem Chef des Admiralstabes von allen übrigen Bureaus nach wie vor diejenigen Projekte und Beschlüsse zur Unterschrift vorzulegen seien, die von militärischem Interesse für seine Tätigkeit sein könnten. Ferner soll er über alle Personalangelegenheiten unterrichtet werden; er erhielt die Berechtigung, von sämtlichen Abteilungen des Ministeriums diejenigen Informationen einzufordern, die ihm für seine Arbeiten wissenswert und notwendig erscheinen, und nimmt mit beratender Stimme an allen Komitee- und Ausschußsitzungen teil, bei denen es sich um militärische Angelegenheiten handelt. Endlich hat der Chef des Admiralstabes mit seinem Visum diejenigen Angelegenheiten und Vorgänge zu unterzeichnen, die entweder zu Beratungssitzungen gebraucht oder den Baubureaus zurückgereicht werden, und Kenntnis zu nehmen von allen Ministerratsbeschlüssen und Tagesbefehlen, die der Marineminister erläßt. Chef des Admiralstabes ist zurzeit Vizeadmiral Touchard.

Wir haben versucht, in diesen Zeilen ein möglichst erschöpfendes Bild von den großen Gesichtspunkten und den einschlägigen Organisationen zu geben, mit denen gegenwärtig die wichtigsten militärischen Fragen bei unsern westlichen Nachbarn geleitet werden. Können wir auch mit manchen dieser Prinzipien und Einrichtungen nicht übereinstimmen und uns namentlich nicht mit den wechselnden Grundsätzen befreunden, nach denen die jedesmalige Wahl der politischen Kriegs- und Marineminister erfolgt, und erscheinen uns auch manche der noch vorhandenen „Conseils“ und „Comités“ als ein etwas komplizierter Apparat für die Ausübung der militärischen Kommandogewalt, so müssen wir doch anderseits anerkennen, daß die neuesten Reformen hinsichtlich der obersten Heeresleitung und die Maßnahmen der höchsten Marineinstanzen einen entschiedenen Fortschritt bedeuten, wodurch das militärische Frankreich allmählich eine Bedeutung gewonnen hat, die wir nicht gering bewerten dürfen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Die Zusammenkunft in Reval zwischen dem Könige von England und dem Zaren hat einen schweren Druck auf die politische Stimmung ausgeübt und überall eine unbehagliche, unbestimmte Unruhe verbreitet. Nicht sowohl wegen der Beratungen und Beschlüsse, die dort gefaßt worden sind, als wegen der Vermutungen und Befürchtungen, die sich daran knüpften. Die allgemeine Nervosität, unterstützt von dem wirtschaftlichen Niedergang der Industrie, sieht in der Annäherung zwischen England, Rußland und Frankreich die gefährlichen Keime eines unvermeidlichen Zusammenstoßes dieser Mächte mit Deutschland. Die Verhandlungen Englands und Rußlands über Persien und Mazedonien bergen an sich gewiß kein Moment politischer Gegnerschaft wider Deutschland in sich. Mit den persischen Wirren und der Zukunft dieses Landes hat Deutschland nichts zu tun, und selbst die Möglichkeit, daß die europäischen Mächte wegen der russisch-englischen Vorschläge über Mazedonien feindlich auseinandergehen könnten, ist mehr eine Ausgeburt der Angst als der Wirklichkeit der Verhältnisse. Alle Reformvorschläge über diese Provinz sind bisher nicht an dem heimlichen Widerstand der Pforte, der angeblich von Deutschland unterstützt werden soll, sondern an den Gegensätzen innerhalb der Bevölkerung Mazedoniens gescheitert. Auch wenn nach den englischen Vorschlägen ein christlicher Gouverneur mit unbeschränkten Vollmachten ernannt und die Herrschaft des Sultans auf das geringste Maß eingeschränkt würde, blieben die Dinge doch auf demselben Fleck wie jetzt. Denn für die Bulgaren und Griechen, die Serben und Kutzo-Walachen handelt es sich längst nicht mehr um die Befreiung Mazedoniens von dem türkischen Joche, sondern um die Herrschaft je ihres Volkstums und ihrer Kirche im Lande. Die bulgarischen Bandenführer haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß der Aufstand die Verbindung Mazedoniens mit Bulgarien herbeiführen solle. Daraus ist der Kampf aller gegen alle entstanden. Wenn Europa der Pforte nicht gestattet hat, durch Gewaltmaßregeln die Ordnung in Mazedonien aufrechtzuerhalten, so haben seine Reformen den Frieden ebensowenig hergestellt: die Bevölkerung, vom gegenseitigen Hasse widereinander erfüllt, im Bann des Schreckens und der Blutrache, verlangt gar nicht danach, sie will die Befriedigung ihrer nationalen Herrschaftsgelüste, nicht Verwaltungsreformen. Die Mehrheit der friedlich Gesinnten würde die starke Hand segnen, die das Bandenunwesen mit einigen kräftigen Schlägen unterdrückte, auch wenn sie eine türkische wäre. Ob die englisch-russischen Vorschläge das Allheilmittel enthalten, muß die nächste Zukunft lehren: eine Einigung der Mächte wird zweifellos darüber zustande kommen, und der Widerspruch und die Zögerungspolitik der Pforte wie noch immer gebrochen werden. Zu einem europäischen Konflikt besitzen diese Dinge nicht die Kraft, aber natürlich vermehren die Betrachtungen, Hypothesen und Mutmaßungen, welche die erregte öffentliche Meinung darüber anstellt, das Unbehagen. Die Vorstellung, daß es, weniger aus politischen als aus wirtschaftlichen und Handels-

interessen, über kurz oder lang zu einem Zusammenstoß zwischen England und Deutschland kommen müsse, ist durch die Minierarbeit der Schürer und Hetzer seit Jahren zu einer Art Dogma geworden und wirkt für viele als solches mit hypnotischer Unwiderstehlichkeit. In diesem Kampfe braucht England, trotz der Überlegenheit seiner Flotte, eines Heeres auf dem Festlande und hofft dies Heer in Rußland und Frankreich zu finden, um so mehr, da die englische Territorialarmee, in der ihr Vater, der Kriegsminister Haldane, den unerschöpflichen Born für die Feldarmee zu sehen glaubte, Fiasko gemacht hat. Seine erste Verheißung, ein Volksheer von 800 000 Mann aufstellen zu können, hatte er freilich längst aufgeben müssen, aber er hatte doch gehofft, bis zum 30. Juni 315 000 Freiwillige in einer zehnmonatlichen Werbearbeit zusammenzubringen. Schließlich aber haben sich nur 160 000 Rekruten gemeldet, trotzdem ihnen gestattet wurde, sich statt auf vier Jahre, wie im Gesetz vorgeschrieben war, vorläufig nur auf ein Jahr anwerben zu lassen. In einer Versammlung der Liga für nationale Wehrpflicht betonte denn auch der greise Feldmarschall Lord Roberts nicht ohne ein gewisses Triumphgefühl, denn er hatte von Anfang an zu den Gegnern Haldanes gehört, den Mißerfolg des Unternehmens. Man begreift, daß unter so mißlichen Umständen die streitbaren Politiker Englands sich wie zur Zeit der Revolution und Napoleons eifrig nach festländischen Heeren umsehen, die ihre Pläne verfechten und Englands Schlachten schlagen sollen. Die Einigung zwischen Rußland, England und Frankreich bildet darum, so wenig sie auch zurzeit eine kriegerische Seite anschlägt, für besorgte Gemüter die Wetterwolke am Horizonte.

Inzwischen aber scheinen England und Rußland auf ihrem eigensten Felde in Asien genügend Arbeit finden zu sollen: die Dinge in Persien haben eine kritische Wendung genommen. Trotz seiner wiederholten feierlichen Versicherungen ist der Schah Mohamed Ali Mirza niemals ein Freund der Verfassung und der parlamentarischen Einrichtungen gewesen. Seit seiner Thronbesteigung hat es denn auch nicht an Gegensätzen und Zusammenstößen mit der Volksvertretung gefehlt. Zwar wurden sie immer wieder beigelegt, aber in den letzten Wochen hatten sich die Feindseligkeiten der Parteien auf das äußerste verschärft. In zügelloser Sprache forderten die revolutionären Zeitungen und Volksredner zur Absetzung des Schahs auf. Eine dynastische Verschwörung des Prinzen Zill es Saltaneh, eines Oheims des Schahs, der mit den Parteiführern im Einvernehmen stand, bestimmte den Schah, der sich in Teheran nicht mehr sicher fühlte, Anfang Juni die Stadt zu verlassen und sich nach dem Sommerpalast Baghschah zurückzuziehen. In dem weiten Park wurde ein Lager für eine Streitmacht geschaffen, die sich von Tag zu Tag vermehrte, und deren Kern, die persische Kosakenbrigade unter der Führung des Obersten Liakhoff und andrer russischen Offiziere, bei einem Kampfe gegen die ungeordneten Volksmassen dem Schah von vornherein die Überlegenheit verhieß. Als die politischen Klubs nach dem Abzug des Schahs sich des Arsenals und des Schatzes bemächtigten, um sich ihrerseits zu rüsten, fanden sie beide leer. Am 21. Juni ließ der Schah ein Ultimatum an das Parlament ergehen. Er forderte eine Garantie für die Sicherheit seiner Person und der Dynastie und eine Zügelung der Presse und der Klubs, die Trennung zwischen der legislativen und der exekutiven Gewalt, den Oberbefehl über die Armee und die Auslieferung von fünf Mitgliedern des Parlaments, den Führern der Umsturzpartei. Wegen der Ablehnung dieser Forderung brach der Kampf aus. In der Frühe des 23. Juni wurden das Parlamentsgebäude und die in der Nähe desselben gelegene Moschee von Kosaken umstellt. Die Klubs eröffneten den Kampf, indem sie von den Dächern auf die Truppen schossen. Diese erhielten um neun Uhr Verstärkungen aus dem Lager des Schahs und bombardierten das Parlament und die Moschee. Nach wenigen Stunden waren die Truppen Sieger, die Mitglieder des Parlaments suchten sich flüchtend nach der englischen und französischen Gesandtschaft zu retten. Seitdem herrscht das Schreckensregiment in Teheran. Nach einer vorher entworfenen Proskriptionsliste läßt der Schah die Häuser seiner Gegner plündern und zerstören.

Mehrere Volksredner und Journalisten wurden gehenkt. Den unumschränkten Befehl in der Stadt führt der Kosakenoberst Laikhoff; er hat die Basare gezwungen, offen zu bleiben, obgleich es keine Käufer gibt. In der großen nördlichen Handelsstadt Persiens, Täbis, tobt der Streit der Parteien in derselben Weise mit Schießen, Brennen und Morden seit einer Reihe von Tagen. Über das ganze Land ist der Belagerungszustand verhängt worden, und unter der Wucht des Schreckens nimmt die Zahl der Anhänger des Schahs zu, aber zugleich wächst die Erbitterung in den Massen, denn niemand vertraut dem Versprechen des Schahs, zum Oktober eine neue parlamentarische Versammlung berufen zu wollen. Die europäischen Gesandtschaften haben sich bisher passiv verhalten. Sie ließen dem Obersten Liakhoff erklären, daß sie sich in die inneren Angelegenheiten Persiens nicht einmischen würden, daß sie aber die unausgesetzten Plünderungen und die Ermordungen von Unschuldigen auf das tiefste bedauerten und verurteilten. Auf die Dauer werden sich England und Rußland freilich schon ihrer Handelsinteressen wegen einer Intervention nicht enthalten können. Um so weniger, da auch die Grenzstreitigkeiten zwischen der Türkei und Persien noch immer nicht ausgeglichen sind, und die Türkei bisher nur durch den Einfluß Rußlands davon abgehalten wurde, die strittigen Gebiete zu besetzen. Als sich England und Rußland über die Abgrenzung ihrer wirtschaftlichen Machtsphären in Persien im vergangenen Jahre einigten, fand das Abkommen die allgemeine Zustimmung, weil man darin eine Bürgschaft nicht nur für den Frieden zwischen Rußland und England, sondern auch für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der Verfassung sah. Die phantastischen Hoffnungen, die sich an den Aufschwung Persiens knüpften, erhielten in dieser Einigung zwischen den beiden Mächten, deren Eifersucht für die Entwicklung Persiens so lange verderblich gewesen war, gleichsam die reale Grundlage. Die durch die jüngsten Ereignisse hervorgerufene Enttäuschung wirkt um so peinlicher, da der Verdacht sich regt, daß gerade die Einflüsterungen der russischen Offiziere den Schah zu seinem Staatsstreich ermutigt hätten. Der Niedergang aller Geschäfte und die Zerrüttung der Staatsverwaltung sind seine unmittelbaren Folgen, und weiterhin dient er als Element der nationalen Gärung, die Afghanistan und Indien ergriffen hat: Grund genug für England, um diesen Dingen eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als der Schöpfung einer Territorialarmee und den Plänen des englisch-russisch-französischen Dreibundes.

Auch in Marokko entstehen den Franzosen immer neue Ungelegenheiten. In der Nacht vom 29. zum 30. Juni war ein Heerhaufe des Sultans Abdul Asis von Mazagan aufgebrochen, um sich der Stadt Azemmur auf dem Wege nach Marrakesch zu bemächtigen: er wurde aber von dem Kaid Muley Hafids, der in der Stadt befehligte, mit großem Verlust zurückgeschlagen und floh mit Zurücklassung seiner Kanonen. Daraufhin besetzte der General d'Amade die Stadt mit französischen Truppen und hißte die französische Fahne auf dem Regierungsgebäude; der Kaid Muley Hafids hatte Azemmur ohne Kampf aufgegeben und war mit Waffen und Lebensmittel über Rhamna nach Marrakesch zurückgegangen. Am 1. Juli trafen aus Mazagan sechzig marokkanische Polizisten unter dem französischen Instrukteur Sciard in Azemmur ein. Dies eigenmächtige Vorgehen des Generals d'Amade erregte bei der französischen Regierung in Paris unliebsame Überraschung: sie telegraphierte ihm ihre Mißbilligung und den Befehl, Azemmur wieder zu räumen. In der Deputiertenkammer kam es darüber am 7. Juli zu einer Auseinandersetzung zwischen Jaurès und dem Minister Pichon. Der unermüdliche Warner gegen alle abenteuerlichen Marokkopläne Jaurès warf der Regierung vor, der Schritt des Generals müsse den Anschein erwecken, als unterstütze Frankreich die Operationen des Sultans Abdul Asis. Pichon suchte den General zu verteidigen, der gefürchtet habe, daß von Azemmur aus Kriegsmunition in das kaum beruhigte Gebiet des Schaujas gesandt werde, und schloß mit der Versicherung, daß die Regierung ihrer bisherigen Politik und Neutralität treu bleibe. In Fez und im ganzen Innern befestigt sich indessen die Herrschaft Muley Hafids mehr und mehr: er hat die fremden Kaufleute aufgefordert, nach Fez zurückzu-

kehren und schreibt seinen Untertanen friedliches Verhalten gegen Christen und Juden vor. Aber seiner faktischen Herrschaft fehlt noch immer die rechtliche Anerkennung durch die europäischen Mächte, und die Anwesenheit der Franzosen in Udjida und Casablanca hindert eine wirkliche Beruhigung und eine Beendigung des Streites zwischen den beiden Brüdern. Abdul Asis wäre längst von seinen Anhängern in den Hafenstädten verlassen worden, wenn ihm die Franzosen nicht heimlich oder offen ihre Unterstützung gewährten.

Die Vereinigten Staaten stehen seit der Mitte des Juni unter dem Zeichen der Präsidentenwahl. Die republikanische Konvention tagte in Chicago am 16. Juni, die demokratische am 7. Juli in Denver im Staate Colorado zur Ernennung der Kandidaten der Partei für das Amt des Präsidenten und des Vizepräsidenten der Union. Als Kandidat der Republikaner galt der Kriegssekretär William Howard Taft seit langem: in den letzten Monaten hatte er, im Lande umherreisend, eine energische Werbung betrieben, aber trotzdem wollte niemand recht an seine Wahl glauben. Die Meinung, in dem Schwanken der Wähler zwischen den verschiedenen Kandidaten würde plötzlich der Name Roosevelt ausgerufen und er in einem Ausbruch des Enthusiasmus von dem Konvent einstimmig, trotzdem er seine Wiederwahl abgelehnt hatte, zum Kandidaten der Partei für einen dritten Regierungstermin ernannt werden, war überall verbreitet: die Anhänger Tafts wurden zum großen Teile für verkappte Roosevelt-Männer gehalten, die bei der ersten Gelegenheit abschwenken würden. Statt dessen ging die Wahl Tafts glatt vonstatten. Als sein Name zum ersten Male von dem Staate Ohio nominiert wurde, gab es eine echt amerikanische Sturmszene. Fünfundzwanzig Minuten lang dauerten die Zurufe, das Schwingen der Fahnen und der Hüte und der Gesang patriotischer Lieder: Taft erhielt 702 Stimmen, seine Mitbewerber Hughes, Knox und Cannon brachten es nur auf einige sechzig Stimmen. Zum Vizepräsidenten ward James Sherman gewählt. Als Roosevelt die Meldung von Tafts Wahl erhielt, sagte er: „Man muß das Land hierzu beglückwünschen, ich glaube nicht, daß ein Mann gefunden werden könnte, der besser zu dem Amte des Präsidenten ausgerüstet wäre. Er ist frei von Furcht und ohne Sonderinteressen, ein Mann von aufrechter Gesinnung und besitzt eine genaue Kenntnis dessen, was der Nation nach innen und nach außen nottut." William Taft steht im einundfünfzigsten Lebensjahre, bis 1896 war er Richter und Professor der Jurisprudenz an der Universität seiner Vaterstadt Cincinnati. Der politischen Welt wurde er als erster Gouverneur der Philippinen von 1900—1904 bekannt, der Präsident McKinley übertrug ihm noch diese schwierige Aufgabe, die er zur Zufriedenheit der Amerikaner wie der Philippinos löste: dankbar nennen sie ihn noch heute „Vater Taft", trotzdem er ihnen die Fähigkeit zur Selbstverwaltung noch für Generationen abgesprochen hat. Roosevelt berief ihn 1904 als Kriegsminister in die Regierung. Seine Reisen durch die südamerikanischen Republiken bezweckten eine Annäherung des Nordens und des Südens, in China und in Japan trat er für die Friedfertigkeit der Vereinigten Staaten ein. Die Unterstützung seiner Kandidatur durch Roosevelt hat die amerikanischen Politiker an Shakespeares Lord Warwick in den Königsdramen erinnert, Roosevelt der Königsmacher ist ein Schlagwort aller amerikanischen Zeitungen geworden. Aber der Präsident Taft — vorausgesetzt, daß er den Sieg davon trägt — wird schon seines Temperaments wegen auf der Bühne der Welt eine ganz andre Figur als der genialische Roosevelt spielen. Nicht mit Unrecht gilt Taft den Magnaten der Trusts als eine konservative Persönlichkeit, von der sie eine Einstellung der Angriffe der Regierung auf die Gesellschaften erwarten. Sie besorgen von ihm die ungestümen Rücksichtslosigkeiten Roosevelts nicht. Das Programm der Republikaner enthält überdies die kühnen Vorschläge einer Erbschafts- und Einkommensteuer und einer Staatsaufsicht über die Gesellschaften, den Zwischenhandel und die Eisenbahntarife aus Roosevelts letzter Botschaft nicht mehr. Die Demokraten spotten über diesen Rückzug der Republikaner, aber die wirtschaftliche Krisis, die seit dem Oktober des vergangenen Jahres die Vereinigten Staaten heimsucht, zwingt

die verständigen Politiker zur Mäßigung sowohl in den kriegerischen Rüstungen wie in der inneren Gesetzgebung. Das Land verträgt eben die Gewaltkuren Roosevelts nicht und gießt Wasser in den Wein des Imperialismus. Eine Präsidentschaft Tafts würde eine Durchschnittspräsidentur sein, ohne impulsiven Charakter und Diktaturgelüste. Darin liegt ihre Hauptstärke, eine Milderung des schutzzöllnerischen Tarifs, Handelsverträge auf der Grundlage des gegenseitigen Entgegenkommens, wären allen, Republikanern wie Demokraten, erwünscht. Zwar haben die Wortführer der Neger erklärt, nicht für Taft stimmen zu wollen, da er das Negerelement in der Armee der Vereinigten Staaten einzuschränken sucht, aber die Masse der Farbigen wird darum nicht in das Lager der Demokraten abziehen.

Demgegenüber hat die demokratische Partei einen schweren Stand. Durch drei Termine, seit 1896, ist sie von der Regierung ausgeschlossen gewesen. Die Präsidentschaften McKinleys und Roosevelts haben der Union eine Weltstellung ohnegleichen verschafft: die Rückwirkung auf die Stimmung gerade der unpolitischen Volkskreise konnte nicht ausbleiben, die Atmosphäre ist republikanisch durchsetzt. Dabei fehlt es den Demokraten an einem allgemein anerkannten Führer: ihr theoretisches Haupt, Grover Cleveland, der, wenn er sich auch praktisch nicht mehr an der politischen Bewegung beteiligte, doch noch die Autorität des Alters und der Erfahrung einzusetzen hatte, ist am 24. Juni gestorben, und die Leitung der Partei ausschließlich den politischen Machern zugefallen. Noch immer erscheint der „Silbermann" Bryan aus Nebraska, der zuerst vor vierzehn Jahren als ihr Kandidat gegen McKinley aufgestellt wurde, als ihr hervorragendster Führer. Als auf dem demokratischen Konvent, der in Denver vom 7. bis zum 10. Juli zusammen und von zwölftausend Menschen besucht war, Fahnen mit seinem Bildnis im Festzuge umhergetragen wurden, begrüßte sie die Menge mit stürmischen Zurufen, und die Versammlung der Wähler ernannte ihn mit der überwältigenden Mehrheit von 892 Stimmen zum Präsidentschaftskandidaten der demokratischen Partei, John Kern aus Indianopolis zum Vizepräsidenten. Das Programm der Partei sieht in erster Linie eine Ermäßigung des bestehenden Tarifs vor: die ausländischen Waren, die mit den Erzeugnissen der unter Aufsicht stehenden Trusts konkurrieren, sollten zollfrei sein.

In der deutschen Politik ist nach der Bewegung der preußischen Landtagswahlen der sommerliche Friede eingetreten. Nicht ohne die leidigen Betrachtungen und gegenseitigen Anklagen der Parteien über den Ausgang dieser Wahlen, die um so begründeter waren, als die Uneinigkeit der bürgerlichen Parteien noch zuletzt in einer Stichwahl im 12. Berliner Bezirk den Sozialdemokraten einen unerwarteten Sieg und einen siebenten Platz im Abgeordnetenhause verschafft hatte. Zu einer kurzen Geschäftssitzung war der neue Landtag vom 26. bis zum 30. Juni versammelt: das Abgeordnetenhaus hat sich konstituiert und sein altes Präsidium aus den Konservativen, dem Zentrum und den Nationalliberalen wiedergewählt, auch zum äußeren Beweise, daß trotz des Eintritts der sieben Genossen in das Hohe Haus alles beim alten geblieben ist. Ein Lichtpunkt in dem grauen Bilde der deutschen Zustände ist das Luftschiff des Grafen Zeppelin, das von dem unermüdlichen Eifer seines Erfinders der Vollkommenheit immer näher gebracht wird. Er hat in den letzten Wochen wieder mit ihm verschiedene gelungene Aufstiege und Fahrten um den Bodensee gemacht. Auf einer derselben fuhren der König und die Königin von Württemberg mit ihm. Der französische Luftschiffer, der Graf de la Vaulx, erklärt das Luftschiff Zeppelins für einen ausgezeichneten Kreuzer, der alle französischen Rekords geschlagen habe. Graf Zeppelin hat unter den herzlichsten Begrüßungen von allen Seiten am 8. Juli seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert und rüstet sich zu neuen Versuchen. Seine geniale Erfindung hat dem Ruhmeskranz deutscher Wissenschaft und Technik ein neues Blatt zugefügt und die Eroberung der Luft durch den Menschen eröffnet.

Literarische Rundschau.

Carl Justi.

Miscellaneen aus drei Jahrhunderten spanischen Kunstlebens. Von Carl Justi. Erster Band. Mit 85 Abbildungen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1908.

Der Altmeister kunstgeschichtlicher Forschung in Deutschland hat in diesem Bande eine Reihe von Aufsätzen zusammengestellt, die seit Jahren in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienen waren. Einiges ist darin auf Grund neuerer Untersuchungen verändert und auf den heutigen Stand der Wissenschaft gebracht worden. Der Name des Verfassers bürgt allein schon für den wissenschaftlichen Wert und die literarische Qualität der Publikation. Für eine vortreffliche Ausstattung und gute Illustrierung hat der Verlag Sorge getragen.

Justi hat die Abschnitte, deren Themen sich auf das 15. und 16. Jahrhundert beziehen, nach der Entstehungszeit der Kunstwerke annähernd chronologisch geordnet. Wie er in dem Vorwort bemerkt, sind sie bei verschiedenen Anlässen entstanden und bezwecken in ihrer Zusammenstellung hier nicht den Gang einer historischen Entwicklung vorzuzeichnen. Jeder ist ein Ganzes für sich, und man darf wohl sagen ein kleines Kunstwerk. Und doch spinnen sich Fäden hinüber und herüber, so daß dem, der die gesamte Folge überschaut, tiefe Einblicke in den Werdegang der spanischen Kunst gewährt werden.

Vorwiegend sind es Werke fremder Künstler, die zur Besprechung kommen. Spanien hat in jenen Zeiten einen großen Teil seiner Kunstschöpfungen mit ausländischen Kräften bestritten. Es war damals wohl das internationalste Kunstgebiet Europas. Ein nationaler Grundcharakter blieb jedoch gewahrt. Die zugewanderten Meister wußten sich den Wünschen und Geschmacksrichtungen ihrer Auftraggeber vielfach anzupassen. Deutsche, Italiener und Niederländer haben vornehmlich in das Kunstschaffen Spaniens eingegriffen. Und indem einheimische Probleme erörtert werden, stellen sich zugleich mannigfache Anknüpfungspunkte und Berührungen mit auswärtigen Kunstgebieten ein. Man bewegt sich immer auf der Weltbühne. Die Deutschen und Niederländer treten hauptsächlich als Vertreter der Gotik auf; die Italiener erscheinen als Pioniere ihres eigensten Kunststils, der Renaissance.

Wir werden zuerst an die Kathedrale von Burgos geführt, für die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts der Deutsche Hans von Cöln tätig war. Er gab dem im mittelfranzösischen Stil des 13. Jahrhunderts errichteten machtvollsten Kirchenbau Spaniens seine Türme. Mitglieder seiner Familie und Nachkommen — sie hießen de Colonia — blieben mit der Kathedrale und dem künstlerischen Schaffen in Burgos eng verknüpft. Daß solche Generationen hispanisierter Ausländer in dem Kunstleben

eine Rolle spielen, tritt hier nicht vereinzelt auf. Die Familie der Arphe, der ein andrer Abschnitt gewidmet ist, stammt auch aus dem Norden. In ihr war das Goldschmiedehandwerk erblich. Mit ihrem Namen sind die jedem kunstfreundlichen Besucher Spaniens bekannten reich und kunstvoll verzierten Kustodien (Reliquienbehälter) eng verknüpft. Als Bahnbrecher für den Italianismus wird Don Pedro de Mendoza, „der große Kardinal von Spanien", eingeführt, der durch Errichtung von Bauten in Valladolid und Toledo sowie durch sein in reinster toskanischer Frührenaissance aufgeführtes Marmorgrabmal in der Kathedrale von Toledo dem neuen Stil kräftigen Vorschub leistete. Und dann zieht eine Reihe von Bildhauern und Architekten, die die obra al romano einbürgerten, an uns vorüber. Bartolomé Ordoñez aus Burgos sehen wir in enger Verbindung mit Italien. Er siedelt ganz nach Carrara über, um eine Anzahl großer Skulpturaufträge auszuführen, und beschließt dort auch seine Tage. Eins seiner Hauptwerke ist das Grabdenkmal Philipps des Schönen und seiner Gemahlin in der Capilla real zu Granada, während das ihm früher zugeschriebene Marmorgrab Ferdinands und Isabellas an gleicher Stelle von Justi als Arbeit des Italieners Domenico Fancelli nachgewiesen wird. Welch eine Fülle italienischer Bildhauer hat sich in Spanien eine Stellung zu schaffen gewußt! Da sind es vor allem die Lombarden, die seit alten Zeiten auch schon ihr ganzes Heimatland mit Marmorskulptoren versehen haben. Die Gazini und Aprile finden in Sevilla reiche Beschäftigung. In gemeinsamer Arbeit mit Pace Gazini treffen wir seinen Oheim, Antonio Tamagnini, der durch die köstliche Marmorbüste des vornehmen Genuesen Acellino Salvago im Kaiser-Friedrich-Museum bei uns besonders bekannt ist. Wir sehen, wie der Stil dieser Bildhauer aus der lombardischen Kunst herauserwächst, und alle Fäden, die zwischen Spanien und der Heimat hin und her laufen, werden von Justi aufgedeckt. Unter den Italienern erscheint auch der florentinische Bildhauer Pietro Torrigiano, der mit dem Brandmal der Untat, dem jungen Michelangelo die Nase eingeschlagen und ihn für sein ganzes Leben verunstaltet zu haben, durch die Kunstgeschichte geschleift wurde. Dieser Frevel wurde sein Verhängnis und der Grund zu einem unsteten Wanderleben in England und Spanien. Er endigte schließlich als Opfer der spanischen Inquisition — wieder infolge einer unüberlegten Zornesaufwallung. Der Verfasser verfolgt mit Sympathie die Schicksale dieses unglücklichen Verstoßenen. Er weiß ihn uns psychologisch nahezubringen. An seinen Königsgräbern der Westminsterabtei und spanischen Werken schildert er ihn als bedeutenden Künstler. Es ist wohl einer der fesselndsten Aufsätze der Serie. Der Renaissance in Granada sind zwei Abschnitte gewidmet. Auf Karls V. Geheiß entsteht neben der Alhambra der Kaiserpalast im Stil italienischer Hochrenaissance. Ein Spanier, Machuca, hat ihn entworfen; der Genuese Niccolo da Corte war an dem plastischen Schmuck der Hauptbeteiligte. Durch Diego Siloe erhält Spanien dann seinen bedeutsamsten Kirchenbau der Renaissance, die über dem alten gotischen Grundriß errichtete Kathedrale von Granada. Wie die Arbeit von Baumeistern und Bildhauern ineinandergreift, wie der neue Stil, auf spanische Verhältnisse zugeschnitten, sich nach und nach Geltung verschafft und die Reste der durch jene phantastische Mischung gotischer und maurischer Elemente gekennzeichneten mittelalterlichen Kunst verdrängt, gestaltet sich vor den Augen des Lesers zu lebensvollen Bildern. Der letzte Artikel behandelt die altflandrische Malerei in Spanien. Seit den Tagen der van Eyck zogen niederländische Maler nach Spanien, oder sie erhielten Bestellungen von daher. Es sind die größten Namen darunter: Jan van Eyck selbst, der Meister von Flémalle, Dierick Bouts, Memling, Gerard David, Quentin Massys. Justi geht von den in Spanien erhaltenen flandrischen Bildern aus und knüpft daran seine Betrachtungen. Die Beziehungen zwischen spanischer und niederländischer Malerei werden zum Teil enge und von den spanischen Fürsten begünstigt. Vlamen hispanisieren sich, Spanier studieren den neuen flandrischen Stil. Am Eingang steht das Altarwerk des Kataloniers Luis Dalmau in Barzelona, schon im Jahre 1443 ganz nach dem Muster des Jan van Eyck gemalt.

Von dem reichen Inhalt des Buches konnte hier ja nur weniges flüchtig berührt werden. Die Kunstfreunde werden in eine Welt geführt, die den meisten, die Spanien nicht kennen, wohl ziemlich fremd sein dürfte. Aber es wird immer an Bekanntes angeknüpft und das Interesse dadurch für jeden rege gehalten. Und wer ließe sich nicht von einem Erzähler wie Justi gern durch diese Gebiete führen! Er beschränkt sich nicht auf eine bloße Analyse der Kunstwerke. Für seine Betrachtung besteht das Kunstwerk nicht nur in seiner ästhetischen Abgeschlossenheit. Er geht all den Wegen nach, die es mit der Kultur der Zeit, mit seinen Schöpfern und Bestellern verknüpfen. Neben dem kunstgeschichtlichen und ästhetischen Wert des Denkmals interessieren ihn die beteiligten menschlichen Personen, und er sucht sie dem Leser möglichst anschaulich zu machen. Manches Biographische spielt hinein. Menschen und Werke werden im Fluß der Ereignisse in epischer Breite an uns vorübergeführt. Es ist kein Zufall, daß Justis Hauptwerke führenden Persönlichkeiten gewidmet sind: Winckelmann, Velasquez, Michelangelo. Er ist ein tiefgründiger Psychologe wie wenige. Seine Absicht ist also eine sehr umfassende, indem immer auch auf den Zusammenhang des Kunstwerkes mit seiner Umgebung und den treibenden Kräften, die zu seiner Entstehung führten, Gewicht gelegt ist. Ein bloßes antiquarisches Interesse gibt zu manchen Erörterungen Veranlassung. Worin für Justi bei der Abfassung der Artikel die Anregung lag, hat er in dem Vorwort ausgesprochen: „abgesehen von ihrer etwaigen Bedeutung für eine problematische geschichtliche Entwicklung, doch mehr in der entdeckten Gelegenheit, ein Stückchen Vergangenheit lebendig zu machen, zu sehen, wie es einst zugegangen ist."

Neben ihrer sachlichen Bedeutung haben die Aufsätze ihren Wert als literarische Kunstwerke. Der Stil hat zum Teil etwas von der Grandezza und Überlegenheit spanischen Wesens. In jedem Abschnitt wird durch kunstvollen Aufbau das Interesse des Lesers in Spannung gehalten. Daß es an geistvollen Sentenzen allgemeiner Art nicht fehlt, ist bei einem Buch von Justi selbstverständlich. Man hat Gelegenheit, zu verfolgen, wie dieser Meister des Wortes den kompliziertesten künstlerischen Gebilden sprachlich in der Beschreibung beizukommen weiß. Bewunderungswürdig tritt uns das z. B. bei der Besprechung der Kustodien der Arphe entgegen, wenn er vor dem Leser diese turmförmigen Meisterwerke der Goldschmiedekunst mit ihren Fialen, Bogen, Kreuzblumen, krönenden Figuren aufbaut.

Die Freude, die der Verfasser durch die Veröffentlichung dieser Sammlung den Freunden der Kunst und seiner literarischen Tätigkeit bereitet hat, wird noch gesteigert durch die Erwartung eines zweiten Bandes, dessen Erscheinen für bald in Aussicht gestellt ist.

Werner Weisbach.

Friedrich Tieck.

Friedrich Tieck. Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte im Zeitalter Goethes und der Romantik. Von Edmund Hildebrandt. Mit 17 Abbildungen auf 10 Tafeln. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1906.

Diese Monographie über den Klassizisten Friedrich Tieck, den Bruder Ludwig Tiecks, ist die Fortführung der 1898 erschienenen Doktorschrift des Verfassers, die er jetzt zwar selbst als erledigt erklärt, die man aber doch nicht ohne gewissen Nutzen zur Vergleichung heranziehen wird, weil sie lehrt, welche Umwertungen nicht der Dinge, aber der Persönlichkeiten in der Zwischenzeit eingetreten sind; die Doktorschrift (S. 83 f.) erklärt, daß Karl Frey dazu die Anregung und Herman Grimm das liebevolle Interesse gab. Es war gewiß ein guter Gedanke, die überzahlreichen Dokumente, gedruckte und ungedruckte, über Friedrich Tiecks Leben und Kunst zusammenzufassen und einheitlich darzustellen. Die Monographie verfolgt also den Entwicklungsgang Tiecks durch seine Jugendjahre in Berlin, Paris, Weimar; durch seine Wanderjahre in Rom, München, Schweiz, woran sich der siebenjährige Aufenthalt in Carrara schloß; dann durch die Berliner Jahrzehnte seines reifen Mannesalters, bis zu dem im 75. Lebensjahre 1851 erfolgten Tode. Briefe und andre Dokumente sind im Wortlaute in einen Anhang verwiesen. Es mag mit an dem Materiale liegen, daß die Schrift im ganzen mehr literarhistorisch als kunsthistorisch angelegt ist und wirkt. Mögen nun auch für die spätere Lebenszeit noch allerlei Nachträge von den verschiedensten Seiten her gebracht werden können, ohne daß sich das Lebensbild Tiecks wesentlich ändern dürfte, so mußte doch für seine künstlerische Tätigkeit und Entwicklung unter den Augen Goethes ganze Arbeit geleistet werden. Es fehlt aber z. B. die wichtige Tatsache, daß der junge Tieck auf der siebenten Weimarischen Kunstausstellung vom Jahre 1805 ausgestellt hat, und zwar deswegen, weil der Verfasser den großen Bericht über diese Ausstellung, der mit der Unterfertigung „J. W. v. Goethe, im Namen der vereinigten Kunstfreunde." und mit der Datierung „Weimar, d. 1. Januar 1806." in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung 1806 steht, nicht im Original gelesen hat; denn die Goethe-Ausgaben, z. B. die Hempelsche 28, 794 und die Weimarische 48, 79 (die letztere hat gegen das Original auf einer nur halbbedruckten Seite zehn Ungenauigkeiten!), bringen nur die Eingangs- und Schlußsätze, nicht den Bericht selber. Aber was enthält dieser Bericht nicht Wichtiges für Tieck! Die Monographie weiß von Tiecks früher Herder-Büste (S. 53 A.) aus Meusels Archiv. Aber die Büste in Gips befand sich auf der Weimarischen Ausstellung 1805, und der von Goethe gebilligte und offiziell vertretene, dem Kunstmeyer zugehörige Bericht sagt über sie: „Herder, Büste von Tieck. Allemal ist es eine schwierige Aufgabe für den Künstler, wenn er verstorbene Personen als noch lebend im Bildnis darstellen soll, gesetzt auch, er habe dazu das Hilfsmittel einer vom Leichnam abgegossenen Maske, und etwa noch ein von einem andern Künstler in andrer Art verfertigtes Porträt. Sie werden ihn doch niemals für das Entbehren der lebendigen Natur schadlos halten. Kunstwerke dieser Art verdienen daher mit mehr Milde als andre beurteilt zu werden, und sonach können wir auch das gegenwärtige Brustbild für eine löbliche Arbeit achten. Denn die Ähnlichkeit desselben mit dem seligen Herder ist nicht zu verkennen; hingegen ist der physiognomische Charakter nicht ganz gelungen. Die Augen scheinen uns zu offen, zu strenge gebildet, auch sind die vertieft angegebenen Augensterne dem anziehenden gemütlichen Ausdruck, der in Herders Blicken lag, nicht günstig." Dieser Bericht hat denn doch eine ganz andre Bedeutung als der bei Meusel, der „ungeteilten Beifall" zu melden weiß und Buri als den Porträtisten nennt. Ferner aber hatte Tieck von „historischen

Vorstellungen" drei Handzeichnungen ausgestellt, und zwar 1. „Elektra, am Grabe ihres Vaters, von Orest und Pylades beobachtet," 2. „Paris, dem Venus die Helena zuführt," und 3. „Die heilige M. Magdalena, wird von Engeln in den Himmel getragen." Über sie urteilt der Bericht: „Alle drei, Federumrisse und getuscht, die letzte Zeichnung ist noch überdem mit einigen Farben leicht angewaschen. Hier findet der Beschauer Gruppen und Figuren, die mit Kunst geordnet, mit Geschmack drapiert sind; Gestalten, die mehr Derbes als Zartes, weniger Schönheit und Anmut als Kräftiges und Würdiges haben. Hieraus folgt nun natürlich, daß der Künstler selten das Naive glücklich erhascht, nicht immer gewaltsam Angestrengtes in den Stellungen vermeiden kann, wie z. B. in der Figur des Paris geschehen, und wovon auch Orest und Pylades nicht völlig freizusprechen sind." Und drittens waren 1805 ausgestellt „zwei männliche Profilköpfe, etwa halb lebensgroß in Basrelief, von Tieck", die der Bericht folgendermaßen schildert: „An dem einen dieser Bildnisse, wozu sich das Urbild unter den hiesigen Schauspielern befindet, können wir das Verdienst ungemein wohlgetroffener Ähnlichkeit rühmen, von dem andern läßt sich ein gleiches wenigstens vermuten, weil die Züge übereinstimmen und die Individualität wohl ausdrücken. Im übrigen sind beide Stücke mehr mit Geist und Freiheit als mit großer Sorgfalt ausgeführt, daher das wenige Gewand an dem einen sowie an dem andern etwas zu steif erscheint." Schade, daß für Friedrich Tieck so wichtige Dinge, aus Goethes engster Umgebung, dieser Monographie fehlen, die ersichtlich im übrigen darauf aus ist, der einmal übernommenen Aufgabe nach der Möglichkeit Genüge zu tun.

r s.

βλ. **Die römische Kapelle Sancta Sanctorum und ihr Schatz.** Von Hartmann Grisar, S. J. Freiburg i. Br., Herders Verlag. 1908.

Professor Grisar, der Verfasser der „Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter", war wie kein andrer berufen, die sowohl historisch als kunsthistorisch von einzig zu nennendem Wert bezeichneten Schätze des alten Kapellenbaues zu erschließen, den Papst Nikolaus III. innerhalb des alten Lateranpalastes und an der Stelle eines noch älteren Heiligtums im 13. Jahrhundert errichtete. Kostbare, im Altar selbst und unter demselben verborgene Reliquien gaben der Stätte den Namen. Leo X. ist der letzte Papst, von dem berichtet wird, daß er sie dem Volke zur Verehrung zeigen ließ. Durch Bourbons Soldaten wurde 1527 die Kapelle geplündert und dem Kaiser darüber berichtet. Doch blieb der Raum unter dem Altar, den ein schweres Gitter verschloß, unberührt, und eine kaum weniger gefährliche Restauration unter Sixtus V. verdarb, wie Grisar bemerkt, weniger als zu fürchten war. Wogegen die Übertragung der sogenannten heiligen Stiege, „die fromme Phantasie seit dem Mittelalter für die vom Heiland beschrittene hielt", die Aufmerksamkeit nach und nach von der Kapelle abzog. Diesem Umstand ist es zunächst zu danken, daß der Bau in geheimnisvoller Abgeschiedenheit erhalten blieb, so wie die von vortrefflichen Abbildungen unterstützte Darstellung Grisars ihn zur Anschauung bringt. Die Schätze, die sein Schrein birgt, ein wunderbar erhaltenes Emaillekreuz aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, ein goldenes Gemmenkreuz aus dem frühen Mittelalter, jedenfalls uralte kostbare Reliquiare, Kunstgegenstände aus Holz mit Miniaturen, Gegenstände aus Elfenbein, zum Teil arabischen Ursprunges, ganz besonders aber alte Webestoffe aus Seide und Leinen sind als epochemachend für die Kunstgeschichte bezeichnet worden. Obwohl Grisar „Reliquienstudien als den eigentlichen Zweck seines Buches" ablehnt, ist er der Verpflichtung nachgekommen, viele dieser Reliquien als durchaus mythischen Ursprungs in das Bereich populären Aberglaubens zu verweisen.

βχ. **L'œuvre de J. B. S. Chardin et de J. H. Fragonard.** Deux cent treize reproductions. Introduction par Armand Dayot. Notes par Léandre Vaillat. Paris, Frédéric Gittler.

Das Wert ist im Anschluß an eine reichhaltige Ausstellung von Gemälden der beiden Meister, die im Sommer vorigen Jahres bei Petit in Paris stattfand, veröffentlicht worden. Sein Hauptwert liegt in der Zusammenstellung eines großen Abbildungsmaterials: das meiste darunter aus Privatbesitz. Am Schluß gibt der Sekretär der Ausstellung, Léandre Vaillat, in Katalogform Notizen über die einzelnen Bilder. Ein wissenschaftliches System ist dabei nicht durchgeführt; das meiste geht auf frühere Arbeiten zurück; von manchen Bildern wird überhaupt nur der Titel und der Besitzer angegeben. Armand Dayot hat eine kurze orientierende Einführung in die Kunst der beiden Maler vorangeschickt. Es hat einen Reiz, die beiden großen Kleinmeister, neben Watteau die bedeutendsten französischen Koloristen des 18. Jahrhunderts, die in der Art ihrer künstlerischen Betätigung so verschieden sind, hier nebeneinandergestellt zu finden. Chardin bevorzugt das bürgerliche Genre. Leute aus dem Volk und der Bourgeoisie malt er bei ihren Beschäftigungen mit der dem Rokoko eigenen Grazie, aber ohne die oft allzu manierierte Zierlichkeit dieser Zeit. Er ist einfach und ungesucht auch in seinen Bildnissen und einer der größten Stillebenmaler aller Zeiten. Fragonard, der Schüler Bouchers, steht ganz in dem galanten Leben des 18. Jahrhunderts und schafft für die verwöhnten und raffinierten Genüßlinge der Hauptstadt. Man nimmt seine kleinen Schlüpfrigkeiten gern hin, weil sie von einem sprühenden Geist erfüllt sind, von Brutalität und Gemeinheit sich freihalten. Es steckt ein gut Teil Naivität in diesen lockeren Liebesspielen einer losen Gesellschaft, bei denen jeder immer auf seine Kosten kommt, und die Anmut jedem Fehltritt zur Richtschnur dient. Und dazu hat sich Fragonard einen ganz persönlichen Kolorismus ausgebildet, der mit einer spielenden Leichtigkeit, Sicherheit und Freiheit des Farbenauftrages die Stoffe zu höchster künstlerischer Wirkung zu bringen versteht. Hat Chardins Malweise etwas Ruhiges und Beschauliches, so hat die Fragonards etwas Aufregendes und Aufreizendes. — Die Publikation ist für die beiden Künstler interessant und lehrreich als Materialsammlung, zumal auch Handzeichnungen reproduziert sind. Den koloristischen Werten der Bilder werden die im ganzen wenig feinen Abbildungen — es sind zumeist Autotypien und einige Heliogravüren — nur in beschränktem Maße gerecht.

γ. **Les maîtres d'art.** Scopas et Praxitèle. Par Maxime Collignon. Paris, Plon. 1907.

In dem Sammelwert „Meister der Kunst" behandelt ein hervorragender Fachmann, Prof. Collignon, Mitglied des Instituts, die beiden großen Bildhauer der nachklassischen Zeit Athens, Skopas und Praxiteles. Beide sind Kinder einer Zeit, die den Individualismus zum Losungswort erhoben hat; es ist vorbei mit der schönen Einheit der Schule des Phidias, die in gemeinsamen Werken, welche die Stadt Athen verherrlichen sollten, ein gemeinsames Ideal verfolgte. Die neueren Meister führen in die Plastik den Sinn für das Pathetische ein, nicht das physisch Pathetische, das schon an den Bildwerken Olympias und Phigalias hervortritt, sondern das moralisch Pathetische, das aus starken Gemütserregungen hervorgeht. So hat Skopas seine „Mänade" geschaffen; die „Niobe", die „Demeter von Knidos" gehören demselben Empfinden an; die Kunst des 4. Jahrhunderts ist sentimental. Praxiteles ist noch ein reiner Athener, der sich in ein engeres Feld der Betätigung einschließt, das er in einzigartiger Weise beherrscht, und dessen Reiz er mit sich fortnimmt; er hat keine eigentlichen Nachfolger. Skopas öffnet weitere und fast unbegrenzte Bahnen; vor ihm kannte die griechische Kunst

die Leidenschaft nicht; nach ihm kennt sie dieselbe bis zum Übermaß, und die mächtigen Dramaturgen der Schulen von Rhodos und Pergamon treiben in ihren theatralischen und manchmal deklamatorischen Werken das Prinzip bis zur äußersten Konsequenz. Skopas und Praxiteles sind auch die letzten Künstler, welche die Führerschaft Athens verkörpern; seit dies 338 politisch überwältigt war, geht auch die Kunst auf andre Gegenden über, auf die schönen Städte Kleinasiens, die Residenzen der Attaliden, Seleukiden und Ptolemäer; der Mann, der dieser Zeit seinen Stempel aufprägt, der zugleich das Recht des Naturalismus verkündet, ist Lysippos. Am Schluß des Buches findet man eine sehr interessante Zeittafel, eine Bibliographie und ein Register; auch ist eine Anzahl meist vortrefflicher Abbildungen beigegeben.

γ. **Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens.** Herausgegeben vom Privatdozent Dr. Paul Herre. Leipzig, Quelle & Meyer. 1907.

Unter diesem Titel erscheint seit kurzem eine ähnliche Sammlung kurzer populärwissenschaftlicher Schriften, wie sie B. G. Teubner unter dem Titel „Aus Natur und Geisteslehen" vor einigen Jahren begründet hat. Mag man immerhin es als ein Konkurrenzunternehmen ansehen: das Publikum kann schließlich nur dabei gewinnen, daß ihm von zwei Seiten her das gleiche angeboten wird; daß hier ein wirkliches Bedürfnis vorliegt, zeigt der Erfolg der Sammlungen. Aus den bis jetzt erschienenen Heften erwähnen wir: „David und sein Zeitalter" von Professor Bänisch in Jena, eine Schrift, die freilich in mythologischer Deutung der altjüdischen Sage nach unserm Geschmack viel zu weit geht, wenn sie aus Goliath den Winterriesen, aus David den Frühlingsheiden macht, der den Winter überwältigt. Heinrich v. Kleist wird von Professor Rötteken in Würzburg als größter Dramatiker nach Schiller dargestellt, für den selbst Hebbel keinen Ersatz schuf. Die deutsche Reichsverfassung bespricht Professor Zorn in Bonn als die Form, die das ostelbische Preußen mit seiner staatbildenden Kraft dem deutschen Staate gegeben hat. Das Wesen der Politik legt Professor Stier-Somlo in Bonn unter dem Gesichtspunkt dar, daß die Staatskunst ohne Politik als Wissenschaft nur Routine ist. Die zwei Religionsstifter Christus und Mohammed werden von Prof. Oskar Holtzmann in Gießen und Prof. Reckendorf in Freiburg i. Br. dargestellt, der erste als der Erlöser der Menschheit von der quälenden Angst vor feindlichen übersinnlichen Mächten, von der Herrschaft sinnloser gottesdienstlicher Formen, von der furchtbaren Gewissensnot unvergebener Sünde; der zweite als der Mann intensiven religiösen Lebens, dessen Hauptgedanke war, den Monotheismus den Heiden gegenüber zur Geltung zu bringen.

γ. **Johann Heermann** (1585—1647). Ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Lyrik im 17. Jahrhundert. Von Dr. Carl Hitzeroth, Oberlehrer in Kassel. Marburg, Elwert. 1907.

Dieses zweite Heft der Elsterschen „Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft" hat es mit einem wackeren Vertreter der geistlichen Lyrik zu tun, dem die evangelischen Gesangbücher einige ihrer Perlen zu verdanken haben. Heermanns geistige Welt wird genau analysiert; er war kein Kopfhänger, sondern gesunder Lebensfreude zugänglich, nicht ohne köstlichen Humor, ein Fürsprecher von Fleiß, Genügsamkeit, Freundlichkeit, neben edler Hochhaltung der lutherischen Lehre von der Unfähigkeit des Menschen zu verdienstlichem Handeln, doch in merkwürdiger Inkonsequenz vom Gedanken der Belohnung des Guten beherrscht, kein Dichter ersten Ranges, aber ein Fackelträger religiöser Innerlichkeit, die für viele neues Leben weckte.

γ. **Johann Balthasar Schupp.** Beiträge zu seiner Würdigung. Von Dr. Johann Lühmann. Marburg, Elwert. 1907.

Als viertes Heft der Elsterschen „Beiträge" liefert Lühmann Beiträge zur Würdigung einer der fraglos hervorragendsten Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts. Bevor eine wissenschaftliche Biographie Schupps möglich ist, müssen seine lateinischen Schriften auf ihre Entstehung und ihre Echtheit untersucht werden. Das tut Lühmann, und er schickt seiner Untersuchung eine Darstellung von Schupps Leben bis zu seiner Übersiedelung nach Hamburg voraus; angehängt sind daran zehn Exkurse über einzelne Punkte. Schon in seiner Jugend hat Schupp dieselben tapferen und mannhaften Grundsätze, die er als Mann betätigte; in der bisher nicht beachteten Oratia de familia wagt er den Satz zu vertreten, daß Fürsten gebundener sind als Privatleute, nicht das Gegenteil; quod in aliis error est, in principe flagitium est. Die Geschichte war ihm eine hohe und nützliche Wissenschaft, und inmitten der korrekten Modepoesie seiner Zeit lenkte er die Blicke zurück auf einige der großen Dichtungen des Mittelalters, auf Hrotsvitha, auf die Minnesänger, auf Walther. Sein tägliches Gebet war: Da mihi, Domine, nosse te, nosse me, nosse mundum!

γ. **Kolonialgeschichte.** Von Dietrich Schäfer. Leipzig, Göschen. 1906.

Das vorliegende Bändchen (Nr. 156 der „Sammlung Göschen") bringt aus der Feder des bekannten Berliner Historikers einen gedrängten Abriß der Geschichte der Kolonisation, die S. 8 als „zweckbewußtes Handeln im Sinne nationaler und politischer Machterweiterung" bestimmt" und S. 11 so ziemlich „mit der Besitzergreifung der Erde durch den Menschen" gleichgesetzt wird. Die Erzählung reicht von den Phönikern bis zu den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit; daß Schäfer ein durchgebildeter, gedankenreicher Historiker ist, erweist auch diese kleine Schrift aufs neue. Die Schlußperspektive geht dahin, daß die ziffermäßig und kulturell den Romanen so ungeheuer überlegenen Germanen (vor knapp hundert Jahren gab es z. B. 18 Millionen Engländer und 29 Millionen Franzosen, heute 48 gegen 45, mit Amerika fast 100 gegen 45!), im Laufe des 20. Jahr-

hunderts die Weltherrschaft im wesentlichen an sich reißen werden, und zwar nicht bloß die Angelsachsen, sondern auch die 75 Millionen zählenden Deutschen. An Irrtümern der Schrift verzeichnen wir, daß der Verfasser (S. 16) von Kolern und Dorern offenbar keine ganz klaren Vorstellungen hat, S. 17 die dorische Wanderung nach dem Jahre 800 (!) ansetzt, und S. 133 England und Amerika 1899 auf Samoa verzichten läßt, was auf England zutrifft, für Amerika aber ganz falsch ist.

γ. **Wie machen wir unsre Kolonien rentabel?** Von P. Rohrbach. Halle, Gebauer & Schwetschke. 1907.

Der frühere kaiserliche Kommissar für die Siedlungsbeförderung in Südwestafrika, Dr. Paul Rohrbach, ergreift in dieser Schrift zu einer hochwichtigen Frage das Wort, zu dem er vor andern zuständig ist. Er untersucht die Naturverhältnisse unsrer afrikanischen Gebiete, die dortige Produktion, die Aufschließung der Kolonien, ihre Verwaltung und das wirtschaftliche Ziel jeder Kolonie. Überall merkt man den hochgebildeten und zugleich praktisch erfahrenen Mann heraus, der ungeschminkt die Wahrheit sagt, wenn sie auch unangenehm klingen mag; so, wenn er für Ostafrika nicht bloß eine Bahn verlangt, sondern drei, im Norden, im Zentrum, im Süden — die Antwort auf die oft ventilierte Frage, welche von den dreien gebaut werden soll, lautet: alle drei. Bei dem Problem der Beamtenbeschaffung für die Kolonien zeigt Rohrbach auch eine vorurteilslose und praktische Auffassung. Besonders beachtenswert scheinen uns seine Ausführungen über Südwestafrika, wo er als Kommissär für die Ansiedlung etwa vier Jahre zugebracht hat, und also Gelegenheit hatte, sich gründlich mit Land und Leuten bekannt zu machen. Er vertritt hier die Ansicht, daß das Land seiner Natur nach als Weideland wesentlich für Viehzucht in Betracht kommt, hier aber auch gute Aussichten bietet; dazu treten noch die Kupferminen.

ρσ. **Universal-Atlas für deutsche Schulen in Südamerika.** Ausgabe A: für Länder spanischer Zunge. Leipzig und Berlin, F. Volckmar, 1907.

Das Deutschtum in Südamerika ist für uns in kultureller wie wirtschaftlicher Beziehung von der größten Bedeutung. In Brasilien, den La Plata-Staaten, Argentinien, Chile gibt es weite Landstriche und blühende Gemeinwesen, die fast rein von deutschen Landsleuten besiedelt sind. Viele Dörfer sehen aus, als ob sie in unsern Landen erwachsen wären, nur daß statt der Linde die Palme den Dorfweg säumt. In den Städten und auf dem Lande erhält der Deutsche in Südamerika sein Volkstum leichter und lieber als in Nordamerika, da er sich dort dem Romanen und Katholiken gegenüber schärfer als Germane und Protestant (denn die südamerikanischen Deutschen sind fast alle Protestanten) fühlen lernt. Er ist daher auch gern bereit, durch Unterhaltung von Kirchen und Schulen für die Bewahrung des Deutschtums und die deutsche Erziehung der Kinder zu wirken und pekuniäre Opfer nicht zu scheuen. Die Geistlichen und Lehrer erfüllen eine wahrhaft großartige deutsche Kulturmission. Aber es kann auch kein Zweifel sein, daß aus dem Reiche diesen deutschkulturellen Bestrebungen die Hand geboten werden muß. Außer vielen andern Mitteln, die namentlich der „Verein für das Deutschtum im Ausland" satzungsgemäß in Anwendung zu bringen hat, steht obenan die Darreichung von zweckentsprechenden Lehrmitteln, bei denen man aber leicht in Verlegenheit geraten kann, da unsre Lehrmittel nicht ohne weiteres für die südamerikanischen Schulen unsrer Volksgenossen passen. Daher ist bereits die Herstellung eines deutschen Lehrbuches von dem in Blumenau lange tätig gewesenen, verdienten Pastor Faulhaber erfolgt. Und es ist auch mit Freude zu begrüßen, daß der Verlag F. Volckmar für einen passenden Atlas gesorgt hat. Dieser Atlas soll den Kindern der in Ländern spanischer Zunge wohnenden Deutschen ihren nun zur Heimat gewordenen Erdteil und insbesondere den engeren Bezirk, wo sie leben, in deutscher Sprache nahe bringen und auch auf diese Weise zur Erhaltung des Deutschtums beitragen. Die Karten sind klar und sehr brauchbar, entsprechen auch dem neuesten Stande der Kenntnis. 46 Haupt- und 47 Nebenkarten haben deutsche, 7 Haupt- und 13 Nebenkarten spanische Nomenklatur, da es wichtig für einen südamerikanischen Deutschen sein muß, von den amerikanischen Staaten jederzeit auch die spanischen Benennungen in seinem Atlas zur Hand zu haben. Überhaupt bildet für die deutsche Lehrmittelindustrie das kulturelle Bedürfnis der Auslandsdeutschen einen Boden, der noch nicht genügend bestellt worden ist.

τ. **Essai sur les Éléments Principaux de la Représentation.** Par O. Hamelin. Chargé de Cours à la Sarbonne. Paris, Felix Alcan. 1907.

Ein tragischer Tod riß im letzten Sommer den Verfasser dieses Buches, den hochgeschätzten Lehrer an der Pariser Universität, aus voller Wirksamkeit, wenige Wochen, nachdem er die Frucht jahrelangen Denkens in dieser Arbeit über die „Hauptelemente der Vorstellung" niedergelegt hatte. Ausgehend von der Kantischen Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urteilen, stellt sich ihm die Philosophie als das Problem der Synthese dar. Aber statt wie Kant beim Subjekt, d. h. bei der reinen Tatsache, stehen zu bleiben, unternimmt Hamelin es, die Lösung des transzendentalen Problems in der Einheit, in der Übereinstimmung unsrer Denkformen mit der Erfahrung zu suchen. An Stelle des Hegelschen Widerspruches setzt er die Korrelation und bedient sich ihrer, um die Begriffe der verschiedenen Kategorien aneinander anzuschließen. Auch für ihn ist jeder Begriff von seinem Gegenteil unzertrennlich: das Sein schließt das Nichtsein, das Nichtsein das Sein aus. Aber damit soll nicht gesagt werden, daß der eine dieser Begriffe den andern aufhebt. Es findet vielmehr zwischen beiden eine unwiderstehliche Anziehung statt, aus der erhellt, daß beide Gegensätze zusammen gedacht werden

wollen. Die Begriffe bauen sich aufeinander auf, ohne, wie bei der deduktiven Methode, auseinander hervorzugehen. Vom Einfachen zum Mannigfachen, vom Abstrakten zum Konkreten aufsteigend, findet Hamelin in der Wechselbeziehung die Versöhnung der Gegensätze. Wenn wir hinzufügen, daß der Verfasser folgerichtig auch bei Begründung der Ethik den begrifflichen Faktor in den Vordergrund rückt, daß er der Vernunft Absolutheit zuspricht, das Wissen als das moralische Besserungswerkzeug auffaßt, mit dem an einer höheren Entwicklung der Menschheit gearbeitet werden soll, so ist damit der Charakter eines Buches gekennzeichnet, aus dessen gewollt streng-wissenschaftlicher Form die Persönlichkeit eines Philosophen spricht, der nicht nur ein starker Dialektiker, sondern auch jener „Lehrer im Ideal" gewesen ist, von dem Kant am Schlusse seiner Vernunftkritik spricht.

βλ. **Dernières années du Roi Stanislas.** Par Gaston Maupras. Paris, Plon. 1906.

Der oder die unerschöpfliche „Gaston Maupras", bekanntlich das Pseudonym für eine Dame, hat bereits 17 Bände über das 18. Jahrhundert, unter diesen einen starken Band über den „Hof zu Lunéville" zur Zeit der Regierung Lothringens durch den guten, dicken und nicht bedeutenden Polenkönig Stanislaus Leszinsky veröffentlicht. Trotzdem wurde noch Material zur Schilderung der letzten Jahre dieses liebenswürdigen Schattenkönigs gefunden, dessen Hof mit seiner leichtlebigen, immer freundlich gebotenen Gastfreundschaft berühmte Männer, unter diesen Voltaire, und anmutige Frauen anzog. Recht vieles in dem vorliegenden Buche ist wertlos und überflüssig; es liest sich dennoch recht angenehm und entspricht dem Geschmack so vieler Leute, die Zeit und Lust haben, sich in das Tun und Treiben vergangener Tage zu versetzen. Die Billigkeit erfordert, zu sagen, daß von allen Arbeiten Maupras', worunter vorzügliche sind, die vorliegende Studie die inhaltlich minderwertigste ist.

βλ. **Georges Maréschal, Seigneur de Bièvre.** Par Comte Gabriel Maréschal de Bièvre. Paris, Plon. 1906.

Das Interesse, das dieses Buch auch in Deutschland erweckt, verdankt es nur zum Teil der wissenschaftlichen Bedeutung des 1658 geborenen, 1736 gestorbenen Leibchirurgen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., der als der erste Operateur seiner Zeit galt. Maréschals Denkwürdigkeiten enthalten auch die merkwürdigsten, kulturhistorischen Aufschlüsse. Er war nicht nur hervorragend in seiner Disziplin, sondern ein charakterfester, wahrheitsliebender Mann, der zum König sprach, wie er dachte, und dessen Vertrauen nie darüber verlor. Maréschal hat fünf Generationen von Bourbons ins Grab sinken sehen. Als im Verlauf einer Woche die reizende und von ihrem Gatten schwärmerisch geliebte Herzogin von Bourgogne, dann dieser selbst, Ludwigs Enkel und Thronerbe, unter Verdacht der Vergiftung starben, und auch Fagon, des Königs Leibarzt, den Verdacht teilte, war Maréschal der einzige, der den Tod der beiden auf natürliche Ursachen zurückführte, durch sein Verhalten den greisen Monarchen aufrechthielt und dem späteren Regenten, Herzog von Orléans, den die öffentliche Meinung des Giftmordes beschuldigte, dadurch Ruf und künftige Herrschaft rettete. — Für des Monarchen Wohl und Leben verantwortlich zu sein, war übrigens keine Sinekure. Ludwig XIV. war ein geradezu erschreckender Vielfraß. Von den Menus seiner zweimal im Tag vertilgten Mahlzeiten enthält das vorliegende Buch Wiedergaben, die genügen würden, ein paar Dutzend Menschen satt zu machen. Infolge davon wurde berechnet, Ludwig XIV. habe im Laufe von 68 Jahren zwischen 1500 und 2000 Arzneien und Purgative, mehrere Pfund Chinin, alle denkbaren Pulver, Pflaster und dazu noch Naturheilmittel von Pfuschern verbraucht. Dazu wurden mehr als einmal „Feuer und Messer" zur Rettung seines Lebens angewandt. Schonen konnte Maréschal, da Betäubungsmittel fehlten, seine Patienten nicht. S. 265 wird eine Operation von ihm erzählt, die schaudererregend ist, und Nerven von Stahl erforderte, aber auch fand. Die Hochschule für Chirurgie in Paris, die Maréschal schuf, besteht noch heute unter verändertem Namen. Er begann als armer Bursche, der zu Fuß nach Paris wanderte, um die Kosten der Kutsche zu ersparen. Jahrelang arbeitete er als Bader, da er die 8000 Franken nicht zahlen konnte, die eine Prüfung für Kandidaten der Heilkunde kostete. Seinem Geschick allein verdankte er seine Erfolge und blieb in Ehren und Reichtum ein braver Mann.

τ. **Les Maîtres de la Musique.** Publiés sous la direction de M. Jean Chantavoine Smetana par William Ritter. Paris. Felix Alcan. 1908.

Das vorliegende Bändchen bildet die sechste Folge der bei Alcan in Paris erscheinenden Musikerbiographien, auf die bereits an dieser Stelle hingewiesen wurde. Es unterscheidet sich von seinen Vorgängern dadurch, daß es neben dem Musikfreunde auch dem Historiker interessante Aufschlüsse bieten dürfte. Ist doch Smetana in erster Linie der Vorkämpfer einer politischen Sache gewesen, nämlich der künstlerisch-nationalen Wiedergeburt seiner böhmischen Heimat. Ihm war es vorbehalten, das ästhetische Bewußtsein seiner Stammesbrüder zu wecken und Böhmen eine künstlerische Autonomie wiederzugeben. Selbst verkannt und angefeindet, ist er zum Begründer einer Schule geworden, als deren bester Vertreter Dvorak zu nennen ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allart. — Hortense Allart de Méritens dans ses rapports avec Châteaubriand, Béranger, Lamennais, Sainte-Beuve, G. Sand, Mme. d'Agoult. Documents inédits publiés par Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Allart. — Hortense Allart de Meritens. Lettres inédits à Sainte-Beuve (1841—1848) avec une introduction et des notes par Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1908.

Ardens. — Pius X. und der päpstliche Hof. Von Ignis Ardens. Autorisierte deutsche Übersetzung von Maria Textor. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Arnold. — Bibliographie der deutschen Bühnen seit 1830. Von Prof. Robert F. Arnold. Wien, C. W. Stern. 1908.

Baedeker. — Schweden, Norwegen nebst den Reiserouten durch Dänemark und Ausflügen nach Island und Spitzbergen. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. 11. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1908.

Baedeker. — Nordost-Deutschland, von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an nebst Dänemark. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 42 Karten und 78 Plänen. 29. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1908.

Baedeker. — Nordwest-Deutschland; von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an, nebst Hamburg und der Westküste von Schleswig-Holstein. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 42 Karten und 77 Plänen. 29. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1908.

Baedeker. — Südbayern, Tirol und Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 66 Karten, 12 Plänen und 8 Panoramen. 33. Auflage. Leipzig, K. Baedeker. 1908.

Bauer. — Goethes Kopf und Gestalt. Von Karl Bauer. Mit Abbildungen im Text und 32 Bildnistafeln. Sonderheft der „Stunden mit Goethe". Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Baumgart. — Elektra. Betrachtungen über das Klassische und Moderne und ihre literaturgeschichtliche Wertbestimmung. Von Hermann Baumgart, Professor an der Albertina zu Königsberg i. P. Königsberg i. P., Gräfe & Unzer. 1908.

Beader. — Gedichtsammlung. Von Johannes Bender. 1. Bd. Balladen. 2. Bd. Hochzeitsgabe. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Berthelot. — Évolutionisme et platonisme, mélanges d'histoire de la philosophie et d'histoire des sciences par René Berthelot. Paris, F. Alcan. 1908.

Borkowsky. — Das alte Jena und seine Universität. Eine Jubiläumsgabe zur Universitätsfeier. Von Ernst Borkowsky. Mit 107 Abbildungen. Jena, Eugen Diederichs. 1908.

Brunner. — Die Lehre von den Geistigen und vom Volke. Von Constantin Brunner. Halbband I/II. Berlin, Karl Schnabel. 1908.

Budde. — Der Kampf um die höheren Knabenschulen im Spiegel des modernen Geisteslebens. Von Professor Gerhard Budde. Hannover, Hahnsche Buchh. 1908.

Caudrillier. — La trahison de Pichegru et les intrigues royalistes dans l'est avant Fructidor par G. Caudrillier. Paris, F. Alcan. 1908.

Christ. — Geschichte der griechischen Literatur. Von Wilhelm von Christ. 5. Auflage. Bearbeitet von Wilhelm Schmid. I. Teil: Klassische Periode der griechischen Literatur. München, C. H. Beck (O. Beck). 1908.

Daehne. — Wettin intim. Von Paul Daehne. Leipzig, Richard Sattler. O. J.

Daniel. — Daniel Dontela. Aus dem Tagebuche eines Kreuzträgers von * * *. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Deile. — Goethe als Freimaurer. Von Gotthold Deile. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Deutl. — Volksdichtung in oberösterreichischer Mundart. Von Josef Deutl. 7. Band. Linz, M. Pirngruber. 1908.

Deutsche Malerei. — Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts. Heft 4. Düsseldorf. Heft 5. Frankfurt. Heft 6. Berlin I. Leipzig, E. A. Seemann. O. J.

Doebber. — Lauchstädt und Weimar. Eine theaterbaugeschichtliche Studie von A. Doebber. Mit 20 Tafeln und Abbildungen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1908.

Duimchen. — Monarchen und Mammonarchen. Von Theodor Duimchen. Berlin, Weissische Verlagsbuchh. 1908.

Eichhoff. — Fortschritt und Rückschritt, ihr wahres Wesen und ihre praktische Bedeutung einheitlich erläutert von Dr. Robert v. Eichhoff. Leipzig, A. Hafert & Co. 1908.

Fehr. — Der Zweikampf. Von Dr. Hans Fehr, Prof. des Deutschen Rechts zu Jena. Antrittsrede. Berlin, Karl Curtius. 1908.

Fernández. — Leyes electorales de la república oriental del Uruguay. Concordadas, anotadas y complementadas con diversas disposiciones y formularios por Benjamin Fernández y Medina. Montevideo, Barreiro y Ramos. 1907.

Francke. — Handbook of the Germanic Museum. By Kuno Francke, Curator. Cambridge, Published by the University. 1908.

Friedlieb. — Vervollkommnung. Volkspoesie in Versen von G. A. Friedlieb. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers Gesammelte Schriften. Volksausgabe. Zweite Serie in 10 Bänden. 5. Band. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. O. J.

Glagau. — Reformversuche und Sturz des Absolutismus in Frankreich (1774—1788). Von Prof. Hans Glagau. München, R. Oldenbourg. 1908.

Glaser. — Griechische und deutsche Lyriker. Von Prof. Dr. Rud. Glaser. Gießen, Emil Roth. 1908.

Goldbeck. Die Bazillentutsche. Von Eduard Goldbeck. Berlin, Marquardt & Co. O. J.

Goldbeck. — Henker Drill. Schülerselbstmorde und Soldatenselbstmorde. Von Eduard Goldbeck. Berlin, Marquardt & Co. O. J.

Goll. — Verbrecher bei Shakespeare. Von A. Goll. Mit Vorwort von Prof. Dr. F. von Liszt. Stuttgart, Axel Juncker Verlag. O. J.

Gottberg. — Theodore Roosevelt. Von Otto von Gottberg. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Grote. — Der „große Anfang". Eine aktuelle, populärwissenschaftliche Abhandlung für Freigeister aller Stände von Georg August Grote. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Grotjahn. — Luther. Ein Charakterbild aus seinen Werken. Bearbeitet von Dr. Alfred Grotjahn. — Aus der Gedankenwelt großer Geister, herausg. von Lothar Brieger-Wasservogel. Bd. 9. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Gurlitt. — Schülerselbstmorde. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt. — Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Gysae. — Die silberne Tänzerin. Roman von Otto Gysae. München, Albert Langen. 1908.

Hauvette. — Ghirlandaio. Par Henri Hauvette. Les maîtres de l'art collection publiée sous le haut patronage du ministère de l'instruction publique et des beaux-arts. Paris, Librairie Plon. S. a.

Heinzmann. — Justinus Kerner als Romantiker. Von Dr. Franz Heinzmann. Tübingen, H. Lauppsche Buchh. 1908.

Henrionnet. — Le service militaire d'un an et la défense des frontières par la nation. Par Ch. Henrionnet. Paris, R. Chapelot. 1908.

Hermann. — Über den Anstand, besonders beim Essen. Drei Briefe von Dr. Hermann. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Hertel. — Virgils Aneide 5. und 6. Gesang, in deutsche Strophen übertragen von Dr. Ludwig Hertel in Hildburghausen. Arnstadt, Gümmerthalsche Buchh. 1908.

Hesse. — Hermann Lauscher. Von Hermann Hesse. Subskriptions-Ausgabe. Gedruckt für die Mitglieder des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein. Düsseldorf. 1908.

Hirschberg. — Aus der Mappe eines Dramaturgen. Heitere und ernste Plaudereien. Von Dr. Herbert Hirschberg. Berlin, Hermann Paetel. O. J.

Hofmann. — Volk und ich. Nationalphilosophische Streitschrift. Von Lenz Hofmann. Traunstein, v. Magnus-Endters Buchhandlung. 1908.

Ich weiß Bescheid. — Ich weiß Bescheid in Berlin. Vollständiger systematischer Führer durch Groß-Berlin, bearbeitet von hervorragenden Fachgelehrten. Mit Pharusplänen Berlin und Grunewald sowie 24 Illustrationen. Ausgabe 1908/9. Berlin, B. Behr. O. J.

Kappstein. — Psychologie der Frömmigkeit. Studien und Bilder. Von Theodor Kappstein. Leipzig, M. Heinsius Nachf. 1908.

Kesser. — Luzern, der Vierwaldstätter See und der St. Gotthard. Von Hermann Kesser. — Stätten

der Kultur Band 7. Buchschmuck von E. Stiefel. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. O. J.

Konrad. — Sigurd. Sang aus der Piastenzeit. Von H. A. Konrad. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Kowalewski. — Arthur Schopenhauer und seine Weltanschauung. Von Dr. Arnold Kowalewski. Halle a/S. Carl Marhold. 1908.

Krüger-Westend. — Breviere ausländischer Denker und Dichter. Herausg. von Hagemann u. Regener. Band VIII. Worte Mohammeds. Von Hermann Krüger-Westend. Minden i. W. J. C. C. Bruns. O. J.

Lagerlöf. — Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen. Von Selma Lagerlöf. II. Band. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. 1908.

Lambrecht. — Die Statuendame. Roman einer Ehe und eines Volkes von Nanny Lambrecht. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. O. J.

Lane. — Index to the fragments of the greek elegiac and iambic poets, by Mary C. Lane. — Cornell studies in classical philology No. XVIII. Ithaca (New York), Longmans, Green and Co. 1908.

Langmesser. — Vom Lohgerber zum Diakonissenvater. Friedrich Dändlikers Leben. Von August Langmesser. Basel, Kober C. F. Spittlers Nachfolger. 1908.

Lesdain. — Voyage au Thibet par la Mongolie. Par comte de Lesdain. Avec 27 gravures, deux portraits et une carte. Paris, Librairie Plon. 1908.

Lessing. — Madonna Sixtina. Ästhetische und religiöse Studien. Von Theodor Lessing. Mit 5 Farbendrucktafeln und 12 Textabbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1908.

Liebermann. — An die akademischen Bürger und Abiturienten höherer Lehranstalten. Zur Aufklärung in sexuellen Fragen. Im Auftrage der medizinischen Fakultät der Universität Budapest verfaßt von Prof. Dr. L. von Liebermann. Halle a. S., Carl Marhold. 1908.

Lodge. — Leben und Materie. Haeckels Welträtsel kritisiert von Sir Oliver Lodge. Berlin, Karl Curtius, 1908.

Ludwig. — Lieder, die Euch selber eigen. Von Herbert Ludwig (Müller-Rellüm). Leipzig, Bruno Volger. 1907.

Ludwig. — Schriften zur Kunst und Kunstwissenschaft. Von Heinrich Ludwig. 1. Über Darstellungsmittel der Malerei. 2. Über Kunstwissenschaft und Kunst. Aus dem Nachlaß herausgegeben. 80. Heft der Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1907.

Martin. — Stehen wir vor einem Welttrieg? Von Rudolf Martin. Leipzig, Friedrich Engelmann. 1908.

Meister der Farbe. — Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Heft V. Roth, Migliaro Ciardi, Fehr, Muirhead, Spitzweg. Leipzig, E. A. Seemann, 1908.

Meyer. — Meyers kleines Konversationslexikon. 7. gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in 6 Bänden. 4. Band: Kielbank bis Nordkanal. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1908.

Moerchen. — Die Psychologie der Heiligkeit. Eine religionswissenschaftliche Studie. Von Dr. F. Moerchen. Halle a. S., Carl Marhold. 1908.

Mörike. — Gedichte von Eduard Mörike, ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1908.

Nalli-Rutenberg. — Mein liebes, altes Berlin! Erinnerungen von Agathe Nalli-Rutenberg. Verlag Continent, G. m. b. H. Berlin W. 50. O. J.

Novalis. — Novalis' Henri d'Ofterdingen traduit et annoté par Georges Polti et Paul Morisse, préface de Henri Albert. Avec un portrait. Paris, société du Mercure de France. 1908.

Oetker. — Die Seelenwunden des Kulturmenschen vom Standpunkte moderner Psychologie und Nervenhygiene. Gedanken zu einer wissenschaftlichen Religion. Von Dr. Karl Oetker. Zürich, Kom.-Verlag von H. Zimmermann in Waldshut i. B. 1908.

Quinet. — France et Allemagne, by Edgar Quinet. Edited by C. Cestre. Oxford, Clarendon Press. 1908.

Reyschach. — Eck von Reyschach. Historische Erzählung aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens. Von Elisabeth Gräfin von Reyschach geb. von Eicke. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Ribot. — Die Psychologie der Aufmerksamkeit. Autoris. deutsche Ausgabe nach der 9. Aufl. von Dr. Dietze. Leipzig, Eduard Maerter. 1908.

Richardson. — Clarissa. Ein Roman in Briefen. Von Samuel Richardson. Aus dem Englischen übertragen und ausgewählt von Wilhelm und Fritz Miefsner, eingeleitet von Wilh. Miefsner, mit Buchschmuck von Arthur Gratz. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1908.

Richter. — Der Skeptizismus in der Philosophie und seine Überwindung. Von Prof. Dr. Raoul Richter. 2. Band. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1908.

Robert. — Szenen aus Menanders Komödien. Deutsch von Carl Robert. Berlin, Weidmann. 1908.

Roeder. — Im Spiegel der Zukunft. Psalme von Hans Roeder. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Röhr. — Wildenbruch als Dramatiker. Kritische Untersuchungen von Prof. Dr. J. Röhr. Berlin, Carl Junker, 1908.

Rosa. — Angelika Rosa. Lebensschicksale einer deutschen Frau im 18. Jahrhundert in eigenhändigen Briefen. Dem Druck übergeben und bevorwortet vom Ururenkel Victor Kirchner. Magdeburg, Creutz, 1908.

Rückwärts! — Betrachtungen zur Gegenwart von einem Fortschrittler. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Saltheim. — E. T. A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken von Arthur Saltheim. Mit zwei Abbildungen. Leipzig, H. Haessel. 1908.

Schlicht. — Leutnants-Liebe. Humoreske von Freiherr von Schlicht. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Schuermans. — Itinéraire général de Napoleon Ier par Albert Schuermans. Préface par Henry Houssaye. Bibliothèque de la société des études historiques, tome VI fondation Raymond. Paris, Picard et fils. S. a.

Schulte. — Lebenserinnerungen. Mein Wirken als Rechtslehrer. Mein Anteil an der Politik in Kirche und Staat. Von Dr. Joh. Friedrich von Schulte. Mit dem Porträt des Verfassers. Gießen, Emil Roth. 1908.

Servières. — A travers l'Autriche-Hongrie, cités et sites, par Georges Servières. Paris, Librairie H. le Soudier. 1908.

Sinclair. — Metropolis. Ein Weltstadtroman von Upton Sinclair. Autorisierte deutsche Übersetzung von E. v. Kraatz. Hannover, Adolf Sponholtz. 1908.

Stockert-Meynert. — Vom Baum der Erkenntnis und andere Novellen. Von Dora von Stockert-Meynert. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Stodte. — Friedrich Hebbels Drama aus der Weltanschauung und den Hinweisen des Dichters erläutert von Dr. Hermann Stodte. Stuttgart, Wilh. Violet. 1908.

Truth. — Großfürstenliebe. Novellen von Truth. Berlin, Marquardt & Co. O. J.

Vay von Vaya. — Nach Amerika in einem Auswandererschiffe. Das innere Leben der Vereinigten Staaten. Von Mgr. Graf. Vay von Vaya und zu Lusköd. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Voltmann. — Wandern. Von Voltmann. Berlin, Hermann Walther. O. J.

Volkmann. — Virorum obscurorum historiae. I. In Philosophos. Von Volkmann. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Wagner. — Œuvres en prose de Richard Wagner. Traduites en français par J. G. Prod'homme et Dr. F. Holl. Tome second. Paris, Ch. Delagrave. O. J.

Weber. — Die dunklen Pfade der Verbrecherwelt. Erzählungen aus den Erlebnissen eines Gendarmen. Von J. Fritz Weber. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Willigens. — Felix Austria. Österreichische Dichter im Jubiläumsjahre 1908. Herausgegeben von J. F. Willigens. Wien, Verlag Lumen. 1908.

Wohlgemuth. — Doktor Jansen. Eine Erzählung aus dem Leben. Von A. Wohlgemuth. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Zabel. — Fröhliche Fahrten. Von Eugen Zabel. Berlin, Georg Stilke. 1908.

Zeller. — Um die Freiheit. Die Geschichte eines Nihilisten von Alfred Martin Zeller. Berlin, Hermann Ebbock. O. J.

Ziegler. — Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler. Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1908.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Hefte für September beschließen wir den vierunddreißigsten Jahrgang der „Deutschen Rundschau", und mit dem Oktoberhefte werden wir ihren fünfunddreißigsten beginnen. Unsere Ziele bleiben dieselben: Unterhaltung in edler Form und Belehrung aus den besten Quellen. Ausgezeichnete Mitarbeiter auf beiden Gebieten, der Literatur und der Wissenschaft, stehen uns zur Seite. Aufmerksam folgen wir den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung, ohne Befangenheit der literarischen Bewegung; und wenn wir uns nicht für berufen erachten, in die politischen Tagesfragen einzugreifen, so suchen wir doch aus ihnen hervorzuheben, was von allgemeiner und bleibender Bedeutung ist. Niemals werden wir die großen Aufgaben unserer Zeit aus den Augen verlieren, immer aber über die trennenden Gegensätze die Wahrung der allen gemeinsamen, unantastbaren nationalen Interessen stellen.

Wir eröffnen den neuen Jahrgang mit den beiden Erzählungen:

Tintenfisch.

Von

Ernst von Wildenbruch;

und

Die Säge von Mariels.

Von

Ernst Zahn.

Von den weiter in Aussicht genommenen Beiträgen zur wissenschaftlichen, zeitgeschichtlichen, Memoiren- und Reiseliteratur verzeichnen wir:

Ihering über Bismarck. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger.

Österreich und Ungarn. Vom Grafen Theodor Zichy.

Aus dem Briefwechsel von Johannes Brahms und Joseph Joachim.

Schillers historische Schriften. Von Prof. Dr. Richard Fester.

Ein Brief Wilhelm von Humboldts über Schiller. Von Prof. Dr. Albert Leitzmann.

Die Entwicklung der deutschen Universitäten. Von Prof. Dr. Johann von Kelle.

Politische Satiren. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer.

Das Wesen des Realismus in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Heinrich Schneegans.

Ludwig XIV. und Madame de Maintenon. Von Lady Blennerhassett.

Das indische Reich. Von Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

Malorka. Von Prof. Dr. Theobald Fischer.

Die Papyrusurkunden von Hermupolis. Ein Stadtbild aus römischer Zeit. Von Prof. Dr. Paul Viereck.

Naturwissenschaftliche Elemente in Nietzsches Gedanken. Von Prof. Dr. Walther Löb.

Jedes Heft enthält eine literarische Rundschau nebst literarischen Notizen und Bibliographie, in denen die wichtigeren Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literaturen angezeigt werden, während in regelmäßigen Abständen Prof. Dr. Karl Frenzel über die Berliner Theater, Prof. Dr. C. Krebs über das Berliner Musikleben berichten.

Möge dieser neue Jahrgang unsere Zeitschrift in der Gunst der alten Freunde befestigen und in immer weiteren Kreisen ihr Leser gewinnen!

Berlin, im August 1908.

Die Verlagshandlung: Gebrüder Paetel.

Der Herausgeber: Prof. Dr. Jul. Rodenberg.

Der König hat gesprochen.

Erzählung

von

A. Carolina Woerner.

I.

Johann Traugott Winkler war der einzige Sohn des sehr wohlhabenden Kaufmanns Herrn Johann Heinrich Winkler in der Herrengasse zu Breslau und seiner Gattin Sophie, geborenen Zimmermann, aus dem großen Leinwandgeschäft in der Büttnergasse.

Bis zu seinem achtzehnten Jahre schritt er — so ein wenig steif und gravitätisch — aber an jedem neuen Tage erwartungsvoll und stillfröhlich zum Maria Magdalenen-Gymnasium; denn fast immer beim Austeilen der Zensuren hängte sich an seinen Namen ein hellklingendes cum laude oder doch non sine. Die Verwandten der Mutter freilich, und sie halb und halb mit ihnen, konnten es nur tadelnswert finden, daß er nicht schon sechzehnjährig in die Handlung eingetreten war, besonders weil gerade um diese Zeit der Vater, seines schleichenden Brustübels wegen, sich mehr und mehr ins Krankenzimmer zurückzog. Nach der Maturität geschah dann das Selbstverständliche: Johann Traugott durfte nicht mit seinen Schulgenossen nach Halle zur Universität, sondern mußte sich zunächst dem bewährten und tüchtigen Prokuristen Herrn Lattke untergeben. Und von da an glomm in den dunklen Augen des Jünglings eine hilflose und heimliche Not auf.

Für die Eltern, die alles getan hatten, seinen Körper zu verweichlichen und sein Gemüt zu verwöhnen, waren nun diese ersten Anzeichen einer melancholischen Verstörung dennoch zu fein, wogegen die Fremden, die Angestellten der Firma, nicht ohne Schadenfreude etwas von dem stillen Kampfe bemerkten, den der Berufszwang für den jungen Erben mit sich brachte. „Tja — na ja — wirklich'n Gott," sagte sogar der gutmütige Herr Lattke des Abends im Gasthaus, „nun habe ich einen gelehrten Herrn Lehrling bekommen, sozusagen einen Gelehrtling." Und er nahm eine Prise aus der Dose mit dem Bilde des Andreas Hofer, klopfte die Fingerspitzen auf dessen grünem Hut ab und zerblies die braunen Stäubchen über den Tisch hin.

Als aber Traugott bald auch von ihm sich manches Lob verdient hatte, verwandelte er sich aus dem „Gelehrten" und „Studierten" nach und nach und für das ganze Haus in den respektierten „jungen Herrn".

Die dreijährige Lehrlingszeit in den unruhigen vorderen Schreibstuben, wo es den ganzen Tag lebhaft aus- und einging mit kleinen Stadt- und Landkrämern, denen Herr Lattke Kredit gab oder entzog, war ihm besonders schwer gefallen. Aber jetzt nahm er schon fast zwei Jahre im stillen Privatkontor am breiten Hoffenster den Ledersessel des Vaters ein. Immer zur Stelle und immer pflichteifrig bedeckte er die Seiten der Bücher mit schönen, doch ein wenig eigensinnig gekrausten Zahlen und mit Buchstaben, die hoch und steif über das Papier schritten, und schloß dabei die linke Hand fest um die kühle Glasperlenquaste des Glockenzuges, der neben dem Schreibpult herabhing. Seine Hände waren ja immer so heiß, brannten von einem verborgenen Leidensgefühl, einer verschwiegenen Sehnsucht.

Sein Blick fiel, so oft er ihn hob, auf die an der Wand gereihten messingbeschlagenen Glasschränke. Sie enthielten die Akten der Firma in ganz gleichen braunen Mappen, eine stolze Sammlung, vom Großvater schon 1760 angelegt. Die sauber geschichteten zweiundfünfzig Mappen trugen auf dem Rücken je ein Zettelchen mit der groß und deutlich geschriebenen Jahreszahl.

Nächsten Silvester würde das junge, eben in seinem ersten Monat stehende Jahr 1813 auch hier friedlich und ordentlich eingesargt werden. Wenn nur er, Traugott, dann nicht mehr . . .! Aber was und wohin wollte er eigentlich immer.

Fünf Minuten vor zwölf Uhr schob er Bücher und Briefschaften in ihre Fächer, rückte auf seinem Pulte das Schreibgerät zurecht — die sorgfältig geschnittenen Federn, Tuschpinsel und Blaustift, Petschaft und Wachsstock — streifte die grünen Überärmel ab und wusch sich die Hände. Im weiten, dämmerigen Hausflur beschaute er dann, wie schon als Kind, einen Augenblick die roten, blauen und grünen Sonnenstreifen, die durch den Farbenstern im Oberlicht der Hoftür hereinfielen. Hier rückwärts ließen Ballen, Fässer und Kisten nur einen schmalen Gang frei, und das Zwielicht und der starke Duft der Spezereien schienen sich ewig in einem dumpfen, staubigen Behagen zu vermischen. Vorn war der Raum freigehalten von der Einfahrt bis zur vornehmen, breiten Stiege, deren eiskaltes, poliertes Geländer Traugott stets mit der rechten Hand wie liebkosend langsam hinaufstreichelte.

Nach kurzer Begrüßung der Eltern und stummem Gebet, wobei Vater und Mutter die Augen fest einkniffen und er die seinen starr auf die zierlich ausgeschnitzte Lyra der Stuhllehne gegenüber richtete, setzte sich die Familie zum Mittagessen nieder.

Mit Damastzeug und feinem Porzellan war der Tisch auf das reinlichste gedeckt, die soliden Mahagonimöbel an den Wänden glänzten freundlich und selbstgefällig, und vom Eisenblechofen, der die Form eines Altars hatte und doch bürgerlich-bieder dreinschaute, ringelte duftiger Königsrauch seine blaue Wölkchen in die Luft. Nur war das Zimmer in dem Patrizierhause zu groß für die drei Personen — und den guten alten Spitz Ami, der den vierten

Stuhl am Tische beanspruchen durfte. Ein unsichtbares, aber fühlbares Netz aus zurückgehaltener Stille hing immer unter der schneeweißen Stuckdecke, das auch die etwas schrille, eintönig klägliche Stimme der Mutter, die fast allein laut wurde, nicht zu zerreißen vermochte.

Der Vater, in einen bequemen Schlafrock gehüllt, blickte mild und gütig und hüstelte viel; die Mutter, vor der Zeit gealtert, dürftig von Gestalt und das edelgeformte Gesicht sehr bleich, ließ ihre braunen Augen zwischen Vater und Sohn ebenso unruhig hin und her wandern wie Ami die seinen — sie mit stets sorgenvollem, er mit schüchtern begehrlichem Ausdruck. Der beständigen Beobachtung rechts und des beständigen Flehens links nicht allzu müde zu werden, hielt Johann Traugott seine großen verträumten, schwarzen Sterne dann auf den Teller gesenkt.

Aber die Mutter wurde fast täglich von einem der Fäden der unsichtbar webenden Stille berührt. Auch heute legte sie den Löffel weg, seufzte und sagte: „Wenn es bloß nicht gar so ruhig wäre bei uns! Das ist eben doch so hübsch, wenn wo in einer Familie solch recht zappeliges Leben is, so recht viel um den Tisch rum zusammen geschwadroniert wird! Was war das bei uns zu Haus alsemal amüsant! Deine Schwestern, Traugottchen, wenn die nicht hätten müssen von uns gehen — das Nettchen, die hätte wohl bißchen was von mir gehabt, wie ich mal früher auch so'n Quirl war. Die hätte sich man nicht immer so versonnen." — Der Vater streichelte leise ihre Hand, ohne zu antworten. Er war, wie sein Traugott, auch der einzige Sohn nicht mehr ganz junger Eltern gewesen — er hatte es immer still gehabt.

Sie machte eine kleine Pause, schaute vom Manne, dem sie zulächelte, wieder zum Sohne hinüber und knüpfte an den Spinnfaden von der Decke einen zweiten aus sich und der Vergangenheit gesponnenen an: „Dein Onkel Karl — du siehst ihm sonst bißchen ähnlich — na, was für'n meschanten Lärm vollführte der alleine! Jawoll, die Teller und Schüsseln mußten hopsen, so trommelte er mit den Ellbogen auf. Und dann lachte dein Großvater, daß ihm die Tränen in den Bart kollerten und sprach: ‚Lachen ist besser wie flennen, lachen ist gut for die Leber, da gibt es keine Indigestion'."

„Ja, Onkel Karl," antwortete Traugott und versank noch mehr in sich. Dieser jüngste Stiefbruder der Mutter war nur sieben Jahre älter als er und hatte ihn, als beide noch in die Schule gingen, einmal verführt, lange über die erlaubte Zeit auszubleiben, wohl nur im eigenen Garten, draußen in der Scheitniger Vorstadt. Da war ihnen seine Mutter bis weit vor das Tor entgegengekommen, ihre Augen hatten in der Dämmerung so unheimlich durch die Tränen geleuchtet, während sie ihr wiedergefundenes Söhnchen mit Küssen erstickte und vorwurfsvoll klagte: „Seit zwei Stunden drückt dein guter Papa das Gesicht an die Scheiben und guckt bloß immer nach der Ecke und hat Stechen auf der Brust." Onkel Karl indes war brummig geworden: „Sophie, wenn du bloß keinen so kränklichen Mann hättest! Früher bist du doch anders gewesen."

Als Traugott in seinen langsam zurückschweifenden Gedanken so weit gekommen war, wiederholte er halblaut: „Ja, Onkel Karl," und setzte hinzu:

„der hat auch immer freie Ellbogen gehabt." — „Wie meinst du?" fragte der Vater. — „Nur so," antwortete Traugott, leicht errötend, „so Ellbogen, eben so lustige Ellbogen. Durch die Jacke rieben die sich durch — ich hab ihn mal noch dran zupfen gesehen . . . Und jetzt darf er im freien Albion sein — hm—m."

„Du hast nie so viele Ellbogen und Kniee verschlissen wie der petulante Junge, das ist wahr," erwiderte die Mutter anerkennend und begann einen in Brotteig gebackenen Schinken zu zerschneiden. „Die Franzosen, die wollten ihn immer bloß in Rotwein gekocht. Wie mußte man sich das doch überhaupt wahrnehmen, ihren Gusto zu treffen. Und zuweilen, mitunter, dem kleinen Kapitän par exemple, dem konnte man noch nicht mal böse sein — der hatte dich gar so sehr in Affektion genommen, Traugottchen, gelt?"

„Tja—ja," bestätigte gedankenvoll der Vater, holte aus der weiten Schlafrocktasche sein schmales, in grünes Leder gebundenes Taschenbuch hervor und las nach einigem Suchen: „Am 27. Januar 1807 — also heute vor sechs Jahren — haben le colonel Dodé und le capitaine Marteau bei uns gespeist: Weinsuppe, Kaviar, Haselhühnerfrikassee mit farzierten Trüffeln, Hammelskeule und tarte supérieure. Und im Hinterhause, die zehn Mann mineurs verlangten, den Rahm aus Krügen zu trinken und streuten Zimt darauf." — Die Mutter seufzte tief: „Wie viel mehrer könnte man sein nennen, hätte man nicht immer müssen alles hingeben."

„Am 30. März," fuhr der Vater fort, „arrivierten neue Württemberger, von denen alleine der Hauptmann Häfele täglich drei bis vier Flaschen Rheinwein trank, und dann sehr kollerig und nicht mehr traktabel . . ." Er holte keuchend Atem: „Je ja, so geht es hier fort über viele Seiten. Endlich, am 20. November Anno 8 —, weißt du noch, Traugott, du bist's besehen gegangen — bezog die neuformierte Bürgergarde wieder die Hauptwache, und nach fast zweijähriger Fremdherrschaft . . ."

Ein Hustenanfall schnitt ihm das Wort ab; seine Frau strich ihm sogleich den Rücken, und Traugott schob unvermerkt eine große Scheibe Schinken auf das Stückchen Wachstuch vor Ami hin, zu verbergen, wie gering seine Eßlust war. Als dann der Vater wieder freier atmete, bat er ihn noch um das Buch, hielt es über den leeren Teller, blätterte vor und zurück. Da stand in winziger Schrift, wie gestochen, umständlich aufgezeichnet: wann Traugott einen neuen Anzug bekommen hatte, die Geburtstagsgeschenke und Festessen der Familie, der Friedensschluß von Tilsit — blau unterstrichen als freudige Geschehnisse; oder: wann dem Vater Schröpfköpfe gesetzt, dem Sohne zwei Zähne gezogen worden, und die Schreckenstage der Belagerung, die Einnahme der Stadt durch den Prinzen Jérôme mit blutroter Tinte dick umrändert, als gleich schmerzliche Ereignisse.

Sich selbst wieder der Einzelheiten erinnernd, las nun Traugott vor: vom Bombardement, das einen ganzen Monat gedauert, und von der Gefangenschaft der Familie im Keller, hinter den mit Wollsäcken und Dünger wohlvermachten Fensterchen. — „Wenn ich daran gedenke," sagte die Mutter, „mir tettern noch die Ohren von dem Gedröhne und Geknatter. Und" —

sie legte die Hand auf ihres Mannes Arm, während ein unendlich bekümmerter Zug um den Mund sich ausprägte — „und bloß von der schlechten Luft bist du hernach so schlimm geworden. Wir hätten nicht dürfen so gar viele reinnehmen aus der Voisinage; wie schon alles voll Menschengesichter war, noch diese Eichholzens — zwölf Köpfe — man ist eben immer zu gut." — „Nun," beschwichtigte der Vater, „wo wir doch das Obergeschoß von Geheimderats haben brennen gesehen — und dero Luischen so schwer durch 'n Balken an der Hüfte war lädiert worden —!"

Traugott klappte das Buch zu, als die Mutter eine süße, für den Vater zubereitete Crême nur versuchte und den ganzen Rest ihm auf den Teller häufte. Und er wünschte sich im stillen die Älteste von Eichholzens, die Malwine, herbei, die damals in der Kellerecke so flink einen Sack angebohrt und mit ihren kurzen, braunen Fingern die Korinthen hervorgeholt hatte, unbekümmert um Granaten und Feuersbrunst, um Not und Tod ringsum. Auch die Mutter kam mit ihren Gedanken noch nicht los von den Schreckenstagen. „Nur so was nicht wieder müssen durchmachen," ihre Stimme wurde noch klagender als gewöhnlich, „wenn ich jetzunder am Fenster sitze, und es geht so vorbei, nichts wie Militärs, und die Masse junge Leute, rausgestutzt mit Säbeln und Hirschfängern und so was schön's, — und daß nu gar die Russen möchten zu uns kommen . . ."

„Die Russen kommen als Freunde," warf Traugott ungewöhnlich lebhaft ein. — „J, was glaubst du alles, die wollen auch bloß grapschen und brennen und morden, das is nich anders im Krieg." — „Man geruhig, Sophiechen, nun ist doch unser König bei uns; seine Ankunft ehgestern, den 25.," der Kranke fuhr mit dem magern Zeigefinger, an dem ein großer Siegelring nur noch sehr locker saß, liebevoll über die Zeilen, „und die der königlichen Kinder hab ich viermal blau unterstrichen."

„Tja, der König! ‚Bei solch 'ner Regierung,' pflegte mein Vater selig zu sagen, ‚da is es so wie bei der Nähnadelmanufaktur dahier, — jede einzelne Nadel passiert durch siebenundsiebzig Hände, und jeder Beschluß durch siebenundsiebzig Köpfe'." Und sie stellte die Teller zusammen, und der Sohn wünschte den Eltern gesegnete Mahlzeit.

Nach Tisch legte sich der Vater sogleich aufs Sofa, saß und strickte die stets geschäftige Mutter in der tiefen Fensternische vor ihrem Nähtischchen, ging Traugott in die Brustgasse zu einem englischen Sprachmeister.

Madame Winkler strich sich von Zeit zu Zeit mit der Nadel juckend über den dunklen Scheitel unter der fein getollten Haube und sah im Fensterspiegel, der so angebracht war, daß sie alles beobachten konnte, was in der Gasse vorfiel, dem Sohne nach, bis er um die Ecke bog. Er schritt ja doch sehr stattlich dahin auf hohen, geraden Beinen; tja, bißchen schmalschulterig schon, allerdings, aber das war nun à la mode, weil die schlanken Franzosen auch keine épaules carrés, ja sehr oft Heringsrücken hatten. — Ein paar Häuser weiter unten zog er höflich den Hut. Aha, wieder Malwine am Fenster — die paßte doch auf wie 'n Spion, wo sie ihn bloß sehen konnte. Die zeigte keine Beamtenhauteur, die war fürs Reelle, und ihr Vater hatte

viel Ehre und viele Kinder, aber wenig Geld. Was die bloß guckte, daß für Traugotts Sonntagsglanzstiefel jemalen zwei Eidotter in die Wichse gerührt wurden. Ja, ja, die hätte sich wohl gerne ein sort gemacht und warm gesetzt. Und man war ja doch en gros, und wenn man auch seine bösen Verluste in den Kriegsjahren gehabt, der Grundstock war zu solide gewesen und die Handlung immer und überall in derselben hohen Estimation geblieben. Einmal mußten wohl auch Friedenszeiten kommen, und denn konnte der Junge, so klug wie er war, das Geschäft noch gar sehr zur Blüte bringen und Kommerzienrat heißen — das wäre doch ganz möglich.

Sie lächelte vor sich hin, nickte über solchen Betrachtungen schließlich ein, und da stand der Sohn vor ihr in der ergebenen regungslosen Haltung, die er annahm, wenn sie ihm mit der Bürste vor dem Ausgehen immer und immer noch einmal über den Rock strich. Aber an ihrer Stelle bürstete ihn der junge französische Kapitän, sein scharmantes Lächeln auf den Lippen — wahrhaftigen Gott! — mit dem Säbel. Sie sprang hinzu, fühlte schon das Blut feucht an den Händen, fuhr auf — schob Amis Schnauze, der aufs Fensterbrett wollte, ungeduldig zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Meine Angst und Schwäche — ich bin ja doch sehr kaput, dachte sie.

II.

Wenn Traugott sonst aus der Stunde kam, war er fröhlicher, denn Stimmungslichterchen umspielten den Vicar of Wakefield für sein immer nach Geistigem begehrliches Gemüt. Aber heute beunruhigte auch ihn das fremdartige Treiben in den Straßen, freilich in andrer Art wie die Mutter. Diese Jünglinge — Gruppen von Studenten mit den Stürmern auf dem Kopfe, und noch größere Haufen aus allen Ständen — die da, im Mutwillen gereiht, gleichen Schritt und Tritt über das holprige Pflaster übten, sie schienen alle so stark und körperlich tüchtig, ja es waren prächtige Gestalten darunter, und der stubenblasse, engbrüstige Kaufmann fühlte sich auch moralisch von ihnen an die Wand gedrückt, an die Mauern dieser alten, düstern, hohen Häuser in den engen Gassen, von denen er sich, durch Sohnespflicht gebunden, niemals eigentlich würde entfernen dürfen.

Auf dem Ring traten, als Traugott vorüberkam, gerade mehrere höhere Offiziere aus der Mayerschen Buchhandlung, Landkarten in den Händen, im eifrigen, unbekümmert lauten Gespräch. Er hörte die Sätze: „General York mit seinem ganzen unterhabenden Korps — ich bitte Sie, wo bleibt da die Submission — Majestät hat ihn denn auch bereits desavouiert“ . . . „Ja, offiziell, aber sekret — es ist die erste befreiende Tat . . .“

Gedankenvoll — man hörte im Zivilstand immer nur Gerüchte, die sich widersprachen, von den Kriegsläuften — setzte Traugott seinen Weg fort zum Packhofe vor dem Tore draußen, den großen Speichern an der Oder, wo die Vorräte der Kaufleute lagerten. Nach erledigtem Geschäft mit dem Zollkommis einer befreundeten Firma durchschritt er sodann wieder den breiten, zugigen Torweg, als ihm der Auflader Zwack, sein guter Freund von Kindheit

an, zurief und fragte, ob er nicht mit ins Torwartstübchen gehen wolle, der Jüd, der Nathan vom Roßmarkt, säße darin, der sei vor drei Wochen aus dem Polnischen zurückgekommen und wisse nun zu erzählen: „Nee, ich sag Ihn', daß ma und mecht zum Schornsteen oben nausfarn." Der herkulisch gebaute Mann schleuderte noch ein Faß wie ein Spielzeug auf einen Fuhrmannswagen, steckte den Eisenhaken in den Gürtel und öffnete, vor Traugott herstampfend, die schmutzige, niedere Tür.

Auflader in ihren Lederschürzen, Fuhrknechte in den blauen Blusen, aus kurzen Pfeifen qualmend, saßen und standen dicht in dem kleinen überheizten Raume um den Erzähler. Der Torwart, ebenfalls ein Riese von Gestalt, dem das linke Auge fehlte und die ganze Gesichtshälfte zerrissen war, grüßte Traugott, indem er über das rechte zweimal rasch das Lid senkte und gebieterisch mit der ungeheuern Hand nach einem Plätzchen der Ofenbank wies, wo sich die schmalen Beine in der feinen Tuchhose gerade noch zwischen ein Paar hohe Fuhrmannsstiefel rechts und ein Paar links hineinquetschen konnten. „Nu noch eemal, Nathan, ser inse jungen Herrn Winkler Traugott," befahl Zwack, und die zufällige Hauptperson im Kreise erhob mühsam den abgezehrten Körper zu unterwürfigen Verbeugungen: „Nathan Rosenblüth, junger Herr."

Dann fing er an zu erzählen, und die übel erfrorenen, mit Pflastern und Binden bedeckten Hände erzählten in beredter Gebärdensprache unaufhörlich mit. Er legte sie flach an seine mageren Schultern, wenn er schilderte, wie in der halb zerstörten und verbrannten Stadt Wilna allüberall auf den Schutthaufen Leichen, Schwerkranke und Verwundete durcheinander lagen — der General neben dem Troßbuben; er streckte sie weit von sich, da er berichtete, daß er von französischen Quartiermeistern war gezwungen worden, hinauszuschleppen in das Lager des Königs von Neapel einige Säcke gefrorenen Zwiebacks als einzige noch aufzutreibende Nahrung; und er hob sie über den Kopf, weil dieses Lager dem schrecklichsten Schlachtfelde geglichen habe, wo die Soldaten die Häuser der umliegenden Ortschaften anzündeten, um sich zu erwärmen, und wenn einer umsank, eilten die andern hinzu und rissen ihm die Lumpen herunter, noch ehe er verschied, sich damit zu bedecken.

„Ja," und der Handelsmann beugte sich weit vor und starrte Traugott mit seinen trüben, entzündeten Augen an, „so wahr mir Gott helfe, sie haben nicht nur verzehrt die gefallenen Pferde, sie sind geworden zu Tieren und haben überm Feuer gebraten die Leichen der Kameraden. — Auf dem Rückweg haben mich dann überfallen Kosaken und ausgeplündert bis aufs Hemd, so daß ich mer auch mußte nehmen Mantel und Stiefel von 'em grausigen Toten und mußt auf allen Vieren kriechen über Eis und Schnee zurück in die Stadt. O jemersch, jemersch! Zwei Zehen hab ich verloren," er hob seinen rechten Fuß, der in einem großen Filzschuh steckte, „muß nu hinken und humpeln am Stock mei Lebtag. Ein Nix ist dagegen unser Winter dahier, und ein Nix is, was wir haben durchgemacht bei der Belägerung vom hiesigen Platze, wenn auch sind abgebrannt die Vorstädt und 'n Schock Häuser drinnen —; und weniger als nix das Hundert Leute, wo's hat blessiert, und das Halbhundert, wo's hat derschlagen auf der Gasse, weil sie sind gewesen unvorsichtig."

Traugott sah den Torwart an, der unbeweglich saß und horchte; er wußte, daß eine Granate ihn gestreift und seinen fünfzehnjährigen Sohn ihm an der Seite in Stücke gerissen hatte, als sie den Soldaten freiwillig Warmbier auf die Wälle trugen.

Der Handelsmann aber fuhr fort, wie ihm endlich eine russische Exzellenz erlaubt hätte, im Stroh des Gepäckschlittens unterzuschlüpfen bis zur preußischen Grenze, und daß ihm die Schreckensbilder unterwegs: die Transporte der Gefangenen, die kaum noch Menschen glichen — die blutigen nackten Leichen, im Schnee liegend und an den Bäumen aufgerichtet — die Rudel von Wölfen, die über all das Aas herfielen — fast um den Verstand gebracht hätten. „Jetzunder noch weckt mich meine Rebekka: Nathan, was ächzst so im Schlafe? — Weil ich sehe vor mir Tote und Halbtote, den grausigen Schindanger."

Und wieder stellte er Vergleiche an: „Was is dagegen gewesen der Feldzug von Anno 6 und alle Kriege ieberhaupt, su rechnen seit Beginn der Welt?"

Und wieder sah Traugott dem Torwart, dessen ältester Sohn, bei Jena schwer verwundet, von Maro deuren gefunden und jämmerlich war abgeschlachtet worden, in sein gutes, vernarbtes Gesicht.

Nathans Hände beschrieben jetzt einen Kreis und legten sich dann gekreuzt auf die Brust. „Ob der großmächtige Kaiser, der da ist gefahren vorbei im Schlitten, als ein von Gott geschlagener Nebukadnezar, ob ihn nicht hat müssen beißen und brennen 's Gewissen?" — „Ich globe schwerlich," meinte kopfschüttelnd Zwack, „der kleene Näppel, d'r hat a Gemiet wie a Steen a so harte —"; und ein Fuhrmann brummte dröhnend aus der Ecke: „Doaß's Goot erbarm, a su a Franzusenoos — a su a Kaiserluder!" — „Der Posthalter in Haynau hat 'n erkannt," sagte der Zollkommis, der, Begleitscheine in der Hand, etwas später eingetreten war; „bloß 'n paar Generäle und sein Schwarzer, sein Mameluk, waren mit — da hätt er ihm sollen gleich eins auf'n Kopp geben, zum Nicht-wiederaufstehen."

Der blaue Qualm verschleierte die schweren, arbeitsharten Gestalten und hölzernen, einfachen Gesichter, umrahmte sie und ließ sie wieder frei. Traugott empfand für diese Männer mit den unbewegten Mienen eine Zuneigung, in die sich doch auch etwas Widerwillen mischte vor dem Geruch des schlechten Tabaks, der Stiefel und Menschenleiber. Er hätte seinen Kopf auf die breite, von blauem, ausgewaschenem Zeug bedeckte Schulter neben sich legen mögen — benommen, mut- und kraftlos. Wäre ich einer von ihnen, dachte er, so bekäme ich wohl nicht die Schwindsucht, brauchte mich nicht zu Tode husten, langsam wie Vater, oder schneller. Doch alles gleichviel, alles gleich. Und es kam ihm der Satz ins Bewußtsein, den er irgendwo gelesen hatte, und der ihn oft tröstete: Das Leiden ist einmal in der Welt — lern es ertragen, und bald trägt es dich!

Ein Fuhrmann brachte mehrere Kruken Bier herein; sie gingen von Hand zu Hand, und Zwack nahm eine Flasche und drei Gläser aus einem Wandschränkchen, goß sie zur Hälfte mit Provenceröl, zur Hälfte mit Bier voll, rührte viel Zucker darunter, trank eines auf einen Zug leer und bot die

beiden andern Traugott und dem Handelsmanne an. Der versuchte, schüttelte sich und sagte: „Da wer'n Se mich schon gietigst entschuldigen — ich müßt's, mit Achtung ßu sagen, wieder von mir geben." — „Da sein Se halt nu och schon hochmitig worn, seit Se heeßen Rosenbliih," neckte ihn ein Witzbold. Aber dem strenggläubigen Manne war es nicht nach Scherzen zumute, ihm hatte sich nun alles ins Pathetische gesteigert. „Verleichte, daß Se nicht haben unrecht," rief er. „Wie ergangen is die Verordnung im vorigen Jahr, hab ich mich wollen schreiben Levisohn, ßu ehren mein Vater im Grabe. Aber die Frau hat nicht nachgelassen, hat wollen heeßen Madame Rosenblüth. Und nu hat Gott der Gerechte mir getrieben die Dornen ins Fleisch mit Krankheit und Sorgen — über tausend Taler Verlust — das werd heißen ein Geschäft — is für mich gewesen mei polnische Herbstreise."

„Sein Se geruhig, bei uns sein Se och immer noch bloßig d'r Nathan," tröstete Zwack und klopfte Traugott, der die berühmte Aufladermischung mit gekniffenen Augen hinunter gespült hatte, kräftig auf die Schulter: „Das han Se gutt gemacht, das gibt Kraft ei de Knochen."

Nun öffnete nach einem tüchtigen Schluck Bier zum ersten Male auch der Torwart den Mund: „Mei Fritz sprach: Vater, hierschte's, ich muß daderbei sein, wenn nu de Franzosen und kriegen a Zahlaus. 's wär mein letzter," setzte er ruhig und nachdenklich hinzu. — „Wir sind ja doch neutral," meinte der Kommis überlegen, „bekümmern uns um nichts, kein Franzose durfte ja seither nach Oberschlesien. Empfehle mich, Herr Winkler!"

Auch die andern gingen wieder an ihre Arbeit, und Traugott schüttelte dem Handelsmanne dankend die Hand. Draußen zog er in vollen Zügen die kalte Luft ein und betrachtete im Flusse die Eisschollen, die sich bei hohem Wassergang krachend zerstießen. Er hatte nun doch mit Schwindel und Übelkeit zu kämpfen und wandte sich westwärts ins Freie.

Über den ganzen Westen brannte ein tiefes Rot in breiten Streifen, dämpfte sich höher hinauf zu einem sanften Violett und floß mit grünem Schmelz in das noch klare kräftige Blau. Dies triumphierende Rot, ernst in sich verhaltene Violett und leissehnsüchtige Grün! Noch auf dem Rückweg zögerte und stand er wiederholt, den Dreiglanz in sein Gemüt herüber zu gewinnen, als er die Stadt schon wieder vor sich hatte, der die geschleiften, zerstörten Wälle in der rasch zunehmenden Dämmerung ein schreckhaftes Aussehen verliehen. Das Herz pochte ihm verzagt zwischen der feurigen Tröstung des Himmels und der dunklen Drohung auf Erden.

Da veranlaßte ihn ein klägliches Wimmern, hinter einen Schutthügel zu treten. Mit gebrochenem Rückgrat lag dort eine abgemagerte wilde Katze — die gelben Augen starrten ihn an, die jammervollen Töne wehklagten um Hilfe. Sein Spazierstock war ein nicht sehr starkes Rohr mit Goldknopf; wenn er nicht gleich richtig traf, würde er nicht den Mut zu einem zweiten Schlage haben. Er beschleunigte seine Schritte, um nichts mehr zu hören; dann blieb er stehen, kehrte um, nahm sein seidenes Taschentuch, band einen großen Stein hinein, und, mit zwei Sätzen bei der Katze, holte er aus und zerschmetterte ihr den Kopf. Und jetzt, nach geschehener Tat, warf er noch

mehr Steine aus geringer Entfernung nach dem Kadaver und zuckte jedesmal zusammen, wenn er ihn traf, der sich zu rühren und noch zu leben schien.

Nun machte er sich rasch auf den Heimweg, freier in sich und wie gehoben. Das schien ihm kein verlorener Tag, an dem er nun schon zweimal den starken Ekel vor dem Widerlichen und Häßlichen überwunden hatte.

In der Wohnstube fand der spät Heimgekehrte Onkel Wilhelm, das derzeitige Haupt der großen Familie Zimmermann. „Bonschur Traugott, Leimsieder," rief er ihm entgegen, „wo's schön is, bist du nicht mit —; so'n gentiles kleines Festin hatten wir am Sonntag wieder in der Ressource. Deine Cousinen befragen sich schon gar nicht mehr um dich." Dann nahm er, zur Mutter gewandt, den Faden des Gesprächs eilig wieder auf: „Na, so'n General glaubt, er könne bloß immer nach seinem Kopf machen — und nu vollends der York — fragt nich lange, schließt einen Waffenstillstand mit den Russen. Aber der König hat'n desavouiert (zum zweitenmal schlug nun heute dieses Wort häßlich an Traugotts Ohr), hat ihn öffentlich seines Amtes entsetzt — hä, ja, kein Spaß. Und der Staatskanzler unterhielt sich gestern abend im Theater bloß immer mit'm französischen Gesandten. Da konnten sich denn die von der Kriegspartei, der Blücher und der Scharnhorst, grün und schwarz ärgern."

Die Mutter fragte mit einem Seitenblick auf den Sohn, in dessen Augen sie die stumme Abweisung wohl zu lesen verstand: „Aber die jungen Leute, die armiert in den Gassen rumflanieren, was wollen hernach die?" — „Is'n Unfug! Die Polizei duldet das ja ... Die Universität ist überhaupt kein Segen für'ne Handelsstadt; die hätten sie können in Frankfurt belassen, die bringt uns bloß all das turbulente Grünzeug rein." Und der selbstsichere, zufriedene Mann fuhr noch ein Weilchen fort, die breiten Finger vor der Brust ineinander gesteckt, die Nerven seiner Schwester wohltätig nach dem Strich zu bürsten und die des Neffen unangenehm dagegen.

Endlich erhob sich der Herr Stadtrat schwerfällig, öffnete die Tür zur Hinterstube, wo Herr Lattke beim Vater saß, gab dem zusammenschreckenden Schwager einen kleinen Schlag auf die Schulter und dem Prokuristen einen derben und ging, von seiner Schwester höflich wie ein Fremder hinausbegleitet.

Wöchentlich einmal erstattete Herr Lattke dem Hausherrn kurzen Bericht. Das geschah nur noch der Form wegen, denn sein Tagebuch war dem guten Johann Heinrich Winkler allmählich sehr viel wichtiger geworden als das Hauptbuch. Nach alter Gepflogenheit blieb der Geschäftsführer dann zum Abendbrot. Die Mutter seufzte oft darüber, daß man einem Lattke so 'ne allmächtige Stellung einräumen und so hohes Gehalt hatte aussetzen müssen. Heute wiederholte sie ihm die politischen Anschauungen ihres Lieblingsbruders und Orakels, weil sie wußte, daß auch er zu den Patrioten gehörte und einen Kultus mit Schill, dem Herzog von Braunschweig, und vor allem mit Andreas Hofer trieb.

Ja, der Hofer und dieses ganze Volk, die Tiroler! Der bösverwachsene kleine Mann, dem ein großer Kopf zwischen den Schultern saß, und viel zu lange Arme, wenn er ging, unruhig an den Seiten baumelten, hatte in seiner

Jugend Tirol bereist und dort vergessen, daß die Seele eines Kaufmanns so wenig poetisch keimen und treiben dürfe wie eine Kartoffel im Keller. Eine grün-romantische Liebe war in ihm aufgeschossen für das Gebirge und seine Bewohner. Die Tragödie des Aufstandes hätte ihm fast den Sinn verrückt; er, der Pfarrerssohn, ging zu feierlichen Gottesdiensten in den Dom; bei keinem Konzert wandernder Zitherspieler durfte er fehlen; auf der Messe kaufte er zur Verzweiflung seiner Frau ganze Posten Handschuhe und Hosenträger bei einer biederen, alten Tirolerin und strengte seine Zunge an, für sie ein richtiges Grüaß- und Pfüat Gott herauszubringen.

Jetzt drehte er die Hoferdose in der Hand — das Schnupfen war der Madame Winkler auch ein Greuel —, versicherte, daß er sehr anders informiert sei, daß man tatsächlich in den Patriotenkreisen einen allgemeinen Volkskrieg plane, und fügte auf ihre entsetzten und scharf mißbilligenden Reden hinzu: sie möchte sich noch nicht beunruhigen, die Bewegung würde zuletzt doch von oben her unterdrückt werden. Er könne auch niemals an einen Erfolg glauben seit der Niederlage der Tiroler: „Denn was sind wir Preußen und Schlesier gegen diese Leute! Lauter Mißgestalten!" (Oho, du Buckelchen, dachte die Madame.) Und denn, zu einem Volksaufstand müßte man Berge, Berge haben, von denen man Steine auf die Feinde könnte herabschmettern lassen, und Gießbäche, in denen sie nachher ertranken, und Geisbuben, die als Spione über die Felsen klettern, und Kapuziner, die das Kreuz voraustragen. Tja, ja, wirklich'n Gott, bei uns hat man nun gerade die meisten Klöster aufgehoben. Wenn man so kurzsichtige Politik treibt, muß man Trabant sein und bleiben dem neuen Attila und Tamerlan!" Und seine kleinen Augen rollten hinter der silbernen Brille ganz wild von einem zum andern.

Traugott sprach wie gewöhnlich kein Wort und aß auch nicht, weil die Übelkeit zurückgekehrt war. Die Mutter bemerkte das unversehens: „Ein junger Mensch und nich essen! Ist dir was? Denn sagt man's mal wieder dem Medizinalrat. Immer bloß sitzest du da und embrassierst die Tischsachen mit den Händen." — Errötend löste er die Rechte vom Salzfaß und ließ aus der Linken den Serviettenring fallen.

Genau eine halbe Stunde, nachdem abgetragen war, drückte Herr Lattke dem Hausherrn die Hand: „Sehr obligiert"; machte der Hausfrau eine Verbeugung: „Seien Sie bedankt, Madam Winklern — Ihr Diener." Traugott zündete ihm die Laterne an, die er in das oberste Knopfloch seines Mantels hängte. So wanderte er, ein höckriger Gnom, die Gasse entlang zum blauen Schiff, dort im Hinterstübchen seine Ansichten über die allgemeine Völkererhebung des weitern zu erörtern.

Nun durfte der Sohn den Eltern, die noch eine Partie Boston spielten, gute Nacht wünschen und in sein Zimmer gehen. Da saß er an einem Tischchen mit kühler Marmorplatte, deren Rand er fest umklammert hielt, und führte die halben Nächte seinen stillen Kampf gegen seelische Verwöhnung und Verweichlichung, indem er las und las, was sich an Greueln und Leiden der Menschheit nur immer gedruckt in der Universitätsbibliothek vorfand.

Mit allen Fibern litt er, oft versucht, das Buch zurückzuschieben oder eine Seite zu überschlagen; jedoch er schenkte sich nichts und las selbst die schrecklichsten Martern der Hexenprozesse zweimal durch. Nur eben schöpfte er ein wenig Atem, putzte das rinnende Licht und dachte an Vaters Tagebuch, in dem rot unterstrichen war, daß der schon siebzehnjährige Sohn sich zwei Zähne hatte ziehen lassen. Und schließlich, dieser rote Strich entsprach nur den Leiden, die sie alle drei damals erduldeten: Traugottchen hatte von der Aufregung richtiges Wundfieber, der Vater schloß sich in sein Zimmer ein, nichts zu sehen und zu hören, die Mutter ging weinend und pflegend auf Filzpantoffeln umher, und der Medizinalrat kam täglich, verordnete kühle Umschläge und — Zuckerwasser. Damals hatte er aus Mitleid mit sich selbst geweint, und jetzt, wie er daran dachte, stiegen ihm wieder die Tränen in die Augen — aus Scham.

Er las weiter. Fast so weh wie von den entsetzlichen Folterungen und Scheiterhaufen zu lesen, tat es ihm seltsamerweise, daß der Henker den armen jungen Hexlein — so mancher schönen Bürgers- oder Patrizierstochter — auch die Schmach zufügte und die Haare abschnitt. Die Haare abschnitt! Vielleicht so herrliches, lichtblondes wie das des Fräuleins von Schmettau. In der ganzen Stadt war es bekannt, viele junge Männer bewunderten es, keiner so schwärmerisch inbrünstig wie Johann Traugott. Vergangnen Herbst, in einem Konzert, saß das junge Mädchen gerade unter dem Kronleuchter, und da hatte er, hinter einer Säule vor, verzaubert hingestarrt auf diese Pracht, dieses sanfte Flimmern und Glänzen.

Sie war die Tochter einer in beschränkten Verhältnissen lebenden Offizierswitwe, verkehrte aber doch in höheren Kreisen, und er konnte sie nur zufällig im Theater und öfter des Sonntags in der Elisabethenkirche sehen. Jetzt trug sie ein polnisches Pelzmützchen auf den goldenen Flechten und hatte eine douillette, couleur terre d'Égypte an, von der gleichen Farbe eine Schärpe um die kurze Taille und eine Seidenkrause um den Hals. Vom Gesichtchen sagte Hermann Eichholz, den aber die Mutter wohl zuweilen mit Recht einen Windbeutel nannte, es sei nur vorhanden, weil man zu einem solchen Haar doch auch eine Vorderansicht brauche. Allerdings blickte sie ein wenig hochmütig aus blassen Augen und schien den schüchternen jungen Kaufmann ganz zu übersehen, der da regelmäßig am Ausgang stand und das Fräulein, von Malwine Eichholz einmal flüchtig vorgestellt, seitdem zu grüßen wagte — tief, mit wahrer Ehrfurcht.

In der sonderbarsten Art beschäftigte sich dieser glühende Anbeter heimlich mit ihr. Da sah er sie zum Beispiel zwischen Wachen und Schlaf vor sich auf einen Stuhl gebunden; ein rotgekleideter, bärtiger Henker schnitt ihr den Schmuck vom Haupte, und er verfolgte mit brennenden Blicken, wie Strähne um Strähne fiel, und wußte nicht, was er mehr lieben sollte, die goldene Flut, die da am Boden lag und schimmerte, oder das gebeugte, geschorene Köpfchen. Ja, zuweilen kam es ihm vor, als ob er selbst die Schere führe und streichle mit zitternden Händen über die lebend-tote Haarmasse, die er losgetrennt hatte. Dann stöhnte er und drückte das Gesicht in die Kissen.

Aber heute konnte er nicht aus dem Dämmerzustand den sanft hinableitenden Weg finden in den dunklen Schlaf. So ermunterte er sich völlig, schlug Licht, öffnete, weil es ihm zu warm geworden, die Tür zur Putzstube nebenan, und plötzlich, als er dort den Glasschrank stehen sah, fiel es ihm ein, die Nacht für seine Abhärtungszwecke zu benützen. Hinter den Tassen hatte er unlängst ein vom Vater nicht mehr gebrauchtes, spanisches Fliegenpflaster liegen sehen. Er heftete sich's auf die Brust und träumte dann mit offenen Augen Stunde für Stunde, die Hände über dem brennenden Schmerz gekreuzt.

Sein Bett stand der Tür gegenüber, und in der guten Stube waren die Läden nicht geschlossen. Da steigerte sich gegen fünf Uhr morgens das milde mondhelle Zwielicht zum überirdischen Glanze. Ein Strauß von Palmkätzchen und getrockneten Blättern silberte verklärt, die goldenen Bilderrahmen vibrierten, die polierten Möbel in ihrer von dem Lichte behauchten und an der Oberfläche geschmolzenen Dunkelheit standen wie erwartungsvoll stille Zeugen einer erhabenen Handlung.

Traugott wandte sich nach einer Weile gegen die Wand. Lange konnte er dies mystische Erfülltsein, ohne Farbe und Kraft, nicht ertragen. Und er dachte, daß der Vollmond auf den Schneefeldern Rußlands jetzt auch die grausige Wirklichkeit des Todes und der Verwesung mit demselben feierlich süßen Glanz überzöge — und fand kaum noch ein Stündchen Schlummer, als Erlösung von den müde umher irrenden Gedanken.

III.

Drei Wochen waren vergangen und hatten die Stadt und das ganze Königreich aus der erst nur still horchenden Erregung vor dem Sturm in eine wachsend tatmutige versetzt, als sich die Anzeigen mehrten, daß der Kriegsgott wieder auf schäumendem Rosse durch die Lüfte herantoben würde, aber nicht der mit der finsteren Falte zwischen den Brauen, mit den schmalen Lippen und dem scharfen dunklen Blick: nein, in veränderter Gestalt, hellängig, mit dem Antlitz eines Jünglings, eines fröhlich-zuversichtlichen.

Gegen die Mittagszeit eines wenig arbeitsamen Tages holte Traugott wohl zum zehnten Male den Aufruf der Freiwilligen Jäger vom 3. Februar hervor und las immer wieder die Sätze, die ihn am meisten beunruhigten. „Vorzüglich solchen jungen Männern zwischen dem siebzehnten und vierundzwanzigsten Jahr soll Gelegenheit zur Auszeichnung gegeben werden, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und demnächst geschickte Offiziere oder Unteroffiziere abgeben können". Und den andern: „Hiervon sind nur diejenigen ausgenommen, deren Körper Gebrechen hat, die sie zum aktiven Militärdienst unbrauchbar machen, oder die einzigen Söhne einer Witwe, deren häusliche Verhältnisse den Beistand des Sohnes erfordern".

Gebrechen, die sie unbrauchbar machen! „Sie würden im ersten Biwak eine dangereuse Pleuresie acquirieren," hatte der alte Medizinalrat gesagt, zu dem er in seiner inneren Bedrängnis gegangen war, und hatte sogleich ein

langes Zeugnis geschrieben des Inhalts, daß der ganze Habitus des jungen Mannes sine dubio der eines beginnenden Phthisikers sei. Aber dann hatte der alte, fettleibige Herr, der in Karlsbad des öftern mit dem Herrn Geheimerat von Goethe zusammentraf und dort für soundsoviele Pfund Körpergewicht ebensoviele Pfund Weltbildung eintauschte, keuchend und stoßweise eine seiner gutmütig scheltenden Reden gehalten: „Attest nur für Militärarzt so schwarz gemalt, mein Filius, — einstweilen ganz gut bestellt mit uns — aber können nicht alle Soldaten werden — Mode jetzt — sogar Grauhaarige wollen mit — ist und bleibt aber ein inurbanes Metier — ipse dixit — der vorzüglichste Sterbliche — Goethe."

Ein Kopf tauchte am Hoffenster auf: Hermann Eichholz. Geschwinde verbarg Traugott das Blatt, nickte dem hereinpolternden Studenten zu und holte, so bereit wie stets, die Kassenscheine hervor, deretwegen der frühere Schulkamerad die Freundschaft weiterpflegte. Hermann, groß und stark, dem die Lebensgier aus den stahlblauen Augen im gebräunten Gesicht glänzte, meinte gnädig: „Na, wenn du auch so'n Pfefferfack bist, knietschig zeigste dich beileibe noch nicht. Ohnedem is es diesmal für'n höheren Zweck; der Tschako kost' alleine drei Taler, du, die Büchse zehn — du!" wobei er verschwieg, daß er das von seinem Vater zur Ausrüstung gespendete Geld mit kriegsbegeisterten Kameraden im Weinhaus verjubelt hatte. Er schien überhaupt vor allem bedacht, einstweilen möglichst viele Vergnügungen für sich aus dem vaterländischen Rummel herauszuschlagen. Heisa, nun hätte er endlich das Staatsexamen machen müssen, und nun kam dieser Krieg, dieser famose Krieg, den der Prediger am letzten Sonntag schon einen heiligen nannte. „Du, du," und er faßte in Traugotts dichte Haarlocke über der Stirne — in dessen tire bouchon — „keine Kollegien, keine Pandekten; schon drei Stunden Gewehr exerziert heute, nu schieb du och den Schacher bißchen beiseite. Wollen mal Pistolen schießen bei dir im Landhaus — feine Kommilitonen bringe ich mit, drei aus Berlin — um zwei hole ich dich ab — hurra!" Und draußen war er.

Mit der Pistole umgehen zu können, ziemte sich auch für den schlesischen Kaufmann, der nicht immer ungefährlichen Reisen wegen, besonders ins Polnische. Traugott hatte ein gutes Auge und viel Freude an dieser einzigen Betätigung mit einer Waffe. Im Garten des Landhauses draußen in der Scheitniger Vorstadt, wo die Eltern die Sommermonate zubrachten, war eine Scheibe für ihn errichtet. Gern und ungern, weil verlegen und zaghaft, führte er am Nachmittag die jungen Leute hinaus. In den Gassen mußten sie sich durch das Gedränge schieben, das nach und nach auf dem engen Raume der ehemaligen Festungsstadt beängstigend wurde wie schon ein richtiges Kriegsgetümmel. Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen jeder Art, täglich neu einziehende Truppen und ausgehobene Rekruten, Beamte, die zugereisten Fremden, gaffende Bürger, alle die schwarzweiße Patriotenkokarde an Hüten und Mützen, wogten und lärmten durcheinander.

Es hatte neuen Schnee ausgeworfen, trocknen, körnigen; und in der Vorstadt schritten die jungen Herren dann rasch und munter dahin in ihren hohen Stiefeln. Traugott entdeckte in seinem Begleiter, Ernst Rambach, einen

Lieblingsschüler des Herrn Professors Steffens und einen „dezidierten" Naturphilosophen, der mit Verachtung von der bloßen Empirie sprach, mit Begeisterung vom Absoluten und All-Einen.

Entzückten und zerrissenen Herzens hatte ja nach Eröffnung der Universität der zum Kontor Verurteilte in den Vorlesungen gesessen, die Steffens über den gegenwärtigen Stand der Philosophie „für ein gemischtes Publikum" hielt und hatte sich verliebt in den Mann und seine fremdartige Betonung und Aussprache des Deutschen. Und nun war es dieser Herrliche, dieser Germane aus dem hohen Norden, der als erster zündende Worte sprach vom Katheder und ankündigte, daß er selbst, ein Vierziger, unter die kampflustige Jugend sich werde einreihen lassen.

So viel Traugott nur immer über seine Bescheidenheit vermochte, fragte er den jungen Physiker aus und horchte mit andächtig geöffneten Augen zu. Wie fein! General Scharnhorst hatte den mutigen Professor umarmt und der französische Gesandte war zum Staatskanzler gerannt, sich zu beschweren. Der aber hätte ungefähr geantwortet: „Der König desavouiert diese Rede" — der Student lachte fröhlich, bückte sich und warf einen Schneeballen — „aber jeder Schritt gegen den übereilten Mann — den übereilten Mann! — würde einen Sturm erregen, den wir nicht mehr zu hemmen vermöchten". Und der „Bundesgenosse" hatte abziehen müssen mit seiner langen Diplomatennase.

Dem Landhaus war nach dem Brande der Vorstadt ein neues Geschoß aufgemauert worden, so daß es jetzt — heller Anstrich, rotes Ziegeldach, grüne Läden — sich recht stattlich und schmuck aus dem beschneiten Garten erhob. Traugott hatte tüchtig heizen, alten, kostbaren Wein und Delikatessen hinbringen und zwei Tische aneinander rücken lassen in der großen Gartenstube. Sie waren ihrer acht, schossen aus dem geöffneten Fenster auf die Scheibe, schwatzten und lärmten zusammen wie ein Völkchen Sperlinge. Vorläufig steckten sie noch im Zivil, „leider Gott's" — die Handwerker arbeiteten Tag und Nacht und konnten doch nicht annähernd die Aufträge bewältigen.

Das Gespräch über die ersehnten Uniformen endete in einem großen Streit über die verschiedenen Waffengattungen. Hermann und die Berliner waren bei den schwarzen Jägern in Jahns Werbeamt gemeldet, schwärmten für den Turnvater, ihren Major Lützow und für den „wilden, verwegenen Plänklerkrieg", wogegen die andern, in Steffens Werbestube eingeschrieben und den stehenden Regimentern angegliedert, geltend machten, daß sie den Hauptbegebenheiten des Feldzuges stets näher sein würden, richtige gute Soldaten, keine lockere Bande. Doch schließlich vereinigten sich auch noch diese Regulären unter sich über die Litzen am Kragen. Der gemeine Mann trug gelbwollene, und nun hätten die Studenten als Freiwillige zu gern goldene gehabt. Dem widersetzte sich Steffens, und der junge Physiker bewies mit schöner, nicht ungeschickt nachahmender Beredsamkeit, daß in einem solchen heiligen Kriege kein künstlicher Unterschied dürfe geschaffen werden zwischen den Söhnen des Volkes. „Na ja, Steffens minor", rief ihm einer zu, „wir wissen schon, wie sagt dein Magus aus dem Norden? — höheres, edleres Menskentum! Gleichviel, Prost! Hoch der König und das Vaterland!"

Und nun kam die Frage, die Traugott, der stille Zuhörer, den ganzen Nachmittag gefürchtet hatte. Gerade sein neuer Freund stellte sie: „Herr Winkler, wo sind eigentlich Sie inskribiert?“ Da quäkte Hermann, vom Fenster her, wo er an seiner Pistole herumfingerte, höhnisch im Falsett: „Der, was glaubst du woll? der darf doch nicht mit! — Streu mir mal Pulver aufs Schloß, Ernst, daß ich abblitzen kann! — Der hat ja doch zu viel Geld, der is ja'n reiches Mutterföhnchen, unser ...“

Ein starker Knall ertönte, die vergessene Kugel fuhr heraus, zerschmetterte die Flasche in Traugotts Hand, und schlug dicht an dessen Ohr vorüber in die Türe. Besorgt und fragend umdrängten ihn, der mehr verwundert als erschrocken drein sah, die Studenten, — und Hermann ließ sich, totenbleich bis in die Lippen, die Pistole in der schlaff herabhängenden Rechten, auf einen Stuhl fallen.

„Was denn, es ist mir ja nichts geschehen, nichts als daß ich beschüttet bin,“ sagte Traugott zu ihm mit demselben feinen, gütigen Lächeln, das seinem Vater oft eigen war, und Rambach, dessen Herz er in diesem Augenblick noch mehr gewann, umarmte und küßte ihn, und keiner der Kommilitonen zeigte eine spöttische Miene.

Zum Schießen hatten sie jetzt nicht mehr Lust, doch bei dem feurigen Hegyalla, bei russischem Kaviar und Schinkenbroten wurde der Zwischenfall bald vergessen; nur Hermann blieb finster-schweigsam, und Traugott saß ihm gegenüber, freundlich-schweigsam und innerlich gehoben, und hatte auch ihn sehr lieb wie alle die andern, die Zeugen seiner bewiesenen Kaltblütigkeit.

Nach einer Weile, als die Wärme in ihm und um ihn stieg bei dem scharfen Trinken, stahl sich der Gastgeber hinaus in den Garten, umklammerte einen Baumstamm mit den Händen und legte seinen Kopf sinnend daran. Auf schwarzgrünen Fichtenzweigen vor ihm lag hochwulstig der Schnee, und auf dem Schnee, wie darüber gepinselt, der frostiggelbe Glanz des durchsichtigen topas-gläsernen Himmels. Erst jetzt kam Traugott der Gedanke an die Eltern und zwar mit einer ihm neuen Kälte und Bitterkeit. Die andern und alle die tausend Freiwilligen hatten doch auch Vater und Mutter, — aber die seinen würden ihm niemals die Erlaubnis geben, und wenn er der Stärkste und Gesündeste wäre. Läg er nun da, durch einen dummen Zufall getötet, müßten sie's ja ebenso ertragen. Ach, die Mutter! Daß er uns das antun konnte, würde sie jammern, was brauchte er sich bloß immer mit dem Tunichtgut, dem Hermann, einzulassen. Voller Vorwurf würde sie sein, trotz des Schmerzes. Er bröckelte kleine Stückchen von der Rinde, warf sie in den Schnee, zertrat sie.

Man rief nach ihm, weil es spät geworden sei. Hermann verlöschte sorgfältig das Feuer im Ofen mit Wasser, daß ja nichts passieren könne, wie er sagte, ließ auf dem Heimweg die Fremden vorausmarschieren und hielt sich dicht neben dem Jugendgenossen. Nach einem längeren Stillschweigen fing er an, sich zu entlasten: „Das Leben ist zu dumm, wie und was soll man bloß machen? Wie du, so'n Duckmäuser und Leisetreter, das kann auch nicht das Rechte sein. Und ich? Ich wollte, sie schießen mich in der ersten Schlacht

tot — du. Darfst mir glauben — du. Vaters Schelte über meine Schulden ewig, und Mamas Gemähre denn wieder, daß Vater so flott auftritt und seine neun Ableger vergißt!" Er schlug einen Schneehaufen mit dem Stock auseinander und lachte garstig. „Ich bin eben Vaters Sohn in all und jedem, was brauchen sie sich da immer groß wundern und lamentieren ... Du wirst's ja noch erinnern, wie er dazumal im Keller mit allen scharmierte und ein Fäßchen Portugieser alleine austrank. Ich schämte mich oft, weil wir euch ohnedem halb ausaßen."

Die sechs Studenten voran sangen schön und hellklingend: „Frisch auf! zum fröhlichen Jagen! Es ist schon an der Zeit ...!" Aber Hermann ließ Traugott nicht viel horchen. Er senkte die Stimme: „Nu denke, die Magd, die Berthe, nu heult sie voller Angst, daß Mutter 's nun bald muß merken, und will Geld, denn jetzunder soll ich ... Nun soll ich —" er faßte Traugotts Arm, „wenn ich falle, gib ihr in Gott's Namen ein paar Taler ..."

Traugott nickte stumm und machte seinen Arm los. Plötzlich warf ihm Hermann die Pelzmütze vom Kopf, erwischte wieder seine Stirnlocke und, wie vorhin Ernst, küßte nun er den Ausweichenden. „Wenn ich dich nu hätte erschossen! Was würde nur Malwine sagen, du, und die Jeanne, die Schmettau!" — „Ach, wieso, — wer?" murmelte Traugott, von der Mütze eifrig den Schnee abschüttelnd, sein großes Erschrecken zu verbergen.

„Wer sonst, die Haar-Schmettau, du kennst sie doch, die und Malwine wollen dich alle beide gerne genug, eine wie die andre, wenn du auch nicht gerade von Familie bist. Donnerstags haben die Mädchen ihren Kranz bei uns, und da reden sie bloß immer von dir — Luischen verriet mir's ja. Du hättest so wunderbar tiefe Augen und das schöne, schwarze Gelocks. Was garstig an dir ist, haben sie aber auch los und haben dir einen Spitznamen dafür gegeben, den Fürsten von Lippe und Geldmold benamsen sie dich, du." Unwillkürlich fuhr Traugott mit dem Zeige- und Mittelfinger über seine Oberlippe, die sich etwas zu stark vorwölbte, ohne das sonst hübsche, treuherzige Gesicht eigentlich zu entstellen. Hermann nahm ihn wieder beim Arm und in großen Sprüngen, über die Schneehaufen hin, eilten sie nun den Sängern nach und stimmten fröhlich ein:

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu tun!

Beim Abendbrot hätte die Mutter gern die Ursache gewußt, weshalb des Sohnes Augen glänzten, ganz blank wie Kohlen. Sie klopfte auf den Busch und meinte: „Eichholzens Malwine is nu wirklich 'n bildschönes Mädchen gewor'n, so das Brünette, Interessante, was sie hat." Traugott antwortete: „Ach ja, so zigeunerbraun, aber couleur terre d'Égypte ist, meiner Opinion nach, nur an einem Wintermantel hübsch". Und ganz unvermittelt erzählte er dann einiges von dem heute nachmittag Gehörten. Daß Professor Steffens sich privatim von einem alten, ausgedienten Feldwebel einexerzieren lasse; zu komisch wäre das, denn der Gelehrte verwechsle immer wieder rechte und linke

Hand, rechten und linken Fuß und könne, so übermäßig lebhaft und zappelig wie er nun mal sei, durchaus nicht ruhig stehen oder langsamen Schritt machen. Aber der Invalide rechne sich diesen Rekruten dennoch zur Ehre und versichere den Studenten: „Der Mann is Ihn' zu gelehrt, mechte man sprechen, der Mann hat Ihn' sein Kopf-Tornister zu voll gepackt mit denen hohen, kuriosen Wissenschaften."

„Je," sagte die Mutter, „so 'n Mann is Familienvater, und nu haben sie ihm die schöne Wohnung gegeben im alten Konviktorium, das is doch gar nicht recht, daß er alles im Stich läßt und macht sich mit fort."

Es müsse das rechte sein, erwiderte Traugott bestimmter als sonst, denn der König habe ihn sogleich zum Offizier ernannt und freue sich überhaupt nun so sehr an den Freiwilligen. Erst hätte er immer gesagt: „Freiwillige, gut, aber keine kommen," und dann hätte er am Schloßfenster gestanden, wie die achtzig Wagen mit Berlinern eintrafen, und die hellen Tränen seien ihm herabgerollt. Ja, in Berlin! Neuntausend hätten sich in wenigen Tagen nach dem Aufruf gemeldet. Aber auch dahier, die Breslauer, von denen viele Familien gleich fünf, sechs Mann Einquartierung nähmen, seien doch 'ne feine, tüchtige Art, hätten die fremden Studenten heute gerne zugestanden. Und sobald die Uniformen fertig wären, dürfte Steffens fünfzig seiner Gardejäger dem König vorführen.

Gerührt sprach der Vater: „Unser guter, guter König! Ach, und wenn das bloß die Königin Luise hätte erleben können!" Die Mutter, auch gerührt, doch immer bedenklich, stimmte bei: „Tja, 'ne große Ehre is es schon, aber wenn die jungen Leute denn zu Krüppeln oder gar totgeschossen werden, was hilft da die Ehre und der Ruhm!"

Madame Winkler war eben doch zuweilen klug genug, so manchen Vorgang im Gemüt ihres Sohnes zu erraten. Nach einer kleinen Pause beharrte sie also: „Überdem, Onkel Willem sagte, der Krieg is noch lange nicht erklärt, aber die Russen hausen in Ostpreußen schon ganz schauderhaft und rücken immer weiter gegen die Oder vor. Zweifelsohne sollen denn die Freiwilligen, die so was Demagogisches in die Armee bringen, bloß in Polen verwendet werden."

Dann wollte sie wieder ein bißchen Honig aufstreichen und fragte: „Ob dich Onkel nun nicht für die Ressource dürfe vorschlagen, möcht er wissen, Traugott; es kämen nu nach und nach mehr Kaufleute hinein, und du würdest für sicher akzeptiert, weil du schon in der Kulturgesellschaft so angesehen bist." Aber Traugott schüttelte den Kopf.

Auf seiner Stube ging er dann noch eine ziemliche Weile pfeifend hin und her: „Der König hat gesprochen . . .!" Heute sah er im Halbschlaf Johanna von Schmettau auch nicht als Hexlein vor sich, sondern natürlich und ganz leibhaftig im Pelzmützchen und rötlichbrauner Douillette und schlief traumlos und tief bis gegen sechs Uhr. Als er erwachte, wurde gerade im Hause gegenüber ein Licht angezündet, auf der Hinterwand erschien die schwarzgeteilte Fläche eines Fensters, zuckte auf und ab und blieb dann an der Decke haften: ein dunkles Kreuz auf hellem Grunde.

IV.

Am nächsten Donnerstag, dem 25. Februar, wickelte Traugott ein Büchlein, Ifflands Jäger, die Malwine im Theater gesehen hatte und nachzulesen wünschte, in das feinste weiße Papier, und sein Herz desgleichen in die starke Packhülle eines schon acht Tage alten und folglich zähen Entschlusses und ging hurtig, da er gerade die Mutter vom Fensterspiegel abwesend wußte, um vier Uhr über die schmutzige Gasse. Eine Sonne wie im Mai leckte an Eis und Schnee; unter der Haustür drüben klatschte ihm losgetautes Geflock auf Hut und Backe.

Die Magd, die Berthe, musterte ihn mit ihren kecken Beerenaugen von oben bis unten, grinste verschmitzt, als er nach Demoiselle Malwine fragte, riß die Türe auf und schrie: „Inse junger Herr Nachbar will zu inse Mamsellche."

Die Tochter des Hauses, Fräulein von Schmettau und noch zwei junge Damen saßen im Salon um den runden Tisch, steif auf weiß und goldenen Stühlen, hatten Teetassen und Gebäck vor sich und zupften Scharpie. Traugott wurde den Fremden vorgestellt, — einer schwarz Gescheitelten und einer rötlich Kurzlockigen — bekam auch einen der atlasbezogenen Stühle zugeschoben, von denen aber die großgeblumten Kattunschutzdecken nicht abgebunden waren, und eine Tasse gereicht, die in Goldschrift beteuerte: „l'amitié vous l'offre."

Er atmete beklommen. Wie reizend war ‚sie' — so ganz in der Nähe —: die goldige Flechtenkrone — die seidigen Stirn- und Schläfenlöckchen, die rosigen Farben; die Nase — ein zierliches Häkchen, der Mund — ein Gröschel. Neben der braunen, üppigen Malwine sah sie um so zarter und vornehmer aus — und hatte ein Millefleurskleid an, Püffchen auf den Ärmeln, blauen Gürtel unter der schmalen jungen Brust. Und dann, gewandter als die andern beiden, die sich nur immer mit lächelnden Blicken auf ihn und Malwine in die Ohren tuschelten, sprach sie zuerst: „Sie ergreifen sans doute nun auch die Waffen zur Verteidigung des teueren Vaterlandes — Herr, Herr — wie ist doch Ihr werter Name —?"

„Nee, wirklich, wie die sich verstellt," hörte Traugott gegenüber flüstern. Er aber gab klopfenden Herzens die diplomatisch gewundene Antwort, die er sich inzwischen für diese verfängliche Frage ausgedacht hatte und doch nie recht über die Lippen brachte: daß es sein herzlichster Wunsch wäre, daß indes die Krankheit des Vaters — daß er aber immer noch denke, hoffe, glaube — bis zur eigentlichen Kriegserklärung — dann werde er nicht zurückbleiben, sondern à tout prix . . . Der Rest erstarb in einem Murmeln.

„Ach, wir armen Mädchen," sagte das Fräulein mit schwärmerischem Augenaufschlag, „daß wir zur Tatlosigkeit verdammt sind! Besonders wir Offizierstöchter, wir sind einfach unglücklich. Ich beneide nun jeden Jüngling, ich kann Ihnen nicht sagen wie sehr." — „Na, geh doch mit; heißt ja Jeanne — Jeanne d'Arc —," warf ihr Malwine höhnisch zu. Und sogleich fand auch die Gescheitelte den Mut einzustimmen: „Bewahre, da müßte sie ja ihre Mähne abschneiden." — „Ihr natürlich, immer mit eurer Malice! Das würde ich ohne weiteres tun," war die stolze Erwiderung.

Traugott zog endlich seine liebevollen Blicke von dem goldenen Vließe ab und heftete sie auf ein sehr buntes Bild an der Wand, das, in Kreuzstichen ausgeführt, ein Tauben fütterndes Mädchen vorstellte. „Gefällt dir das Dessin?“ fragte Malwine, „es war mein Weihnachtspräsent für die Mama . . . Nee aber doch, du bleibst da drinnen,“ unterbrach sie sich, als jetzt Luischen hereinhinkte und mit ihrer trotz des Gebrechens affenartigen Behendigkeit auf Traugott zustürzte: „Schön gun Tag, Herr Fürst, Fürst von . . .“ Malwine hielt ihr erschrocken den Mund zu, Luischen schlug um sich, die Tassen kamen in Gefahr. Da nahm Traugott das zappelnde Wesen auf den Arm und trug es ans Fenster.

Sehr klein für ihre zehn Jahre, mit winzigem, welkem Gesichtchen, schaute sie ihn doch merkwürdig altklug an aus den grünen Augen, eifrig züngelnd und zischend: „Jeanne, die is so — die is noch 'n Teil meschanter wie Malwine. Gib mir mal wieder Zuckernüßchen — ich sag dir alles . . .“ „Was für eine schöne Uhr!“ wollte Traugott ablenken und wies auf die französische Bronzependüle des Pfeilertisches, ein nid d'amour, Liebesgötter statt der Vöglein.

„Die Nidammer? Ich weiß doch, von wem die der Papa hat.“

Malwine errötete, die zwei Demoiselles kicherten, Fräulein von Schmettau zeigte eine kalte Miene, und Traugott fiel es mit Schrecken ein, daß seine alte Rike zuhause einmal etwas erzählt hatte von den Beziehungen des Geheimrats zu einer sehr vornehmen Dame, und daß sich die Frau Rätin nun nicht schäme, deren Geschenke in den Salon zu stellen, als ob sie selbst „a so was Präziosiges“ sich je hätte anschaffen können.

„Solch ein Unband, ohne jede Edukation,“ sagte jetzt das Fräulein; „ich begreife deine Eltern nicht.“ Und Malwine, Tränen in den Augen, klagte: „Weil sie eben so schwächlich ist von dem Unglück, weil niemand 'n acht auf sie hatte beim Brande, nun darf sie so'n hinkender Tückebold werden.“ — „Mein Luischen will jetzt ganz artig sein,“ tröstete Traugott, setzte sich wieder und hob die Gescholtene auf sein rechtes Knie, nahm die Augen — nun verstohlener — voll von dem blonden Glanze neben ihm, den die Nachmittagsonne mit Glorie umspann, und fühlte wohlig die Wärme und den leichten Druck des Kinderkörpers auf seinem Schoße.

Der Bann war gebrochen, das Gespräch wurde jetzt allgemein und lebhaft — drehte sich um die Hinrichtung eines Räubers in Berlin, von der die Schlesische Zeitung umständlich berichtete. Dann erzählte Traugott von der des Gattenmörders Trojer vor zehn Jahren: wie ihn, den Knaben, sein Onkel Karl heimlich mitgenommen, wie er, auf dessen Schulter sitzend, über die Menschenmenge hinweg gerade den Block habe sehen können und den Dr. Wendt, der mit dem abgeschlagenen Haupte wissenschaftliche Versuche anstellte, ob noch eine Spur Leben vorhanden sei, und die Tausende von Zuschauern dadurch in eine wahnsinnige, tobende Erregung versetzte.

Befriedigt hörte er selbst seine angenehme, sanfte Stimme, und wie fließend und gut er sprach, als da vier Paar schöne Augen ihm an den Lippen hingen, unternahm von seinem Gegenstande aus einen kleinen Flug ins

Philosophische und schloß: Daß man sich doch eigentlich niemals zu einem derartigen atrocen Schauspiel solle drängen, bei dem das höhere, edlere Menskentum — errötend wiederholte er —, das höhere edlere Menschentum nichts gewinnen, aber viel verlieren könne.

„Du!" Luischen, der es schon zu lange gedauert hatte, zupfte ihn am Ohrläppchen, „du, die Jeanne, die bekommt 'n Helm auf und ganz offne Haar."

„Weshalb läßt man sie jedes und alles hören?" sagte die blonde Schönheit vorwurfsvoll zu Malwine; „es ist doch noch sekret." Dann, mit ihren feinen spitzen Fingern ein Häufchen Scharpie sorgfältig schichtend, wobei in der polierten Marmortischplatte von unten her fünf ebenso zierliche, wie durchsichtige Fingerlein zu helfen schienen, wandte sie sich zu Traugott: „Da nun nichts mehr zu kaschieren ist . . ."

„Was weiß er denn, er weiß ja noch nichts," fiel ihr die Rothaarige ins Wort. Doch sie wußte stets, was sie wollte, und ließ sich nicht leicht beirren.

„. . . da es die unartige Kleine nun doch einmal verriet — ich werde beim vorhabenden patriotischen Fest in der Ressource die Germania darstellen. Ich entriere ja erst in diesen Zirkel, agierte und tanzte bis jetzt nur im Adelsklub — indes, que faire? — ich wurde so sehr gebeten. Gestern hatten wir schon die letzte Probe. Werden Sie auch dorten sein?" — Traugott würde nicht verfehlen. — „Wie schade, daß Sie nicht beim Tableau mitwirken als einer der Krieger zu meinen Füßen . . ."

Malwine unterbrach sie eifrig: „Hermann hält in einer hervorragenden Attitüde die preußische Fahne aufs Knie gestemmt."

„Ja, aber er hat noch nicht die nötige Conduite und den necessairen Ernst für eine solche Repräsentation," tadelte das Fräulein und schenkte Traugott einen Blick aus den blassen Augen, der deutlich besagte: Du allein wärst der Rechte dazu — so daß er Luischens Kopf in der Erregung ganz fest an sein Herz, das heißt an die großen Knöpfe seiner Weste drückte.

„Au, du! Laß mich los!"

Die Kleine schlug nach ihm, und da Jeanne ihre Hände fangen wollte, streckte sie ihr die Zunge heraus: „Hermann sagte, du sollst dich denn am besten verkehrt hinstellen, oder den Haarpelz och vorne lassen rüberhängen — sonst wär's egelganz nischt." — Und noch von der Tür her, durch die Malwine, hochrot im Gesicht, sie vergebens hinauszudrängen suchte, schrie sie: „Hei tja, Puppenjesicht, Puppenjesicht!"

Traugott sah auf die Pendüle, es war über eine Stunde vergangen, — dankte und entfernte sich mit tadellosen Verbeugungen, von Luischen treu begleitet, die das abschließende Vorplatzgitter hinter ihm zuschlug, daß die Glocke in ein lautes Gellen kam, und ihm bis über die Treppen nachjauchzte: „Hatjes och — Herr Fürst von Lippe-Lippe!"

Es schien selbst dem fleißigen Traugott unmöglich, jetzt zur Arbeit zurückzukehren. Frühlingsstimmung war in der Luft, das Pflaster glänzte feucht, die Tümpel spiegelten, die Gossen liefen hastig und munter. Er ging auf die Sandbrücke, das Hochwasser zu beschauen. Ein kühler Schauer stieg auf von dem sprühenden, tosenden Freiheitsdrange der Wogen. Am Himmel

trieben in einem weiten Grau einzelne rosige Wölklein — Nester für Liebesgötter. Traugott sah ihnen gedankenvoll lächelnd nach, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Ernst Rambach, schmuck in der Uniform, rotwangig und freundlich, nahm ihn mit sich — „auf dem Ring flanieren".

Als sie eben wieder die Goldene Becherseite entlang kamen, sahen sie nicht weit von der Hauptwache eine schwere Reisekutsche halten —; einige Zivilpersonen standen am Schlag, aus dem sich ein etwa fünfzigjähriger, vornehmer Herr lehnte, mit einem Jupitergesicht, feurigen Augen, die Röte des Unwillens auf der hochgewölbten, mächtigen Stirne. Weithin schallend grollte und wetterte er, daß sich bald Zuhörer in dichten Haufen sammelten. Da eilte Major Lützow herbei, grüßte ehrerbietig, und die jungen Leute hörten, daß der Fremde auch ihn anschrie: „Vor sämtliche Gasthöfe vergeblich gefahren, — hätte man nicht einige der Grünschnäbeljungens, der Jahnbrüder können aus einer Stube werfen? Ein Obdach hätte ich alter kranker Mann noch immer meritiert." Dann sprach Lützow mit gesenkter Stimme, worauf die erzürnte, laute zurückfragte: „Ist das weit?" — „Nein Exzellenz, nur ein paar Gassen."

Der Major schwang sich in den Wagen, Ernst Rambach faßte Traugott am Arm, und sie trabten, was sie konnten, hinter der Kutsche drein. Am „Goldenen Zepter" sahen sie den hechtgrauen Reisemantel der Exzellenz eben noch im Torweg verschwinden. Nach einer Weile kam einer der Grünschnäbeljungens heraus — Hermann.

Ernst rief: „Ist er's?" — Hermann lachte: „Er ist's — der Stein, der Stein! lamentiert und kollert, daß es einen Stein erbarmen könnte. Er ist sehr krank, sagt er. Hier konnt er doch auch bloß 'n kleines schmutziges Dachstübel kriegen."

Traugotts Herz zog sich zusammen; erst gestern hatte die Mutter in der Fremdenstube frische weiße Gardinen mit roten Frangen und Quasten aufgesteckt — für wen bloß? — für einen Geschäftsfreund, der vielleicht im März kam.

„Allons, macht mit! — in Schillings Weinstube," drängte Hermann, „fetieren wir bißchen seine Ankunft. Er wäre unser Grund- und Eckstein trotz alledem, sprach Vater Jahn." Traugott lehnte ab. „Und du bist und bleibst trotz alledem 'n Mutterföhnchen." — „Dann bin ich auch eins," sagte Ernst, der brave Lehrerssohn, schob seinen Arm in den Traugotts, begleitete ihn bis an die Haustür, zögerte dort ein Weilchen, band ihm die Halsbinde auf und zu, lächelte verlegen, wobei seine Bäckchen noch röter wurden und fand endlich die Worte: „Wenn Sie sich doch noch entschließen, wie ich fast glaube, so spreche ich mit Professor Steffens, daß Sie bei uns in eine etwaige Lücke dürfen eintreten. Ich bin jetzt sein Sekretär im Werbeamt, ich kann da wohl bißchen schummeln zu guterletzt."

An diesem Abend glänzten ein paar schwarze Jünglingsaugen noch blanker als Kohlen. Auch die Eltern erheiterten sich über die ersten Liebesgaben, vom Vorstand des Komitees in der Zeitung bekannt gegeben.

Traugott las vor: „Dem edlen Beispiel des Ältesten der Judenschaft in Berlin folgend, haben der Kaufmann Markus Mayer 200 Taler, Israel Berel Frank 100, Heymann Oppenheim 50 Taler eingesendet."

„Sieh mal an, die Jüden, erst grapschen sie's, dann geben sie wieder was ab, weil's in die Zeitung kommt." — „Das sollst du nicht sagen, meine Liebe, die Genannten sind ehrliche Leute," mahnte, seinen Siegelring drehend, der Vater.

„Von drei patriotischen Dienstmädchen: eine silberne Medaille, eine dergleichen Nadelbüchse und Strickscheiden, nebst 6 Groschen. — Zwei Paar wollene Socken: das letzte bißchen Armut einer Soldatenwitwe."

„Das ist schön und edel gehandelt," gab die Mutter zu und hielt ihr feines Perlengestrick, einen Tabaksbeutel für Onkel Wilhelm, näher an die trübe Öllampe, um eine Masche aufzunehmen. — „Von der katholischen Geistlichkeit gesammelt 750 Taler Silber, 350 Taler Gold. — Durch die Freimaurerloge Friedrich: 800 Ellen grünes Tuch und 500 Taler. — Herr Graf Maltzahn in Mielitsch 700 Spezietaler und das vollständige Familiensilber für die Münze. — Von dem kleinen Heinrich Zimmermann: mein Geburtstagsgeschenk vom Patenonkel — 1 Taler!"

„Na, Willems Heinerchen!" Die Stricknadeln blieben in der Luft schweben. „Was hatte sich der Junge bloß gefreut —!" Sie schüttelte den Kopf. „Schenk ich ihm einen andern," sagte der Vater.

„Herr Kommerzienrat Baldowsky hat zwei vollständig armierte Jäger mit 40 Dukaten Taschengeld gestellt. — Herr Prokurist Emanuel Lattke rüstet drei Jäger aus und besoldet sie ein Jahr lang. Motto: Rächt die Tiroler!"

„Der Lattke! Da hört's auf — mehrer wie der Kommerzienrat! Das is alles von uns, das bezahlen wir, dem seine Übertriebenheiten." — „Das muß man jedem seinem penchant überlassen, Sophie! Und recht tüchtig ist er doch dessenthalben." Der Vater hatte fast entschieden gesprochen.

„Eine silberne Dose, das einzige Pretiosum eines alten Invaliden," — las Traugott weiter und fragte ungeschickt die noch immer etwas erregte Mutter: „Das hätten wir doch auch im Tresor, silberne und goldene Dosen?" „Die Angedenken von Groß- und Urgroßvater selig, meinste? Na, du bist ja woll! Wir geben's natürlicherweise in Geld."

Lektüre und Unterhaltung wurde durch einen Asthmaanfall des Vaters unversehens beendet. Um neun Uhr mußte man noch den Medizinalrat holen, der Naphthaphosphor mitbrachte. Als Traugott dem dicken, selbst ungeheuer schnaufenden Arzte beim Fortgehen über die Stiege hinableuchtete und dieser in sein verstörtes, niedergeschlagenes Gesicht sah, keuchte er wohlwollend: „So 'ne ewige Krankenstubenluft — sollten mal längere Zeit auf Reisen gehen — flotter, junger Mercatorius mit gespickter Börse. Ihr Papa — der stirbt in zehn Jahren noch nicht — Traugott Winklers Wanderjahre — wie, was? Gu — ute Nacht."

V.

Ein schlimmer Wetterumschlag war erfolgt: Nebel, Wind, kalter Regen, wässeriger Schnee. Traugott saß mit schwerem Kopf und Katarrhfieber, das er verbarg so gut er konnte, eigensinnig von früh bis abends im Kontor, verschrieb und verrechnete sich, zerriß die Briefbogen und fing neue an und

drückte die Glasperlenquaste, bis er sie abriß, der Zug zurückschnellte und Herr Lattke, erschreckt über den Glockenlärm, herbeilief.

Unfreundlich erschien nun alles — häßlich. Traugott war zu Onkel Wilhelm gegangen, der Ressource wegen. Der aber hatte ihn gekränkt angelassen: für die Ballotage sei es nun zu spät, er hätte es genugsam offeriert.

So hatte Traugott die bewunderten Haare nicht gelöst unter dem Helm der Germania vorquellen und über den Rücken fließen sehen, und seitdem verschattete ihm eine graue Stimmung Menschen und Dinge. Auch der Abglanz des Fensterkreuzes schwamm heute nur wie matte Flecken in der Dämmerung des Hausflurs. Es gab da eine Ecke, da hatte er als Bübchen oft gestanden, die eine Gesichtshälfte rot, die andre grün beschienen, um für die Auflader und Hausknechte zu singen und Gedichte herzusagen. Einmal aber war hinter ihm eine große Kiste ins Rutschen gekommen und herabgestürzt. Hätte sie mich doch erschlagen, fiel ihm jetzt, vierzehn Jahre später, im Vorübergehen ein.

Oben saß der Vater, notdürftig wieder erholt, in verhaltener Erregung, hektische Röte auf den Wangen, schon bei Tische und schob ihm sogleich die Schlesische zu, eine dick angestrichene Stelle noch mit dem Zeigefinger eifrig umrändernd. „Nun lies mal das dem Mutterchen — noch vor die Suppe kommt."

„Ich Endesunterschriebener mache mich hiemit gegen den Staat verbindlich: eventualiter zweien mir zuzuweisenden, im bevorstehenden Feldzug invalide gewordenen, vaterländischen Kriegern auf ihre Lebenszeit folgende Unterstützung zu gewähren: 1. Freie Wohnung; 2. vier Schock sechsviertliches Gebindeholz halb weicher, halb harter Qualität bei freier Anfuhre; 3. drei Scheffel Roggen, desgleichen Gerste, desgleichen Kartoffeln; einen halben Scheffel Erbsen, zehn Pfund Reis, desgleichen Grieß, desgleichen Brasilkaffee und Meliszucker und zehn Päckchen Königskanaster. Auch will ich bedacht sein, durch Aufbau eines Invalidenhauses für zwei Familien und Fundierung desselben jene meine redliche und anspruchslose Absicht auf ewige Zeiten sicher zu stellen. Breslau, den 5. März. Johann Heinrich Winkler, Herrengasse 20 allhier."

Die Mutter schlug die Hände zusammen: „Tja, ja, nee — nein, aber — Papachen! Zu schön hast du dir das ausgedacht —! So hat es doch noch keiner können fertig bringen: — du hast eben Esprit — hast du!"

„Schon alles berechnet bei Heller und Groschen und ins Tagebuch eingetragen," sagte strahlend der Vater. Auch Traugott lächelte ihn herzlich und dankbar an und überflog dann die langen Reihen der Geschenke von hoch und nieder, arm und reich, und die vielen Namen der Eheleute, die ihre Trauringe eingetauscht hatten gegen die Gedächtnisringe mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813." — Da fiel sein Blick auf eine fettgedruckte Überschrift: Die rührendste Gabe von allen.

„Fräulein Johanna von Schmettau, deren ausgezeichnet schönes und volles Blondhaar erst am vergangenen Sonntag noch der Gegenstand des Neides und der Bewunderung war, da dieselbe beim erhabenen Tableau: Germania beschützt ihre Kinder, in der löblichen Gesellschaft Ressource, die

Hauptfigur darzustellen die Ehre hatte, löste sich noch in der nämlichen Nacht mit eigener, schier grausam zu nennender Hand diesen kostbaren Schmuck vom Haupte, ihn uns einzusenden, begleitet nur von der schlichten Zuschrift: ‚Der Friseur Möller hat mir zehn Taler geboten, — es macht mich glücklich, dieses kleine Opfer auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen zu können.‘ — Wir werden Ringe, Uhrketten und Armbänder daraus fertigen lassen und selbe verkaufen als Angedenken an eine so schöne Hingebung. Das Komitee.“

„Jeß — ist dir was?“ hörte Traugott die erschrockene Stimme der Mutter wie aus weiter Ferne. Er starrte totenbleich in seinen Teller und fühlte den heiß aufsteigenden Dampf der Suppe wie etwas unerträglich Lästiges, ohne die Macht zu einer Bewegung zu haben. Die Mutter hielt ihm Riechsalz vor, er bezwang sich, strich übers Gesicht, lächelte dem entsetzt dreinblickenden Vater zu und sagte matt: „Es ist nichts, nur der Katarrh.“

Aber er fühlte sich schwerkrank und legte sich ins Bett, ohne einen Bissen zu genießen. Eine Stunde später ließ sich die Mutter nicht mehr abweisen von seiner verschlossenen Tür. So öffnete er seufzend, verbat sich indes ungewöhnlich bestimmt den Medizinalrat. Wenn ein Arzt gerufen werden solle, so wünsche er sich schon immer, den Dr. Sessa zu befragen, den er als eifrigen Patrioten und Anhänger von Steffens kannte. In ihrer Sorge ging sie nach längerem hin und her doch darauf ein: „Wenn man halt bloß dürfte versichert sein, daß es keiner dem Rat nicht zu wissen tut?“ — „O, wenn auch,“ erwiderte Traugott verstockt.

Erst um vier Uhr kam Dr. Sessa, ein etwa dreißigjähriger Mann, schon in Uniform —: untersetzte Gestalt, rasche, eckige Bewegungen, martialischer Schnurrbart, und im Gegensatz dazu Schwedenkopf — tête tondue — mit kurzen, blonden Borstchen. „Exküs,“ sagte er beim Eintreten, „ich mußte so'm Teufel von Polen verschiedene blutige Löcher flicken. Über den ganzen Bürgerwerder hat man den Himmelhund schreien gehört. Hatte sein braves Pferd gequält, bis es ihm 'n Denkzettel gab.“

Im Gesicht der Mutter war deutlich die Entrüstung zu lesen, daß dieser Medicus gleich so was Gräßliches erzählte, als er auch schon die zweite Sünde beging: sie nur sehr kurz bat, mit dem Patienten allein bleiben zu dürfen.

Sein langausgestreckter Fuß schob den Stuhl beiseite — plumps! setzte er sich auf die Bettkante und sah Traugott aus guten grauen Augen an. Der holte mit bebenden Händen unter dem Kopfkissen das Zeugnis des Medizinalrats hervor: „Nichts fehlt. Nur darüber möchte ich Ihre Meinung hören;“ vergeblich bemühte er sich, das Zittern seiner Stimme zu verbergen, „vielleicht — ich möchte nämlich als Freiwilliger — ob ich wirklich so ganz unbrauchbar wäre — so untauglich . . .“

Dr. Sessa lachte: „Sie sind gut, mein Allerbester! Mit in den Krieg wollen Sie also? — pro patria consumor — und legen sich nu einstweilen zur Vorbereitung ins Bett?“ Dann las er, machte eine spöttische Miene und befahl: „Strecken! — so — tief atmen! — jetzt umwenden!“ Er auskultierte und beklopfte sorgfältig. „Miserabler Brustkasten — aber sonst — die Lunge ist ja ganz gesund — es fehlt uns wirklich nichts als der temporäre Katarrh.“

Der Herr Medizinalrat sagte: „Ich würde mir im Biwak sogleich eine gefährliche Brustfellentzündung holen."

„Hm, der hochgeehrte Kollege vergißt, daß wir nicht bloß ins Manöver ziehen, und daß im Felde doch schon vor der Brustfellentzündung 'ne Kugel kann geflogen kommen. Die bringt aber unter Umständen auch dem Gesündesten und Stärksten die Kaldaunen in Unordnung."

Er faßte nach dem Puls: „Himmeldonner, hundertundzwanzig Schläge! Werd mal bißchen quinquina ordinieren." — „I, bewahre," rief Traugott, plötzlich so munter wie der Doktor selbst, „das ist lange vorbei, bis ich sterbe." — „Jawohl, cito mors ruit." Und er schüttelte ihm die Hand, daß die Gelenke schmerzten, und schloß die Türe hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Die Mutter kam herein. „Das muß man sagen, 'n Manierlichen hast du dir erwählt, 'n ganz Neumodigen. Der gönnt eim noch nicht mal die Antwort. Was dir ist, soll ich mir von dir selbst sagen lassen, du wüßt's am besten." — „Weil mir nichts ist von der Welt," diesen gereizten Ton hatte Traugott nur sehr selten, „als daß ich 'n verzognes Mutterföhnchen bin." — „Vielleicht bist du's nicht mehr lange; kann sein, daß du mich bald magst auf'm Kirchhofe besuchen." Tief gekränkt ging sie hinaus.

Der Sohn aber verlangte von Rike ein rohes Ei (sie nahm zwei, schlug sie fein und rührte Zucker darunter), kleidete sich in größter Eile an und ging fort, ohne zu sagen wohin.

Als er, zurückgekommen, ins Wohnzimmer trat, deckte die Mutter — mit düsterem Gesicht — gerade den Tisch fürs Abendbrot. „Ich ängst mich, und du — bei so'm Schmeißwetter . . ."

„Es stürmt nicht mehr, Mutter, die großen wilden Wolken lassen sogar den Mond ein wenig durch." Die Zeitung lag noch da, er griff darnach, weil die Mutter schweigsam und beleidigt verharrte, und las mehrmals: ‚Die rührendste Gabe von allen,' bis er den Text auswendig wußte. Dann wagte er einen Versuch: „Mutter, hören Sie mal an: ‚Aufruf der königlichen Prinzessinnen an die Frauen im preußischen Staat'."

„Meinswegen. Man wird gar zu sehr geplagt jetzunder." — „Das ist aber so sehr schön geschrieben: ‚Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familie; Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter und diese, voll edlen Gefühls, unterdrücken die heiligen Muttertränen'."

„Gelogen ist das einfach. Möcht ich die Mutter sehen, der's nicht 's Herz zerreißt . . . Und ich sag bloß soviel: wenn doch 's gediente Militär und hat nicht können fertig werden mit dem Napoleon, und nu jetzo die Studenten und Turner, die Saufbrüder mit'nander . . ." — „Mutter," er kam ihr näher und stützte sich auf den Tisch. „Es ist mir nun wieder gut, aber," er suchte eine neue Anknüpfung und fand die ungeschickteste, „aber Onkel Karl hat's auch geschrieben, ich müßte mal ein bißchen weg von hier . . ."

„Nu hafte 's Salz verschüttet — immer mit deinem Gespiele an den Sachen rum. Ich hätte mir für heute schon Verdruß genug. — Weg — wieso weg?"

„Ja, weg, fort, in die Welt," klang es zaghaft.

„Du bist wohl — und Karl, der Suitier, daß der und schreibt heimlich solche Sachen und setzt dir Graupen in den Kopf! Will dich übers Wasser locken — und dein kranker Vater daheim kann derweile . . . Ich sagte es ja, die Eltern, die gelten heutzutage nichts mehr!"

„Ich will nicht zum Vergnügen — nicht nach England will ich. Ganz anders wohin wünsche ich mich. Wenn ich aber immer muß daheim bleiben, immer im Geschäfte, werde ich für sicher wie Vater. Was ist dann? Was haben Sie dann?" Seine Stimme bebte: „Ich kann's nicht mehr ertragen, mein Leben — fünf Jahre bin ich nun in dem Zwange . . ."

„Was, wie sprichst du?"

„Die Wahrheit."

„Man hätte dich nicht sollen solange studieren lassen. Die Schuld ist meine. Onkel Willem hat es immer gesagt."

Er versuchte, sie zu umfangen; sie wehrte aber mit beiden Händen entrüstet ab: „Laß mich in Frieden, sag ich bloß;" so streichelte er verlegen den Hund, der sich an ihn drängte.

„Ich bin doch, als wie 'ne Witwe bin ich. Nun hat man gedacht, in ein paar Jahren, da wirst du soweit sein und der alleine Herr, daß nicht ein Fremder . . ."

„Mutter," er richtete sich wieder auf, „ich wär Ihnen imstande und . . . Es könnte einem mal doch die Verzweiflung . . . Was hätten Sie dann vom Gelde?"

Sie fing an zu weinen und ließ sich kraftlos in die Sofaecke fallen. „Drei Töchter hab ich verloren, unser Allereinzigster bist du! Und so rücksichtslos kannst du sein, wo du weißt, daß meine Nerven — die bedürfen doch gar sehr der Schonung!" Sein erregtes Gesicht jedoch, nahe vor ihr, in dem die schwarzen Augen glühten und die Lippen zitterten, schüchterte sie wieder etwas ein, so daß sie sanfter hinzusetzte: „Die ganzen Tage schon habe ich die Ahnung: es gibt 'n Unglück, wer weiß wie groß."

„Wenn ich in die Fremde komme, werde ich ja erst ein glücklicher Mensch."

„Du denkst also gar nicht an Papachen? Wie könnt ich's bloß dem Manne sagen — der Mann stirbt mir ja!"

Da kam der Trotz über ihn. „Vater stirbt in zehn Jahren noch nicht, sagte der Medizinalrat, und Sie sterben nicht, und so muß halt doch auch ich mal sehen, daß ich nicht absterbe dahier."

„Das ist ja ehrlos, gottlos möchte man sprechen. So redest du zu deiner Mutter! Ich hab dich ja gar nicht gekannt, ich lern dich ja heute erst kennen!" Und mit einem Anflug ihres herrschgewohnten Willens: „Aber wozu nun bloß die ganze Sekkatur! Das gibt's ja doch nich, ich werde doch so was nicht dulden, ihr Leute! Es ist ja rein unmöglich, so ne Überspanntheit von dem Jungen."

Da stürzte er ihr zu Füßen und schluchzte in ihren Schoß: „Wenn alle — wenn Mädchen ihr Bestes, Schönstes hingeben — ich müßte ja vergehen vor

Scham und Kummer . . . Es ist schon getan — ich bin schon eingeschrieben im Werbeamt."

Einen Augenblick starrte sie ihn aus sonderbar schielenden Augen an, dann sank sie ohnmächtig, wie tot, in die Sofaecke zurück. Der Mond, durch die zerrissenen Wolken, beschien sie gespensterhaft, und Ami sprang winselnd an ihr empor.

Gegen drei Uhr morgens klopfte die alte Rike mit einem roten, bösen Gesicht Traugott heraus: „Der Herr will sterben, und wer ihn so hat derschreckt, der mag's verantworten vor inse Herrgott."

Es war nur der gewöhnliche Anfall, doch blieb der Kranke in den folgenden schweren vierzehn Tagen hinfällig, lag zu Bett, und wenn der Sohn zu ihm hineinging, wiederholte er nur immer wieder: „Gelt, es ist nicht wahr, Traugottchen? Sag, daß es nicht wahr ist! Du machst nun so 'n bißchen mit vor den Leuten, und dann stellen wir einen Ersatzmann. Du kannst deinem armen, kranken Vater doch nicht solch Herzeleid antun." Die Mutter aber weinte und wehklagte, oder saß verstummt und versteint — aschfahl.

Traugott konnte jetzt die Probe darauf machen, wie weit ihn seine oft so kindlichen Selbstquälereien und Überwindungen gefördert hatten. Nun mußte sein Wille ganz so stark sein, wie er ihn durchglühte.

„Lern ertragen, und bald trägt es dich." Seine Nerven waren aufs äußerste gespannt, er litt unter schweren Kopf- und Muskelschmerzen und fühlte sich so müde und erschöpft, daß er's nicht ganz verbergen konnte. Der Auflader Zwack empfahl, täglich mindestens eine Kruke Bier mit Provenceröl zu trinken: „Das gibt Kraft ei de Knochen." Onkel Willem, der, seinen Hut mit besonders großer Patriotenkokarde in der Hand, dem Neffen vorwarf, pflicht- und pietätvergessen zu handeln, wie noch nie ein einziger Sohn, spottete am Schluß der Szene: „Wenn du bloß nicht so verhungert tätest aussehen! So 'ne Mädchenfarbe, die gibt ja einem Soldaten 'n Ridikule."

Doch da war auch Freude. Lauter schon ältere Herren — ein Theologe, ein Steueroffiziant, zwei Juristen — schulterten neben ihm das Gewehr im Hofe des physikalischen Institutes, dem ehemaligen Jesuitenkonvikt. Das schöne, große Viereck umgaben breite Gänge, von deren Gewölbe Stille und Sammlung des Geistes kühl herabzuwehen schienen — in wohltuendem Gegensatz zu dem Hof, den er bis jetzt vor Augen gehabt, mit dem Lärm und Getreibe des Auf- und Abladens den ganzen Tag. Und er betastete, wenn er kam und ging, unvermerkt das kalte, ehrwürdige Gestein.

Professor Steffens wohnte im ersten Stock des Hauptgebäudes; man sah ihn mit Papieren und Protokollen voller Leben hin und her eilen. Sein Famulus Ernst durfte Botengänge tun zum „Goldnen Zepter", wo Herr von Stein am Nervenfieber darniederlag. Dann glaubten sich die zwei jungen Männer, die nun die zärtlichste Freundschaft verband, eingetreten in den Tempel der Weltgeschichte. Der zur Zeit ihr dienende heißblütige Oberpriester benahm sich freilich zuweilen nicht sehr hierarchisch. So hatte er, rasend über den Lärm der „Jahn-Brüder" unter ihm, erst das Feuerzeug, dann die Licht-

schere und zuletzt den Stiefelknecht dem Bedienten an den Kopf geworfen. Aber schon in der Stunde der Ankunft war es ihm gelungen, seinen König zum wichtigsten Entschluß zu vermögen: zum Bündnis mit Rußland. Nun mochte der französische Gesandte beim Schneidermeister gegenüber eine Stube gemietet und einen Spion hineingesetzt haben, so lange er wollte. Der Gasthof, mit Lützows Werbeamt, glich ja nun einem Bienenkorb. Wer konnte da beweisen, wen die Prinzen Wilhelm und August, die Generale Blücher, Scharnhorst und Boyen, oder die Leibärzte des Königs da aufsuchten. „Und wenn auch," sagte Ernst altklug, „wer fürchtet denn jetzt noch — außer etwan dem Hofgeschmeiße — den Mann im grauen Rock und kleinen Hut, dorten in Paris? Der hat sich in Rußland ein für allemal die schnellen Siegerfüße verfroren."

Nach einer Woche des neuen Lebens gab es ein großes Glück — die Uniform. Traugott befingerte und streichelte das grüne Tuch und hängte den Spiegel besser ans Licht in seiner Stube. Doch mußte er sich zu Hause immer ganz eilig umkleiden — der Anblick hätte leicht einen Sturm der mütterlichen Gefühle hervorgerufen. Soeben, gegen Abend, konnte er sie und Onkel Wilhelm ein wenig belauschen von der Hinterstube aus, wo er nun meist seine unregelmäßigen Mahlzeiten einnahm.

Der Stadtrat berichtete mit stockender, wie belegter Stimme, daß sein Ältester einfach aus der Lehre gelaufen sei, zu den schwarzen Jägern mit Torwarts Fritze. „Ich bin Ferdinands Vater nicht mehr, das is jetzo nur noch der Jahn. Aber, was hätte ich machen gekonnt? Sagen, der Junge ist noch nicht sechzehn, und ihn mit Gewalt heimholen, das würde mir doch gar sehr verdacht, gerade nu, wo der König zum Dank die Wälle geschenkt hat für Anlagen. Dann werden wir eine wunderschöne Stadt, Sophie — so ringsum das Grüne."

Aber die Mutter schlug die Hände vors Gesicht und sagte so trostlos, daß es Traugott in die Seele schnitt: „Mir wird nichts mehr gefallen können auf derer Welt. Ich will nichts hören und sehen und keinen Schritt mehr von meinem guten Mann weggehen, wenn nun — und's geschieht das Ärgste."

Am 15. März, als er noch nicht vierzehn Tage Soldat war, durfte Traugott schon mit in Reih und Glied ausrücken zu einem Ehrendienste. Um vier Uhr morgens versammelte sich das Detachement, wurde besichtigt, einexerziert, geordnet, und marschierte nach der Vorstadt Scheitnig, durch die Kaiser Alexander, von Kalisch her, seinen Einzug halten sollte. Man hatte ihn um die zehnte Stunde erwartet; das Spalier stand und stand und erhielt endlich um zwei Uhr die Erlaubnis, für eine Weile auseinander zu gehen. Da konnte Traugott seinen Leutnant Steffens und die Kameraden vom Exerzierhof zu sich ins Landhaus bitten, wohin er schon tags vorher einen Imbiß hatte schaffen lassen — zum Frühstück nach dem Empfang.

Sie saßen — eine behagliche Gruppe — wieder an den zusammengerückten Tischen in der großen Gartenstube. Ernst erzählte das Geschichtchen von Hermanns Ungeschick, zeigte das Loch in der Türe und rühmte laut, wie tapfer und mutig sich der Freund benommen hätte. Da sah Steffens seinen

aufmerksamen Wirt freundlich an mit den schönen, geistvollen Augen, lächelte und sagte: „Sie guter Mensk — wir tafeln hier heimlich wie die Fürsten, und die Herren Generäle dürften wenig oder nichts zu schmausen erhalten in den gestürmten Gasthäusern."

Ein vorüberziehender Regen klopfte an die Scheiben, doch die Sonne durchdrang sein silbernes Grau noch mit einem matten Glanze, der alle Gestalten in der Stube unwirklich erscheinen ließ, die Umrisse weich auflöste, die Farben abschwächte; nur einzelne Metallfunken blinkten dreist aus dem feinen Rauche. Traugott kam das Wort „Liebesmahl" in den Sinn, und mit eins sagte er so recht aus dem Herzen heraus: „Was für ein wunderschöner Tag ist doch heute!"

Die Kameraden, müde und verstimmt von dem vergeblichen Warten, staunten ihn an. Der Professor aber belehrte: „Wenn er diesen Tag als schön fühlt, so ist er es auch. Das Gefühl entscheidet alles, trägt Zeit und Dinge empor, läßt sie sinken. Es kann eine Brücke schlagen in die Luft — dann rinnt und murmelt das gemeintägliche Leben darunter fort, oder tost und schäumt auch, unschädlich für den, der den Mut hat, sich ganz dem eigenen Gefühl zu vertrauen. Und wir, meine jungen Freunde, wir schlagen die Brücke unsres Gefühles nun über ganz Deutschland hin und vertreiben von ihr aus den eigennützigen, kaltsinnigen Verstand. Er war der feige Übeltäter und blöde Schuldige, der dem Eroberer die Tore hat geöffnet und die Festungen übergeben bei uns. Erheben Sie sich und trinken Sie mit mir auf seine Vernichtung und Nimmerwiederkehr in die preußischen Staaten. Hoch! ein nach außen befreites, von innen geläutertes Vaterland!"

Traugott hätte dem herrlichen Manne die Hände küssen mögen; weil das aber „eine gêne" gewesen wäre, bot er ihm dreimal, in kurzen Pausen, zu den Frühbeet-Radieschen Salz an.

Dann standen sie wieder im Glied. Kuriere eilten hin und her, der Zar sei bereits in Hundsfeld; aber die Sonne war schon untergegangen, als endlich der Jubel der Menge sich entladen durfte, den mächtigen kaiserlichen Helfer und seinen königlichen Bundesgenossen umbrausend.

Heimwärts stimmten die Steffens-Jünger, frisch und herzhaft, wiederum Fouqués neuestes Lied an:

Der König hat gespro—o—chen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebro—o—chen,
Ein wackres Werk zu tun!

Gerade vor ihnen glänzte aus der Dämmerung ein schmaler, stark blitzender Mond und darüber ein einzelner heller Stern.

VI.

Der König hat gesprochen — noch einmal — zwei Tage später — jene schlicht-wahrhaften, treuen Worte: „An mein Volk!" — Und die Landwehr wurde errichtet, der Landsturm eingeleitet.

Traugott kam früher als gewöhnlich nach Hause. Er fand die Mutter weinend auf ihrem Plätzchen in der Fensternische und sah doch gleich, daß es mildere, lösende Tränen waren. Ja, heute flossen sie, weil der Vater so sehr viele über den königlichen Aufruf vergossen und gesagt hatte: „Mehr als wir kann ja keiner hingeben. Mit uns, Mutterchen, wird der König ja wohl müssen zufrieden sein."

„Mutter, sind Sie mir nun nicht mehr so böse?"

„Von böse sein ist doch gar nicht die Rede, bloß, daß es mir halt das Herz abdrückt, wenn ich daran denke, was dir alles möcht passieren, und . . ."

Er küßte jeden ihrer Finger einzeln. „Ich komme ja wieder, ich weiß es ja, ich fühl's ja, und dann bin ich Offizier mit goldnem Achselband."

„Seht den Hochmut an!" — es huschte wie ein schwaches Lächeln über ihr verhärmtes Gesicht.

„Und habe ein flottes Schnurrbärtchen über der dicken Lippe hier. Sie, Mamachen, daß ich bisher nie daran dachte, wie garstig und mißfällig so 'ne Mohrenlippe ist."

„Nu hört sich's aber auf! Für wen willst du denn gar so hübsch sein — für Eichholz Malwine?"

„I bewahre! Da wüßt ich mir was viel Feineres, Vornehmeres . . . Warten Sie mal nur 'n bißchen."

Husch war er draußen und kam wieder in voller Ausrüstung. Sie führte ihn an der Hand zum Vater hinein, beide konnten sich nicht satt sehen, Traugott salutierte und machte Paradeschritt, von Ami umsprungen und umwedelt. Rike durfte ihn auch bewundern und bestätigte heute mit freundlich rotem Gesicht: „Beileibe, keen andrer is bloß halb so scheen wie inse junger Herr!" — und schließlich sagte der Vater: „Morgen will ich nun auch wieder mal aufstehen, meine Lieben."

Später kam Ernst, wurde den Eltern vorgestellt und von der Mutter gebeten, nur ja immer Traugott bißchen zu betreuen, wenn er nasse Füße hätte im Feld — und so —.

Dann gingen die beiden jungen Krieger fort, sich die Landwehrleute zu beschauen, die heute zum ersten Male zu den Übungsplätzen beordert waren. Auf dem Ring, wo es schon Zuschauer die Menge gab, eroberten sie sich eine Stufe an der Meyerschen Buchhandlung, stießen sich in die Seiten und lachten Tränen. Die vordersten Reihen wurden von Piketträgern gebildet, meist schlichten Handwerkern — unter ihnen auch der Torwart und Zwack — die Gesichter durch den gespannten Ernst wie vereinfacht, fast bis zur bloßen Kontur. Weiter zurück standen, bunt zusammengewürfelt, gebildetere und deshalb unruhigere Leute — und was für Waffenstücke konnte man da erblicken! „Guck doch bloß!" rief Ernst immer wieder, bald auf einen braven Mann deutend, der sich den Pallasch mit einem Strick umgebunden hatte und ihn rasselnd über das Pflaster schleppen ließ; bald auf einen würdigen Beamten, dem aus dem küraßartigen Ledergurt zwei Kavalleriepistolen ragten; auf einen Schauspieler, der gar einen richtigen Brustharnisch trug, oder einen Maler, der sich mit einer alten Sturmhaube bedeckt hatte und einen

Flamberg vor sich her hielt. Das Volk ringsum war halb andächtig, halb spottlustig.

Bald darauf wurde das Jägerdetachement nach dem Städtchen Lissa verlegt. Traugott ordnete alles und verteilte Andenken. Herr Lattke erhielt eine in Gold gefaßte Uhrkette aus den Haaren des Fräuleins von Schmettau, auf das Berlock in Gestalt eines Gewehres fein graviert: „Tirol 1809 — Preußen 1813"; Malwine Eichholz ein eben solches Armband, die reichverzierte Schließe mit Granaten besetzt.

Von dem Fräulein hatte er nur durch Hermann gehört, daß sie zunächst nicht ausginge, jedes Aufsehen zu vermeiden, daß ihr der Tituskopf nach ihrer eigenen und Malwinens Meinung sehr gut stünde, und daß 200 Taler für die Haarschnüre gelöst worden seien. „Is ja schön und gut," schloß er seinen Bericht, „aber außer ihrem Blondwulst ist doch wahrhaftig nichts an ihr." Traugott indes fühlte sich, seit er den grünen Rock trug, jedem ebenbürtig. „Was ist denn bloß an dir außer deinen Pochereien! Nicht mal in solcher Zeit bringst du die nötige Konduite und den nezessären Ernst auf." — „Wieso?" erwiderte Hermann rot und eifrig. „Ich bin schon paar Wochen nicht mehr im Weinhaus gewesen und habe keine Karte mehr angerührt, du. Bei uns ist doch jetzt sogar Theodor Körner und wird unser Marschkommissar. Was ist dagegen wohl euer Steffens — hä! Nichts wie 'n höherer Schulmeester, du. — So 'n berühmter Dichter, und schön ist er wie Achilles! — Na, ihr Tugendhengste, lebt mir gut — adieu."

Nach längerer Überlegung schrieb Traugott folgenden Brief:

„Hochzuverehrendes Fräulein!

„Die Gefühle, die mich für Sie beseelen, auch nur annähernd zu schildern, wäre eine vergebliche Mühe. So will ich mich beschränken, Ihnen zu wissen zu tun, daß ich als Offizier, oder nicht, aus dem Felde werde zurückkehren, und daß ich dann, wohl imstande von meinen Revenuen zu leben, mich einem gelehrten Berufe, dem des Historikers, wofür ich eine vorzügliche Neigung besitze, zu widmen gedenke. Obwohl ich weiß, daß Sie größere Ansprüche zu stellen das unbestreitbare Recht hätten, nehme ich mir dennoch die Freiheit, Sie inständigst um Gewährung meiner heißen Bitte anzuflehen. Sagen Sie mir nur mit einem Worte, ob ich Hoffnung hegen darf, Sie dereinst die Meinige zu nennen, und senden Sie dieses Wort, das ich auf Knien empfangen will, an die Adresse meines versicherten Freundes, des Herrn Studierenden Ernst Rambach, Kleine Groschengasse 10.

Ihr in Verehrung und Liebe ersterbender
Johann Traugott Winkler.

P. S. Einen Ring aus Ihren so edelmütig geopferten Haaren trage ich immer an einer dergleichen Schnur auf der bloßen Brust, und dorten soll er bleiben bis in den Tod."

Schon am nächsten Tage brachte Ernst die Antwort. In eine sehr blaue Vergißmeinnicht-Umrahmung war fein und zierlich geschrieben:

„Wertgeschätzter Herr!

„Auf Ihre mich überraschende und ehrende Bewerbung darf ich Ihnen, im Einverständnis mit einer verehrungswürdigen maman, bekannt geben: daß auch die Stimme meines Herzens für Sie spricht, und daß ich also auf jene mehr äußerlichen Fakten wie Stand und Namen, so berechtigt dieselben im übrigen sein mögen, keine Rücksicht zu nehmen gedenke. Ich werde Sie jetzt schon als meinen Destinierten betrachten, keinem andern Manne weder Blick, Wort noch Gedanken schenken, und mich, nach beendigtem Feldzug, gerne vor den Stürmen des Lebens an Ihre schützende männliche Brust flüchten.

Ganz die Ihre

Eleonore Charlotte Johanna von Schmettau.

P. S. Gott segne und beschütze Sie und erhalte Sie mir!"

Traugott, von allen Wonnen durchkühlt — wenn er sich ungewohnterweise freute, überkam ihn stets ein Frösteln in seiner Blutarmut — vergaß die Kniebeuge und lief statt dessen schleunigst zum Goldschmied, einen kostbaren Ring auszuwählen. Das blaue Vöglein, das sein Glück besiegelte, legte er übrigens ohne Arg und Falsch in die perlengestickte Brieftasche, das Abschiedsgeschenk Malwinens.

Für die Eltern schrieb er eine acht Seiten lange Epistel, in der alle die zahlreichen Wohltaten aufgezählt waren, die er von Kindheit an unverdient erfahren zu haben sich bewußt sei — als ihr in Ehrfurcht und Liebe unterzeichneter, ewig dankbarer und gehorsamer Sohn, übergab das Schreiben Herrn Lattke und empfing von diesem den Vatersegen und die wiederholte Mahnung: bei jedem Schwertstreich und Schuß auch der zu rächenden Tiroler eingedenk zu sein.

Tag und Stunde des Ausmarsches verheimlichte er sorgfältig und schlief die letzte Nacht im Hinterhause, wohin Rike, noch ehe der Morgen graute, besonders feinen Kubakaffee und frisch gebackenen Napfkuchen brachte. Blaurot im Gesicht vom unterdrückten Schluchzen, nötigte sie ihm noch einen sogenannten Passauer Zettel auf und ließ sich schwören, daß Traugott den schmutzigen, mit Hieroglyphen bedeckten Streifen Papier zerkauen und verschlucken werde, weil sonst der erprobte Zauberspruch, die Erfindung eines Henkers in der Donaustadt, seine gegen Kugeln feiende Wirkung verlieren würde.

Der Jüngling sah empor, da er dem Vorderhause zuschritt — ein dämmernder Himmel schimmerte, wie benagelt mit schon morgenkleinen, hellblinkenden Sternen — und sah sich unten noch einmal um, wo das Licht der Laterne hinter langen Schatten herlief. Wie sauber der Hof gekehrt und geräumt war, was für ein friedliches und feierliches Aussehen auch ihm die nächtliche Ruhe verlieh. Adieu Ordnung, adieu Fleiß und Frone! Und ganz leise schloß sich das Tor hinter ihm.

In Lissa wurde noch viel exerziert und geschossen, bis zu dem Tage der großen Revue. Diese war ein glänzendes, erhebendes Schauspiel, und Traugott schritt glücklich und gravitätisch, wie nur einst zur Prüfung ins Gymnasium,

an seinem König vorüber. Die Farbenpracht der Uniformen, die grellen Sonnen- und tiefschwarzen Schattenflecken auf dem Felde, der Staub, das Stampfen der Hufe und der Gleichtakt der Schritte, die Musik, das Glänzen der Instrumente, das Wehen der Standarten und Federbüsche, die Signale und Kommandorufe — alles wirbelte vor seinen begierigen und ein wenig schmerzenden Sinnen und versetzte ihn in einen Zustand, in dem es keine Hemmung mehr gab für das größte, reinste Heldentum, das Überwinden jeglicher Drangsal, den gewissen glorreichen Sieg.

Am Nachmittag, wieder beruhigt, aber immer noch durchglüht und durchleuchtet, stand er, Schulter an Schulter gelehnt, mit Ernst im Schloßhof vor der Wohnung ihres Leutnants Steffens, ihn zu einer Dienstbesprechung zu erwarten. Sie blinzelten in die warme Frühlingssonne und lachten über ihren unglücklichen Führer, der beim Salutieren vor dem König die Fassung verloren und zur Verzweiflung des wackeren Hauptmanns Boltenstern einen höchst reglementwidrigen hopsenden Seitensprung gemacht hatte. Plötzlich legte Traugott sein Gesicht auf den Rücken des Freundes und sagte ihm so von hintenher ins Ohr: „Das Leben ist wunderstark und reich, meine Braut ist wunderschön und lieb, mein Freund wunderbrav und treu.“ Und jetzt erst, im vollen Glücke, entstürzten ihm die Tränen, die er beim Abschiede von zu Hause nicht geweint hatte.

Auf freiem Felde wurden die Krieger und ihre Waffen eingesegnet vor dem aus Trommeln errichteten und mit Fahnen bedeckten Altar. Körners Choral „Vater, ich rufe dich!“ eröffnete den Gottesdienst; der greise Prediger, der selbst einen Sohn mitsandte, fand schlichte, gute Worte, und dann scholl es, von der Musik getragen, empor im gehaltenen Rhythmus der Erdennot und im kurzen sichern des Vertrauens: „Ein feste Burg ist unser Gott!“

Sie marschierten durch Schlesien und die Lausitz an die Elbe — dem Feind entgegen. Wie war das neu und seltsam und angreifend für Traugott, so von früh bis spät unter dem freien Himmel hinzugehen: jetzt im April, wo heute schneeschwere, graue Wolken die Gegend verhängten, morgen ein fröhlicher Wind sie rein blies, daß sie erschlossen und frisch glänzte; wo in der einen Stunde Regen und Hagel niederwehte, in der andern spitze Sonnenstrahlen brannten und stachen. Den Kameraden regte der Lenz die jungen Säfte gedeihlich an wie den Bäumen am Wegesrand; ihm schuf der Stürmer und Dränger vielerlei Plagen, ja Leiden. Ein dumpfer Kopfschmerz verließ ihn nicht mehr — und nicht mehr die Sorge, eines Tages zusammenzubrechen, wegen Krankheit zurückgeschickt zu werden. Oft marschierte er nur noch im Halbtraum, nur von dem einen Gedanken beherrscht: ich muß, muß — oder er zählte vor sich hin: eins — zwei — eins — zwei — mechanisch die Füße hebend auf den morastigen, unergründlichen Straßen.

Die Studenten rechneten den künftigen Historiker schon ganz zu den Ihrigen, ja hätten ihm, dem so Hilfsbereiten, Spendefrohen gerne eine bevorzugte Stellung eingeräumt, wäre er nicht hartnäckig dabei geblieben, in den Quartieren oder Biwachten stets die unangenehmsten Arbeiten zu verrichten, das schlechteste Plätzchen, die geringsten Bissen zu wählen.

Erschöpft und schweigsam, doch freundlich teilnehmend, saß er des Abends im Kreise am Lagerfeuer. Ernst Rambach und ein langer Mediziner brachten ein paar Hühner herbei. Tapfer sich überwindend, ergriff auch er rasch eine alte Henne an den dunkelgelben Füßen, um sie abzustechen — als Vorbereitung für den Nahkampf. Die Katze fiel ihm ein, der er den Kopf zerschmettert hatte, aber die lag hilflos am Boden, während die kräftige Glucke in seinen Händen zappelte und um sich schlug, bis dann das Blut niedertroff über seine Finger und die Äuglein brachen. Nein, mit welcher Kaltblütigkeit besorgte doch Rike immer die Schlächterei!

Der Mediziner nahm das Geflügel aus, ganz kunstgerecht, wie er prahlte, während ihm Ernst vorwarf, man hätte beim letzten Hühnerbraten unversehens auf infam schmeckende Körner gebissen. „J, du mein . . .!" lachte der angehende Jünger Äskulaps, „das war eben dann vorverdaute Nahrung — nach dem neuesten Prinzip." Die Hühner werden an Ladestöcke gespießt und fleißig gedreht. Die vom Nachbarfeuer haben ein Häschen erlegt, trotz der Schonzeit, aber die Mehrzahl muß sich mit dem zähen Ochsenfleisch begnügen, das im großen Kompagniekessel kocht, um den die Freiwilligen herumstehen mit ihren Näpfen und Tippeln. Ein alter Unteroffizier behauptet, nichts hätten die Heurichs (wie sie von den gedienten Soldaten genannt wurden) so schnell erfaßt wie das Fassen. „O je, ein fettes Rinderstück wäre ihnen schon recht," erwidert einer, „doch in Sachsen gäbe es ja nur noch der Herren Ochsen hinterlassene Witwen." Und so mancher Verwöhnte hebt die Zähne sehr hoch.

Da kommt zum Glück die Marketenderin, ihren reich beladenen Esel vor sich hertreibend. „Gustel, Gustel von Blasewitz!" rufen sie ihr von allen Seiten zu, worüber sich die nicht mehr junge Person mit dem verwitterten Gesicht und ausgebleichten Haar mächtig erbost: sie heiße doch Hopke Marieken, und wer sie noch einmal Gustel schimpfe, der kriege — „Himmeldunnerschlag!" — der kriege weder Würstchen ab noch Wein.

Aus den umliegenden Ortschaften haben sich Zuseher eingefunden, darunter flotte Burschen, die begierig schauen und verlegen lächeln und noch nicht recht wissen, ob, wo und wann sie eintreten sollen. Die Freiwilligen probieren ihnen die Tschakos auf, hängen ihnen Hirschfänger und Büchsen um, bis wirklich der eine und andre sich mit schnellem Entschluß meldet.

Des Nachts wälzte sich Traugott ganz hell wach auf der Streu; dann schienen aus den regungslos umhergelagerten Körpern der Genossen die Geister der Unruhe nur entflohen, um in seinen gequälten Leib zu fahren, dann mußte er, den die langjährige Einsamkeit und Stille allzu aufnahmefähig gemacht hatte, den Tag noch einmal durchleben, die Gespräche und das Lachen bei den Mahlzeiten, das Schreien, Toben und Spielen in der Rastzeit. Und nun, im Halbtraum, war er um keine Antwort verlegen, fand er — nachträglich — gute Witze und schlagfertige Wendungen, war er der Tonangebende, der Wortführer.

An seine Braut wollte er nach Empfang der Feuertaufe erst einen Brief senden, aber für die Eltern mühte er sich, viele Bogen mit unverfänglichem Inhalt zu füllen, und schilderte, wie von einer Vergnügungsreise, die kleinen

Abenteuer und merkwürdigen Begebnisse. Daß diese Berichte meist einer tödlichen Müdigkeit abgekämpft wurden, konnte man zu Hause nicht ahnen, so munter und zuversichtlich gab er sich darin.

„Stellen Sie sich, liebste Eltern, ein Kosakenlager ganz wie einen Jahrmarkt vor. Sogar der Tanzbär und das Kamel mit Äffchen fehlen nicht, und die pfeifenden und schnarrenden Instrumente. Und was vollends diese lustigen, bärtigen Söhne des Dons und Urals, die gepfefferten Schnaps trinken, alles aus ihren Satteltaschen zum Vorschein bringen und zum Tauschhandel auf den Rasen breiten! Frauenkleider und Preziosen, Nachlaß der Franzuskis, wie sie sagen, von Moskau und Smolensk; auch fortstibitzte Gegenstände aus preußischen Quartieren. Mir wollten sie einen echt türkischen Schal für ein altes Pistol geben, doch ich war der Laps nicht groß genug, darauf einzugehen, denn schließlich behalten dieselben mit Schimpfen und Lachen beides. Aber wenn wir in Paris einziehen, Mamachen, von dorten will ich Ihnen einen admirablen heimbringen, und dann nehmen wir mal eine Kutsche und fahren nach der Gartenpromenade, und wer da noch mit sein und Ihnen gar sehr kajolieren wird, das darf ich heute noch nicht verraten . . ."

An den Rasttagen erholte sich Traugott immer ein wenig, trotzdem sie durch militärische Übungen ausgefüllt waren. Er traf das Ziel auf hundertundfünfzig Schritt und zeigte sich auch sonst, zu seiner steten heimlichen Freude, durchaus nicht als einen der Ungeschickten. Desto mehr litt er um eines andern willen: das war sein verehrter Leutnant Steffens. Der verlor täglich an militärischer Fassungsgabe, und der Major an Geduld, so daß es öfter vor der ganzen Kompagnie zu peinlichen Auftritten kam.

In einem Dorfe hinter Dresden, wo sie eine mehrtägige Ruhezeit zubrachten, wurde um fünf Uhr des Morgens Generalmarsch geschlagen. Die Schnelligkeit, mit der sich das Detachement versammelte, schien den Major zu befriedigen. Er ordnete den Dienst und befahl, daß Steffens mit einer kleinen Mannschaft nach einem entfernten Weiler ziehen solle, um dort beim Annähern des Feindes zu tun, — „was die Umstände geboten." Klopfenden Herzens marschierte Traugott im Zuge, immer wieder einen Blick auf das sorgenvolle Gesicht des Führers werfend. Steffens erkundigte sich unterwegs bei einem Handwerksburschen, einem Fuhrmann und dem Wirt einer einsamen Schenke nach den umlaufenden Gerüchten, und jeder der drei wollte anders gehört, ja der Wandergeselle die Franzosen sogar bestimmt in nördlicher Richtung gesehen haben. An Ort und Stelle angelangt, hieß der Leutnant die beiden Freunde einen Hügel besteigen und angestrengt nordwärts spähen, und stellte noch ringsum Posten auf. Die jungen Leute waren in größter Spannung; nur Ernst, der immer klug und weise, sagte: „Bloß Scheinmanöver ist das, unsern Leutnant einzubuttern."

Nach einer Stunde kam der Major angeritten, um zu revidieren, und da brach nun ein Unwetter los, daß Traugott das Herz erzitterte. „Ich mache Ihnen mein Kompliment," schrie der Erboste, „selbstredend wäre der Feind doch nicht von der Ebene her, sondern gedeckt durch das Gehölz ranjeschlichen. Ein solches Manko an Überlegung ist mir noch nicht vorjekommen. Was ich

mir für ihre Gelehrsamkeit kaufe! Weshalb werde ich mit so pitoyabeln Offizieren belastet, nur weil sie in verdrehter Begeisterung sich zu Geschäften randrängen, von denen sie nie nichts verstehen lernen. Scheren Sie sich ins Quartier zurück, Sie Hannibal und Cäsar in einer Person!"

Alle sahen den Gescholtenen und Verhöhnten an, der sehr blaß, aber nun in tadellos militärischer Haltung still stand: von der hohen, ausgearbeiteten Stirne leuchtete, nicht mitgedemütigt, die sanfte Würde des Geistes, nur die lebensvollen Augen waren wie leise überschleiert.

Die Studenten brachten ihm noch am Abend ein Vivat aus. Am nächsten Tage fehlte er. Sie erfuhren, daß er eine lange Unterredung mit dem Major gehabt, — daß sie sich zum Schlusse die Hände geschüttelt, und daß er jetzt ins Hauptquartier zu Scharnhorst sei, nachzusuchen um eine andre Verwendung.

VII.

Gegen vier Uhr morgens am 2. Mai lag Traugott mit noch zehn Kameraden auf die Streu gestreckt im Speicherraum eines Gehöftes, in der Nähe von Borna. Seit einigen Tagen wußten sie, es stand eine große Schlacht bevor, — seit gestern, Kaiser Napoleon habe Weißenfels bereits verlassen und es sei schon zu sehr ernstlichen Zusammenstößen gekommen.

Um ihn her lagen die Gefährten, nur halb entkleidet, in totenähnlichem Schlafe. Er allein war wieder schlummerlos, vom Fieber geschüttelt, mit unerträglichen Kopf- und Gliederschmerzen. Ernst hatte ihm den Mantelsack untergeschoben, ein Taschentuch darüber gebreitet, die Laterne neben ihn gestellt, und noch eben bei der Bäuerin, die in der Küche für die Flucht Vorbereitungen traf, ein Näpfchen Eichelkaffee geholt. Dann war: sich wieder hinwerfen und tief schlafen eins gewesen für den getreuen Samariter.

Traugotts erregte Phantasie jagte ihn durch alle Schrecken und Bedrängnisse. Wenn er nun morgen früh im Delirium lag und zurückbleiben mußte, wenn sich die Schlacht hierherzog, das Dorf gestürmt, er gefunden würde! „Kann sein, das wird eine raisonable Lungenentzündung," hatte der lange Mediziner gestern abend seine Diagnose gestellt. „Ja, Herr Doktor Sessa, nun kommt die Krankheit doch vor der Kugel, denn diese Stiche in der linken Seite . . .! Ich bin eben zum Unglück geboren, sonst hätte es nicht just gestern den ganzen Tag ununterbrochen kalt geregnet und uns bis auf die Haut durchnäßt." Er starrte empor, wo gerade über ihm ein großer Klumpen Mörtel und Schmutz, von Spinnweben überzogen, aus dem Gebälke hing, und im nächsten Augenblick auf ihn zu fallen drohte. Ratten und Mäuse raschelten im Stroh, und jedesmal fuhr er zusammen, wenn so ein dunkles Etwas vorbei huschte. Um Gott, wenn ihn schon die armen Tierchen schreckten, wenn er immer noch nicht mehr Tapferkeit besaß, und sich so krank fühlte — wie sollte das morgen bloß werden!

Endlich, des Kummers müde, trank er ein wenig von der heißen Flüssigkeit und freute sich, weil das Näpfchen ein Bunzlauer war. Sein Schatten zeichnete sich scharf ab auf der mörtelbeworfenen Wand. Er sah, wie er mit

der wohlgeformten kleinen Hand den Blechlöffel so zierlich und langsam zum Munde führte, — lächelte, stellte das Gefäß nieder und machte Schattenbilder: das lustige Häschen, mit erhobenen Löffeln — Zeige- und Mittelfinger aufgestellt — das traurige, mit gesenkten. Darüber werden sich meine Kinderchen auch mal sehr amüsieren, dachte er, wenn sie abends in den weißen Bettchen liegen, die Bezüge aus Onkel Willems prima Leinwand. Im Mai, in einem Jahr, könnte unsre Hochzeit sein. O, wie werden die Seidenlöckchen unter dem Schleier vorschimmern, wie vornehm und anmutig wird sie aussehen! Und er würde die Uniform tragen, die Brust mit dem eisernen Kreuz geschmückt, und so eine feine, rote Narbe wünschte er sich, wie sie dem grimmigen Major über die Schläfe herlief — nicht zu groß und nicht zu klein. Auf diese ehrenvolle Schmarre würde sie, deren Vater Rittmeister gewesen war und in vielen Schlachten mutig gefochten hatte, gewiß sehr stolz sein und seine Stirne immer wieder küssen.

Ach sie! Die junge Pappel, die unten vor dem Tore stand, die jetzt kleine gelbe Flämmchen trug und alle ihre Zweiglein so fest an sich hielt, so steil und schlank und geschlossen, — die hatte er gestern beim Eintreten Johanna genannt. Johanna! Schön ist der Name, und nun mochte er auch seinen Johann ganz gut leiden, der ihm bisher als gleichsam zur Firma gehörend, immer so widerwärtig erschienen war. Und er spielte mit dem Ring aus den Haaren der Geliebten, steckte ihn an einen Finger nach dem andern und schließlich zwischen die Lippen, die Luft durchzuziehen.

Er horchte: — es kletterte jemand die Leiter herauf — in der viereckigen Öffnung erschien ein Kopf, dem eine große Gestalt folgte, die sich durch die Schläfer sogleich auf das Licht zutastete —: Steffens. Der sichtlich Müde hockte sich neben Traugott und sagte: „Ich laufe schon die ganze Nacht nach einem Pferde umher, den weiten Weg von Rötha. Scharnhorst mußte mir das geliehene abfordern, und nun soll Boltenstern helfen.“ „Der Herr Hauptmann schläft unter uns in der Stube,“ stammelte Traugott, ganz überwältigt von der unerwarteten Erscheinung.

Steffens nickte: „Jawohl, aber er wurde eben noch einmal zum Major gerufen. — Seit sechs Jahren lebe ich nur in der Hoffnung auf diesen Tag, und nun soll ich etwan durch einen tückischen Zufall nicht mit in die Schlacht können? Ich wäre innerlich vor mir selbst blamiert, und auch vor der Welt — nach der Art, wie ich hervorgetreten bin.“ Er sah Traugott an: „Aber, Sie armer Mensk, — sind Sie krank?“

Da warf Traugott jede Scheu ab, wie noch niemals im Leben, und zeigte seine starkgesinnte und vom Körperlichen so bedrängte Seele.

„Lieber, Guter, Sie haben eine zarte Konstitution — ja, schwächere Knochen als Ihre Kameraden,“ er umspannte Traugotts schmales Gelenk — „aber ich sah Sie doch sehr wacker und tüchtig im Dienst, während ich . . . Krankheit ist tragisch, meine Unfähigkeit tragikomisch. Dorten im Hauptquartier werde ich freundlich-nachsichtig geduldet, aber kann es etwas Niederdrückenderes und Beschämenderes geben als eine unnütze, ja für die andern lästige Aufopferung? In Halle war ich als Tugendbündler täglich in Gefahr,

verhaftet und füsiliert zu werden — und war immer hochgemut. Jetzo, um meiner Gesinnung und meines Beispiels willen von unsern Helden geehrt und ausgezeichnet, spiele ich dennoch eine groteske Rolle und glaube oft, verzweifeln zu müssen." Er strich über Traugotts feuchtes Haar. „So werfen wir, mein junger Freund, unsre Kümmernisse auf ein Häuflein, zünden sie an wie dürres Reisig, dann wird doch ein herzhaftes, rotes Feuerchen daraus, über das wir Hand in Hand hinwegspringen können. Wollen Sie?"

Und nun in der Stille der Nacht und bei der schwachen ungewissen Beleuchtung wagte Traugott, dem sich der Stein von der Brust märchenhaft leicht hinwegschob, wonach er schon einmal so große Sehnsucht gehabt hatte: Steffens fühlte einen heißen Kuß auf seinen Fingerspitzen.

„Pst, pst — ich darf Sie nicht weich machen; Blücher schilt dessenthalb schon immer auf die Prediger . . . Wo ist denn Rambach?" Er hob die Laterne. „Da liegt er ja, rotbäckig wie ein liebes, unschuldiges Kind."

Ernst mußte tüchtig geschüttelt werden, schrie aber dann in seiner Freude alle wach und lief, noch ein Töpfchen Eichelkaffee zu erobern. Die Studenten schichteten rasch ihre Strohbündel zu einem Sitz, lagerten sich um Steffens und drangen voll Begierde mit Bitten auf ihn ein um Nachrichten aus dem Hauptquartier, um den Schlachtenplan womöglich.

Der Professor und Leutnant z. D. lachte: „Kinder, Ihr meint wohl, ich wäre von Blücher als strategisches Genie berufen, oder, wie York, mit allen Ehren wieder eingesetzt, und etwa nun so 'ne Art stiller Kompagnon im Generalstab? — Ich danke Ihnen übrigens noch für Ihre Sympathiekundgebung. Ich muß gestehen, die Strafrede des Herrn Majors traf mich wie glühendes Erz, das die Form gesprengt hat. Trotzdem, glühendes Erz ist uns so nötig jetzt, — bei Jena war es zur kalten Schlacke erstarrt und erdrückte Preußens Ehre . . . Jetzt schwebt unverkennbar wieder über uns der Geist Friederici Regis. Schon die Erhebung von Hamburg und Lübeck, die Teilnahme des Landsturms, stärkte und bestärkte ganz Norddeutschland; — die Bravour unsrer Truppen in den Gefechten von Lüneburg und Möckern wurde von den russischen Befehlshabern laut berühmt. Und überall haben sich die Freiwilligen hervorgetan. Blücher und der König selbst blicken mit der größten Hoffnung auf sie hin und gerade auf die studierende Jugend unter denselben."

„Brav — fein — Hurra!" ertönte es im Kreise.

„Und daß die erste Schlacht auf historischem, geweihtem Boden stattfindet . . . Napoleon bringt diese Nacht in Lützen zu . . . Das schlägt in Ihr Fach, Herr Kollege, denn das werden sie gewiß eines Tages," wandte er sich lächelnd an Traugott. „Ja, wir von den Hochschulen! Napoleon sagt es ja selbst: Les professeurs allemands, à propos de chimie ils parlent politique. Auch die bloßen Säbelraßler im Heere werden schon noch lernen einsehen, daß die Tat als Pallas Athene gewappnet hervorspringt aus dem Haupte des Gedankens, des Zeus!"

Seine Zuhörer waren hingerissen und jubelten, daß sie wie die Löwen kämpfen würden: den Feind zerschmeißen, zermatschen — einfach; in Grund und Boden stampfen — vollständig. Und ein fünfzehnjähriger Gymnasiast

fing an, in der Ecke einen Kriegstanz aufzuführen. Rambach und der Mediziner knieten vor ihrem Professor, der eine am rechten, der andre am linken Fuß und bemühten sich, mit einem Stück Holz und Stroh ihm verschiedene Pfund Landstraße von der Sohle und den Sporen zu streifen, wogegen er sich vergeblich wehrte.

Um fünf Uhr wurde Reveille geblasen, und Steffens machte sich seufzend wieder auf die Suche nach einem Pferd. Die jungen Krieger reinigten und putzten sich so gut es ging, waren voller Leben und Geschäftigkeit — Traugott nicht zum wenigsten. Aber seine Hände brachten heute, allzu hastig und zitterig, nicht viel zustande. Ernst mußte helfen, schloß ihm die Haken und Schnallen, bohrte ihm ein neues Löchlein in den Tschakoriemen, rollte den Mantel. Dazu schwatzte er fortwährend: „Denk mal an — die erste große Bataille — und mit dabei sein dürfen! Möchtest du nun zu Hause Schokolade trinken und denn im Kontor sitzen, statt mit aufs Gustav-Adolphfeld, Historikus — wie, was?“ — „Ernst, mein Ernst, dir danke ich's doch auch zum großen Teil.“ Sie umarmten und küßten sich innig.

Als sie aus dem Hause traten, streichelte Traugott den schlanken, geraden Stamm der jungen Pappel und flüsterte: „Lebe wohl, Johanna!“

Ein wundervoller Maitag erhob sich. Die Lerchen stiegen, die grünen Saatfelder glänzten, der Tau silberte, die zartbelaubten Bäume schauerten im Morgenwind. Sanft wellte die Ebene dahin und verlor sich am Horizont in einem goldnen Scheine — einem leise bebenden Glücke. Unterwegs, auf dem mühseligen Marsch, als ihm die Füße schier den Dienst versagten, wollte die Furcht Traugott einigemal wieder in seiner Zuversicht stören. Wenn ich umfalle . . . liegen bleibe . . . gefangen genommen oder überrannt und zerstampft werde? Nein, nein, sagte er sich dann — anzünden die Kümmernisse und Sorgen — verbrennen wie dürres Reisig! Und er blickte fest und still in die Verheißung, in das Leuchten des Himmels.

Erst gegen zehn Uhr langten sie am Rande des Kriegstheaters an und durften zunächst rasten. Es hieß, ihr Bataillon gehöre zum zweiten Treffen. Von fern hörten sie schießen, das Geknatter und Geschnatter der Gewehre, das ganz lustig klang — dazwischen die dumpfrollende Autorität der Kanonen. Und das Schauspiel, das sich ihren Augen bot, glich dem heiteren der Revue in Lissa. Da und dort waren Truppen aufgestellt, Farbenflecke schimmerten, Waffen blitzten, Fahnen und Federbüsche wehten. Nicht sehr weit von ihnen hielten Dragoner, saßen so gemütlich und fest auf ihren starken Pferden, aus kurzen Pfeifen schmauchend. So gab Traugott nun froh der Müdigkeit ein wenig nach, und die Marketenderin schenkte auch ihm ein. Er war sehr bleich, aber so gerührt und dankbar, das Schlachtfeld dennoch erreicht zu haben, daß er beständig vor sich hinlächelte.

Zu den Dragonern ritt ein Adjutant heran — ihr Major nahm einen Augenblick die brennende Pfeife aus dem Munde: „Marsch!“ — und sie stoben dahin und waren bald verschwunden. Da kam auch den Jägern ein Reiter zugesprengt — Leutnant Steffens auf einem ganz stattlichen Rappen. „Ha, jetzt, meine Lieben,“ rief er, „fühle ich mich nicht mehr nutzlos: Adjutanten-

dienste kann ich tun, das bißchen Todesverachtung bringe ich auf, das hab ich nun schon im Feuer erprobt."

„O — ach — wie — wo?" fragten alle, und Hauptmann Boltenstern streckte den Hals aus der Binde.

„Im dichtesten Kugelregen, mitten in einer Reiterattacke; dem Prinzen Wilhelm — schön und heiter wie ein junger Gott sah er aus — wurde neben mir das Pferd unterm Leibe erschossen. Warten Sie nur," er lächelte Traugott herzlich an, „der Geschützdonner, das macht so 'ne ganz merkwürdige Undulation von innen, so mehr aus dem Magen heraus — so . . ."

In demselben Augenblick, kurz nach elf Uhr, rollte der erste mächtig dröhnende Schuß über sie hin, und sie sahen die Posten von den Anhöhen zurücksprengen. In die kleine Verlegenheit hinein — unwillkürlich war ein Stoß und Schauer durch ihre Gruppe gefahren — rief Ernst: „Herr Professor, diese feine Kanonade wird ja zur Feier Ihres Geburtstags angestellt, heute ist ja der 2. Mai. Vivat! Vivat!" Auch die weiter Zurückstehenden, ohne nur zu wissen, worum es sich handelte, stimmten ein in den befreienden, hellschwebenden Klang, und Steffens, in voller Flucht vor der Ehrung, winkte noch zweimal lächelnd zurück.

Das Kommando erscholl, sie formierten sich, und nach halbstündigem Marsche waren sie im Bereiche des schlimmen Ungefähr, nahe der unsichtbaren Grenzlinie des Todes. Die Kanonenschläge dröhnten über sie hin, der Boden bebte und schütterte, doch gewöhnte sich's merkwürdig schnell. Und da seitwärts von ihnen die Majestäten und ihr Gefolge auf einem Hügel hielten, fand die neubegierige Jugend sogleich eine Ablenkung. Traugott besaß den besten Feldstecher, der nun von Hand zu Hand ging — auch der Herr Hauptmann blickte durch. Eifrig suchten sie ihren König aus dem Häuflein da oben heraus, dann den Kronprinzen und den besonders großen Federbusch des Zaren.

So, alle Köpfe nach einer Richtung, überraschte sie Blücher, der mit einem kleinen Stabe umherritt. „Na, Kinder!" seine dunkle, herzliche Stimme übertönte für den Augenblick jede innere und äußere Unruhe, „heute gilt's! — man die Ohren steif gehalten! Brav druff losgehen, wenn's auch weder gehauen noch gestochen ist; aber die Rackers totschlagen, das ist die Hauptsache." — „Hurra! Hurra! Hurra!" Sie jubelten, daß sie heiser wurden, und der greise Held drehte sich noch einmal ganz um auf seinem Fuchsen, blinzelte freundlich und verabschiedete sich mit vielen kleinen Kopfnickerchen.

Aber eine unheimlich vorbereitende Stimmung legte sich nun doch auf all das fieberische Ungestüm, als jetzt die Geschütze Reiterschwadronen in ihrer Nähe bestrichen. Der ein und andre Mann fiel zerrissen vom Pferde, worauf die übrigen die Reihen wieder schlossen. Wie gewöhnlich und einfach das ist, dachte Traugott, man fällt, weiß nichts mehr, und es ist vorbei; und er empfand eine Genugtuung wie in der Schule, wenn er sich etwas schwer vorgestellt und es dann leicht und gut bewältigt hatte.

Die Marketenderin wollte ihm eben wieder die Flasche bieten; da — der erste Schuß nach dieser Seite zerschmetterte ihr den linken Fuß. „Ach unsre arme Gustel," rief einer, als sie vorüber getragen wurde. Sogleich richtete

sie sich ein wenig auf: „Hopke Marieken — Du Döskopp!“ sank entfärbt zurück und verlor das Bewußtsein.

Ein Adjutant fliegt an und „Vormärts — marsch!“ geht es hinein ins tobende, knatternde, zischende Kartätschenfeuer. In und bei den Dörfern Groß- und Klein-Görschen steht die Hauptmacht des Feindes. Einige hundert Schritte davor: „Halt!“ Es werden Tirailleurs ausgeschickt — dann: „Werft euch nieder!“

Das ganze Bataillon wirft sich in einen zur Hälfte mit Wasser und Morast gefüllten Graben — große und kleine Kugeln brummen und pfeifen über sie weg. Viele finden keinen Platz mehr, und Ernst deckt sich dicht vor Traugott hinter einer hohlen Weide. Er ist von einer seltsam erregten Lustigkeit und schwatzt unablässig, wie den Morgen beim Ankleiden. „Guck, die schönen Märmel,“ sagt er zusammenschreckend sehr laut, da eine Kugel an seinen Fuß schlägt, aber schon matt und kraftlos fällt. „Machen wir 'n Grübchen, spielen wir bißchen . . . Hihuhu — die Kugelchen! nich so toll — Aprilstürme, wie? Hagel — Klatschregen — Kugelregen — macht uns nicht naß, bitte! . . . Zu Hause flanieren wir alle Tage in der Großen und Kleinen Groschengasse — nu hier soll's ne Große und Kleine Görschengasse sein.“ Und hoch und tief in allen Tonarten wiederholt er: „Groß-Görschen, Klein-Gröschen, — Groß-Gröschen, Klein-Görschen,“ daß die Kameraden unwillig von hinten nach ihm stoßen und Erdstückchen werfen.

Und der Gymnasiast kreischt vor Vergnügen und streckt sich unvorsichtig empor.

„Um Gott, Wolf, Bübchen, Kind!“ ruft der Leutnant — und schon liegt der Kopf zerschmettert auf der Böschung, fällt der Rumpf klatschend ins Wasser zurück. Grünfahl starren die beiden gleichaltrigen Knaben das Gräßliche an, und der eine kichert noch weiter, grell und sonderbar, bis ein unterdrücktes Schluchzen daraus wird.

Traugott fühlt einen Knäuel von Wut und Ekel in sich hochsteigen: nur nicht länger bloßes Ziel sein, endlich heran dürfen an das Ungeheuer, das von drüben Verderben speit und unaufhörlich mit dem Schweif die Erde schlägt. Gleichzeitig empfand er von untenher die Kälte wie scharfe Messer, die sein Leben und seine Fassung bedrohten, und es kam ihm in den Sinn: nun sitzen sie zu Hause beim Mittagessen.

„Auf: — Vorwärts! Zum Sturm!“

Mit schmetterndem Hurra und hingebendem Todesmut prallten sie gegen die Verhaue und Barrikaden des Dorfes an. Der Feind retirierte, verbarg sich in den Häusern, schoß aus dem Hinterhalt. Der große Haufen der Freiwilligen drang in die Dorfgasse vor, zwei Abteilungen wurden rechts und links beordert, wo hinter den brennenden Häusern der Kugelregen niederprasselte. Traugott befand sich im wütenden Kampfe um ein von den Feinden besetztes Gehöft. Die Franzosen stürzten hervor und begannen schreiend und fluchend das Handgemenge, von den Freiwilligen mit gleichem Zorn empfangen. Besonders der lange Mediziner schlug wie ein Rasender um sich und brüllte

dazu: „Ran, ihr Diebe! Räuber! Himmelhunde! Jetzo geht's endlich an den Zahlaus! — So — so!"

Traugott gegenüber lehnte ein älterer, französischer Infanterist am zerbrochenen Türpfosten und warf die andrängenden Jünglinge wie Spielbälle zurück; die breite Unterlippe vorgeschoben, handhabte er sein Bajonett mit dem ruhig aufmerksamen Gesichtsausdruck des tüchtigen Handwerkers; so sicher und gelassen führte die stark behaarte Hand die Waffe — zweien hatte er sie schon durch die Brust gestoßen. Traugott nahm sein Bild blitzschnell in sich, dachte: eine wulstige Unterlippe ist noch viel häßlicher als eine dicke Oberlippe — und stieß dem Manne von der Seite her das Bajonett durch das Auge ins Gehirn. Als er am Boden lag, hatte er Mühe, die Waffe zurückzuziehen.

„Brav," hörte er irgendwo die Stimme seines Korporals, begriff erst nach einer Weile, daß ihm das Lob galt und schauderte. Brav? Doch, ganz recht — brav! alles gleich, — gleichviel alle — Katze, Henne, Mensch! Und er holte aus und schlug seinen Gewehrkolben auf einen runden, schwarzhaarigen Kopf ohne Mütze, und ein schwerer Körper fiel ihm über die Füße und riß ihn fast mit um. Er befreite sich von der Last, die Leiche glitt auf einen Schwerverwundeten, dem die Beine zermalmt waren und der entsetzlich stöhnte und wimmerte: „Mort de ma vie — dieu de dieu!"

Die wenigen Überlebenden aus dem Hofe nahmen Pardon: das sehr zusammengeschmolzene Häuflein der Freiwilligen zog sich unter dem Kommando des Korporals hinter eine halbverbrannte Gartenmauer zurück, von wo sie auf den Deckung suchenden Feind schossen.

Jetzt erst bemerkte Traugott, daß ihm von der rechten Schläfe Blut herunterrann. Meine Narbe — wie wunderbar sich nun alles erfüllt! Der Korporal betrachtete die Wunde einen Augenblick und sagte im eifrigen Schießen: „Bloß 'n Fliegenstich. Aber unsre Gymnasiastchen, die Jungchen, ich globe man, die sein fast alle hin." — Kräftig stieß er den Ladestock in den Lauf —: „Jeberhaupt die Freiwilligen, hundertweis liegen die nu uff der Erde," — paff streckte er draußen einen nieder, — „auch der Herr Leutnant von Rommel is tot. Aber dermalen, zuletzt, wern mer doch können Viktoria blasen."

Im Sturmschritt kam eine größere Kolonne wider sie heran, und da sie sehr geschwächt waren, mußten *sie* nun zurück — durch den Rauch und Qualm der Feuersbrunst, durch das Geschützfeuer, immer hart bedrängt vom neugesammelten Feinde.

Traugott sah nur noch wie durch einen roten Nebel: weiter vorn den Freund Ernst mit glühenden Wangen und hochgeschwungenem Kolben — näher seitwärts seinen Hauptmann, ohne Tschako, mit verbundenem Kopfe.

Er stöhnte leise vor sich hin. Der Bajonettstich an der Schläfe ging doch tiefer und schmerzte grimmig. Was für ein Gewühle, was für ein atroces Gewürge, würde die Mutter sagen. Und wäre nur das schreckliche Getöse nicht, dürfte man nur wenigstens ruhig sterben. Denn er fühlte, daß die Erregung nicht mehr stark genug war, ihn zu halten, daß er, zum äußersten erschöpft, hinsinken mußte. „Vater, ich rufe dich" betete er still, — „fallend und siegend preis ich dich . . ."

Da empfing er einen Schlag gegen die Brust. „Ich bin getroffen," rief er, machte eine jähe Drehung und stürzte vornüber aufs Gesicht.

Der Mediziner, der hinter ihm schritt, wandte ihn ein wenig um und murmelte: „Schade — der Historikus — finis."

Am 9. Mai gaben der Kaufmann Johann Heinrich Winkler und seine Gattin Sophie, geb. Zimmermann, in der „Schlesischen Zeitung" bekannt: „Unser einziger, geliebter Sohn Johann Traugott wurde in der Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai, 23 Jahre alt, von einer Kugel getroffen. Als Freiwilliger des Garde-Jäger-Bataillons focht er, nach dem Zeugnisse seines Chefs, des Herrn Hauptmanns Boltenstern, nahe bei diesem mit Mut und Entschlossenheit und starb so den Heldentod in dem großen heiligen Kampfe für König und Vaterland."

Kant unter den Weimarer Klassikern.

Von

Günther Jacoby.

(Schluß.)

Goethe.

In einem sehr wichtigen Briefe vom 1. November 1790 (an Körner) charakterisiert Schiller den Eindruck, den er von Goethes Stellung zur Philosophie erhalten hatte: „Ich möchte nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt sich, ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Manne."

Schiller hätte gar nicht treffender den Unterschied zwischen Goethe und ihm selbst kennzeichnen können. Schiller fing damals an, begeistert auf Meister Kant zu schwören. — Goethe wußte sich selbst als Meister, und wie er alles, was er für sich brauchte, in sich besaß, so schaute er der Arbeit Kants mit äußerem Interesse, aber innerlich fremd zu. Ebendeshalb ist das Verhältnis zu Kant bei Goethe und Schiller so verschieden, als es nur immer bei dem engen Freundschaftsbündnis der beiden möglich war. „Es ist mit einer gewissen Art zu philosophieren und zu empfinden, wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isoliert, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt," schreibt Schiller am 29. Dezember 1797 im Hinblick auf Humboldts und wohl auch im Hinblick auf sein eigenes früheres Verhältnis zu Kants Kritizismus. — Goethe dagegen hatte am 18. März desselben Jahres geschrieben: „Für uns andre, die wir doch eigentlich zu Künstlern geboren sind, bleiben doch immer die Spekulation sowie die elementare Naturlehre falsche Tendenzen, denen man freilich nicht ausweichen kann, weil alles, was einen umgibt, sich dahin neigt und gewaltsam dahin strebt."

Hier lag der Punkt, an dem der philosophische Weg der beiden auseinanderging. Schiller ließ sich in die Parteiagitation Jenas hineinziehen. Goethe nahm zu dem philosophischen Treiben, das ihn umgab, nur deshalb und nur insofern Stellung, als er es für notwendig hielt. Schiller hatte die Sätze des Kritizismus als unbedingt richtiges Dogma hingenommen. Goethe hat dieselbe Philosophie nie anders betrachtet als wie eine mögliche Form unter vielen Weisen des Denkens. Schiller hatte sich gewöhnt, aus dem Innern des Kantischen Kritizismus auf die Welt hinauszublicken. Goethe aber sah von seiner überphilosophischen Welt wie von außen in den Kritizismus hinein.

Die Freundschaft Goethes bedeutete für Schiller den Rückzug aus der philosophischen Tätigkeit. Trotzdem ist in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden, die Gewichte dieser Freundschaft zu verschieben und Schiller, den Kantianer, mehr als Gebenden, Goethe, den Künstler, mehr als Nehmenden erscheinen zu lassen. — Schwerlich ist mit dieser Verschiebung der Wissenschaft ein Dienst geleistet worden. Wiewohl es unzweifelhaft bleibt, daß Goethe oft mit Schiller über den Kritizismus gesprochen, und daß er den Freund bei dem Studium Kants mit Vorliebe zu Rate gezogen hat, so liegt doch bei weitem die wichtigere Folge der wichtigen Freundschaft darin, daß Schiller unter ihrem Eindrucke seine philosophische Dilettantenlaufbahn aufgab, um endgültig zur Poesie zurückzukehren.

Ganz mit Recht hatte daher Paulsen gemahnt: es scheine ihm, daß durch das Verhältnis zu Schiller „nicht sosehr Goethe zu Kant hingeführt, als vielmehr Schiller von Kant abgezogen sei, vor allem in der Moral“[1]). Goethe selbst hat sein Verhältnis zu Schiller in der Tat so und nicht anders angesehen. Er gedenkt in dem Aufsatze von 1817 (gedruckt 1820): „Einwirkung der neueren Philosophie“ Schillers mehr wie eines Nehmenden als wie eines Gebenden; und zwar besonders auf dem Gebiete der „Freiheit“, das aber heißt für Schillers Terminologie: auf dem Gebiete der Moral. Goethe schreibt:

„Unsere Gespräche waren durchaus produktiv und theoretisch, gewöhnlich beides zugleich; er (Schiller) predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Überzeugung behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter Natur nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmut und Würde so verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber von meiner Seite hartnäckig und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poesie nicht allein hervorhob, sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wünschenswerte gelten ließ, so ward er zu schärferem Nachdenken genötigt, und eben diesem Konflikt verdanken wir den Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung.“

Das klingt nicht so, als wenn Goethe sich Schiller gegenüber bei der Einwirkung der neueren Philosophie so ganz als der Bekehrte und Belehrte

[1]) Paulsen, Goethes ethische Anschauungen. Deutsche Bücherei. Bd. XXXI, S. 7, Anmerkung.

gewußt hätte. Wenn Goethe je durch Schiller dem Kritizismus näher gebracht ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß weit mehr noch Schiller durch Goethe vom Kritizismus abgebracht worden ist.

Das äußert sich nun in der Tat ganz besonders auf dem Gebiete der Moral. Es war der Punkt, an dem Schillers Sympathie mit Kant von jeher am undauerhaftesten gewesen war. Es war auch der Punkt, der ihm in seinem Bestreben, den Kritizismus angenehmer zu machen, am störendsten sein mußte. An diesem Punkte gelang es Goethe durchaus, Schiller auf seine — Kant entgegengesetzte — Seite zu bringen. Dafür zeugen nicht nur Schillers Gedichte aus der späteren Zeit — sie sind bekannt genug. Es zeugen dafür vielleicht noch auffallender zwei briefliche Äußerungen aus den Jahren 1798 und 1799.

Schiller schreibt am 22. Dezember 1798 im Hinblick auf Kants Anthropologie: „Die pathologische Seite, die er am Menschen immer herauskehrt ... verfolgt einen fast in allem, was er schreibt, und sie ist's, die seiner praktischen Philosophie ein so grämliches Ansehen gibt. Daß dieser heitere und jovialische Geist seine Flügel nicht ganz von dem Lebensschmutz hat losmachen können, ja selbst gewisse düstere Eindrücke der Jugend usw. nicht ganz verwunden hat, ist zu verwundern und zu beklagen. Es ist immer noch etwas in ihm, was einen, wie bei Luthern, an einen Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren desselben nicht ganz vertilgen konnte."

Und ganz ähnlich lautet ein Brief vom 2. August 1799: „Kants Entwicklung (der Theorie vom freien Willen) ist mir gar zu mönchisch, ich habe nie damit versöhnt werden können." Die Setzung eines „positiven, inneren Grundes zum Bösen" neben den „positiven Antrieb zum Guten", als könne die freie Persönlichkeit „ganz gleich gegen und zwischen beide Triebe gestellt werden", verletzte den Schiller der ausgehenden neunziger Jahre, wie sie Goethe zeitlebens verletzt hatte. —

Man darf aber noch viel weiter gehen. Schillers gesamtes Verhalten der Kantischen Philosophie gegenüber ist unter dem Einflusse Goethes ein andres geworden. Nicht nur daß Schiller sich infolge der Anziehungskraft des größeren Freundes von der Jenenser Parteiphilosophie äußerlich loslöste: er gewann auch innerlich zur Philosophie und zwar besonders zur kritizistischen eine andre, durchaus goethisch gefärbte Stellung.

Goethe hatte nie ein Wohlgefallen an Schillers Periode des orthodoxen Kantianismus finden können. Noch im Jahre 1823 spricht er von der „unseligen Zeit jener Spekulationen" und meint im Hinblick auf den philosophischen Einschlag der Schillerschen Dichtung: „Es ist betrübend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten." (Zu Eckermann 11. November 1823.)

Wir haben keinen Anlaß zu einem Zweifel, als ob Goethe zu Schillers Lebzeiten sehr viel anders von des Freundes spekulativem Eifer gedacht habe. Jenes Wort von 1797, daß die Spekulation „für uns andre, die wir doch eigentlich zu Künstlern geboren sind" eine „falsche Tendenz" sei, spricht in

dieser Hinsicht deutlich genug. Und Schillers eigenes Verhalten weist ganz klar darauf hin, daß sich unter Goethes Einfluß eine Umwandlung in ihm vollzog.

Schon im Jahre 1796 schreibt Schiller von Wilhelm Meister mit kaum verhüllter Sehnsucht: „Innerhalb der ästhetischen Geistesstimmung regt sich kein Bedürfnis nach jenen Trostgründen, die aus der Spekulation geschöpft werden müssen; sie hat Selbständigkeit, Unendlichkeit in sich; nur wenn sich das Sinnliche und das Moralische im Menschen feindlich entgegenstreben, muß bei der reinen Vernunft Hilfe gesucht werden. Die gesunde und schöne Natur braucht, wie Sie selbst (Goethe) sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik. Sie hätten ebensogut hinzufügen können, sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten. Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Spekulation sich dreht, geben einem sinnlich ausgebildeten Gemüt zwar Stoff zu einem poetischen Spiel, aber sie können nie zu ernstlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen werden." (An Goethe 9. Juli 1796.)

Drei Jahre später ist Schiller selbst von einer Stimmung beseelt, die der hier geschilderten gleichkommt. „Gottlob, daß wir nicht berufen sind, das Menschengeschlecht über diese Frage zu beruhigen und immer im Reiche der Erscheinungen bleiben dürfen," schreibt er von Kants Theorie der sittlichen Freiheit (2. August 1799 an Goethe). Diese „dunklen Stellen in der Natur des Menschen" seien zwar ein dankbarer Gegenstand für Dichter und Redner, — sie sind jetzt ein „Stoff zum poetischen Spiel", sie sind aber nicht mehr „ernstliche Angelegenheiten und Bedürfnisse" für Schiller.

Schiller hat in der Freundschaft mit Goethe einsehen gelernt, daß Spekulationen für den Künstler „falsche Tendenzen" sind, die man nur dann und nur insofern annimmt, als man ihnen „nicht ausweichen kann". Der harmonische, allen Spekulationen abgewandte, nur ihre Ergebnisse dankbar genießende Seelenzustand, den Schiller 1796 an Wilhelm Meister beneidet hatte, dieser Goethische Seelenzustand war unter des Freundes Einfluß allgemach auch bei Schiller selbst eingezogen.

Wie stand nun Goethe selbst zu jener „falschen Tendenz", dem Kritizismus? Dank der Bemühungen Karl Vorländers sind wir heute in der Lage, ein ziemlich klares Bild von Goethes Verhältnis zu Kant zu gewinnen.

Goethes erste Beschäftigung mit Kant fällt in die Zeit nach seiner Rückkehr aus Italien. Am 18. Februar 1789 schreibt Wieland an Reinhold: „Goethe studiert seit einiger Zeit Kants Kritik usw. mit großer Applikation und hat sich vorgenommen, in Jena eine große Konferenz mit Ihnen darüber zu halten."

Ob es zu dieser Konferenz gekommen ist, wissen wir nicht. Immerhin erzählt Goethe in dem erwähnten Bericht: „Einwirkung der neueren Philosophie," daß er damals manchem Gespräch über die Kritik der reinen Vernunft beigewohnt habe. Die Art, wie er in diesem Bericht von seinem Verhältnis zur

Kantischen Philosophie redet, und die Art, wie er sie auslegt, kennzeichnet seine Stellung zu Kant in den achtziger Jahren. Sie läßt zugleich die Auffassung durchscheinen, die er sich noch im Jahre 1817 von der Kritik der reinen Vernunft bewahrt hatte. Sie darf insofern für Goethes Verhältnis zu Kants Kritik der reinen Vernunft überhaupt gelten. — Es ist ein Selbstzeugnis, merkwürdig genug für Goethes unkantische Weise, Kant zu verstehen.

Er erzählt: „Die Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen; sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wieviel unser Selbst, und wieviel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage? Ich hatte beide niemals gesondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophierte, so tat ich es mit unbewußter Naivität und glaubte wirklich, ich sähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite stellen, welche dem Menschen am meisten Ehre macht und gab allen Freunden vollkommenen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenn gleich alle unsre Erkenntnis mit Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse a priori ließ ich mir auch gefallen, so wie die synthetischen Urteile a priori; denn ich hatte doch in meinem ganzen Leben dichtend und beobachtend synthetisch verfahren; die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend. Für alles dies jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phrasen; nun aber schien zum ersten Male eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war's, der mir gefiel; ins Labyrinth selbst konnte ich mich nicht wagen; bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menschenverstand, und ich fühlte mich nirgend gebessert."

Jeder, der Kants Kritik der reinen Vernunft kennt, weiß, daß sie von dem, was Goethe in ihr zu finden meinte, so gut wie nichts enthielt. Nun spricht Goethe in unserm Berichte zwar nur von seinem Verhältnis zum Kritizismus in den achtziger Jahren. Es schimmert aber, wie gesagt, deutlich genug hindurch, daß seine Meinung sich zur Zeit der Berichterstattung (1817) nicht wesentlich geändert hatte. Wenn er daher weiter erzählt, daß er später noch öfter die Kritik der reinen Vernunft studiert habe, „in welche tiefer einzudringen mir auch zu gelingen schien", so ist diese Äußerung nicht mißzuverstehen. In Wahrheit hat die Kritik der reinen Vernunft ihm niemals viel zu geben vermocht. Noch im Jahre 1823 gesteht er im Hinblick auf Kant: „mit seiner Kritik der Vernunft" habe er sich „nie tief eingelassen".

Damit stimmt durchaus überein, was wir sonst von Goethes Verständnis des Kantischen Hauptwerkes wissen. Goethe verstand dieses Werk ganz und gar nicht. Denn das Wort „Idee" — wo überhaupt Goethe es in Kantischem Sinne gebraucht — hat mit den „Ideen" der Kritik der reinen Vernunft nichts zu tun[1]); und wenn Goethe in derselben Kritik einmal die Behandlung des

[1]) Es klingt an den Gebrauch dieses Wortes in der Kritik der Urteilskraft an und ist in diesem Sinne nicht originell kantisch.

Phantasievermögens vermißt und ein andermal meint, „jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menschenverstandes schreiben“: so ist damit deutlich genug an den Tag getreten, daß unser größter Dichter zeit seines Lebens dem Hauptwerk unsres größten Philosophen so fern geblieben ist wie kaum einer seiner Zeitgenossen.

Anders verhält es sich mit der Kritik der praktischen Vernunft und mit Kants Religionslehre. Hier hat Goethe wohl gewußt, worum es sich handelt; und er hat entschiedene Stellung dazu eingenommen. Wir erinnern uns, daß Schiller unter Goethes Einfluß sich von der Kantischen Ethik abwandte. Goethe abhorreszierte die Kantische Moral. Das Gebietende und Verbietende, das Unterwerfung Verlangende und Unbedingte des kategorischen Imperativs, vollends der Gedanke eines radikalen Bösen im Menschen mußte den aristokratischen, seinem eigenen Genius folgenden, an das Gute im Menschen glaubenden Klassiker der Persönlichkeit abstoßen und auf das tiefste kränken. Wir haben Worte Goethes, die das mit Schärfe zum Ausdruck bringen. Kant habe seinen Philosophenmantel, schreibt er 1793 (7. Juni) an Herder, „nachdem er ein langes Menschenalter gebraucht habe, ihn von mancherlei sudelhaften Vorurteilen zu reinigen, frevelhaft mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt würden, den Saum zu küssen“.

Zeit seines Lebens hat Goethe eine Sittenanschauung vertreten, die dem Kantischen Moralprinzip zuwiderlief. Die Kallokagathia, die harmonische, von allem inneren Zwist befreite, mit den edelsten Trieben des Menschen einstimmige Handlungsweise hat ihm bis in das höchste Alter hinein als das allein wahrhaft Sittliche vorgeschwebt. Noch im Jahre 1827 meint er Eckermann gegenüber (1. April), das Sittliche sei „kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern angeschaffene und angeborene schöne Natur“. Die „vorzüglich begabten Gemüter“ hätten „durch große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, das sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog“.

Wie ist es unter diesen Umständen zu verstehen, daß Goethe im Alter sich mehrfach milde, ja anerkennend über Kants radikalen Moralismus aussprechen, daß er im Jahre 1818 äußern konnte: Kant habe sich „ein unsterbliches Verdienst erworben, indem er die Moral in ihrer höchsten Bedeutung aufgefaßt und dargestellt“ habe. Er habe uns dadurch von einer „schlaffen und knechtischen“ Ethik zurückgebracht, die das Gute „dem schwankenden Kalkulo einer bloßen Glückseligkeitstheorie“ hatte unterwerfen wollen?

Paulsen macht mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn Goethe im Alter ein Verständnis für Kants kategorischen Imperativ gewonnen, er ihn nicht im Sinne des philosophischen Systems nahm, sondern im Sinne der praktischen Moral: sich selbst in der Gewalt haben. Das Sich-selbst-in-der-Gewalt-haben, die Unterordnung der Augenblicksneigung unter den sittlichen Gesamtwillen hatte von jeher in Goethes Ethik hineingehört. Der Kalkul einer bloßen Glückseligkeitstheorie war wie alle grobe Popularphilosophie seiner aristokratischen Natur von Jugend auf widerwärtig gewesen. Hier also sah er sich selbst und Kant im Kampfe gegen denselben Feind. Und so konnte er, der

im Anerkennen allezeit eine weitherzige und großmütige Freude empfand, hier auch freudig zustimmen.

Wir aber, die auf Goethes Ethik als auf die Äußerung eines ethischen Gesamtlebens zurückblicken, dürfen diese Zustimmung nicht dazu mißbrauchen, Goethe zu einer Art von ethischem Kantianer zu stempeln, der er nicht war. Es kann gar keine Rede davon sein, daß Goethe im Umgange mit Schiller „die wahre Bedeutung der Kantischen Ethik erkannt" und gefühlt habe, daß sein früherer Naturalismus nicht imstande war, sein eigenes Verhalten im praktischen Leben zu erklären[1]). — Wenn Goethe je für Kants Sittenlehre ein Verständnis gewann — und er gewann es nicht im Verkehr mit Schiller, sondern viel später —, so geschah es durch eine Ein- und Unterordnung der Kantischen Moral in die eigene, nicht durch eine Ein- und Unterordnung der eigenen Moral in die Kantische.

Von den drei Kritiken Kants hat Goethe die letztgeschaffene bei weitem am meisten interessiert. Die Kritik der Urteilskraft hat er wirklich lesend studiert, wie es sein Freund Schiller getan hatte. Aber wenn Schiller sich auf den ersten Teil dieses Werkes, die kritizistische Ästhetik, beschränkte, so beschränkte Goethe sich auf seinen zweiten Teil, die kritizistische Theorie von den Endzwecken. Und wenn Schiller seinen ganzen Gedankenkreis dem Kantischen Begriffssystem ummodelnd anpaßte, so paßte umgekehrt Goethe das Begriffssystem der Kritik der Urteilskraft ummodelnd seinen eigenen Gedankenkreisen an.

Der zweite Teil der Kritik der Urteilskraft, die kritizistische Theorie der Endzwecke, ist ihrem Wesen und ihrem Werte nach nichts andres als eine Darstellung der Methoden, die in der Naturwissenschaft zur Anwendung kommen. Goethe hatte sich der naturwissenschaftlichen Methode in seinen Arbeiten zur Metamorphose der Pflanzen befleißigt. So freute es ihn, bei Kant eine theoretische Aufzeichnung desjenigen Weges zu finden, den er praktisch selbst eingeschlagen hatte. „Kant hat nie von mir Notiz genommen," äußert er Eckermann gegenüber (11. April 1827), „wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine Metamorphose der Pflanzen habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um seiner selbst willen existiert, und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsre Flaschen pfropfen können: dieses hatte Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen."

Neues für seine Methode konnte Goethe von der Kritik der Urteilskraft nicht lernen. Dafür ist auch die Art und Weise charakteristisch, wie er sich in den Annalen von 1817 über seine Abwendung von der Philosophie und der gleichzeitigen Ausbildung der ihm „eingeborenen" Methode ausspricht. „Seit Schillers Ableben hatte ich mich von aller Philosophie im stillen entfernt und suchte die mir eingeborene Methodik, indem ich sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, zu immer größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden." Methode und Philosophie, naturwissenschaftliche Arbeit und Lektüre der Kritik der Urteilskraft sind bei Goethe keineswegs unauflösbar

[1]) Jon. Cohn a. a. O., S. 308 f.

verquickt. Die methodische Selbstbesinnung, die ihm Kant in dieser Hinsicht hatte geben können, war für Goethes geistiges Schaffen keineswegs so bedeutungsvoll gewesen wie diejenige methodische Selbstbesinnung, die er sich selber verdankte, und die er 1792 vor dem Studium der Kantischen Methodenlehre in dem schönen Aufsatze über den Versuch als Vermittler von Subjekt und Objekt theoretisch niedergelegt hatte.

Goethe ist sich dieser seiner methodischen Selbständigkeit mit Stolz bewußt gewesen. Der Naturforscher besitzt in seinen Augen selbst dasjenige Maß von Philosophie, dessen er bedarf. Er hat eine abgesonderte Philosophie nicht nötig. Nur eine Neigung möge er gegen die Spekulation hegen, wenngleich eine vorsichtige. So heißt es in einem Briefe an Jakobi vom 23. November 1801: „Ich erlaube jedem Erfahrungsmann, der doch immer, wenn was Tüchtiges aus ihm wird, ein Philosoph sans le savoir ist und bleibt, gegen die Philosophie besonders, wie sie in unsern Tagen erscheint, eine Art Apprehension, die aber nicht in Abneigung ausarten, sondern sich in eine stille vorsichtige Neigung auflösen muß." — Goethe hatte in diesen Worten sich selbst gezeichnet.

Goethes Sympathie für die Kritik der Urteilskraft lag aber nicht allein auf dem Gebiete der Methode. Es lag nicht einmal die stärkere Sympathie auf diesem Gebiete. Vielmehr, da wo Goethe die Kritik der Urteilskraft besonders preist, spricht er von etwas anderm. Er spricht von einer großen Tat Kants, die darin bestanden habe, daß er Natur und Kunst als gleichberechtigte Kräfte nebeneinander stelle. Goethe wollte diese Nebeneinanderstellung in dem Zusammenhang der beiden Teile der Kritik der Urteilskraft, nämlich der Ästhetik und der Theorie der Zwecke, finden. Er hatte vielleicht nicht völlig unrecht. Man kann wenigstens mit einem gewissen Rechte den Gedanken verteidigen, daß ein dem ähnliches Motiv in dem Werke Kants mitgespielt haben könne. Man kann diesen Gedanken verteidigen. Allein in der poetisch dogmatischen Form einer aus inneren Kräften, nach großen Prinzipien zwecklos wirkenden Natur, in dieser Form war der Gedanke nicht Kantisch; er war sogar spezifisch Unkantisch. Aber er war Goethisch. Und da Goethe ihn aus Anlaß der Kritik der Urteilskraft gedacht hatte, so glaubte er in seiner dankbaren Art, hier Kant Weihrauch streuen zu müssen.

Es genügt, zwei der wichtigsten — zugleich die am stärksten betonten Belege für dieses Verhalten Goethes zu geben. Seine Auffassung der Sache wird daraus ohne weiteres klar. In dem schon mehrfach genannten Bericht über die Einwirkung der neueren Philosophie heißt es: „Nun aber kam die Kritik der Urteilskraft mir zu Händen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urteilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hier und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Tun und Denken ganz analog. Das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich aus-

gesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was nebeneinander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden; ich begriff auch, warum der Menschenverstand beides oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen. Leidenschaftlich angeregt ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort, weil ich selbst nicht wußte, wohin sie führten und für das, was und wie ich mir's zugeeignet hatte, bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich sprach nur aus, was in mir aufgeregt war, nicht aber, was ich gelesen hatte."

Es verhielt sich in der Tat so. Was Goethe in der Kritik der Urteilskraft zu finden glaubte, war so in ihr nicht enthalten. Es war zum mindesten nicht das, was Kant als kritizistisch Neues hatte bringen wollen. Noch deutlicher wird dieser Sachverhalt in einer zweiten Äußerung, die Goethe an seinem Lebensabend Zelter gegenüber getan hat. Er meint am 29. Januar 1830: „Es ist ein grenzenloses Verdienst unseres alten Kant um die Welt, und ich darf sagen auch um mich, daß er in seiner Kritik der Urteilskraft Kunst und Natur nebeneinanderstellt und beiden das Recht zugesteht, aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen beglaubigt. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen und haben's auch nicht nötig, denn Bezüge gibt's überall, und Bezüge sind das Leben." — Das „grenzenlose Verdienst" Kants lag in Wahrheit auf einem völlig andern Wege. Goethe hat diesen Weg trotz seiner Lektüre der drei Kritiken auch im entferntesten nicht erkannt.

Abseits von Goethes eigenem Studium der Kantischen Werke liegen diejenigen Kenntnisse des Kritizismus, die sich der große Mann aus zweiter Hand, aus den Jenaer und Weimarer philosophisch gebildeten Kreisen besorgt hatte. Hier ist es nun an der Zeit, neben den übrigen Kantianern und neben den spekulativen Philosophen in besonderer Weise Schillers und seines Verdienstes um Goethes kritizistische Bildung zu gedenken.

Schiller hat das Verdienst, seinem großen Freunde dasjenige Wissen um die Kantische Philosophie dargeboten zu haben, das er selbst besaß. Freilich hat Goethe sich die durch Schiller vermittelte Philosophie weder im ganzen noch auch nur in einzelnen Stücken wirklich zu eigen gemacht. Man darf sogar ohne Übertreibung sagen, daß Goethe das eigentliche Wesen dieser Philosophie nie begriff. Die Art, wie er sich bis an sein Lebensende über sie äußert, zeigt uns deutlich genug, daß er gar nicht verstanden hat, worum es sich handelt. Was er für Kantische Philosophie hielt und als solche ausgab, das hatte in Wahrheit herzlich wenig mit Kant zu tun. Es war, wie die zeitgenössischen Kantianer „mit lächelnder Verwunderung" zugestanden, wohl ein „Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames". — Immerhin bleibt Schiller das Verdienst, Goethe den Stoff der Kantischen Philosophie vorgelegt und ihn darin bestärkt zu haben, einen — wenngleich unkritizistisch verstandenen — Kritizismus hochzuschätzen.

So — aber freilich auch *nur* so — ist es zu verstehen, wenn Goethe hier und da sich zu gewissen Lehrstücken Kants bzw. kantianisierenden Lehrstücken Schillers und andrer glaubt bekennen zu dürfen, und wenn er etwa meint, dort das in Sätzen ausgesprochen zu finden, was er selbst empfinde und denke. Hätte es sich wirklich so verhalten, wären diese Lehrstücke wirklich, so wie sie waren, sein geistiges Eigentum gewesen: so hätte er notwendigerweise eine andre Lebensanschauung entwickeln müssen, als er sie stets und überall entwickelt hat. So hätte er notwendigerweise ein richtigeres Verständnis der Kantischen Philosophie zeigen müssen, als er sein Leben lang zeigte. Es ist also anders zu verstehen, wenn Goethe sich zu Kantischen und kantianisierenden Lehren bekannte. Hier handelte es sich nicht um ein eigentliches Verständnis der Sache; und es handelte sich noch weniger um ein Verständnis für das treibende Motiv der Sache: sondern hier handelte es sich darum, daß Goethe bei dieser oder jener Lehre, bei diesem oder jenem Satze Kants einen Anlaß fand, seine eigenen Nebenwege zu gehen, Wege, die mit den kritizistischen Gedankengängen im besten Falle eine entfernte inhaltliche Berührung hatten, die aber auch oft genug in völlig andrer Richtung verliefen.

Um es kurz zu fassen: es steht mit Goethes Kantianertum aus zweiter Hand nicht viel anders als mit seinem Kantianertum aus erster Hand. Hier wie dort meint er, wenn er von Kant spricht, etwas ganz andres, als Kant selber meinte. So wird es vonnöten, auch Goethes Selbstzeugnis über sein Verhältnis zur Kantischen Philosophie im allgemeinen nur mit der größten Vorsicht zu verwerten.

Es ist richtig: Goethe hat in der Zeit seiner Freundschaft mit Schiller sich des öfteren lobend über den Kritizismus ausgesprochen. Er hat auch einmal (13. Januar 1798) auf einen freilich mehr methodologischen als kritizistischen Brief Schillers geantwortet: er, Goethe, sei „durch treues Vorschreiten und bescheidenes Aufmerken von einem steifen Realismus und einer stockenden Objektivität dahin gekommen", Schillers Brief als sein eigenes Glaubensbekenntnis zu unterschreiben[1]). Es ist ferner richtig, daß die Anzeichen der Kantverehrung Goethes sich mehren, seitdem er im Jahre 1817 die Kritik der Urteilskraft aufs neue studierte und den Einfluß der Kantischen Lehre auf seine eigenen Studien „geschichtlich betrachtet hatte". Es ist richtig, daß Goethe den Königsberger Philosophen Eckermann gegenüber als den „ohne allen Zweifel" vorzüglichsten preist; daß er den Kritizismus noch an seinem Lebensabend der Jugend warm empfiehlt. Das alles ist richtig. Und doch hat die Kantische

[1]) Ich begreife nicht, weshalb Vorländer in seinem verdienstvollen Werke sich auf diese Stelle in Goethes Briefen mit Vorliebe stützt. Der Brief Schillers, den Goethe hier „als sein eigenes Glaubensbekenntnis unterschreibt", enthält im Grunde nichts andres als eine kritizistische Umschreibung von Goethes *eigenem*, 1792 geschriebenen Aufsatz „Der Versuch usw.". Goethes vermeintliches „Vorschreiten" bestand also in Wahrheit vielmehr darin, daß er jetzt die Terminologie Schillers anzunehmen wußte, als daß er in der Sache kantisch gedacht hätte. Den sogenannten „Realismus" und die „stockende Objektivität" hatte er schon 1792, vor der Freundschaft mit Schiller, überwunden. Die ganze Briefstelle bezieht sich im übrigen vielmehr auf die Methode konkreter Naturforschung als auf einen Kritizismus im Kantischen Sinne.

Philosophie für Goethe inhaltlich wenig oder gar nichts zu bedeuten gehabt, haben daher alle diese Äußerungen mit Goethes innerem Verhältnis zu Kant im Grunde wenig oder gar nichts zu tun. Es ist der Name Kants, der von Goethe gelobt wird, aber nicht die Sache.

Herder.

In der am Eingange dieses Aufsatzes erwähnten Monographie über Kant und Goethe hat Georg Simmel in feinsinniger und geistvoll beobachtender Weise auf den wesenhaften Unterschied zwischen Goethes und Kants Weltanschauung hingewiesen.

Kant geht von dem „überindividuellen" Bewußtsein, d. h. von denjenigen Bewußtseinsakten aus, die Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit für sich beanspruchen. Die Wirksamkeit dieser Bewußtseinsakte in der Bildung unsrer Weltanschauung zu fixieren, ist die Aufgabe, die er sich stellt. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die natürliche, die moralische und die ästhetische Welt nicht anders möglich sei, als durch die a priori konstruierende Tätigkeit unsres Bewußtseins. Es gibt für den Kritizismus im Grunde keine Natur, sondern nur eine Naturwissenschaft. Es gibt keine sittlich guten Geschehnisse, sondern nur einen guten Willen. Es gibt keine Schönheit in der Welt, sondern nur ästhetische Urteilskraft. — Die viel berufene „kopernikanische" Tat Kants bestand darin, daß er den Schwerpunkt dessen, was wir Welt zu nennen pflegen, in das erkennende, wollende, urteilende Bewußtsein verlegte.

Goethe ist einen völlig andern Weg gegangen. Der Schwerpunkt des goethischen Denkens lag nicht in einer auszusondernden aprioriischen und selbst gesetzgebenden Welt des Bewußtseins. Er lag aber auch nicht in einer physikalisch gedachten, unlebendigen Welt von Stoff und Kraft. Der Schwerpunkt des goethischen Denkens lag vielmehr in einer Auffassung der Natur als eines mit Leben erfüllten Organismus; eines Organismus, der das menschliche Bewußtsein, das empfangende wie das tätige, als unabtrennbare Bestandteile in sich begriff.

Eine solche Weltanschauung war so unkantisch wie möglich. Sie ist aber Goethes Weltanschauung zeit seines Lebens gewesen. In diese Weltanschauung hat Goethe den ihm nahegelegten Kritizismus eingeordnet, so gut oder so schlecht er ihn eben verstehen mochte. Das Wesen der Kantischen, dieser anthropokratischen Philosophie mußte dabei natürlich verloren gehen. Es mußte bei Goethe ebenso, ja in noch auffälligerer Weise verloren gehen als bei seinen spekulativen Zeitgenossen. Denn, wenn diese ihrerseits die Kantische Philosophie in ein lebenerfülltes Weltbild einschmolzen, so behielten sie doch die aprioristische Wendung des Kritizismus bei, die Goethe nicht verstand.

Goethes Weltanschauung, wie sie eben geschildert ist, und wie sie in der Darstellung Georg Simmels hervortritt, hat ihre Wurzeln in der Zeit der wissenschaftlichen Freundschaft Goethes mit Herder. Herder ist zu seinem eigenen, zu Goethes und zu unsrem Glücke mit dem jungen Frankfurter Genie

gerade in der Epoche zusammengegangen, da er selbst eine reife Festigkeit zu gewinnen begann, während der jüngere und größere Freund nach Ausbildung strebte und seine gerade damals bildsame Seele in die ihm so kongenialen und kräftigen Formen der Herderschen Weltanschauung hineinfügte. Herders — wie Kant sagen würde — sinnliche, d. h. seine die Erkenntnis, den Willen und das Gefühl aus dem sinnlichen Empfindungsleben herausentwickelnde Weltanschauung, Herders Weltanschauung; die das menschliche Bewußtsein als Teil und als Stufe der organischen Natur betrachtete, diese Weltanschauung konnte und mußte dem Geiste des Faust- und Wertherdichters unendlich viel fruchtbarer werden als die tiefsinnige, aber auch rein gedankenhafte und abstrakte Schulphilosophie Kants.

So in der Tat ist es gekommen. Kants Philosophie war von Anbeginn ein fremdes Element im Goethischen Denken und streifte nur seine äußersten Oberflächen. Dagegen hatte die Philosophie Herders Goethe in der tiefsten Wurzel seines Wesens erfaßt und war so in neuer Form die Philosophie Goethes geworden. Wenn daher Goethe den Kantischen Kritizismus in irgendeiner nur möglichen Weise in seine eigene Weltbetrachtung einzuschmelzen suchte, so vollzog sich hier ein ebenso merkwürdiger als doch auch wieder begreiflicher Vorgang: Goethes Stellungnahme zu Kant ist der mißglückte Versuch, einen kritizistischen Einschlag in die Philosophie des Kant feindlichen Herder hineinzubringen. Die Wahrheit zu sagen: überall, wo wir Goethe zum Kritizismus haben Stellung nehmen sehen, ist er sachlich weit mehr in den Bahnen Herders als in den Bahnen Kants.

Wenn Schiller von Goethe schrieb: „Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich," und an andrer Stelle: „er betastet mir zu viel": dann hätte Schiller genau dasselbe auch von Herder schreiben können. Was Schiller an Goethe tadelt, war in der Tat nichts andres als das, was Herder in ihm zur Zeit der Straßburger und der späteren Freundschaft aufgeweckt und wachgehalten hatte. Wir wissen aus Goethes eigenem Munde, daß diese sinnliche und zumal vom Tastsinn ausgehende Erkenntnis unmittelbar aus dem Einflusse Herders und seiner merkwürdigen Theorie der tastenden Erkenntnis entsprang.

Goethe hat diese sinnliche Erkenntnisweise niemals aufgegeben. Seine Auffassung von der Kritik der reinen Vernunft: als entspringe unsre Erkenntnis „nicht eben alle aus der Erfahrung", wiewohl sie mit ihr angehe, und seine Meinung von der kritizistischen Synthesis als einer „Systole und Diastole des menschlichen Geistes", gleich einem zweiten Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend, war ganz in demselben Sinne und zum Teil sogar mit derselben bildlichen Vorstellung wie von Herder gedacht. Sie war aber viel weniger kantisch, als Goethe meinte. — Vergessen wir auch nicht, daß Goethe das Wort „Idee" niemals in dem eigentümlich kritizistischen Sinne gebraucht, — selbst da nicht, wo er kantisch zu sein glaubt. In Goethes Munde ist die „Idee" jene eigentümliche, mit dem Gedanken des Ideals zusammenhängende, konkrete Vorstellung, die Herder in der Vollendung ausgebildet hatte, und

deren vollen Sinn Kant nur gelegentlich streift[1]). — Endlich selbst die beiläufige Bemerkung des greisen Goethe: „Jetzt müsse ein Fähiger, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menschenverstandes schreiben" findet unter den wissenschaftlichen Forderungen des jungen Herder so auffallende und wörtlich übereinstimmende Analoga, daß selbst hier ein Gedenken an Herders Einwirkungen sich gewaltsam aufdrängt.

Es verhält sich mit der geistigen Bundesgenossenschaft zwischen Goethe und Herder in Sachen der Ethik nicht anders. Charakteristisch genug ist jenes überscharfe Wort von dem „Schandfleck des radikalen Bösen" an niemand anders als an Herder gerichtet. Und jener unkantische Ausspruch Goethes zu Eckermann: das Sittliche sei „kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern angeschaffene und angeborene schöne Natur", durch Verehrung und Nacheiferung „vorzüglich begabter Gemüter" gewaltig fortgezogen, war ebensosehr im Sinne der ganzen Herderschen Philosophie, als es das Kantfreundlichere von dem „Kalkule einer bloßen Glückseligkeitstheorie" gewesen war. Wenn der greise Goethe die Kantische Moral seiner eigenen einzuordnen trachtete, so geschah es dadurch, daß er dem Kritizismus hier dasjenige Moment abzugewinnen verstand, welches seiner eigenen von Herder inspirierten Ethik gemäß war. Dem „Kalkule einer bloßen Glückseligkeitstheorie" im Sinne des seichten Popularphilosophierens waren Goethe ebenso wie Herder von Jugend auf fremd und feindlich gewesen.

Endlich die Kritik der Urteilskraft. Wir haben gesehen, daß Goethe in ihr sein naturwissenschaftliches Verfahren und die Entwicklung der ihm „eingeborenen" eigenen Methode bestätigt fand, nicht aber etwas Neues von Kant lernte. Es verhielt sich anders mit Goethes naturwissenschaftlichen Beziehungen zu Herder. Goethe ist von Herder zum ersten Male auf das organische Walten des Lebens in der Natur hingewiesen worden, und er hat die Herdersche Konzeption dieses Lebens in allen wesentlichen Stücken für recht erkannt und in sich aufgenommen. Im Rahmen der Herderschen Naturphilosophie bewegt sich die ganze Goethische Forschung, wie sie aus der Befruchtung mit dieser Philosophie erst herausgeboren wurde. In den Rahmen der Herderschen Naturphilosophie viel mehr als in den Rahmen der Kritik der Urteilskraft gehört jenes Wort Goethes gegen die „absurden Endursachen"[2]). Die Selbständigkeit der „eingeborenen" eigenen Methode Goethes bleibt dabei unbeschadet. Denn in allen Einzelforschungen und in dem Verfahren, mit dem er diese Forschungen unternahm, ist Goethe durchaus original und von Herder ebenso unabhängig wie von Kant.

Goethe war der Sache nach in den Fragen der Philosophie durchaus solidarisch mit Herder. Es verhielt sich anders mit der persönlichen Stellung beider zum Kritizismus. Hier verliefen ihre Wege in entgegengesetzter Richtung.

---

[1]) Günther Jacoby, Herders und Kants Ästhetik. Leipzig, Dürr. 1907. S. 65, 197 ff., 295 f.

[2]) Dieser Zusammenhang Goethes mit Herder hat sich in Adolf Hansens umfangreichen Studien über Goethes „Metamorphose der Pflanzen" aufs neue bestätigt. Vgl. Hansen, Haeckels Welträtsel und Herders Weltanschauung. Gießen 1907. S. 5.

Goethe suchte mit der Kantischen Philosophie in Frieden zu bleiben. Herder suchte den Krieg. Es ist bekannt genug, daß Goethe und Herder zur Zeit der Freundschaft Goethes mit Schiller in Unfrieden lebten. So mag man denn auch hinter diesem Unfrieden nach Ursachen für das verschiedene Verhalten beider zum Kritizismus suchen. Es ist nicht das Entscheidende. Die eigentliche Ursache wurzelte in dem verschiedenen Wesen der beiden großen Männer und in ihrer verschiedenen Lebensaufgabe.

Goethe hat einmal geäußert: es gäbe keine eklektische Philosophie; es gäbe nur eklektische Philosophen. Er wollte selbst ein solcher sein. — Goethe und die Philosophie! Alle Philosophie war Goethe recht, soweit ihre Ergebnisse ihm einleuchteten. Er nahm von allen, was er für gut befand. Aber es lag ihm nicht daran, die für gut befundenen Ergebnisse miteinander in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Philosophie als System hat Goethe nie gehabt. Die einzige Philosophie, die sich Goethe auch in ihren großen inneren Zusammenhängen zu eigen machte, war die Philosophie Herders. Aber selbst hier ist es immer Herder gewesen, der mehr auf das Prinzipielle hindrängte, während Goethe am liebsten bei der Betrachtung der konkreten Ergebnisse verweilte. Goethe war ein eklektischer Philosoph, aber von einer eklektischen Philosophie darf man bei ihm nicht sprechen.

Dieses eigentümliche Verhalten war begreiflich genug. Goethe trug die Bestimmung des Dichters in sich, aber nicht die Bestimmung des Philosophen. Er wußte darum. Sein Wort: eine abgesonderte Philosophie sei nicht nötig, da sie in der Poesie und Religion schon vollkommen enthalten sei, ist in dieser Hinsicht kennzeichnend. Goethe sah den Wert einer jeden Philosophie nur in demjenigen, was er selbst für seine Persönlichkeit als Mensch und als Dichter von ihr brauchen konnte. Alles andre war für ihn, der sich bewußt war, „doch eigentlich zum Künstler geboren zu sein“: „falsche Tendenz“. So war es ihm ein leichtes, mit allen Philosophen in Frieden zu leben. Sein Herz hing an andern Dingen.

Mit Herder verhielt es sich ganz anders. Herders persönliches Leben war mit allen Fibern in der Philosophie verwurzelt. Philosophie war ihm die „Abgöttin seines Herzens“, und er war in dieser Wissenschaft ein Reformator in demselben Maße, wie Kant es wurde: aber freilich in entgegengesetzter Richtung. Herder hatte eine andre Lebensaufgabe wie Goethe, und ebendeshalb brauchte *er* den Krieg, wenn jener den Frieden haben konnte.

Sehen wir hier ab von der persönlichen Gereiztheit Herders gegen Kant, von Kants unbilligen Rezensionen der Herderschen „Ideen“, von der verletzenden und übertreibenden Agitation der Jenenser, von Herders Erfahrungen mit kantianisierenden Examinanden, von all den zahllosen Bitternissen, die er erfahren mußte, — diese Dinge waren wichtig genug, um den Groll des großen Mannes aufs äußerste zu steigern: sie waren aber nicht der sachliche Grund seiner Fehde.

Herders Kampf gegen Kants Kritizismus liegt viel weiter zurück. Er liegt in einer Zeit, da dieser Kritizismus noch gar nicht existierte. Das ausgehende 19. Jahrhundert, wie es unter dem Zeichen der Kantischen Philosophie

stand, hatte einen gewissen Stolz darein gesetzt, Herder als den Studenten des Professor Kant zu charakterisieren. Es war richtig: der jugendliche Herder hatte seinen Lehrer leidenschaftlich verehrt. Richtig war auch, daß er von Kant vieles gelernt hatte. Aber unrichtig war es, wenn man nun meinte, Herders ganze Philosophie ziehe ihre wesentlichen Kräfte aus den Vorlesungen des Königsbergers; oder gar, Herders Kampf gegen Kant sei ein Kampf der vorkritischen Philosophie Kants gegen die kritische.

Die Wahrheit ist: Herders Schülerschaft zu seinem späteren Gegner Kant war mehr ein biographisches Kuriosum, als daß sie eine ernstliche philosophiehistorische Bedeutung gehabt hätte. Was Herder von Kant lernte, waren Details; was er an ihm zu schätzen wußte, war eine gewisse Abneigung gegen metaphysische Spitzfindigkeiten. — Beides war nichts spezifisch Kantisches[1]). Was aber Herders Größe und den Pulsschlag seiner Philosophie ausmachte, der Blick auf die Erscheinungen des Lebens, der Blick auf ihren Zusammenhang und der Blick auf ihre wissenschaftliche Eigentümlichkeit — alles das konnte Herder bei Kant *nicht* finden.

Statt bei der historisch unwichtigen Schülerschaft Herders zu Kant zu verweilen, hätte man vielleicht besser getan, auf eine andre, mindestens ebenso merkwürdige, aber historisch wichtigere Erscheinung aufmerksam zu werden. Es zeigt sich nämlich in den Schriften Herders aus den letzten sechziger und den ersten siebziger Jahren, daß er in der Zeit seiner beginnenden Reife gegen fast alle diejenigen Doktrinen, die später bei Kant wichtig wurden, angekämpft hat. Das war gewiß ein Faktum, das Beachtung verdiente. An die Stelle des fragwürdigen Paradoxons: in Herder kämpfe der vorkritische Kant gegen den kritischen, hätte man das andre, richtigere und wichtigere setzen können: Herder habe den Kantischen Kritizismus schon vor seinem Entstehen bekämpft.

Der Grund für diesen seltsamen Vorgang liegt nicht fern. Kants kritizistische Philosophie, weit davon entfernt, eine völlig neuartige und unerhörte Entdeckung zu sein, war vielmehr das lange vorbereitete letzte Resultat der Schulphilosophie des Rationalismus. Und eben gegen diese Schulphilosophie hatte der junge Herder den Krieg erklärt. Wo die Kantischen Kritiken also in den Bahnen des alten Rationalismus verblieben, da wurden sie von den Schlägen, die Herder gegen einen andern Feind ausgeteilt hatte, mitgetroffen.

Der Kampf des jugendlichen Herder gegen die Schulphilosophie seiner Zeit war die negative Äußerung einer positiven Reformation. Herder kämpfte damals für sein philosophisches Lebenswerk: die Einführung einer biologischen Betrachtungsweise in die philosophischen Probleme. Er gedachte durch diese von ihm genial erfaßte Neuerung die Philosophie endlich einmal für die Lebensbedürfnisse der Menschheit fruchtbar zu machen. Die Schulphilosophie des Rationalismus stand dem Plane hindernd entgegen. Herder hatte erkannt, daß die logizistischen, an der Mathematik und Physik orientierten Formen

[1]) Für Herders Ästhetik habe ich das bereits früher ausgeführt. Günther Jacoby, Herders und Kants Ästhetik. S. 35 ff. — Neuerdings ist mir Karl Siegel in seinem wertvollen Buche „Herder als Philosoph" (Stuttgart und Berlin 1907, S. 3 ff.) mit weiteren Gründen beigetreten.

dieser Scheinwissenschaft überall da, wo es sich um Erscheinungen von Leben handelte, versagten und ein x für ein u ausgaben. So eröffnete er gegen sie den Krieg.

Kants späterer Kritizismus wurde dabei, wie gesagt, schon im voraus mitgetroffen. Die Schulsprache und die deduktive Schulmethode, die auch in den Werken des großen Königsbergers herumspukt, hatte Herder schon in früher Jugend an der Philosophie des Rationalismus bekämpft. Schon in der dritten Sammlung der Literaturfragmente schreibt er: „Die Weltweisheit, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse, denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft. Sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt. Bildend ist sie nicht, und wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm geht, ihn nach und nach mehr erhebt und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheint und verschwindet." (Suphans Ausgabe, Bd. I, S. 418 f.) — In Kants Kritizismus war von vorangesetztem Eigensinn mit nachfolgenden Beweisen, von „barbarischen Kunstwörtern" und Kathederatmosphäre reichlich viel vorhanden, während die wissenschaftliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, die Herder suchte, in den drei Kritiken fehlte.

Es verhielt sich nicht viel anders mit dem, was Herder an der rationalistischen Schulphilosophie als „Spekulation" verdammt hatte. Gewiß, auch die Kritik der reinen Vernunft verdammte eine Spekulation im Sinne der rationalistischen Metaphysik. Herders Polemik ging aber weiter. Er verdammte nicht nur jene Metaphysik. Er verdammte das gesamte philosophische Verfahren, von dem jene Metaphysik nur einen kleinen Bruchteil bildete. In diesem rationalistischen Verfahren wandelte aber der Kantische Kritizismus teils wirklich, teils schien er darin zu wandeln. Und vor allem: das, was Herder an kritizistischer Spekulation später in Jena sah, glich den Spekulationen, die er in den siebziger Jahren bekämpft hatte, aufs Haar. So war es für Herders spätere Polemik gewiß nicht ohne Vorbedeutung, wenn er in einer Rezension vom Jahre 1772 schrieb:

„Der Mensch ist nicht zum Metaphysizieren da, und trennt er einmal Vernunft, Spekulation von Gefühl und Erfahrung — der Dädalus und Ikarus hat den festen Boden der Mutter Erde verlassen; wohin kann er sich mit seinen wächsernen pennis homini non datis hinverlieren? Wohin kann er sinken? Spekulation als Hauptgeschäft des Lebens — welch elendes Geschäft! Sie gewöhnt sich endlich alles als Spekulation anzusehen! Ein Opium, was alle wahre Lebenskraft tötet und mit süßen Träumen sättigt, aber auch wie selten mit süßen Träumen? — Wie oft ist das Reich der Abstraktionen die wahre Gegend unterirdischer arsenikalischer Dünste . . .; Spekulation löst das eiserne Band der Natur, Trieb und Nerve, in Zwirnfäden . . . auf — eine flächsene Schnur, die, wenn Feuer

an sie reicht, auffährt mit üblem Geruche." (Suphans Ausgabe, Bd. V, S. 45 ff.)

Herder tadelte an der rationalistischen Spekulation wie später an dem Kantischen Kritizismus jenes durch unerlaubte Abstraktion gewonnene willkürliche Einteilungsschema, das die gesamte Schulphilosophie des 18. Jahrhunderts auszeichnete, und dem es beschieden sein sollte, Kants fruchtbarste Gedankenströme so oft irrezuführen und unnötig zu hindern. Bezeichnend genug schrieb er im „Torso" auf Abbt: „Wenn unsre systematischen Philosophen in der Geisterlehre Linneus sind, die eigensinnig schlichten und klassifizieren, so ist ein unsystematischer Kopf an ihre Seite zu stellen, der, wie Büffon, eigensinnig in ihre Klassen falle und Individuen zergliedere." (Suphans Ausgabe, Bd. II, S. 258.) — An der Seite des größten deutschen Systematikers sollte Herder selbst jener unsystematische Kopf werden und eigensinnig in die eigensinnigen Klassen fallen.

Zum Unglück für Herders wissenschaftlichen Ruf ist es so gekommen. Es erscheint daher fast wie ein ironisches Spiel des Schicksals, wenn Herder nicht nur in den großen Hauptzügen, sondern selbst in ganz bestimmten Einzelheiten den späteren Kant in seinen Vorgängern hat bekämpfen müssen. Es ist in der Tat erstaunlich, wenn wir von Herder Kants späteren Kardinalfehler, die auch an ungeeigneter Stelle starrsinnig immer wiederholte Anwendung bestimmter Schemata tadeln hören. Herder schreibt im Hinblick auf Baumgarten:

„Unvermerkt wird die Bahn, die unser Verstand einmal genommen hat, uns zur Gewohnheit, und ein Kopf, der gleichsam mehr mit der Sprache denkt als ein andrer, nimmt bald gewisse Worteinteilungen zu Leitfäden, denen er folgt. Aus diesem Grunde entsteht die große Symmetrie, nach der B. (Baumgarten) ähnliche Begriffe auch auf einerlei Art zu stellen wußte, daß sie sich unter seinen Händen bald in gewisse Ordnungen stellen, die ihm geläufig sind. Die tabellarische Methode trägt hierzu viel bei, unser Auge an gewisse Gesichtspunkte zu gewöhnen, in die wir die Gegenstände rücken; und da B. in dieselbe . . . verliebt war, so ward die Methode ihm eigen, die Begriffe neben- und unter- und hintereinander zu stellen, bis sie sich in seine Lieblingseinteilungen passen" . . . Diese Worteinteilungen können „der Weltweisheit schädlich werden, wenn man sich zu sehr an sie gewöhnt. Denn sie können sehr bald Schranken der Erkenntnis werden, die uns hindern, weiter zu sehen und zu gehen. Sie werden Steine der Bequemlichkeit, von denen es heißt:

Sedet aeternumque sedebit
Infelix Theseus — —

Sie machen den Vortrag monotonisch, unfruchtbar und gezwungen, weil man alsdann in dem Munde eines solchen Autors seine Formel der Einteilung so oft findet als ein Ave Maria im Munde des Katholiken oder einen angewöhnten Fluch auf den Lippen eines Soldaten. Man wird diese Klassifikationen doch nicht mit den mathematischen Formeln vergleichen, auf die man unbekannte Größen zurückführt; denn hier verhält sich ja die Sache ganz anders. Und sind diese Einteilungen nicht außerdem einmal richtig

genug, und sie kommen denn so oft wieder, so wird alles unausstehlich, zum Ekel und Ärgernis. Man sieht den akademischen Schuster, der immer denselben Leisten bei der Hand hat und einige Grundfäden immer im voraus fertig hat, um, was ihm in die Finger kommt, durchzuschlagen, so daß immer dieselben Streifen zum Vorschein kommen." (Suphans Ausgabe, Bd. XXXII, S. 182 f.)

Es hätte kaum ein Tadel erdacht werden können, der das spätere Kantische Verfahren in auffallenderer Weise vorwegnahm. Immerhin ist diese Vorwegnahme nicht so wunderbar, wie sie scheint. Kant hatte von Baumgarten methodisch und sachlich sehr viel mehr gelernt als er selbst wußte und seine Anhänger zugaben[1]).

Ganz ähnlich verhält es sich nun auch mit der von Herder schon früh verworfenen, bei Kant aber überaus wichtigen Vermögenspsychologie. Die Frage der Vermögenslehre ist in Kants Kritizismus kompliziert. Wenn man Kant besser verstehen will als er sich selbst verstand, so kann man in einzelnen Fällen die kritizistische Vermögenspsychologie als einen nur vorläufigen, später wieder auszuschaltenden Notbehelf in Anschlag bringen. Allein dieses Ausdeutungsverfahren ist nur in einzelnen Fällen möglich; es versagt an andern wichtigen Punkten. Vor allem aber, Kant selbst hat ohne Frage die seelischen „Vermögen" ganz ebenso angesehen wie die meisten seiner Zeitgenossen; und zumal das Vermögen der Vernunft wurde von ihm als eine ganz eigentümliche, von aller Erfahrungswelt abgesonderte, den menschlichen Wesen allein verliehene Macht vorgestellt. Herder hat diese Psychologie schon in den sechziger und siebziger Jahren energisch bekämpft. Das Interessanteste dabei aber ist, daß er den von Kant höchstens gestreiften Gedanken der Vermögenslehre im Sinne eines Notbehelfs als klares Prinzip ausspricht. Er schreibt in der Abhandlung vom Ursprung der Sprache:

„Man hat sich die Vernunft des Menschen als eine neue, ganz abgetrennte Kraft in die Seele hineingedacht, die dem Menschen als eine Zugabe vor allen Tieren zu eigen geworden, und die also auch wie die vierte Stufe einer Leiter nach den drei untersten betrachtet werden müßte; und das ist freilich, es mögen so große Philosophen sagen als da wollen, philosophischer Unsinn! Alle Kräfte unsrer und der Tierseele sind nichts als metaphysische Abstraktionen, Wirkungen! Sie werden abgeteilt, weil sie von unserm schwachen Geiste nicht auf einmal betrachtet werden konnten: sie stehen in Kapiteln, nicht, weil sie so kapitelweise in der Natur wirkten, sondern ein Lehrling sie sich vielleicht so am besten entwickelt. Daß wir gewisse ihrer Verrichtungen unter gewisse Hauptnamen gebracht haben, z. B. Witz, Scharfsinn, Phantasie, Vernunft, ist nicht, als wenn je eine einzelne Handlung des Geistes möglich wäre, wo der Witz oder die Vernunft allein wirkt, sondern nur, weil wir in dieser Handlung am meisten von der Abstraktion entdecken, die wir Witz oder Vernunft nennen, z. B. Vergleichung und Deutlichmachung der Ideen; überall

[1]) Für Kants Ästhetik habe ich das an andrer Stelle darzulegen versucht. Günther Jacoby, Herders und Kants Ästhetik. S. 42 ff.

aber wirkt die ganze unabgeteilte Seele." (Suphans Ausgabe, Bd. V, S. 29.)

Und ganz ähnlich spottet Herder an andrer Stelle, am Ende der Abhandlung vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele: „. . . So könnte ich einteilen und viel Spielwerk machen, wie sich nun der Herr Verstand und die Frau Empfindung dabei verhalten? Wie diese beiden Klassen von Denkern und Empfindern gegeneinander nötig sind, sich einander einzuschränken, zu stärken, zu heben." (Suphans Ausgabe, Bd. VIII, S. 232.)

Mit alledem hatte Herder die bedenklichsten Schwächen der drei Kritiken schon im voraus getroffen. Sein Kampf betraf aber nicht nur das methodische Verfahren und die Grundvoraussetzungen der späteren Lehre Kants, er betraf ebenso die konkreten Ergebnisse des Kritizismus.

Herders Erkenntnislehre — wiewohl in der Ablehnung der alten rationalistischen Metaphysik mit Kant einig — hatte das positive Ergebnis der Kritik der reinen Vernunft, den Gedanken eines rationalistischen Apriori nach der Art der Kategorientafel oder der Ideendreiheit von Jugend an als unnatürliche Kunstprodukte verworfen. Seine Polemik in dieser Hinsicht trifft freilich nur den Kant, wie er war; nicht den Kant, wie er hätte sein können, und wie er von der modernen Philosophie interpretiert wird. Als Vorbote der berühmten Metakritik ist diese Polemik nichtsdestoweniger von allerhöchstem Interesse. Wie mit einer Ankündigung seines eigenen späteren Kampfes und wie mit einer Ahnung all des Bitteren, das ihn erwartete, schreibt er am Ende der Abhandlung vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele:

„Alles sogenannte reine Denken in die Gottheit hinein ist Trug und Spiel, die ärgste Schwärmerei, die sich nur selbst nicht dafür erkennt. All unser Denken ist aus und durch Empfindung entstanden, trägt auch trotz aller Destillation davon noch reiche Spuren. Die sogenannten reinen Begriffe sind meistens reine Ziffern und Zeros von der mathematischen Tafel und haben, platt und plump auf Naturdinge unsrer so zusammengesetzten Menschheit angewandt, auch Ziffernwert. Dem Manne, der in der ganzen neueren Metaphysik diese Geisterchen aufsucht und abtut, des warten mehr als des Gespensterhelden Thomasius Ehrenkränze; nur muß er sich auch nicht für manchen leeren Schrecken und für Griffen dieser Geisterchen in sein Gesicht fürchten." (Suphans Ausgabe, Bd. VIII, S. 233 f.)

Herders Polemik gegen die Kantische Form der Erkenntniskritik steht seine Polemik gegen die Kantische Form der Sittenlehre denkwürdig zur Seite. Verworfen hatte Herder den kategorischen Imperativ, noch ehe die Kritik der praktischen Vernunft erschienen war. Die Moral eines Vernunftgesetzes, abgesondert von allen Einflüssen des empirischen Gefühlslebens, erschien ihm als haltlose, philosophische Erdichtung. So hatte er schon in dem „Journal meiner Reise" geschrieben: „Unsre deutliche Vernunft regiert nur schwach den Körper; der Instinkt tut's lebender und besser. Gewohnheiten, Sitten, moralische Instinkte sind in einem Reich sein gesunder Zustand. Bloß den Gesetzen folgen und keine Sitten haben heißt der kalten Vernunft allein folgen wollen und den ganzen fühlbaren Teil der Menschheit nicht genießen.

Die Vernunft und den Instinkt im Streite haben, ist elender Zustand der Menschheit." (Suphans Ausgabe, Bd. IV, S. 468.)

Und mit noch bestimmterer Vorausweisung auf die spätere Kantische Lehre schrieb er in der Abhandlung vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele: „Lügner oder Entnervte, die mit lauter reinen Grundsätzen prahlen, und Neigungen verfluchen, aus denen allein wahre Grundsätze werden! Das heißt ohne Wind segeln und ohne Waffen kämpfen. Reiz ist die Triebfeder unsres Daseins, und sie muß es auch bei dem edelsten Erkennen bleiben." (Suphans Ausgabe, Bd. VIII, S. 199).

Endlich: die Frage der Ästhetik. Daß auch hier Herder von vornherein eine Gedankenrichtung verfolgt hat, die den Bahnen der späteren Kritik der Urteilskraft entgegenstrebte: das habe ich an andrer Stelle ausführlich darlegen dürfen [1]). Wenn Kant das Prinzip der Schönheit auf die reine äußere Form einschränkte, so hatte Herder schon in seiner Frühzeit die Form als den ästhetischen Träger eines inneren Ausdrucks erkannt und die spätere Stellungnahme der Kritik der Urteilskraft sein Leben lang bekämpft. Ein Beispiel möge genügen. Schon in der dritten Sammlung der Literaturfragmente schreibt Herder, indem er die Sprache mit einem Bildwerke vergleicht: „Nun stehet dieser Körper vor dir: willst du ihn wie ein totes Kunststück betrachten, bloß seine Farbe lieben, bloß seinen Putz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule: willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden! — dann bist du ein elender, fühlloser, kurzsichtiger Betrachter! — Nein, siehe diesen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm bloß so viel körperliche Reize gab, als erfordert wurden, um ihn deinen irdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. (Suphans Ausgaben, Bd. I, S. 398.) Kant hätte umgekehrt auf die äußere Form des Bildwerkes hingewiesen und jeden Gedanken an eine inhaltliche Bedeutung dieser Form oder gar das Hineinfühlen einer Seele energisch untersagt.

Die Fehde des jugendlichen Herder gegen die rationalistische Schulphilosophie seiner Zeit führt uns unmittelbar vor den Ausbruch seines Kampfes gegen Kant. In der Tat: wie Kants kritizistische Philosophie eine genuine und vielfach geniale Fortsetzung des alten Rationalismus war, so war Herders Polemik gegen diese Philosophie eine genuine Fortsetzung seines früheren Kampfes gegen die früheren Schulphilosophen. Aus diesem Kampfe wächst die Polemik gegen Kant so unmittelbar heraus, daß die Stelle des Überganges nicht mehr aufzudecken ist. Man hat in Herders Schriften aus der zweiten Hälfte der achtziger Jahre den Beginn einer absichtlichen Polemik gegen Kant finden wollen. Man mochte Recht haben. Aber die Sicherheit, mit der man das im einzelnen aus bestimmten Anspielungen zu lesen glaubte, wird man aufgeben müssen. Anspielungen, die unmittelbar auf Kant hinzudeuten scheinen, hat Herder schon in den sechziger und siebziger Jahren verlauten lassen, zu einer Zeit, da Kants kritizistische Philosophie noch gar nicht vorhanden war.

---

[1]) Günther Jacoby, Herders und Kants Ästhetik. S. 69 ff.

Das war den Zeitgenossen nicht entgangen, und Kant selbst hatte es wohl gespürt. Herder hatte mit dem ersten Teil seiner „Ideen" nicht eigentlich dem Kritizismus etwas anhaben wollen. Und doch konnte Hamann am 8. Mai 1785 an Herder schreiben: „In Ihren Ideen sind manche Stellen, die auf ihn (Kant) und sein System wie Pfeile gerichtet zu sein scheinen, ohne daß Sie an ihn gedacht haben mögen." Wenn daher Kants unglückselige Rezensionen des Herderschen Geschichtswerkes zur Entstehung der Metakritik und Kalligone überhaupt etwas beigetragen haben, so ist nicht zu vergessen, daß Kants Polemik gegen Herder ebenso aus einer persönlichen Verstimmung hervorgegangen war, wie Herders Polemik gegen Kant es sein mochte. Man pflegt im allgemeinen den Kampf Herders gegen Kant mit dem Kampfe Kants gegen Herder beginnen zu lassen. Das Umgekehrte wird wohl das Richtigere sein. Kant konnte gegen die scheinbar gegen ihn selbst gerichteten „Pfeile" im ersten Teil der „Ideen" nicht blind sein. Er mußte auch erkennen, daß Herders Werk einen ungeheueren Einfluß und eine ungeheuere Verbreitung gewann. Dieses Werk konnte dem Kritizismus gefährlich werden. So war es kein Wunder, daß Kant sich zur Wehre setzte. Seine Rezensionen waren eine Verteidigung in der Form eines Angriffs.

Wir dürfen aus biographischen Tatsachen schließen, und es lag im Wesen der Sache, daß Herder der neuen Philosophie Kants vom Beginn ihres Erscheinens an gram war. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre hat er den Kritizismus verabscheut, und sein Groll wuchs, je mehr die Kantische Schule in Jena und Weimar überhandnahm. Es war begreiflich genug: Herder war sich bewußt, eine segensreiche Reformation in der Philosophie angebahnt zu haben, und er sah dieses Werk seines Lebens durch das Treiben der Kantapostel ernstlich gefährdet. Das war die wichtige innere Ursache, wenn er um die Wende des Jahrhunderts gegen Kants Erkenntnislehre eine Metakritik, gegen Kants Ästhetik eine Kalligone schrieb, wenn er einen dritten Kampf gegen Kants Ethik plante. Der alte, verbitterte Mann fühlte in dieser Zeit seine Jugendkraft zurückkehren. Er fühlte sich in diesen Schriften wieder als Reformator. Es war ihm heiliger Ernst damit, wenn er versicherte, nicht um eines kleinlichen Zankes mit Kant willen, sondern um das geistige Heil der neuen deutschen Jugend zu fechten. Die Erinnerung an seine ersten, erfolggekrönten Kämpfe gegen den alten Rationalismus mochte ihm bei diesem Kampfe gegen den neuen Rationalismus wieder wach werden.

Die Wirkung, welche sich Herder von seinen Schriften versprach, haben diese ihm nicht einzubringen vermocht. Immerhin waren sie nicht umsonst geschrieben. Wir wissen, daß sie buchhändlerisch guten Erfolg hatten, und es läßt sich vermuten, daß die Stimme des auch damals noch berühmten Mannes bei den Einsichtigeren — nicht nur unter Kants Gegnern — Eindruck gemacht hat.

Von Goethe wird uns berichtet, daß er von der Metakritik gesagt habe, er hätte Herder auf Knien bitten mögen, das Buch nicht zu veröffentlichen, und daß er bei Gelegenheit der Kalligone meinte, Herders Grundsätze seien auch die seinigen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sachlich beide Äußerungen

der Stellungnahme Goethes zu Kant durchaus entsprachen. Es war eins der wichtigsten Motive für Goethes Verhalten in der Kantischen Angelegenheit, daß er nach seiner harmonischen Art allem Streit in tiefster Seele abhold war. Er konnte in Fragen der Erkenntniskritik nicht selbst eine Entscheidung treffen. Aber der Gedanke, daß Herder den von Schiller und den andern verehrten Kant in scharfer, ja überscharfer Weise angriff, dieser Gedanke mußte ihm und seiner friedliebenden Natur quälend sein. In der Sache war er nichtsdestoweniger mit Herder durchaus einig. Wenn Goethe wenige Jahre zuvor die Spekulation als eine für ihn und Schiller falsche Tendenz bezeichnet hatte, so war das nicht der Ausdruck einer zufälligen Laune. Goethe ist dem gesamten Verfahren der „Spekulation" sein Leben lang feind gewesen. Er hatte diese Abneigung in der Freundschaft mit Herder gewonnen; und zwar gerade zu derjenigen Zeit, da Herder im Kampfe gegen den alten Rationalismus seinen Kampf gegen den neuen Kritizismus vorwegnahm. — Herders reformatorische Kraft ist in Goethe allezeit lebendig geblieben.

Sie war im Grunde ebenso lebendig in den Bedeutendsten unter den Anhängern Kants. Herder brauchte nicht zu verzweifeln, wenn sein Kampf gegen Kant zunächst wenig Erfolg zu haben schien. Es schien nur so. Gerade zu der Zeit, da die Metakritik und die Kalligone geschrieben wurden, mußte der Kantische Kritizismus seine Herrschaft an einen neuen Idealismus abtreten. Daß dieser Idealismus in die Wege einlief, welche Herder gewiesen hatte, ließ sich damals noch nicht erkennen. Es sollte aber so kommen. Wenige Jahre später sahen die neuen deutschen Philosophen mit derselben Geringschätzung auf den Kantischen Kritizismus herab, wie einst Herder auf den vorkantischen Rationalismus. — Herders Kampf gegen Kant trug seine Früchte in der Geschichte der deutschen Philosophie.

Mathias Grünewald.

Ein Beitrag zur Symbolik des Lichtes.

Von

Meta Escherich.

In seiner „Vita nuova“ hält es Dante für nötig, eine ausführliche Erklärung zu geben, warum er die Liebe als handelnde Person auftreten läßt. Er beruft sich nicht ohne Umständlichkeit auf die Freiheit des Dichters, wobei es, um Gesagtes zu beglaubigen, wiederum nicht ohne Zitate aus Virgil, Ovid, Horaz, Lukanus abgeht.

Die Personifikation hatte also damals, wie es scheint, noch keine Volkstümlichkeit. Später wurde sie in der italienischen Poesie allgemein, beherrschte sie geradezu, verbreitete sich von da in die Kunst und geriet mit ihr nach Deutschland. Wo irgend der Italianismus eindrang, kam gleich ein lebhaftes Allegorisieren und Personifizieren in Mode.

Nicht als eine Mode, sondern als unvergängliches Ausdrucksmittel aber bestand er schon lange in der deutschen Kunst. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei hier der kleinen Engel gedacht, die, von ihrer kirchlichen Bestimmung ganz abweichend, auf den Bildern der alten Meister Naturstimmungen und Vorgänge verkörpern. Freilich handelt es sich bei solchen Verkörperungen nur um ein liebenswürdiges Spiel, eine poetische Zutat, die der künstlerischen Wirklichkeitsforderung keinen Abbruch tun durfte. Die deutsche Kunst war zu stark, zu produktiv, um sich im Personifikationssymbolismus verlieren zu können. Das unermüdliche Pfadsuchertum, das im germanischen Wesen liegt, warf unsre Kunst beständig zwischen Dichtung und Wahrheit hin und her. Und so kam es, daß, während die anmutigen Karnationen von Wind und Wolken, kühler oder heiß flimmernder Luft, menschlicher Schmerzen oder Freuden, wie sie in den kleinen Engeln des 15. Jahrhunderts dargestellt wurden, in den Darstellungen ihr Wesen trieben, die Kunst noch genug Kraft und Zeit fand, neben der Personifikation die Dinge selbst zu verwirklichen. Gleichwohl erwuchs daraus den holden Wesen der Phantasie für lange hinaus keine gefährliche Nebenbuhlerschaft.

Aber in aller Stille bereitete sich etwas vor. Es handelte sich um nichts Geringeres als um eine völlig neue Sprache für die Malerei. Form und Farbe waren bisher die herrschenden Ausdrucksmittel gewesen. Nun fand sich eine neue Möglichkeit malerischer Offenbarung — das Licht.

Eine neue Sprache bringt auch neue Motive mit sich. Die Maler des alle Formen auflösenden Lichtes mußten natürlich auf andre Gedanken kommen als jene, die die Erscheinungen in hartem, plastischem Umriß sahen.

Die Entdeckung des Lichtes war eigentlich eine sekundäre. Das, worauf die Maler zuerst aufmerksam wurden, war die Nacht. Lionardo da Vinci sagte, die Luft sei schwarz und würde nur durch die Gestirne erhellt. Dieser Satz ist psychologisch für ihn bezeichnend. Seine Gestalten haben alle etwas Nachtgebornes. Die eigentümliche Technik, mit der er die Körper modelliert, läßt sie gleichsam aus dem Schatten heraustauchen.

Aber das Empfinden der Erscheinungen aus der Nacht heraus ist älter als Lionardo, wenigstens als sein Ausspruch. Zu der Zeit, da der große Italiener noch ein Kind war, tauchen in der niederdeutschen Kunst (Meister des Schöppinger Altars) schon die ersten Nachtstücke auf. Freilich noch ganz vereinzelte und nicht bedeutende Versuche. Bedeutsam bloß als Vorläufer. Dann um 1500, nachdem der Goldgrund im wesentlichen überwunden und in der Tagesbeleuchtung die Wiedergabe verschiedener Stimmungen längst erreicht ist, treffen wir plötzlich auf eine Gruppe von Meistern, wiederum Niederdeutsche, Holländer und Westfalen, die sich die Darstellung von Nachtszenen zur Aufgabe machen. Sie wählen gleich ihren Vorgängern zunächst das Motiv der Gefangennahme Christi, der sich gleichzeitig das der Geburt Christi gesellt.

Die Gefangennahme bei Licht und Fackelschein! Ganz neue Momente lösen sich da aus. Das Individuelle der Gestalten tritt zurück. Die Wirkung häuft sich auf die Situation. Die Dresdener Galerie hat ein solches Werk eines holländischen Anonymus, wohl David-Schule — Scheibler bringt ihn fragweise mit Mabuse zusammen — das uns auf den ersten Blick das Datum 1600 vortäuschen möchte. Tatsächlich ist es aber ein Jahrhundert älter. In tiefer Nacht blitzt Fackel- und Laternenschein auf und beleuchtet mit kurzen, scharfen Schlaglichtern ein paar Gesichter und zum Teil auch die Gestalten. Seelisch ist nicht viel gegeben. Man sieht, daß dem Maler über dem Eifer, eine fast finstere Landschaft mit ein paar Lichtfunken darin glücklich zustande zu bringen, keine Zeit für andres blieb. Das Problem reizte ihn so, daß er sich nicht versagen konnte, auch auf den Flügeln das Helldunkel weiterzuführen. Dort schweben Engel mit Kerzen und den Leidenswerkzeugen über den nächtlichen Wiesengrund. Einer hält vor seine Kerze die Hand, daß sie im Luftzug nicht erlösche. Im Hintergrund des Mittelstückes, der Gefangennahme, ist die Szene am Ölberg dargestellt, und da hat den Künstler das Licht bereits auf eine neue Idee gebracht, die allerdings auch nur den flüchtigen Reiz einer versuchsweisen Neuerung hat. Er läßt nämlich über dem Engel eine etwas sonderbare Lichtaureole erscheinen, die einem Auge gleicht (im Katalog der Düsseldorfer kunsthistorischen Ausstellung 1904 als Mondsichel

bezeichnet). Das Auge bedeutet in der christlichen Ikonographie die Allgegenwart Gottes, wird aber meist nur als Symbol der Dreieinigkeit gebraucht. Die Anwendung ist hier also ungewöhnlich, und der Künstler sah sich wohl nur durch die Lust, mit Lichteffekten zu experimentieren, dazu versucht. Der Lichteffekt — voller Strahl auf der Heilandsgestalt, sehr feine Strahllinien auf den Schultern und Flügelrändern des Engels — ist denn auch vollkommen gelungen.

Solche frühe Proben der Nachtmalerei waren gleichsam Versuche, nach deren Erfolg man sich rasch an Größeres wenden konnte. Dieses Größere ist die Darstellung der Geburt Christi mit dem Licht vom Kinde aus.

Ein großes und bedeutsames Thema! Wir sehen das neue technische Gestalten dem seelischen unterstellt. Von nun an dürfen wir die Existenzberechtigung der neuen Kunstform anerkennen.

Die Betrachtung der Gegensätze von Licht und Nacht mußte rasch zum religiösen Thema werden. Bildet doch die Idee des siegenden Lichtes, Tag gegen Nacht, Sommer gegen Winter, eine Grundlage in der Entwicklung aller Religionskulte, eine primäre Moralvorstellung, zu der auch der vergeistigtste Religionsbegriff immer wieder zurückkehrt. Es war nur selbstverständlich, daß die Malerei, einmal mit der Fähigkeit vertraut, Hell und Dunkel als Gegensätze zu bewerten, wie vorher Gegenfarben, Gegenlinien, das psychologische Moment der Materie nach der Seite des Religiösen hin entwickelte.

Das schönste Motiv hierfür gab die Geburt Christi. Man erinnerte sich plötzlich, daß die Weihnacht bedeutsam an die Stelle des alten Winterjulfestes getreten war. „Mitten im kalten Winter wohl zu der halben Nacht" bezeichnet das Volkslied in symbolischem Hinweis auf die winterliche Sonnenwende die Stunde der Geburt des Erlösers, des Lichtes der Welt.

Was lag der schlichten Vorstellung näher, als sich das irdische In-Erscheinung-treten des göttlichen Lichtes auch tatsächlich leuchtend zu denken? Wie Baldur der weiße, lichte Gott, wie Phöbus, Apoll der Strahlende genannt wurde, so empfing Christus seine Glorie. Schon früh gewann diese Idee Raum. Die Legende von den Gesichten der Sybilla in Rom weist bereits darauf hin. Ward hier die Geburt von wunderbaren Himmelserscheinungen begleitet, dem Sonnenzirkel und den drei Sonnen, die in eine zusammenfließen, so zeigt sich im hohen Mittelalter schon das Streben, die Lichterscheinung nicht als eine bloß die Stunde der Geburt begleitende, sondern als eine unmittelbar vom Kind ausgehende aufzufassen. So singt der „göttliche Narr" Jacopone da Todi:

Als die Mutter ihn geboren,
Gottes großes, kleines Söhnlein,
Großes Leuchten ihr erschien da
Ob dem fleischgewordnen Worte[1]).

Dieses Leuchten kam endlich auch in die Kunst, wurde künstlerisches Motiv. Früher, ehe man die Nacht malen konnte, stellte man sie dadurch

[1]) Thode, Franz v. Assisi. Zweite Auflage. 1904. S. 466.

dar, daß man dem heiligen Josef eine brennende Laterne oder ein Lichtstümpfchen in die Hand gab. Trotz des im Bilde herrschenden Tageslichtes wußte dann jedermann, daß es Nacht sein sollte. Als Symbol des göttlichen Lichtes aber oder vielmehr der Sehnsucht nach diesem Lichte ließ man eine Eidechse durch den Stall kriechen. Die Eidechse galt schon den Griechen als Lichtsymbol. Nach dem Physiologus, aus dem sich das Mittelalter seine wissenschaftlichen Kenntnisse holte, soll das im Alter erblindete Tier durch einen Mauerspalt in östlicher Richtung kriechen und dabei, seine Haut abstreifend, das Augenlicht wieder erhalten. Das starke Wärmebedürfnis der Eidechse mag diese überhaupt als Typus der Sonnensehnsucht haben erscheinen lassen. Die Eidechse treffen wir bei der Geburt, der Anbetung der Hirten und der Könige.

Mit der Idee, nun das göttliche Kind selbst das Licht verkörpern zu lassen, fiel diese Symbolik weg, und damit schwand ein Stück Mittelalter aus der Kunst.

Ein bedeutendes Werk aus der Zeit früher Versuche auf diesem Gebiete, vielleicht selbst der früheste, ist die heilige Nacht von Jan Joest von Kalkar auf dem großen Kalkarer Altarwerk von 1505. Dieser koloristisch außerordentlich fein besaitete Meister wußte die Szene sehr reizvoll zu gestalten. Er wählte einen dunklen Burghofwinkel, in dem er Marie und Josef vor dem Kinde knien läßt. Die Bildmitte beherrscht die hinter dem Kinde aufragende Ruinensilhouette. Rechts und links von dem Gemäuer erblickt man im landschaftlichen Hintergrunde den Kaiser Augustus und den Verfasser der Apokalypse. Ersterem zeigt die Sybille, letzterem ein Engel das am Himmel erscheinende Bild der Mutter mit dem Kinde. Diese Hintergrundszenen sind hell gehalten, und Helligkeit liegt auch auf den Profilkanten des Gemäuers. Das Bild gibt sonach den Gesamteindruck einer hellen Nacht; nur in dem Hofwinkel ist es finster. Um so mehr kommt das blendende Licht zur Geltung, das dort von dem Kinde ausgeht. Es ist kein Strahlennimbus zu sehen; aber das Kind, selbst hell und licht, liegt ganz im Hellen, und die darüber sich beugende Mutter und die daneben knienden Englein sind hell bestrahlt. Zwar hält der heilige Josef eine Kerze in der Hand; aber von dieser kann kaum so starker Schein ausgehen. Der große Reiz der Komposition liegt in dem dezenten Verbergen und doch Verraten des Göttlichen hinter der natürlichen Erscheinung — wie eben immer die ersten Darsteller eines neuen Motivs, diesem selbst bei oft bescheidenen Mitteln, die feinsten Lösungen abzugewinnen wissen. Man vergleiche die bekannte „Heilige Nacht" von Honthorst, dem Zeitgenossen eines Rembrandt und Rubens, dem „Grand artiste" der Nachtmalerei. Wie scharf, wie grell, wie völlig unmotiviert ist da das Licht vom Kinde aus gepackt! Ein hohler Effekt, der im Grunde ästhetisch nicht höher bewertet werden darf als die Spezialitätentheatermode des Scheinwerfers. Dem Meister Jan Joest lagen solche plumpe Mätzchen noch fern. Er wollte keine Effekte haschen, sondern Stimmungen geben.

Die Nachtbilder werden nun auf einmal Mode. Jan Joests Schüler Bruyn malt 1516 für den Dr. Clapis eine Geburt Christi, die die neue Technik

schon in glänzender Entfaltung zeigt. Hier geht das Licht von dem Kinde aus. Der heilige Josef, der eben von der Seite hereintritt, schließt, obgleich er ein Licht in der Hand hält, vor dem größeren Glanz geblendet, die Augen. Mit der Linken hält er den Mantel, um sich vor der Blendung zu schützen. Wunderbar ist die nächtige Landschaft, die sich weit in die Tiefe fortsetzt. Zwischen mattbeleuchteten Pfeilern, an denen das verblassende Licht einen dort hängenden Hirtenhut und eine Feldflasche weich umspielt, geht der Blick in waldiges Land, das wie von Sternenglanz schwach belichtet ist. Eine Schar Engel kommt durch die kühle Nachtluft in die Ruine herein, teils schwebend, teils laufend — in trefflicher Beleuchtung von unten durch das vom Kinde ausstrahlende Licht. Im Vordergrund knieen an Betpulten die Donatoren, der Kölner Jurist Petrus von Clapis im akademischen Talar und seine Gemahlin. Beide lesen bei Kerzenschein in ihren Gebetbüchern. Damit ist die Stimmung der Christmette gegeben, und die heilige Szene wird zur Vision der Beter. Vielleicht schwebte Bruyn der Text der zweiten Christmesse vor, die in der Morgendämmerung gesungen wird und mit den Worten beginnt: „Das Licht scheinet heute über uns."

Das Motiv der Geburt mit dem Licht vom Kind aus fand nun rasch starken Anklang. Cranach malt es, Holbein, Baldung. Dann bemächtigten sich seiner die Italiener. Correggio erwirbt sich den größten Ruhm damit.

Eine der originellsten Auffassungen ist die Baldungs. Er malt das Kind in völlig weißem, steinfarbenem Inkarnat und läßt einen kleinen, nackten Puttengel sich, mit drolliger Grimasse die Augen zukneifend, von dem blendenden Anblick wegwenden. Ein echt Baldungscher Kommentar! Im Hintergrund hält Josef die Hand vor die Augen. Marie dagegen schaut andächtig ins volle Licht. Ihre Augen scheinen mehr Himmelsglanz zu ertragen als die der Engel. Außerhalb des Stalls herrscht tiefe Nacht. Auf dem dunklen Strohdach, dessen weitherabreichende Kante von dem von dem Kinde ausgehenden Licht grell beleuchtet ist, laufen im Finstern zwei winzige, nackte Puttenglein.

Hier zum erstenmal erscheint das neue Motiv völlig zeitgemäß. Kündigt sich auf den übrigen Darstellungen mehr oder minder das Licht als etwas Fremdes, Dämonisches an, das fast feindlich in die formen- und linienfrohe Epoche hereinkommt, so ist hier das Fremde durch die beinahe aufdringliche Plastik der Gestaltengebung ganz verdrängt und überwunden. Man kommt kaum zum Bewußtsein, daß in diesem so echten Renaissancewerk die Sprache angewandt ist, die im Grunde damals doch erst Zukunftswert besaß. Allerdings ist diese Zukunftssprache hier noch eine sehr bedingungsweise; denn das „Licht" ist in dem Bilde eine trockene, lichtlose Weiße, durchaus plastisch gefaßt.

Wohin wollten alle diese Bestrebungen, diese Lichtexperimente und Schattenkonstruktionen? Wäre es bei dem „Licht vom Kinde aus" und ähnlichen Motiven geblieben, so könnte man die Sache interesselos als eine Mode betrachten und erledigen. Aber sie zeigt sich bald als etwas andres. Wir sehen Dürer in seinen Passionen — in der grünen und auch in der kleinen Holzschnittpassion — eingehend mit den Problemen des Lichtes beschäftigt,

sehen ihn Lichtwirkungen zu seelischen Momenten verarbeiten. Während er z. B. noch in der Kreuzigung der großen Passion nach mittelalterlichem Brauch Sonne und Mond anbringt, verzichtet er in derselben Darstellung der kleinen Holzschnittfolge auf die Allegorie und gibt die Trauer in der Naturstimmung wieder, der ergreifenden Stimmung des Erlöschens alles Lichtes. Überhaupt ist in der ganzen Folge die Tageszeit fein beobachtet. Beim Abendmahl herrscht Dämmerung, bei der Fußwaschung brennt bereits Licht, bei den Ölbergszenen ist der Himmel dunkel, bei den noch in der Nacht stattfindenden Verhören liegt es schwarz vor den Türen und Fenstern; dann ist es Tag bis zur Todesstunde. Bei der Auferstehung geht die Sonne auf. Wir sehen schwach sich hellendes Gewölk bei noch dunklem Nachthimmel; morgendlichen Kampf des Lichtes, der der Stimmung des aus Todesschlaf Zurückkehrenden wohl entspricht. Hell schießen sodann die Strahlen über den Auferstandenen hin, da er Magdalenen begegnet.

Das Licht ist hier schon von Bedeutung; zur Sprache aber wird es in der „Grünen Passion". Licht statt Form! Hier offenbart sich ein Eindringen ins Seelische auf der Grundlage einer neuen Kunstanschauung. Das alte germanische Ideal des Verbindens der Erscheinungen, das Prinzip des Einbeziehens und Lösens des einen im andern erwacht wieder einmal mitten in einer Zeit, die eigentlich auf andern Wegen geht. Dürer, der scharfsichtige Detailliſt, der sich einerseits bei jedem Grashalm aufhielt, der andrerseits, von der Zeitmode getrieben, in die „antikische" Strömung geriet und sich schon glücklich schätzte, nur etwas von den, wie es scheint, ziemlich mäßigen Proportionskenntnissen eines Jacopo de Barbari zu erhaschen — er wird von dem alten sehnenden Suchen erfaßt, dem Suchen nach einer großen, flutenden Einheit. Während sein Kupferstich „Adam und Eva" der rechte Heerrufer der deutschen Hochrenaissance ist, deutet die „Grüne Passion" weit darüber hinaus — auf Rembrandt.

Und dennoch wäre es verfehlt, wollte man allzu straff die Entwicklungslinie von hier nach Holland hinüber ziehen. Die Kluft zwischen der ober- und westniederdeutschen Schule bleibt bestehen, und die ideelle Verbindung ist um der örtlichen wie zeitlichen Abstände willen eine indirekte.

Bei Dürer — und das scheidet ihn völlig von Rembrandt — herrscht die namenlose Liebe für das kleine einzelne, auch im höchsten Affekt. Rembrandt ist das Detail nur gelegentliches Mittel zum Zweck. Er hat kein liebevolles Interesse daran, nur Absichten damit. Dürer ist es heilig. Von der Heiligkeit des einzelnen erhebt er sich zur Erkenntnis der Heiligkeit des Ganzen. Aber in diesem Sinne geht er wohl Rembrandt voran, der nachher sich nur noch mit diesem ganzen beschäftigt.

Wenn wir in der „Grünen Passion" das Nebenwerk, das Gestein, die Büsche betrachten, so glauben wir wohl noch jedes Steinlein, jedes Blättlein unterscheiden zu können. Wir können es aber tatsächlich nicht mehr. Die Täuschung ist nur eine so vollständige, weil die intime Detailkenntnis Dürers dahinter steht. Die ganze Strichführung aber zeigt uns bis ins kleinste das durchgehende Streben nach der Erreichung eines allgemeinen Eindrucks. Ein weiches,

tauiges Licht, das der Milde vollen Mondscheins gleicht, überflutet die Vorgänge. In dieses Licht tauchen die Gebärden der handelnden Personen, tauchen die Umrisse schweigenden Gesteins, reglofer Bäume und Büsche ein. In diesem Licht versinkt die Geschichte der Passion. Eine halblaute Erzählung, ausklingend in den Molltönen einer schwermütigen Dämmerstimmung. Die Natur fühlt den Tod Jesu, und damit ist gleichsam die Idee einer Körperschaftlichkeit von Gott und Welt ausgesprochen.

Hier öffnete sich ein Gebiet. Man mußte suchen, darin vorwärts zu kommen. Ein dunkler Zwang trieb dazu. Es half nichts, nebenbei gelegentlich sich in der neuen Sprache zu versuchen. Ein Künstler mußte kommen, der, frei von dem Reiz andrer Strömungen, seine ganze Kraft auf die neue Art, die Dinge zu sehen und zu empfinden, zu setzen vermochte. Ein solcher Künstler aber, das ließ sich voraussehen, mußte mit der herrschenden Kunst zerfallen oder doch zum mindesten den Rang eines Sonderlings in ihr einnehmen.

Und er kam.

Mathias Grünewald! Ein halber Narr, aber ein ganzes Genie. Ein Mensch, bei dem die Phantasie als eine gleich einem Hochwasser oder feuriger Lava fesselfos daherströmende Materie ausbrach. Ein Mystiker, Poet und krasser Realist, ein Erotiker der zuckenden Farbe, der übermäßigen Form, des Übermenschentums. Mächtige Register standen ihm zu Gebote, auf denen er phantasierte und in Akkorden wühlte, wie Johann Sebastian Bach auf seiner Orgel in der Thomaskirche zu Leipzig. Brausende, schäumende Leidenschaft tobt bei ihm auf als ein zorniges Meer. Man kommt vor diesen elementaren Entfesselungen aus der Fassung, fühlt, daß man sie nicht in die gewohnten ästhetischen Begriffe pressen darf.

Dieser schreckliche, unheimlich geniale Mensch wirtschaftete in Farben, Formen, Ideen, Möglichkeiten mit einer zyklopenhaften Ungeheuerlichkeit herum. Die Gesetzmäßigkeit, an der Dürer lebenslang arbeitete, warf er lachend über den Haufen. Ein Blick auf den schrecklichen heiligen Mauritius in der Münchener Pinakothek, der sich mit dem ebenso gigantischen heiligen Bischof Erasmus unterhält, zeigt die ganze Rücksichtslosigkeit gegenüber normaler Kunstentwicklung. Man fragt sich fast, ob nicht eine Persiflage dahinter stecke.

Wie in der wilden, alle Schranken niederstampfenden Technik liegt auch heller Spott im Motiv. Ist das eine „Santa conversazione", wie man sie dies- und jenseits der Alpen stets mit so großer Delikatesse malte? Nein, Grünewalds Heilige sind nicht, wie in Italien, glatte Kurialen, die über theologische Fragen schöngeistig disputieren; nicht, wie in den Niederlanden, ritterliche Hofherren, die die Madonna als gnädige Regentin umwerben; auch nicht, wie in Deutschland, ehrliche Wanderprediger, die in Wort und Beispiel zur Tugend leiten, — sondern sie sind Giganten, die sich urweltliche Späße erzählen; Thursen, bei deren Gelächter der Himmel bebt; ungeschlachte Halbgötter, von dem Schlage, wie jener war, der, als er mit einem Sack Steine durch die Ostsee watete, etliche davon verlor, die heute volkreiche Inseln sind;

oder jener grimmer Held Wate, der mit seinem Sohne Wielant auf der Schulter den neun Ellen tiefen Groenasund — zwischen Seeland, Falster und Moen — durchschritt.

Diese Gestalten passen nicht mehr recht in die alten Kirchen, sie wachsen hinaus. Man weiß nur nicht, wohin.

Und dabei hat ihr Meister ein tiefes Verständnis für die Gotik, für Architektur überhaupt. Es war damals Mode, übermäßig viel Architektur zu malen. Alle Vorgänge wurden in Paläste und Ruinen versetzt, und jedes Fenster gewährte Ausblick auf burgengekrönte Höhen. Grünewald befaßte sich damit nicht. Wo er Architektur anwandte, tat er es auf eine merkwürdige Art, die nichts mit der Kulissenhaftigkeit der Ruinenromantik zu tun hatte.

Er erfaßt mit wunderbarem Gefühl die Seele des Bauwerks, spezifisch die gotische Konstruktion. Davon gibt sein Isenheimer Altar erstaunliche Proben. Welch ein Zauberwerk tektonischer Phantasie ist das sakrale Tempelchen auf dem Marienbild! Und welche Sprache entwickelt sich in dem Kirchenchor, in dem die Verkündigung vor sich geht! Da sehen wir die Mystik der in der hochgotischen Architektur ganz eigentümlichen Lichtbrechung malerisch begriffen. Das webende Licht, das, durch die hohen Fenster eintretend, an den Gewölbekappen in wechselndem Kampf mit zuckenden Schatten bald andrängt, bald zurückflutet, kleidet die Schilderung der Verkündigung gleichsam in neue Worte. Traumumfangen empfängt Maria die Botschaft, die aus der leuchtenden Kirchendämmerung geisterhaft niederklingt. Noch erscheint — wie immer — der Engel; aber fast könnte man ihn entbehren, so deutlich ist das Herabdrängen von oben, das Drängen einer überwältigenden Macht in der Stimmung ausgedrückt. Es ist der Übergang von der Verkündigung zu der im Barock zur Darstellung kommenden Empfängnis . . .

Das Licht überwindet bei Grünewald die Form. Das sonderbare Marienbild des Isenheimer Altars ist dafür charakteristisch. Die Szene spielt im Freien, auf einer Terrasse vielleicht. Im Hintergrund stürzt aus himmlischen Höhen strahlende Lichtflut in Güssen. Die Jungfrau sitzt vorn allein, in zärtliche Betrachtung des Kindes versunken. Um sie steht intimster Hausrat einer Kleinkinderstube, verblüffend naiv in den Vordergrund gerückt; unmittelbar daneben erhebt sich, wie durch Zauberspuk aus der Erde gerufen, der oben genannte gotische Tempel, in dem, von musizierenden Engeln umringt, in einer Lichtaureole eine gekrönte, weibliche Gestalt kniet. Friedrich Schneiders These, in dieser Gestalt die christliche Seele, die „anima fidelis“ zu erkennen, hat manches für sich. Eine bestimmte Erklärung ist gleichwohl nicht zu geben. Die Darstellung steht in der gesamten religiösen Kunst vereinzelt da. Sonach scheint es sich also um Verkörperung einer Idee zu handeln, die nur wenigen bekannt war. Fast drängt sich die Vermutung auf, daß der Meister Grünewald irgendeiner geheimen Bruderschaft angehörte.

Betrachten wir den in seltsamsten Ornamentverschlingungen ausgeführten Tempel näher — das realistische Beiwerk ist vielleicht nur so aufdringlich hingesetzt, um Uneingeweihte von der Betrachtung abzulenken —, so verrät sich uns mehr und mehr etwas wie eine Geheimsprache. Erinnerung an uralte

Hüttensymbolik taucht auf. Was bedeuten die beiden dem Eck vorgesetzten Säulen, aus deren Blattkapitellen zwei disputierende Gestalten hervorwachsen? Die eine in eremitenhafter Gewandung, die andre im Schurzfell, wie ein Baumeister! Man denkt an die Bruderſäulen im Bamberger und Würzburger Dom, die die Namen Jachin und Boaz (Boas) tragen[1]). Hier sind statt der Namen Figuren gesetzt; sollte der rätselhafte Sakralbau den „Tempel Salomonis“ und als solchen wiederum die Seele als „Haus Gottes“ symbolisieren? Aber wen stellt die in dem Tempel knieende Gestalt dar? Ist es das innere Licht, die Offenbarung, die Gott in der Seele wirkt, von der die Waldenser reden?

Hier laufen Fäden zusammen. Wir sehen einen geheimnisvollen Meister, der offenbar mit Willen von der herkömmlichen Kunst geistig und technisch abweicht. Wir sehen ihn aber zugleich mit einer Bestimmtheit ein eigentümliches Motiv behandeln, daß wir uns sagen müssen, hier handelt es sich nicht um willkürliche Erfindung, sondern um eine traditionell gefestigte Symbolik.

Diese Symbolik scheint auf die Waldenser zurückzugehen. Bei der ungeheuren Ausbreitung des Waldensertums im Mittelalter darf diese Möglichkeit keineswegs als eine gesuchte erscheinen. Das ganze vorreformatorische Sektenwesen ist mehr oder minder, bald offiziell, bald offiziös, von waldensischen Ideen durchsetzt.

Petrus Waldus (Valdez?), ein reicher Lyoner Kaufmann, gilt als der eigentliche Gründer des großen Brüdertums, das in weitauslaufenden Genossenschaften und später im Logenwesen durch die Jahrhunderte seine stille kultur- und sittenbildende Tätigkeit entwickelte. Was wir von ihm wissen, deckt sich merkwürdig mit dem, was uns von Franz von Assisi bekannt ist. Beide, Petrus und Franz, sind reiche Kaufmannssöhne, beide legen plötzlich ihren Reichtum ab, bekennen sich zur freiwilligen Armut. Beiden ist die Nachfolge Christi, die evangelische Predigt, das schlichte, in schärfstem Widerspruch zu dem nach Üppigkeit und weltlicher Macht strebenden Klerus stehende „apostolische Leben“ Ziel und Beruf. Auf beider Persönlichkeit gründet sich eine weit über den engern Begriff „religiös“ hinausgreifende Kulturbewegung. An des Heiligen von Assisi Namen knüpfen sich die Anfänge der italienischen Renaissance und an den „Armen von Lyon“, der eine Generation vor Franz wirkte, die

[1]) Als Salomon den Tempel erbauen ließ, befahl er Hiram von Tyrus, einem großen Erzbildner, zwei Säulen zu gießen. Diese Säulen setzte Hiram vor die Halle des Tempels und nannte sie Jachin und Boas (1. Buch d. Kön., 7, 13—22). Jachin, Jatim = hebr. der Aufrichter; Boas = Stärke. In den deutschen Bauhütten spielt der Tempel Salomons, als Symbol der Baukunst, eine große Rolle. Daher die Benennung der Brüderſäulen im Bamberger und Würzburger Dom. Später, mit dem zunehmend sittlich religiösen Charakter, den der Bund der Bauhütten annahm, gewann die Symbolik eine tiefere Bedeutung. Neben der Ausübung des Handwerks entwickelte sich die Tendenz des geistigen Bauens, die Idee aus „Menschenseelen Tempel Gottes“ zu errichten, wie sie später im Logenwesen ihren Höhepunkt erreichte. Siehe hierzu L. Keller, Die Reformation und die ältern Reformparteien. 1885, sowie Boos, Geschichte der Freimaurerei.

Anfänge der Renaissance überhaupt. Neben Petrus Waldus wird Franz von Assisi fast zur sekundären Erscheinung[1]).

Betrachten wir dann, wie sich das Lyoner Brüdertum ausbreitet, wie die Bewegung bald unter dem Namen der pauperes de Lugdano, der Sabatiti, der Humiliaten im Zusammenhang mit den lombardischen Arnoldisten, bald unter dem der böhmischen oder mährischen Brüder, im Zusammenhang mit den hussitischen Taboriten, der Begharden und Beghinen, der Brüder vom gemeinsamen Leben, der Christenbrüder usw. endlose, in ihrem vollen Umfang unübersehbare, immer wieder aus dem Katholizismus hinausquellende Erweiterungen annimmt, während das Franziskanertum durch die Hirtenweisheit Innocenz III. in den festen Formenkanon der römisch-katholischen Kirche eingeschlossen war, so müssen wir wohl erkennen, daß die Waldenser im Mittelalter neben der herrschenden Kirche die größte Rolle spielen. Vielleicht war von den beiden Gründern Franz die größere Persönlichkeit. Wir wissen es nicht, denn von Waldus ist zu wenig Bestimmtes überliefert. Was man summarisch unter Waldensertum versteht, geht jedenfalls nicht in dem Maße auf den einen Petrus Waldus zurück als das Franziskanertum auf Franz von Assisi, weshalb ja auch die verschiedenen Bruderschaften früher allgemein den Namen Waldenser zurückwiesen und sich lieber als Brüder bezeichneten[2]). Aber gerade darin lag die Macht dieses Genossenschaftswesens, daß die einzelne Person eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt, daß sie völlig im Ganzen aufgeht. Dieses Ganze aber ist ein aus international volkstümlichen Religions- und Sittlichkeitsforderungen hervorgewachsenes geistiges Schutz- und Trutzbündnis wider die Immoralität der weltlichen Kirchenherrschaft.

Den stärksten Anklang, vorwiegend in Deutschland, fanden die waldensischen Bestrebungen im Gildenwesen und hier wieder hauptsächlich in den Bauhütten. Zahlreiche Hüttenausdrücke decken sich mit waldensischem Sprachgebrauch. Wie diese Ausdrücke wieder aus dem engen genossenschaftlichen Verkehr hinausgefunden haben, beweist jenes interessante Schreiben der Städte von 1332[3]), das L. Keller als eines der „merkwürdigsten Aktenstücke" der Zeit bezeichnet. Es ist eine von den Städten Augsburg, Konstanz, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Gmünd, Hall, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg und Weil an den Erzbischof von Trier gerichtete Erklärung der offnen Parteinahme für Kaiser Ludwig den Bayern gegen die römisch-katholische Herrschaft, und zwar wird diese Parteinahme mit der — im diplomatischen Verkehr wohl selten herbeigezogenen — religiösen Überzeugung der Unterzeichneten begründet.

Zweifellos ist das Schreiben von einem Mitglied der Bauhütte verfaßt — die Bauhütten hatten im Gildenwesen den ersten Rang, und ihre Mitglieder spielten somit im Rat der Städte eine hervorragende Rolle — denn es wimmelt darin von mittelalterlich bautechnischen Ausdrücken wie fabricator mundi, machina hujus seculi, dispositio (Grundriß) u. dgl.; dabei gehen

[1]) Thode, Franz v. Assisi.

[2]) L. Keller, Die Waldenser. 1886.

[3]) Das Original des Schreibens vom 2. Januar 1332 befindet sich im königlich bayrischen Hausarchiv zu München.

aber auch viele Wendungen auf waldensische Einflüsse zurück. Die wichtigsten Stellen mögen hier in deutscher Übersetzung folgen:

„Als der Baumeister und Bildner der Welt nach seinem unerforschlichen Plane das Gebäude unsrer Welt in weisem Vorausschauen zu errichten beschloß, da hat er zwei große Lichter unter des Himmels Firmament gestellt und ihnen ihre Funktionen so zugeteilt, daß durch ihren wirkenden Dienst uns, die wir auf der Erde wohnen, des doppelten Lichtes Klarheit leuchte und dies so, daß, obwohl jedes auf das andre Bezug hat, doch eins das andre nicht beeinträchtige, im Gegenteil jedes, indem es seine Bewegung und seinen Lauf im Weltenrund gleichmäßig bewahrt, das andre in seinem Bestand und seiner Kraft stärke und erhalte.

„Indessen sehen wir mit dem schmerzlichsten Bedauern, daß die Gier nach irdischer Ehre die Lichter unsres Heils für die ganze Welt verfinstert hat, und daß der Weltkörper der zeitlichen Interessen, der sich in der Sphäre jener leuchtenden Gestirne und Lichter bewegt, sie gegenwärtig in gefährlichem und schlimmem Abstand getrennt hat. Darum bitten und flehen wir armen Christen, die wir in unserm Herrn und Fürsten die festeste Säule des Glaubens, des Lichts und des Baues der kaiserlichen Kuppel erkennen und kein andres Mittel und keinen Zufluchtsort sehen . . ."

Die ganze Sprache strotzt von Doppelsinnigkeiten. Mit den architektonischen Fachausdrücken sind mystische Wendungen vermengt. Der Vergleich, in dem Kaiser die festeste Säule des imperialis culminis[1]) zu sehen, deutet wohl darauf hin, daß Kaiser Ludwig der Hütte als Bauherr vorstand. Culmen bedeutet in der Tektonik den schief zulaufenden Höhepunkt. Es ist also von einem geistigen Gebäude die Rede, und die Menschen werden mit Säulen (Stützen) verglichen. Hierauf deutet auch — im doppelten Sinne auf die Lichter — die Stelle: „Obwohl jedes auf das andre Bezug hat" ꝛc. Das ist ein unmittelbarer Hinweis auf das Frage- und Antwortspiel beim Handwerksgrüßen der Maurer, wo der Altgesell fragt: ‚Was ist das Beste an einer Mauer?' Und der Fremde antwortet: ‚Der Verband.' Zugleich aber auch wieder eine Beziehung auf die Säulensymbolik „. . . in suo esse et robore" deutet auf Jachin und Boas, die Weisheit (den ewigen Bestand des Göttlichen) und Kraft verbildlichen.

Die merkwürdigste Erwähnung in dem Schreiben der Städte ist die des Lichtes. Das Licht als Symbol des Guten, der Wahrheit, des göttlichen Geistes ist ein allen Kulten der Welt vertrauter Begriff. Die besondere Formulierung aber, die er hier findet, weist entschieden auf waldensischen Ursprung. In dem ersten oben angeführten Absatz ist von Sonne und Mond die Rede, aber schon die im gleichen Satz folgende Wendung von „dupliciis luminis claritas" ist doppelsinnig. Dem Vergleich der geistlichen und weltlichen Macht mit Sonne und Mond finden wir aber wiederum eine doppelte Bedeutung unterschoben, denn „nostrae salutis luminaria" sind nicht Kirche und Kaisertum, sondern die durch die Kirchenherrschaft gefährdeten religiösen Güter der Christenheit, waldensisch gesprochen, das innere und äußere Licht, d. h.

[1]) Keller, dem ich die Übersetzung entnehme, setzt für culmen (Höhepunkt, Scheitel) Kuppel, obgleich er gleich darauf auf die Bedeutung des Wortes culmen aufmerksam macht: „Es liegt hier entweder eine Anspielung auf das Dreieck oder den rechten Winkel vor. Der letztere war das höchste Zeichen des Maurerbundes."

die geheime Offenbarung in der Seele (Logos) und die äußere sichtbare Offenbarung (Evangelium).

Das Licht spielt in den ganzen volkstümlichen Religionsbewegungen des Mittelalters eine Rolle. Die Mystiker, die christlichen Troubadoure — siehe oben Jacopone da Todi —, die Armen, Brüder und Freunde Gottes bedienen sich in ihren Predigten und Dichtungen gerne des Gleichnisses vom Lichte. Tauler[1]) legt z. B. die Symbolik des brennenden Dornbusches folgendermaßen aus: Der Dornbusch ist die menschliche Natur, die Flamme, die von Liebe entzündete Seele, das Licht, die Gottheit, die sich mit Leib und Seele vereinigt. Noch bezeichnender für die herrschenden Ideen ist sein Gleichnis vom Ölberg (3. Himmelfahrttagpredigt): der Ölberg „hat dreierlei Licht von der Sonnen Aufgang, weil er ziemlich hoch und gegen den Aufgang der Sonne gelegen ist; und wenn die Sonne etwas fort und besser in die Höhe stieg, so ward er vom Glanz des Tempels erleuchtet, und endlich von der darauf wachsenden Frucht, den Oliven nämlich, wodurch das Licht erhalten wird. Also muß auch die Seele . . . ein über alle irdische vergängliche Dinge erhabener Berg sein, damit auch sie dreierlei Lichtes fähig werden möchte." Dieses dreifache Licht ist die väterliche Gottheit (Sonne), die innere Erkenntnis (Glanz des Tempels) und der durch den äußern Bund, das Neue Testament, erreichte Friede mit Gott (Olive — Friedenszeichen), „wodurch das Licht erhalten wird." Wir treffen hier also wieder auf das waldensische Gleichnis des inneren und äußeren Lichtes, wie das des Tempels. Letzteres wiederholt Tauler an andrer Stelle (1. Sonntag und Dreikönigsfest), wo er sagt, wie die Eltern Jesus im Tempel suchten, so muß auch die geistige Geburt durch Umkehr nach dem Tempel (dem Grund der Seele) gesucht werden.

Es mag schwer zu entscheiden sein, wo dieser mittelalterlichen Symbolsprache eigentlicher Ursprung ist. Im allgemeinen nur kann festgestellt werden, daß die ganze Art der mystischen Auffassung und Ausdrucksweise sich im wesentlichen aus dem Waldensertum herausgebildet und durch die wechselnden Vorstellungsphasen des Mittelalters fortentwickelt hat.

In ununterbrochener Beziehung zu den religiösen Vorgängen stand stets die Kunst. Wenn Schnaase in seiner „Geschichte der bildenden Künste" sagt, daß die Kunst des 14. Jahrhunderts ohne die Literatur der deutschen Mystik nicht zu verstehen sei, so kann man ihm darin nur beipflichten; aber unsre fortgeschrittenere, moderne Kunstforschung lehrt uns, daß die Geschichte der Mystik — was man im weitesten Sinne darunter versteht — überhaupt für unsre ganze, alte Kunst vom 14. bis ins 16. Jahrhundert hinein von der höchsten Bedeutung ist. Die Mystik ist der Schlüssel der mittelalterlichen Welt- und somit auch Kunstanschauung, wie überhaupt das Verständnis der

[1]) Johann Tauler, Predigten nach Arndt und Spener. Neubearbeitet von Ed. Kuntze und J. H. R. Biesenthal 1841.

Kunst eines Volkes nur durch das Verständnis der herrschenden Religionsbegriffe erschlossen wird. Selbstverständlich sind aber darum die aus dem Volk herausquellenden Religionsbildungen — und solche waren die gesamten Brüder- und Mystikerbewegungen — hierfür wesentlich wichtiger als die dem Volk gegebene Staatsreligion.

Es würde hier zu weit führen, all diesen Beziehungen nachzuspüren. Die Hauptentwicklung und Vermittlung scheint sich durch die Architektur vollzogen zu haben. Die Bauhütten waren die Träger sittlicher und religiöser Kultur. Ein Blick auf die gewaltigen romanischen und gotischen Dome, deren feierlicher Formenkanon einfach als Religionsausdruck bezeichnet werden muß, sagt uns mehr als alle Forschung [1]).

Den Baumeistern schlossen sich im Handwerk die Steinmetzen und Bildhauer an. Von ihnen zogen sich Beziehungen zu den „Bildschnitzern"; diese aber waren gelegentlich auch Maler. An allen großen Bauwerken hatten die Maler gleichzeitig mit den Steinmetzen Arbeit. So konnte der Verkehr der berufsverwandten Zünfte nur ein inniger sein. Wir sahen auch, welche Rolle die Architektur und Plastik auf den alten Gemälden spielt. Es scheint, als ob zeitweise die Maler ganz erfüllt von architektonischen und plastischen Idealen gewesen wären. Von 1430—1500 etwa wird mit wahrer Begeisterung überall architektonische Staffage angewandt. Besonders Domfassaden mit skulpturalem Schmuck erscheinen an den unbegreiflichsten Plätzen. Man weiß oft nicht warum. Um so mehr muß man annehmen, daß in solchen Fällen, wo der künstlerische Grund fehlt, ein andrer vorhanden ist. Die Maler betonten zum mindesten gern ihren Zusammenhang mit den Bauhütten.

Wenn wir uns der Sitte erinnern, wie jüngere oder auch geringere Künstler aus den Werken großer Meister Figuren und oft ganze Gruppen entlehnten, was durchaus nicht als geistige Kleptomanie, sondern vielmehr als Beweis der Hochachtung und Anerkennung der Autorität betrachtet werden muß, so finden wir hierin vielleicht auch die Erklärung für die architektonischen Entlehnungen. Vielleicht handelte es sich dabei einfach um eine Höflichkeitspflicht einer Bruderschaft der andern gegenüber.

Eine wesentlich bedeutendere Rolle sahen wir nun aber in der Kunst das Licht spielen, und es darf kaum bezweifelt werden, daß die religiösen Vorstellungen mit den künstlerischen hier nicht bloß parallele, sondern auch beeinflussende waren. Die Idee des „Lichtes vom Kind aus" entspricht durchaus waldensischem Geschmack. Wir sahen das Motiv in Holland und Westfalen zuerst auftauchen zu einer Zeit, wo dort die „Brüder vom gemeinsamen Leben" einflußreich sind. In dieser Bruderschaft aber lebt waldensische Tradition.

---

[1]) Der Gegenbeweis, daß sich in den Zunftordnungen keine religiösen Satzungen finden, will nicht viel besagen. Die Kraft jener religiösen Kultur, wie sie in den Hütten gepflegt wurde, lag eben darin, daß sie sich nicht im Sektenwesen zerrieb. Die ganzen Bestrebungen waren vielmehr antikonfessionelle und wurden nur von Gegnern als Sektiererei hingestellt. Wie in allem was volkstümlichen Charakter trägt, herrschte auch hier naturgemäß die mündliche Überlieferung, die ja auch gegen die Anfeindungen den sichersten Schutz bot.

Wenn man bedenkt, wie das Brüderwesen in jener Zeit allgemein war und besonders in den Zünften, so können derartige Einflüsse nur selbstverständlich erscheinen. Bildeten doch die Künstler im Durchschnitt Familien, in denen durch Generationen die Kunst geübt wurde. Naturgemäß auch religiöse Traditionen. Und aus diesen Traditionen erwuchs der religiöse Geist unsrer alten Kunst, den wir heute so sehnsüchtig bewundern.

Wir kehren zu Grünewald zurück. Eine lohnende, aber schwer zu ergründende Frage wäre, zu erfahren, woher der Meister seine mystischen Kenntnisse gewonnen. Waren die alten Künstler auch im ganzen mit jenen Vorstellungen vertraut, so verrät sich doch bei Grünewald ein tieferes, nicht alltägliches Wissen. Es scheint also, daß er entweder zu dem Hüttenwesen in besonderem Verkehr stand oder einer Brüderschaft angehörte, die parallel der Hüttentradition waldensische Gebräuche pflegte.

Es sei hier bemerkt, daß eine der bedeutendsten dieser Genossenschaften zu des Meisters Zeit ihre Rolle spielte. Es waren die sogenannten böhmischen Brüder. Waldenser sind schon in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts in Böhmen nachweisbar. Die meisten kamen als flüchtige Wanderprediger aus Franken, wo man ihnen vielfach das Lehren verbot[1]). Im 15. Jahrhundert fanden sie dann in dem hussitisch gesinnten Georg Podiebrad[2]) einen großherzigen Beschützer; 1467 schlossen sie sich offiziell zu einer apostolischen Gemeinschaft zusammen. Sie nannten sich nach ihrem Führer, dem Böhmen Peter von Chelczicky, böhmische oder Chelczier Brüder; ihr Bischof aber war ein Waldenser. Zwischen Franken und Böhmen herrschte, was das vorreformatorische Sektentum betrifft, reger Verkehr. Es wäre keineswegs unmöglich, daß die Familie Grünewald, vielleicht aus Böhmen eingewandert, den „böhmischen Brüdern" angehörte. Die Mitglieder dieser Bruderschaften führten infolge der ewigen Nachstellungen seitens der Geistlichkeit vielfach ein bewegtes, ruheloses Leben. Wälder und Höhlen waren oft ihr Zufluchtsort. Die Gegner nannten sie darum spottweise Grubenheimer, Winkeler, Gartenbrüder. Deutet nicht auch Grünewald auf einen solchen Spitznamen?

In den siebziger Jahren, also der Zeit, wo Mathias Grünewald geboren wurde, wimmelte es in Franken von den „Winkelpredigern vom Böhmerwalde". Grauenvolle Verfolgungen wider das „Böhmische Gift" waren an der Tagesordnung.

Als eine Bestätigung böhmischer Herkunft könnte das allerdings nicht ganz sichre Selbstporträt (Direktor Eisenmann, Kassel) gelten. Der böhmische Typus fällt hier stark ins Auge. Wenn das Bildnis von einer späteren Hand stammt, so könnte es doch die Kopie eines verschollenen Originals sein. Die ganz eigenartig extrem-geniale, verzückt asketische, nervöse, leidenschaft-

[1]) Ein Passauer Ketzermeister berichtet 1260 von den Waldensern: „Alle, sowohl Männer als Frauen, klein und groß, tags und nachts, hören nicht auf zu lehren und zu lernen. Der Handwerker, der tagsüber arbeitet, in der Nacht lernt er oder lehrt . . ."

[2]) Jordan, Das Königtum Georg v. Podiebrads. Leipzig 1861.

liche, spiritualistische, von allem Alltäglichen bis zur Menschenfeindlichkeit abgewandte Natur, die uns aus dieser Physiognomie anblickt — das alles spricht stark für den Meister des Isenheimer Alters und der Karlsruher Kreuzigung. Gerade das „pathologische", woran sich der feinsinnige Grünewaldexeget Prälat Schneider erschreckt hat, ist meines Erachtens für die Zuweisung der Kasseler Zeichnung als Bildnis resp. Selbstbildnis wichtig [1]). In Grünewalds Kunst ist ein pathologischer Zug, der nicht herausgeschminkt werden soll. Die Genialität streift bei dem Meister die Grenze des Wahnsinns. Die eigentümlich ausfahrenden Linien, besonders in den Armbewegungen, sind in ihrer Art ebenso im buchstäblichen Sinne „verrückt", als die schwankenden Zickzacktouren des im Irrsinn verstorbenen van Gogh. Neben der Kraft des Genies, das alle Formen sprengt, zeigt sich bei Grünewald gleichzeitig ein beängstigendes Sich-hinaus-Verlieren ins Grenzenlose. Die leidenschaftliche Gebärde wird zu einem erregten Fuchteln, Drohen; alle Augenblicke bricht ein glühender Fanatismus durch. Ein vulkanisches Temperament ringt mit einer in allen Gründen der Seele aufgewühlten Religiosität.

Wenn wir die früheste deutsch-böhmische Kunst betrachten, in der Byzantinisch-Italienisches sich mit Deutsch-Tschechischem mischt, so finden wir dort ein ganz verwandtes Gebärdenidiom. Dieselbe verborgene Leidenschaftlichkeit, das Heiße, Gärende im Blick, das halb Fragende, halb Drohende in den Bewegungen der Hände. Damals übertrug sich dieses für die Schule von Prag typische Wesen in die fränkische Kunst und erhielt sich dort bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts; der Tucheraltar ist ein Zeugnis davon. Erst die völlig andre Richtung, die mit Hans Pleydenwurff begann, verdrängte es aus Nürnberg. Am Main aber mag sich, gleich dem von Böhmen immer wieder eindringenden Sektenwesen, das Böhmische länger erhalten haben. So schwer es ist, von den frühen Anfängen der fränkischen Schule die Entwicklungslinie zu Dürer herauf zu finden, so klar zeigt sich eine bestimmte Tradition, wenn wir die Linie nach der Aschaffenburger Werkstatt abzweigen lassen. Ziehen wir Werke wie den Pähler und den Bamberger Altar (Nat.-Mus. München), ferner den Imhoffschen und den Tucheraltar zu Grünewalds Kunst in Betracht, so finden sich hier schon mancherlei Zusammenhänge, und entschieden ist das, was man unter dem allgemein Traditionellen einer Schule versteht, hier erkennbarer als in der Nürnberger Meisterfolge, derer von 1400 bis zu Dürer.

Wenn das „Böhmische" bei Grünewald wieder stärker als je auflodert, so hätten wir also zwei Gründe dafür gefunden: einerseits die vielleicht böhmisch-fränkische Blutmischung in der Familie — der Vorname Mathias ist in Böhmen häufig — andrerseits die in Franken traditionelle Empfänglichkeit für östliche Einflüsse.

Man pflegt gern Dürer mit Holbein zu konfrontieren. Aber nicht minder wertvoll ist der Vergleich zwischen Dürer und Grünewald. Letzterer komple-

[1]) Fr. Schneider, Mathias Grünewald und die Mystik. „Allgemeine Zeitung", Beilage 234—35. 1904.

mentiert den ersteren. Seine Kreuzigungen verhalten sich zu Dürers Passionen etwa wie Jakob Böhmes Theosophie zum Protestantismus. In Böhmes Schriften herrscht „eine Dämmerung wie in einem gotischen Dom, in welchem das Licht durch buntbemalte Fenster fällt" (A. Schwegler). Dieses halbwache Helldunkel durchflutet auch Grünewalds Kunst. Es schlummert eine Weltanschauung darin, ein Stück deutscher Philosophie. Wie in Dürer das Luthertum „künstlerisch vorhergesagt" (Thode) wurde, so eröffnet sich uns in Grünewald eine künstlerische Vordeutung auf jene idealistische Richtung unsrer Philosophie, deren Vertreter Leibniz und Schelling sind. Ja, von den beiden Kreuzigungen, der Karlsruher und der Isenheimer, spricht unmittelbar der Geist dieser Philosophen zu uns. Da verliert die Tempelszene, trotz ihrer mehr retrospektiven Mystik, an Interesse. In den Kreuzigungen erscheint uns der Meister fortgeschrittener.

J. K. Huysmans, der Neomystiker, der für Grünewald eine besondere Leidenschaft besitzt, hat in seinem „Là-bas" eine hinreißende Schilderung der Karlsruher Kreuzigung gegeben. Nur einige Stellen daraus:

„Er (Christus) ist furchtbar anzuschauen. . . . Die Arme Christi sind aus den Achselgelenken ausgerenkt; die Muskeln winden sich wie Knebel herum. Schier hört man die Schulterknochen krachen. Von den großen geöffneten Händen greifen unheimliche Finger hinaus, zum Segnen allerdings, flehend und vorwurfsvoll zugleich . . . Die Verwesung beginnt. Aus der Seitenwunde rieselt wie dunkler Maulbeersaft das Blut . . . aus den nach innen gedrehten Beinen sickert es auf die Füße, die aufeinander genagelt sind; sie strecken sich, wachsen und ergrünen in blutiger Fäulnis. Ihr Fleisch knospet über den Nagelkopf hinaus, und ihre verkrampften Zehen strafen die flehende Gebärde der Finger Lügen. Sie fluchen, sie krallen sich mit den blau angelaufenen Nägeln beinahe in den roten Erdboden ein.

„Das ist der Christus der ersten Jahrhunderte der Kirche, der gemein und häßlich von Gestalt ist . . . das ist der Christus der Armen. Er hat jede Demütigung ertragen wollen . . . hat sich seiner Gottheit gleichsam entäußert . . . So konnte er besser leiden, so konnte er röchelnd verenden wie ein Straßenräuber, wie ein Hund, schmutzig, niedrig, bis zum äußersten Ende der Auflösung, bis in die grauenvolle Fäulnis, die scheußliche Verwesung hinein . . . Aber man muß in diesen struppigen Knecht von Erlöser, diesen Herrgott aus dem Leichenfundhaus hineinsehen: dann bricht ein Glanz aus dem Haupte voll Eiter und Schwären, ein übermenschlicher Ausdruck leuchtet aus dem verquollenen Fleisch, den krampfigen Zügen. Das ist die verwesende Schale eines Gottes . . ."

Also der Christus des vorkonstantinischen Christentums, der Christus der Armen und Verfehmten, der Christus der Winkeler, der Grubenheimer, der Gartenbrüder ist es, den Grünewald gemalt hat. Aber aus der waldensischen Tradition ringen sich neue Vorstellungen auf, ein quellendes Ideenrinnsal, das, wissenschaftlich gefaßt, die Basis der neueren Philosophie bildet. Grünewalds Kunst durchzieht eine theosophisch-teleologische Tendenz. Sein Kruzifixus erschließt uns bereits unmittelbar den Gedankenkreis Jakob Böhmes. Dieser Christus, dessen Füße fluchen, während die Hände segnen (das Motiv ist nicht erst durch

Huysmans hineingelegt) ist der Typus für die Böhmesche Theorie des kausalen Gegensatzes, des Unterschiedes von Gott in Gott!

Böhme spricht als philosophisches System aus, was Grünewald mit seiner bis an die äußersten Grenzen der Ästhetik drängenden barbarischen Kraft künstlerisch offenbart. Es ist die aus der mittelalterlichen Mystik herausgeläuterte Idee der Selbstentzweiung Gottes. Kein Ding, lautet Böhmes Folgerung etwa, kann sich selbst ohne Widerstand offenbar werden; „denn so es nichts hat, das ihm widerstrebt, so geht's immerdar für sich aus und geht nicht wieder in sich ein . . .“ Alle Dinge bedürfen somit ihres Gegensatzes. Das Licht fordert die Nacht, das Heilige die Sünde, die Gottheit die Welt, die Liebe den Zorn als Komplement. Gott als positives Element bedarf auch eines negativen zur Selbstanschauung. Die Möglichkeit des Bewußtseins vollzieht sich nur in dieser Zweiheit als Erkenntnis, Selbstempfinden usw.

Diese Notwendigkeit der Selbstentzweiung zur Erkenntnis ist der eigentliche Inhalt des Grünewaldschen Kruzifixus. Der Meister bewegt sich überhaupt im System des Komplementären. Dem Sakralsten setzt er das Profanste gegenüber, dem höchsten Idealismus krassesten Realismus, der göttlichen Vergebung göttlichen Zorn.

Kein Wunder darum, daß sein Stil über alles gewohnte Maß hinausgeht; überschreitet doch das Thema fast die Grenzen der Kunst! Wie hier Gott und Mensch als Gegensatz und zugleich als Einheit gefaßt sind, das steht einzig da. Einen solchen Christus hat keine Epoche mehr aufzuweisen. Andre bemühten sich stets, wie auch im Madonnenproblem, eine Annäherung zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen zu erreichen. Aber Grünewald ist nicht der Mann der Kompromisse. Er operiert mit dem Gegensatz[1]).

Dem zu einer fatalistischen Weltanschauung neigenden Dürer gegenüber ist Grünewald Optimist. Durch seine Annahme des Extremen gerät er auf den Weg der Weltbejahung, wie sie Leibniz in seiner „Lehre von der besten Welt“ vertritt. Dem Leibnizschen Idealismus nähert er sich auch in der Isenheimer „Auferstehung“, wo er seinen in Glorie auffahrenden Christus gleichsam alle Materie verlieren läßt, wo das Körperliche ganz im Leibnizschen Sinn zur „verworrenen Vorstellung“ wird.

Ein Schritt weiter, und wir sind bei Schelling, in dessen System des transzendentalen Idealismus zwischen Freiheit und Notwendigkeit der Friede geschlossen wird. Schelling nimmt wiederum Böhmes Idee eines negativen Prinzips in der Gottheit auf und geht dabei auf dem Wege des Absolutismus bis zu dem feierlichen Gedanken der göttlichen Offenbarung, womit sich der Ring des Vorstellungskreises der Selbstvermittlung Gottes schließt.

Diese ganze Philosophierichtung entspricht dem Grünewaldschen Geist. Grünewald offenbart künstlerisch die Übergänge, die die Philosophie auf einer

[1]) Es sei hier noch an die mittelalterliche Kreuzessymbolik erinnert. Danach bedeutet das Haupt des Gekreuzigten Liebe zu Gott, die rechte Hand Lauterkeit, die linke Demut, der Rumpf Aufgeben des Willens in den göttlichen, die Füße Gehorsam gegen die Kirche. Es dürfte wohl wenig Kruzifixe geben, die dieser Deutung nicht entsprächen. Die verkrampften Zehen des Grünewaldschen Christus aber sprechen allem Gehorsam gegen die Konstantinische Kirche Hohn.

bestimmten Linie vom Mittelalter zur Neuzeit geschlagen hat. Andrerseits aber muß auch betont werden, daß eben diese philosophische Richtung einen künstlerischen Charakter hat; wie sie ja auch in gewisser Hinsicht in Kunstphilosophie gipfelt. (Schellings Problem der Übereinstimmung des Objektiven und Subjektiven im Kunstwerk.)

Beides ist zur Beurteilung Grünewalds wesentlich; wesentlicher aber noch zur Beurteilung der germanischen Kunst überhaupt. Wir treffen hier auf einen Berührungspunkt von Kunst und Philosophie. Im Mittelalter suchten beide parallel vorwärts zu kommen. Jetzt stoßen sie zusammen (auch bei Dürer). Das Ergebnis ist für die Kunst ein Höhepunkt, für die Philosophie eine Vordeutung, für die Geschichte eine Wende.

Vordeutung und Wende — darin gipfelt das Wesen des Höhepunktes.

Einen solchen Höhepunkt bildet unser deutsches Dreigestirn Dürer, Holbein, Grünewald. Dürer versiegelt seine Zeit. Sein Namenszug ist das Amen der Epoche. Holbein kommt mit seinen ethisch-sozialen Tendenzen schon in die Neuzeit herein. Grünewald verkauzt sich, wundersamer Ideen und Träume voll, in seine Werkstatt und spinnt im geheimen magische Fäden, loses Gespinst, das er, Herbstfäden gleich, fliegen läßt — gegenwartsfern hinausdeutend ins Unbestimmte. Alle seine Gestalten haben etwas Deutungsvolles. Sie reden mit den Händen. Erhobene Arme und deutende Finger sind das Merkmal dieser Kunst. Man wird fortwährend auf etwas Besonderes, Geheimnisvolles verwiesen. Unwillkürlich erinnern wir uns des oben angeführten Urteils über die Waldenser: sie „hören nicht auf zu lehren".

Ganz entschieden: Grünewald hat etwas von einem Apostel in sich; manchmal läßt sich kaum leugnen, daß ihm die Kunst Mittel zum Zweck ist, etwa wie bei Fidus oder Sascha Schneider. Die „Unterredung des heiligen Antonius und Paulus" gibt davon Zeugnis. Der heilige Paulus ist er selbst [1]), der seinem Besucher, dem als heiligen Antonius gemalten Isenheimer Antoniterabt Guido Gersi, seine Anschauungen vordemonstriert. Gersi war der Besteller des Isenheimer Altars. Der zweifellos geistvolle und kunstsinnige Abt mag bis zur Fertigstellung des Werkes wohl manche Zwiesprache mit dem Künstler gepflogen haben. Und wohl kaum handelte es sich dabei um bloß künstlerische Fragen. Bei der Eigenart der Darstellungen liegt schon eher die Vermutung nahe, daß dem geistlichen Besteller manchmal Bedenken aufstiegen, ob er seinen Maler so darauf los gewähren lassen dürfe, und es kam vielleicht nicht selten zu kleinen Auseinandersetzungen, die sich aber gewiß immer in den Grenzen eines gegenseitig mit Liebe geführten Gelehrtenstreites hielten und mit Versöhnung endeten. Ja, fast scheint es, nach der Miene des heiligen Antonius auf dem Altarflügel zu schließen, als ob Guido Gersi nicht ungern solchen Disput geführt und sich gelegentlich auch nicht ungern, bei aller Wahrung seiner Würde, von dem Malerapostel eines besseren hätte belehren lassen. Es war eine artige Idee Grünewalds, die Erinnerung an diese Unterredungen in

[1]) Fritz Baumgarten, Grünewalds Isenheimer Altar. „Zeitschrift für bildende Kunst", Bd. XIV, S. 282.

der Darstellung der beiden heiligen Einsiedler zu verewigen. Jedenfalls ersehen wir daraus, daß der Meister bei seinem Gönner schon etwas wagen durfte.

Wohl wenige von all den vielen Heiligendisputationen der alten Kunst haben ein so individuelles Gepräge. Man ist keinen Augenblick über das Gesprächsthema der beiden Einsiedler im Zweifel. Sie reden von Gott. Sie streiten über Gott. Aber Paulus (Grünewald) behält Recht. Wir sehen, wie Antonius (Gersi) bemüht ist, eine Einwendung zu machen aber schon in einer einlenkenden Weise. Die Entscheidung ist bereits gefallen, und die Einwürfe, die der Heilige noch bereit hält, sind nur noch geeignete Nuancen, um die glänzende Rede des andern zu steigern. Er genießt in defensiver Haltung das Gespräch wie ein Schachmeister, der nicht am Gewinne, sondern an der Feinheit des Spieles seine Freude hat.

Paulus dagegen ist es nicht um die eleganten Wendungen zu tun. Er will keinen rednerischen Momenterfolg. Er will überzeugen. Wie er im grellsten Gegensatz zu der durchdachten Gebärdensprache seines Partners ungestüm mit den hageren Armen fuchtelt, so wird auch seine Rede sein, leidenschaftlich, improvisiert, ohne Eloquenz, aber von Herzen.

Und auf seiner durchfurchten Stirn, dem Arm, den rastlos „redenden" Fingern liegt Licht, ein wunderbares, verklärendes Licht, das wie eine fremde Welle herein- und hinausrinnt, und das doch in das Bild hereingehört, das dem Thema der Disputation über Gott seinen Schluß gibt als ein letzter Akkord.

Licht flutet aus und ein, überall. Auf dem Marienbild stürzen Lichtgüsse aus den Wolken. Die Szene der Verkündigung ist auf Lichttendenzen aufgebaut. Auf der Kreuzigung beginnt das Licht schon die Formen aufzulösen. Auf der Aschaffenburger Predella glänzt das Blut geheimnisvoll wie in Funken auf dem toten Leib. Die Auferstehung endlich ist ein Triumph der neuen Sprache. Ein Klang und Schrei in Licht. Der im Sturm auffahrende Körper scheint sich auf seinem Weg zur Höhe zu entmaterialisieren. Alles Greifbare löst sich in schimmernden Lichtfluten. Nur ein leichter Umriß bleibt, die Gebärde, der formgewordene und noch formhaltende Wille. Aber auch er strebt schon, sich zu lösen in dem Leuchten des ewigen Tages, dem er aus finsterer Grabesnacht hervorbrechend entgegeneilt. Ein Bild in Stil und Idee ganz fremd seiner Zeit!

Aus geheimen Anfängen, huschenden und fliehenden Glanzlichtern, scheuen Reflexen, sprühenden Funken, flammenden Blutstropfen, Tau auf Gräsern, Glanz in feuchten Augen, fernem Gottesgruß aus Wolken in niedertriefendem Strahl ist es unaufhaltsam gekommen das alles lösende, bindende Licht.

Die Macht der Form weicht. Alles Körperliche, als schön bisher nur in der Form begriffen, entäußert sich dieser, verwandelt sich zum lichtempfindlichen Objekt. Das Gebärdenspiel, ruhig bisher, nach Möglichkeit in plastischen Gesetzen gehalten, strebt heraus, verliert sich ins Ungewisse. Die Hände, sonst still im Schoße oder mit Gegenständen beschäftigt, fahren aus, deuten . .

Sie deuten hinaus aus der alten Zeit.

Carl Auguſts Reiſe nach Paris und England 1814.

Von

Hermann Freiherrn von Egloffſtein.

III.

In ſchroffem Gegenſatze zu den unfreundlichen Abſchiedseindrücken von Frankreich ſtand der herzliche und glänzende Empfang, der dem Zaren, dem Könige von Preußen und ihren Begleitern in England bereitet wurde. Am 6. Juni gingen ſie in Dover vor Anker. „Nous voici depuis hier au soir," ſchreibt Carl Auguſt tags darauf an die Herzogin; „nous partimes a midi de Boulogne et fumes apres 7 heures ici, parceque le vent etait très contraire. Le Duc de Clarence nous a reçus sur l'Imprenable, vaissaux (!) de guerre de 120 canons, superbe!" . . . „Wir wurden," heißt es an andrer Stelle, „geſtern von drei Linienſchiffen, mehreren Fregatten, Kutters uſw. begleitet. Das Feuer dieſer Fahrzeuge im Verein mit denen der Strandbatterien bei unſrer Ankunft war großartig."

Allerdings wurde dieſer erhebende Eindruck manchen der hohen Reiſenden durch die Seekrankheit getrübt. Die Monarchen und mehrere Perſonen ihrer Umgebung hatten unter ihr zu leiden; Großfürſtin Katharina[1]), die Schweſter des Zaren, die ihn begleitete, war ſogar ſehr krank, die Fürſtin Wolkonsky und das ganze Gefolge aber „ont — nach Carl Auguſts Zeugnis — vomi trippes et boyaux."

Was ihn ſelbſt betraf, ſo durfte er ſich rühmen „de se porter comme le pont neuf", und infolgedeſſen zeigte er ſich auch für den maleriſchen Reiz der Felſenküſte von Dover empfänglich. Die Stadt ſelbſt gefiel ihm weniger, und er wäre wohl gern gleich weiter gereiſt, wenn die vorhandenen Poſtpferde für den ungeheueren Troß einigermaßen ausgereicht hätten. Daran war indeſſen nicht zu denken, und ſo begaben ſich die beiden Herrſcher am Morgen

[1]) Geboren 1792, damals Witwe des 1812 verſtorbenen Erbprinzen Peter Fr. Georg von Oldenburg, 1816 Gemahlin König Wilhelms I. von Württemberg, geſt. 1819.

des 7. Juni incognito nach London weiter, Carl August und Hardenberg aber mußten zufrieden sein, an diesem Tage wenigstens bis nach Canterbury zu gelangen. Die unter der großen Reisegesellschaft herrschende Verwirrung mochte der Herzog bei dem augenblicklich sehr kühlen Wetter um so unangenehmer empfinden. „C'est le diable d'être dans une suite qui n'a auqu'une ordre," klagt er seiner Gemahlin [1]).

In London, wohin er dem Zaren und dem König von Preußen mit dem Schwarme der übrigen Gäste folgte, wurden die in Paris begonnenen Siegesfeste während der beiden folgenden Wochen unter großer Prachtentfaltung fortgesetzt, wobei der Prinzregent von England sehr liebenswürdig den Wirt machte. Soweit es ihm irgend möglich war, nahm Carl August an ihnen teil und suchte auch sonst seine Zeit in gewohnter Weise nach Kräften auszunützen. Um so mehr ist deshalb zu bedauern, daß über des Herzogs Erlebnisse in der nächsten Zeit nichts Genaueres bekannt ist. Der Bericht, den sein Geheimsekretär Vogel der Herzogin darüber erstattet hat, ist, wie es scheint, verloren gegangen, von Carl August selbst aber hat sich nichts erhalten als ein Verzeichnis von Personen der englischen Gesellschaft, das ihm zum Anhaltpunkte für spätere mündliche Erzählungen dienen sollte.

Etwas mehr Bescheid wissen wir hingegen über eine kleine Reise in England, die er am 21. Juni antrat und bis zum 6. Juli ausdehnte, da jenem Verzeichnis ein gleichfalls eigenhändiges, wenn auch sehr flüchtig hingeworfenes Tagebuch des Herzogs hinzugefügt ist, aus dem wir seinen Weg einigermaßen verfolgen können.

Wie wir darin lesen, führte ihn derselbe zuerst nach Portsmouth, wo er im Gasthause „The Crown" abstieg. Von hier aus machte er am 22. auf der Jacht des „Kommissärs von Plymouth" einen Ausflug bis zur Südspitze der nahegelegenen Insel Wight und wohnte dann in Portsmouth der vom Regenten veranstalteten glänzenden Abschiedsfeier zu Ehren seiner Verbündeten bei, die vom 23. bis zum 25. Juni dauerte. Ihr Programm setzte sich der Aufzeichnung Carl Augusts zufolge aus mehreren großen Gastmählern, einem Flottenmanöver, einem Ballfeste und einer Heerschau über die Landtruppen zusammen.

Am Tage nach der Abfahrt der Monarchen trat auch Carl August seine Weiterreise an, begleitet von einem ihm seit längerer Zeit wohlbekannten Engländer, Mr. Mellish, der schon zu Ende des 18. Jahrhunderts in Dornburg und Weimar gelebt hatte, durch seine Heirat mit einer Freiin v. Stein-Nordheim mit mehreren sehr angesehenen Familien der dortigen Hofgesellschaft verwandt oder verschwägert war und auch zu Goethe, dessen „Hermann und

---

[1]) A. a. O. Wie zahlreich sie gewesen sein muß, mag man z. B. daraus entnehmen, daß nach dem Fourierbuche des weimarischen Hofes das Gefolge und die Dienerschaft der Großfürstin Katharina bei einem Besuche, den sie im November 1813 in Weimar abstattete, aus nicht weniger als einundzwanzig Personen bestand. — Manche interessante Einzelheiten über die Monarchenreise nach England sind in den Briefen Friedrich Augusts v. Staegemann (Hedwig v. Olfers, Ein Lebenslauf. Bd. I, S. 205 ff. Berlin 1908) enthalten.

Dorothea" er ins Englische übertragen hatte, in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand[1]).

Man begab sich am 26. Juni über Southampton nach der ehrwürdigen Kathedralstadt Salisbury und am 27. weiter nach Bath. Auf dem Wege dahin wurde die Ruine des angelsächsischen Heiligtums Stonehenge sowie Wilton House, das durch seine Kunstschätze und den südländisch üppigen Pflanzenwuchs seines Parkes berühmte Schloß des Lord Pembroke besichtigt.

In Bath nahm Carl August mehrere Bäder, die bei der Ähnlichkeit der dortigen heißen Quellen mit denen von Teplitz ihre günstige Wirkung auf seine angegriffene Gesundheit nicht verfehlten. Anstatt jedoch diese Kur fortzusetzen, eilte er, ruhelos und wißbegierig wie immer, schon am 29. Juni weiter. Nach kurzer Rast in Clifton, dem hochgelegenen Vororte der Stadt Bristol, von dem der Blick über das Tal des Avon bis zum Meere hinausschweift, gelangte er an diesem Tage nach Gloucester, wo eine nach den neuesten Grundsätzen erbaute großangelegte Strafanstalt ebenso wie die schöne Kathedrale mit den fürstlichen Grabmälern aus sächsischer und normannischer Zeit und der gewaltigen Orgel sein Interesse erregten. Die gleichfalls berühmte Kathedrale der nördlich von Gloucester gelegenen Stadt Worcester, wohin sich der Herzog am 30. Juni mittags begab, findet sich in seinem Tagebuche nicht erwähnt, wohl aber lernte er, wie darin verzeichnet ist, in der dortigen Porzellanfabrik einen wichtigen Zweig englischen Gewerbfleißes kennen.

Zu dessen Mittelpunkten gehörte schon damals die Fabrikstadt Birmingham, die das Endziel seines Ausfluges bildete. Er erreichte sie noch an demselben Abend und konnte sich während der nächsten Tage unter sachkundiger Führung überzeugen, wie weit England auf den verschiedenen Gebieten technischer und mechanischer Tätigkeiten dem durch jahrzehntelange Kriege erschöpften und zerrütteten Festlande bereits vorausgeeilt war. Die Beobachtungen bei seinem Rundgange durch die Werkstätten Birminghams ließen an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig. In der Niederschrift über das dort Gesehene nennt er Galanteriewaren, Meßwerkzeuge, Knopfösen, Nadeln, Peitschen, Papier maché, Messing- und Eisengießereien, gemaltes Glas, Waffen und andres mehr. Seine besondere Aufmerksamkeit widmete er offenbar den Dampfmaschinen von James Watt und schrieb Notizen über ihren Bau in aller Eile aus dem Gedächtnisse nieder. Er erwähnte dabei zugleich, daß ihn Watt am 1. Juli zu Tisch eingeladen, am 2. aber sich mit ihm in das nahegelegene Kohlen- und Eisenerzlager begeben habe, wo er bei der Gewinnung der Bodenschätze jene Maschinen in Betrieb sehen konnte.

„Dorten," schreibt er einige Wochen später an Goethe, „brannten zugleich die Heerde von 250, sage zweihundertfünfzig Feuermaschinen, auf der Fläche von einer □Stunde, welche alle einer Gewerkschaft gehörten. Und solcher Gewerkschaften waren dorten mehrere, die an einander gränzten, dergestalt, daß ich nicht zu viel

[1]) Siehe dessen Gedicht: „An Freund Melliſh", Sophien-Ausgabe Bd. IV, Gedichte IV, S. 27. Daß M. der ursprüngliche Besitzer des Schiller-Hauses in Weimar war und es vor dem Dichter bewohnte, mag hier ebenfalls erwähnt werden. — Noch im Sommer 1814 wurde M. zum britischen Konsul bei den Hansestädten ernannt.

ſage, wenn ich vermuthe, mehr wie tauſend ſolcher Feuerſchlünde zu gleicher Zeit rauchen geſehen zu haben. Die Sonne wird davon meilenweit verdunkelt und die ganze Gegend iſt mit einem ſchwarzen Staube, dem Niederſchlage dieſer Rauche, bedeckt. Dazu brennen an manchen Stellen Steinkohlenflötze und vermehren dieſe Gewölke."

Wer jenen Bergwerksbezirk durchreiſt hat, wird die Schilderung, die Carl Auguſt davon entwirft, beſtätigen. Einen Überblick über ihn bot dem Herzoge der Beſuch der innerhalb desſelben auf bewaldetem Hügel gelegenen Burgruine Dudley Caſtle.

Am 3. Juli verließ Carl Auguſt nach zwei überreichlich ausgefüllten Tagen Birmingham, um auf einem andern Wege nach London zurückzukehren. Seinen bekannten Neigungen entſprechend hatte er noch am Morgen der Abreiſe unter anderm eine Fabrik beſichtigt, in der eine ſcheinbar ſehr zweckmäßige neue Art von Dächern, Wänden und Türen für Gewächshäuſer aus Glas und Kupfer hergeſtellt wurde.

Bei dem feinen Verſtändnis des Herzogs für alles, was Gartenpflege und Pflanzenkunde betrifft, war zu erwarten, daß er auch für den Reiz des Parkes von Warwick Caſtle, das auf ſeinem Wege lag, nicht unempfänglich bleiben würde, denn gewiß hat ſich noch niemand ſeinem Zauber verſchließen können, der ihn durchwandert oder aus den Fenſtern des von den Wellen des Avon beſpülten ſtolzen Schloſſes der Grafen von Warwick auf ihn hinabgeblickt hat. In bewundernden Worten gedenkt er der auserleſenen Baumarten, die unter dem Schutze eines feuchtwarmen, milden Klimas hier gedeihen. „Belle vegetation," ſchreibt er, „beau Pelargonium, de 40 an (!), beau Pin d'Ecosse, enorme saule pleureur et maronier doux." Nicht minder bemerkenswert fand er jedoch die im ſogenannten Conservatory befindliche berühmte Marmorvaſe aus der Hadriansvilla bei Tivoli, ebenſo wie das glänzend eingerichtete Schloß und ſeine auserleſene Kunſt- und Waffenſammlung.

Die nahegelegene Ruine von Kenilworth Caſtle, die auf eine ſo wechſelvolle Geſchichte zurückblickt, und die ebenfalls leicht erreichbare Stadt Stratford-on-Avon, Shakeſpeares Geburtsort, beſuchte der Herzog nicht, ſondern ſetzte ſeine Reiſe geradenweges in ſüdlicher Richtung fort. In ihrem weiteren Verlaufe berührte er übrigens einige andre intereſſante und an Erinnerungen reiche Orte. Am 3. Juli übernachtete er im Städtchen Woodſtock, am folgenden Tage beſichtigte er den unmittelbar daran anſtoßenden, weitausgedehnten und großangelegten Blenheim-Park, wo er eine ſeltene den Elchen verwandte Art von Rieſenhirſchen fand, die aus Irland ſtammten und deren Anblick das Auge des alten Weidmanns offenbar erfreute. Ebenſo nahm er auch das am Eingang in den Park gelegene Schloß Blenheim in Augenſchein, das von ſeinem Erbauer, dem großen Ahnherrn des Hauſes Marlborough, dem es gehörte, nach ſeinem glänzendſten Siege benannt und als einer der ſtolzeſten Herrſchaftsſitze des ganzen Landes bekannt iſt. Auf einem Umwege gelangte er endlich um 1 Uhr nachts nach Oxford.

Wenn irgendwo die Eigenart engliſchen Weſens dem Fremden rein, anmutend und unverfälſcht entgegentritt, ſo iſt es in dieſer ſchönen und ſtimmungs-

vollen Universitätsstadt. Carl August freilich konnte des poetischen Reizes, der sie umgibt, nicht inne werden, denn kaum angekommen, eilte er schon am 5. Juli mit einem nur flüchtigen Eindrucke der Sehenswürdigkeiten weiter, um Park Place bei Henley an der Themse, den schön gelegenen Landsitz des Lord Malmesbury, eines alten Bekannten, zu besuchen.

Sein Nachtquartier nahm er in Salthill: „belle auberge, beau site près du Château de Windsor, dont l'aspect etait beau au soleil couchant," wie er in seinem Tagebuche bemerkt. Weiter ist darin von der herrlichen Königsburg nicht die Rede, wohl aber erwähnt es einen Besuch bei dem berühmten, damals schon hochbetagten Astronomen Friedrich Wilhelm Herrschel in seinem nahegelegenen Wohnorte Slough.

„Il me montra ses téléscopes," erzählt der Herzog, „et me fit voir dans un, dont le miroir avait 10 pouces, Jupiter avec ses 4 sattel. Le Grand tube etait fermé et l'on ne pouvait s'en servir parceque dans cette saison il y a la nuit trop de double lumière. Il fait ses miroirs de cuivre et d'Etin. Il a 75 ans, mais trés fraix (!) pour son age, il porte un cab sur sa tête quand il observe." Herrschels Gattin und Schwägerin lernte Carl August ebenfalls kennen, nicht aber seine Schwester Caroline, die ihn bei seinen Forschungen so wirksam unterstützte[1]). Von Slough aus kehrte der Herzog am Abend des 6. Juli nach London zurück; tags darauf begab er sich nach Bromley in Kent zum Besuche des Herzogs von Clarence, der ihm vom belgischen Feldzuge her bekannt war; am 8. traf er in London wieder ein und brachte dann noch einige Tage, die ihm bis zur Heimreise blieben, in der Hauptstadt zu.

Aus der nächsten Zeit sind wieder mehrere Briefe Carl Augusts an seine Gemahlin vorhanden, die im Verein mit einem längeren Schreiben an Goethe eine wertvolle Ergänzung der Nachrichten über seinen Aufenthalt in England bilden. Ihn interessant und angenehm zu gestalten, waren, wie er der Herzogin gegenüber rühmend hervorhebt, seine zahlreichen Bekannten nach Kräften bemüht gewesen. „J'ai été extremement bien reçu et toutes mes anciennes connaissance se sont empressés de me faire des honnetetés." Auch von der königlichen Familie war er mit Auszeichnung behandelt worden, vor allem aber hatte sich Mr. Mellish sehr gefällig seiner angenommen. „Mellish s'est mis en quatre pour me rendre de bons services," bemerkt er; „sans lui, j'aurais été fort embarrassé," zumal im Hinblick auf die Unkenntnis der englischen Sprache. Ganz besonders während der Reise ins Innere hatte Mellish seinem fürstlichen Schützling, soweit sich aus dessen eiligen Aufzeichnungen entnehmen läßt, überall die Stätte bereitet, ihm das Leben seiner Landsleute nach den verschiedenen Seiten hin gezeigt und ihm auch wiederholt Gelegenheit geboten,

[1]) Von dem berühmten Astronomen selbst ist unter Carl Augusts Papieren (XIX, Carl August 75) das nachfolgende eigenhändige Schreiben ohne Datum erhalten: D. Herschel will be happy to have the honour of a visit of his Serene Highness the Duke of Saxe Weimar. The planet Jupiter may bee seen from about 9 o'clock till half after, but will be too low at later hour. The instrument and method of observing may however be seen at any hour that may be most convenient to his Serene Highness.

einen ihrer schönsten Charakterzüge, das einfach-herzliche Entgegenkommen gegen Fremde, kennen zu lernen. In seinem Tagebuche gedenkt der Herzog öfters der gastlichen Aufnahme, die ihm auf seiner Fahrt zuteil wurde.

Welche Wirkung die großartigen englischen Verhältnisse auf Carl August ausübten, davon geben die genannten Briefe beredtes Zeugnis. „Lorsque je reviendrai chez vous," versichert er seiner Gemahlin, „je croirai que je m'éveille d'un long somme, car a l'heure qu'il est je crois rever toujours encore! La masse de choses que j'ai vu (!) est veritablement gigantesque. Ce pays est remarquable au plus haut degré . . .

„Zugunsten des weltbekannten Inselreichs," heißt es in dem Briefe an Goethe, „kann ich Dir viel sagen. Was man dorten sieht, übersteigt alle Erwartung . . ." [1]).

Trotzdem dachte er bei seinem Scheiden aus England nicht mit reiner Freude an die dort verlebte Zeit zurück. „Genußreich ist das Leben dorten nicht," schreibt er an Goethe, „wenn man nicht schon lange daran gewöhnt ist und sehr fertig Englisch spricht. Das dortige Klima ist wohl eines der fruchtbarsten in der Welt und zugleich eines der unangenehmsten. Die Zeder vom Libanon, der portugiesische Lorbeer und die reißende Gicht gedeihen miteinander auf eine unbegreifliche Weise . . ." In gleichem Sinne äußert er der Gattin gegenüber: „Je suis fort aise d'avoir vu l'Angleterre, mais tout aussi d'en sortir; il faut être plus jeune et plus vigoureux que moi, et savoir l'Anglais a un aussy haut degré pour y vivre avec aisance, et par dessus le marché il faut être trés riche, car une guinée part comme chez nous un florin."

Wie kostspielig das englische Leben im Vergleiche mit dem auf dem Festlande ist, mußte Carl August um so drückender empfinden, als er ohnedies nur über sehr geringe Geldmittel verfügte. Sie reichten nicht einmal so weit, daß er sich in London einen Wagen nehmen konnte, was ihm jetzt besonders lästig fiel, denn es herrschte im ganzen regnerisches Wetter, und dabei konnte er sich, da er das Klima und die Lebensweise nicht vertrug, von seinem letzten Krankheitsanfalle nicht erholen. Dessenungeachtet war er nicht willens, der Ruhe zu pflegen, sondern schleppte sich zu Fuß durch die schon damals ungeheuer ausgedehnte Stadt, um in der kurzen Zeit deren Merkwürdigkeiten womöglich alle kennen zu lernen. „J'ai été tres boiteux a Londres," klagt er, „et j'ai souffert beaucoup voulant tout voir et courant par oeconomie a pied . . ."

Diese körperlichen Schmerzen, die er nur mit Mühe überwand, verderben ihm natürlich jeden Genuß: er fand nicht allein Küche und Keller schlecht, sondern war auch nicht empfänglich für die heitere Anmut der englischen Landschaft; ja, er behauptete geradezu: „Dieses Land . . . wäre wahrhaft häßlich ohne seine außerordentliche Kultur," was allerdings nicht wunder nehmen konnte bei der Hast, mit der er ohne sich im geringsten zu schonen, die Rundreise in England zurückgelegt hatte.

---

[1]) Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe. Bd. II, S. 49 ff. Weimar 1863.

Den auf ihr empfangenen Eindrücken kamen die der Hauptstadt an Fülle wie an Bedeutung gleich. Nach dem Wiedereintreffen in London besichtigte er unter anderm auch das britische Museum, dessen Sammlungen sich damals noch in seinem ursprünglichen Gebäude, dem Montague House, befanden. Er gedachte dort seines fernen Freundes Goethe beim Anblick eines fossilen weiblichen Skeletts, „in einem Kalkfelsen, von einer derben Gattung, die," wie er dem Dichter schreibt, „uns unbekannt ist. Das Opus kommt aus der Guadeloupe. Ich habe mir eine Zeichnung davon bestellt."

Neben den Sehenswürdigkeiten forderte, wie in Paris, so auch hier, die große Welt ihr Recht, und den Mitteilungen an die Herzogin zufolge war es vor allem das königliche Haus, das Carl Augusts Interesse erweckte. Zu einzelnen Mitgliedern desselben stand er in persönlichen Beziehungen: der Herzog von Clarence war sein Waffengefährte vom letzten Winter her, dessen älterer Bruder, der Herzog von York, schon aus jüngeren Jahren, des letzteren Gemahlin aber, Prinzessin Friederike von Preußen, zählte als Tochter einer Schwester Anna Amalias[1]) zu seiner näheren Verwandtschaft. Eines freundlichen Empfanges durfte er daher am englischen Hofe wohl gewärtig sein. Die Artigkeiten, die Georgs III. Familie ihm erwies, vermochten ihn jedoch nicht im geringsten für sie einzunehmen. „Toute cette famille ne vaut pas grandchose", schreibt er geringschätzig, und im Hinblick auf die häßlichen Zerwürfnisse, die sich während des Besuches der fremden Gäste gleichsam vor deren Augen zwischen dem Regenten und seiner Gemahlin abspielten, ist dieses Urteil um so mehr zu begreifen. Es entspricht durchaus der allgemeinen Ansicht über die damaligen unwürdigen Vertreter des Hauses Hannover.

Dessen ganze Zukunft stand zu jener Zeit auf den beiden Augen der einzigen Tochter des Regenten, der achtzehnjährigen Prinzessin Charlotte. Man war infolgedessen sehr gespannt darauf, wen die Erbin des mächtigen Reiches zum Gatten erwählen würde. Der Hof und die der Tory-Partei angehörenden leitenden Staatsmänner hatten den jungen Prinzen von Oranien ausersehen, und dieser war jetzt auch nach London gekommen, um seine Verlobung abzuschließen. Er fand jedoch vor den Augen der heftigen und eigensinnigen Prinzessin keine Gnade, vielmehr gab sie ihm in Gegenwart des ganzen Hofes ihr Mißfallen zu erkennen und zeigte sich entschlossen, unter den mit den Monarchen erschienenen Fürstensöhnen demjenigen, der ihr am besten gefiele, den Vorzug zu geben.

Über das Scheitern der oranischen Heirat erfuhr Carl August Genaueres von der Herzogin von York, als er am 8. Juli „en tête-à-tête" bei ihr speiste. Ihre Mitteilungen im einzelnen der Feder anzuvertrauen, trug er indessen Bedenken, weil er nicht ganz sicher war, ob seine Briefe „qui passent par les mains des Prussiens", nicht geöffnet würden. Er erzählt nur: „La Princesse a fait passer tous les Pr(inces) mariables en revue chez elle les

[1]) Ihre Mutter war Elisabeth Christine von Braunschweig, Friedrich Wilhelms II. erste Gemahlin, von ihm geschieden 1769, gest. 1840.

faisant inviter; je n'ai pas eté du nombre — apparament parceque j'étais absent", fügt er ſcherzend hinzu und bemerkt zugleich, Prinz Leopold von Coburg ſei allein in London zurückgeblieben. In der Tat wurde Charlotte wenige Tage ſpäter ſeine Braut.

Die Folgen der Verbindung des engliſchen Hofes mit dieſem hochbegabten und ſtaatsklugen Prinzen, der dabei bildſchön, ritterlich und ein vollendeter Weltmann war, konnte Carl Auguſt natürlich nicht ahnen. Er äußerte ſich auch mit keinem Worte über deſſen Wahl, aber ſehr befriedigt darüber, daß nicht etwa ſein zweiter, noch unvermählter Sohn Bernhard ſich an der Stelle des Coburgers befand. „Bernard," ſchreibt er, „n'a auqu'une envie de ce mariage a Londres, et a dire la verité il a trés raison; ayant apris a connaitre cette famille la, j'aimerai mieux voir B. pendre en Angleterre que mari ou pour mieux dire premier sujét de cette malautrue Pr. Charlotte. Elle est tres mal elevée, tous les talents pour une franche coquine, méchante et entière comme un cheval."

Fürwahr, kein anſprechendes Bild und in den Hauptzügen ſehr unähnlich der Schilderung, die der Nachwelt von Charlottens Gatten überliefert worden iſt. Sie ſtammt aus viel ſpäterer Zeit und findet ſich in verſchiedenen Briefen Leopolds, der inzwiſchen den belgiſchen Thron beſtiegen hatte, an ſeine Nichte, die junge Königin Viktoria. Er nennt darin ſeine frühverſtorbene erſte Gemahlin „ein Geſchöpf von hohem und edlem Charakter", er rühmt in beredten Worten ihre hingebende Liebe zu ihm ſowie ihren bei aller Schroffheit großen und königlichen Sinn. Allerdings geſteht er ein, daß es ihm viele Mühe gekoſtet habe, ihre durch eine ſehr mangelhafte Erziehung verſchuldeten ſchlechten Manieren zu ändern[1]), und aus dieſem Bekenntnis heraus mag wohl der üble Eindruck, den Carl Auguſt von ihr empfing, zu erklären ſein.

Wahrſcheinlich iſt auch ihm aufgefallen, was König Leopold im Zuſammenhange mit der Charakteriſtik der Prinzeſſin Charlotte, gewiſſermaßen zu ihrer Entſchuldigung, hervorhebt, daß damals überhaupt die Manieren in England infolge ſeiner langen Abſchließung von der übrigen Welt etwas ſonderbar geweſen ſeien. Allerdings hat der Herzog hiervon nichts erwähnt, obwohl er, wie aus ſeinen Aufzeichnungen zu ſchließen iſt, mit der engliſchen Geſellſchaft viel verkehrt zu haben ſcheint. Ebenſowenig wie über ſie äußert er ſich darüber, ob er mit einem der hervorragenden engliſchen Politiker in nähere Berührung gekommen iſt. Dahingegen gedenkt er eines Geſpräches mit dem Grafen Ernſt zu Münſter (1766—1839), der, dem Stammlande des engliſchen Königshauſes entſproſſen, ſeine deutſchen Intereſſen bei dem bevorſtehenden Wiener Kongreß zu vertreten hatte und, wie man annehmen durfte, deſſen Ausſichten richtig zu beurteilen vermochte. Was er dem Herzoge darüber ſagte, kennzeichnet deutlich die damalige Stimmung der eingeweihten Kreiſe.

„Was die Politik angeht," ſchreibt Carl Auguſt nach Hauſe, „ſo hat mir der Graf Münſter an letzter Stelle Folgendes mitgeteilt: Ich habe heute Morgen die

[1]) Die betreffenden Briefe Leopolds ſiehe in der Sammlung „Königin Viktorias Briefwechſel und Tagebuchblätter", Bd. I, S. 194 ff., 515 ff. Berlin 1908.

geheimen Artikel — nämlich des Pariser Vertrages — wieder gelesen und mich überzeugt, daß mit Ausnahme des Friedens mit Frankreich noch nichts zustande gebracht ist; die Haare stehen mir zu Berge (les cheveux me dansent), wenn ich daran denke, daß dies alles in Wien getan werden soll, während man vermieden hat, irgend etwas festzusetzen, was sich nicht unmittelbar auf den Frieden mit Frankreich bezieht."

Münsters Besorgnis mußte der Herzog um so lebhafter mitempfinden, als er von dem huldvollen Empfange eines Abgesandten des Königs von Sachsen, des Generals von Watzdorff, beim Kaiser Alexander vernahm, den jener mit einem Handschreiben nach London geschickt hatte. Derselbe Vertrauensmann war schon ein halbes Jahr zuvor im Hauptquartier zu Frankfurt a. M. erschienen und von dort, wie Carl August erfuhr, mit dem tröstlichen Bescheide wieder abgereist, der König möge sich ruhig verhalten und auf seine, des Zaren, Freundschaft zählen. „Jetzt", bemerkt der Herzog, „hat der Kaiser Watzdorff durch Nesselrode antworten lassen, der König von Sachsen solle sich an das halten, was er ihm in Frankfurt habe sagen lassen." Eines weiteren Beweises bedurfte es nicht, um Carl August über den Wert der ihm selbst von Alexander gegebenen Zusicherungen aufzuklären und ihm zu Gemüte zu führen, welche Schwierigkeiten ihn in Wien erwarteten. „Ich fange an zu glauben," meinte er, „daß der König von Sachsen wiedereingesetzt wird und daß wir nicht viel bekommen werden."

Bei den bangen Gefühlen, mit denen er dem Kongreß entgegenblickte, war es begreiflich, daß die Kunde, seine Schwiegertochter werde sich zu diesem Anlasse ebenfalls nach Wien begeben, ihn, zumal nach ihrem bisherigen Verhalten in der Frage der Gebietsvergrößerung, nicht gerade entzückte. „Le voyage de notre 'bedide gere' — ne me ravigotte nullement", gesteht er seiner Gemahlin. „Elle m'y genera beaucoup. Ces d de Gr D — wahrscheinlich diablesses de Grandes Duchesses — ont le gout avanturier"; eine Ansicht, in der er durch das Auftreten Katharinas während der englischen Reise noch bestärkt wurde. „Mad. Cath(erine) n'a pas faite (!) fortune a Londres", schreibt er über sie; „comme elle courait beaucoup le matin et voulut que tout le monde l'attendit la ou elle alloit pour voir quelque chose, les Anglais, qui se levent fort tard, se trouverent trés gené; ils lui donnerent le nom de hacney horse, hunter horse etc." In hohem Grade mißbilligte man ferner, daß sie bei allen öffentlichen Banketten und sonstigen Festen an der Seite des Kaisers erschien [1]).

Der Letztere hatte nunmehr seine Ankunft in Wien für den 1. Oktober in Aussicht gestellt, und Carl August gewann infolgedessen Zeit zu der lang-

[1]) A. a. O. Über einen Zwischenfall, den sie beim Lord Mayor-Bankett hervorrief, erzählt Carl August in demselben Schreiben sehr launig folgendes: „Au dinez du Lord Maire la fantaisie lui prit de ne pas pouvoir supporter la Musique de l'Orchestre, l'ordre d'en haut fut donné que la Musique se taise, mais tout d'un coup la chambre basse cria haut que l'orchestre devait jouer; cela fut executé sur le champ, parcequ'il n'y a pas a badiner avec la volonté de la pluralité du public anglais. Mad. Cath. fut donc obligée d'ecouter a table pendant deux heures la musique et tous les toast; (!) et elle s'en trouva trés bien."

erſehnten Kur, für die er das auf ſeinem Heimwege gelegene Aachen ins Auge faßte. Seine Reiſe dahin führte ihn über Harwich; am 15. Juli abends traf er von London dort ein, um ſich nach Holland weiter zu begeben. Die Abfahrt verzögerte ſich indeſſen, da das Paketboot Albion, auf dem er ſich einzuſchiffen gedachte, wegen entgegengeſetzten Windes nicht in See gehen konnte. Nur widerwillig ertrug der Herzog den unfreiwilligen Aufenthalt an dem langweiligen kleinen Hafenorte. „Me voilà ici depuis hièr au soir à me morfonder," klagt er der Herzogin am 16. Juli, „ne pouvant partir parceque le vent est depuis ce matin totalement contraire . . . voici de mes voyages qui est fort ennuyeux." Um ſich die Zeit zu vertreiben, lud er ſich einen thüringiſchen Landsmann zu Tiſche ein, den er, wie es ſcheint, zufällig getroffen hatte, „un homme de Frankenhausen qui revient des grandes Indes ou il est etabli et fort a son aise; il retourne aussi en Allemagne". Der nächſte Morgen brachte zwar noch nicht den erſehnten günſtigen Wind, „mais nonobstant cela", ſchreibt Carl Auguſt früh um 6 Uhr, „nous irons nous embarquer et courir des bordées devant le port jusqu'à ce qu'il plaise à Dieu de soufler dans nos voiles. Adieu Old England".

Die Überfahrt nach Helvoetsluis an der Maasmündung ging beim ſchönſten Wetter vonſtatten, nahm jedoch fünfunddreißig Stunden in Anſpruch; erſt am 18. Juli abends um neun Uhr erreichte man die holländiſche Küſte, und da das Schiff ſehr klein, aber mit Fahrgäſten überfüllt war, ſo geſtaltete dies, wie der Herzog gleich nach der Ankunft in Helvoetsluis berichtet, „die Sache ein wenig unbequem." An Seekranken fehlte es auch diesmal nicht. Der Leibarzt und der Sekretär des Herzogs, Starke und Vogel, gehörten zu ihnen. Er ſelbſt verweilte die ganze Zeit über, ſelbſt während der Nacht, auf der Kommandobrücke und blieb hierdurch vor der Seekrankheit bewahrt. Da er des Engliſchen nicht mächtig war, mochte es ihm ganz lieb ſein, daß der Kapitän John May, „rond et gros comme une boule," etwas Deutſch reden konnte; außer ihm erwähnt er noch mehrere Perſonen aus Britiſch-Guiana, ſowie zwei aus ſpaniſcher Gefangenſchaft kommende Offiziere, v. Boineburg und v. Schauroth. Wie es ſcheint, hatte er dieſe beiden thüringiſchen Edelleute auf ſeine Koſten mitgenommen. „Sie haben mich glücklich in London getroffen," ſchreibt er, „ſie hatten kein Geld und nichts auf dem Leibe . . . Es iſt unfaßlich, was dieſe Leute gelitten haben."

Gleich am Morgen nach der Ankunft auf dem Feſtlande begab ſich Carl Auguſt nach Rotterdam, wo er eine Summe Geldes erhob, und erreichte noch an demſelben Abend den Haag. Zwei Tage weilte er hier als Gaſt des Prinzen von Oranien und ſeiner Familie, die er vollzählig antraf. Als ſich dann die Prinzeſſin-Mutter Wilhelmine mit ihrer Tochter, der verwitweten Erbprinzeſſin Friederike von Braunſchweig[1]), auf ihren Landſitz vor den Toren Harlems begab, reiſte Carl Auguſt den beiden Damen nach und brachte auf ihrer „superbe campagne", dem ehemaligen Luſtſchloſſe des Königs Ludwig

[1]) Ihr Gemahl, Erbprinz Carl, der älteſte Sohn Georg Carl Wilhelm Ferdinands, war 1806 geſtorben.

Bonaparte, ebenfalls zwei Tage zu, die ihm sehr angenehm verflossen. Den Besuch der Stadt Harlem hatte er bei seiner Vorliebe für Gärtnerei von vornherein ins Auge gefaßt, um mit einem der dortigen Blumenzüchter eine Bestellung zu vereinbaren und seinen Gärtner Seydel, der auf sein Geheiß schon im Februar des Jahres nach England gereist und dort noch zurückgeblieben war, an jenen zu empfehlen.

Auf seinem weiteren Rückwege nach Deutschland, während dessen er von Hitze und Staub außerordentlich zu leiden hatte, machte er nur noch Aufenthalt in Amsterdam. Hier blieb er einen Tag und sah, wie er seiner Gattin schreibt, mit Mißvergnügen, „comment on change un hotel de Ville antique et très remarquable en un bien mauvais chateau. Napoleon en a porté le même jugement.“ Von da aus begab er sich geradenweges über Utrecht und Nymwegen bis nach Cleve, das ihm sehr wohl gefiel. „Très beau site,“ bemerkt er darüber, „beau bois de hetres dans lequel se trouve le tombeau der prince Maurice de Nassau, qui a tant embelli Cleve et surtout ses environs. Le chatau demoli a moitié par les français existe encore avec le Cigne sur la tour, la, ou la veritable femme blanche a pris son origine.“ Er fand dort gastliche Aufnahme bei einer ihm bekannten Frau v. Trebra und setzte neugestärkt am nächsten Tage seine Reise fort. Am 28. Juli abends traf er endlich, noch immer bei großer Hitze, in Aachen ein.

Er zögerte nicht, seine Kur zu beginnen und empfand, wie aus seinen Briefen an Goethe und Voigt zu ersehen ist, bald die von ihr erhoffte wohltätige Wirkung. An Bekannten fehlte es ihm auch in Aachen nicht: er traf den General Kleist v. Nollendorf mit seinem Hauptquartier und außerdem eine große Zahl höhere preußische Offiziere, die zu seinen Kriegsgefährten gehörten. Gleichwohl konnte er bei seiner ganzen Naturanlage und nach all dem in den letzten Monaten Gesehenen und Erlebten an diesem etwas einseitig militärischen Verkehr kaum Gefallen finden. „Der hiesige Aufenthalt,“ schreibt er an Voigt, „ist gewaltig langweilig; fremde Curgäste sind fast gar nicht hier und das Haupt Qut. nebst einer Menge blessirter Off. macht die Gesellschaft nicht sehr lebhaft. Der weibl. Theil der Gesellschaft fehlt ganz.“

Während er selbst das Ende dieser notwendigen, aber lästigen Badekur mit Ungeduld erwartete, sahen auch seine Getreuen in Weimar der Rückkehr ihres Landesherrn voll Sehnsucht entgegen. „Seit dem 15. Juli, wo Durchl. Herz. bei uns sein sollte und wollte,“ schreibt Voigt an Boettiger in Dresden, „hatten wir uns hier zu einem fröhlichen Empfang ausstaffirt. Unsere Kränze sind aber verwelkt, nur die poetischen Blumen erhalten sich, deren Ihre Durchl. 32 Stück finden werden[1]).“ In einem Bändchen, das die Aufschrift „Willkommen“ trug, waren unter Goethes Leitung diese Gedichte vereinigt worden, die sich vielfach auf die Ausschmückung Weimars zu dem geplanten Empfange bezogen und unter anderm Beiträge von Goethe selbst, ferner von Riemer, Einsiedel, Vulpius, dem Kanzler von Müller und Voigt enthielten. Der letztere schickte sie dann dem Herzog als Gruß aus der Heimat entgegen.

[1]) L. Geiger a. a. O., S. 221 ff., vgl. auch S. 233 ff.

Diese Stimmen, sie erschallen
Aus der Menge laut vor allen,
Dir zu Ehren, zu Gefallen,
Hör auch sie in Hulden an,

rief das ihnen vorangestellte Widmungsgedicht Goethes[1]) ihm zu, und sie fanden auch ein williges Ohr, um so mehr vielleicht, als Carl August in der Stille des Badeortes sich an dem schlichten, aber wohlgemeinten und sinnigen Weihgeschenke ungestört erfreuen konnte. „Erst nach Durchlesung des mir überschickten Büchleins wollte ich Ihnen meinen Dank abstatten," schreibt er an Voigt; „mit vielem Vergnügen habe ich deßen inhalt genoßen, und mit dankbahrer Rührung habe ich gefühlt, daß ich gute Freunde und liebevolle Gesinnungen zuhause finden werde." Ebenso gibt er in einem gleichzeitigen, schon öfters genannten Briefe an Goethe, der seit dem 29. Juli in Wiesbaden weilte, seiner Freude über die „Sammlung Tropfen aus der Vaterländischen Hippokrene" und seinem Danke dafür Ausdruck.

Es ist das erste unmittelbare Lebenszeichen, das der alte Freund in diesem bewegten Jahre von seinem Herzog empfing: ein Schreiben, das dem Dichter zugleich durch die schon wiederholt angeführten für Carl Augusts Art sehr bezeichnenden Zeugnisse über England, die es enthielt, wertvoll erscheinen mußte.

Bald fand er Gelegenheit, aus dem Munde des fürstlichen Reisenden noch mehr von dessen neuesten Erlebnissen zu hören. Der Zweck, den dieser in Aachen verfolgte, „die Säuberung . . . nach denen vielen verschluckten Englischen Toasts und Hurrahs," wie er scherzend an Goethe schrieb, war um Mitte August soweit erfüllt, daß er allmählich daran denken konnte, die alte Kaiserstadt zu verlassen, nachdem seine Bekannten sich alle schon früher hinwegbegeben hatten. Am 21. August brach er auf; zwei Tage später war er in Mainz, wo ihn Goethe erwartete. In seiner Gesellschaft fuhr er alsbald über Biebrich nach Wiesbaden; dort verweilte er „munter und wohlgemuth," wie der Dichter seinem Sohne schreibt, bis zum 26. August. An diesem Tage setzte Carl August seine Reise zunächst nach Frankfurt fort. Deren Ziel erreichte er endlich am ersten September. „Der Einzug des Herzogs . . . im herrlichsten Wetter," bemerkt ein Augenzeuge, der frühverstorbene Carl Bertuch, „war des geliebten Fürsten und Weimars werth . . .[2])

[1]) Sophien-Ausgabe Bd. IV, Gedichte IV, S. 245; im Anschlusse daran die übrigen von Goethe herstammenden Gedichte der Sammlung. Vgl. hierzu Geiger, S. 233.

[2]) Geiger a. a. O., S. 222. Sehr charakteristisch ist die Schilderung desselben im Fourierbuche, die deshalb hier ihren Platz finden möge. „Heute Nachmittag halb 2 Uhr, trafen Serenissimus nach 8monatlicher Abwesenheit bey höchstem Wohlsein (reitend) wieder hier ein. D. Hr Obermarschall Graf Edling war Ihnen bis Eisenach entgegengegangen und Durchl. Erbprinz ritten mit einer Suite Cavaliers auf dem Weg nach Erfurt entgegen. Ausserdem ritten vor der Postmeister Büttner mit 10 blasenden Postillionen, die Hußaren, die Jägerey, die Freywilligen Streitter vom Landsturm, von der Landwehr etc. Am Erfurter Thor war eine schöne Ehrenpforte errichtet, wo der Stadtrath u. die Bürgerschaft zum Empfang sich hinbegeben hatten. Letztere hatte unter ihren Fahnen sich versamlet u. vom Thor aus in Spalier formirt. Im Schloß wurden Sermus von dem ganzen Hof u. Collegiis empfangen, und war dazu das Treppengebäude aufs Schönste mit Blumen-Guirlanden, Vorhängen und Orangerie-Bäumen besetzt; so wie auch

„Der Herzog," heißt es weiter in seinem Berichte, . . . ist durch den Aufenthalt in England und durch den Gebrauch von Aachen ganz verjüngt zurückgekommen und nimmt den herzlichsten und innigsten Antheil an allem, was ihm gebracht wird."

Eine längere Rast in der Heimat gönnte er sich allerdings nicht, denn er wollte den immer näher rückenden Beginn des Kongresses nicht versäumen. Wie große Hindernisse er zu überwinden haben würde, um nur einigermaßen seine Rechnung dabei zu finden, darüber gab er sich bekanntlich keiner Selbsttäuschung hin. Mochte daher das Ergebnis der acht Monate, die er genötigt war, in Wien zu verbringen, verglichen mit Carl Augusts ursprünglichen Wünschen auch bescheiden sein: nach allen Mühen und Leiden der napoleonischen Zeit empfand er es gleichwohl nicht ohne Genugtuung, daß er als Großherzog und mit der sicheren Anwartschaft auf einen immerhin beträchtlichen Gebietserwerb nach Weimar zurückkehren durfte.

---

die Straßen, durch welche der Zug gieng, besonders schön verziert waren u. Abends geschmackvoll illuminirt wurden; welche Veranstaltung die Höchstens (!) Herrschaften fahrend in Augenschein nahmen. Auch wurde bey dem mittägigen Einzuge mit allen Glocken gelitten, und der ganze Zug defilirte durch das Portal zum Sternthor hinaus. Von der Universität Jena war eine Deputation von 4 Professoren abgesandt, welche Gedichte überreichte, dergl. auch von Ilmenau, von hiesigen Mädchen u. andern einzeln Personen. Die Freiwilligen des Landsturms brachten Abends gegen 11 Uhr eine Nachtmusik, und hiermit wurde dieser frohe Tag beschlossen." Vgl. „Weimarisches Wochenblatt" Nr. 70, 2. September 1814.

Ferdinand Steinbeis.

Ein Gedenkblatt.

Von

Otto Frommel.

Am 5. Mai des vergangenen Jahres fand in dem württembergischen Dorf Ölbronn, unweit von Maulbronn, dem weltberühmten Cistercienserkloster, eine schlichte Gedenkfeier statt: sie galt dem hundertjährigen Geburtstag eines Mannes, der es wohl wert ist, im Gedächtnis der Nation fortzuleben, wenn seine Lebensarbeit auch zunächst in erster Linie seiner württembergischen Heimat gegolten hat. Denn was Ferdinand Steinbeis als Hauptbegründer der württembergischen Industrie geleistet hat, das kam ebensowohl durch seine unmittelbaren Erfolge als durch seine erzieherische Wirkung dem industriellen Aufschwung unsres ganzen Vaterlands zugute.

Wenn anläßlich jenes Gedenktags das imponierende Lebenswerk des Mannes von berufener Seite eine umfassende Darstellung und Würdigung gefunden hat[1]), so sei es mir, dem Enkel, verstattet, jenes Bild nachzeichnend und auf Grund persönlicher Erinnerungen ergänzend eine Dankespflicht abzutragen, die seit manchem Jahr mein Inneres belastet, und mit deren Erstattung ich einen Wunsch meines Großvaters zu einem kleinen Teil wenigstens erfülle. Denn es war seine Absicht, mir den Stoff zu seinen Denkwürdigkeiten zu übergeben, damit ich ihn schriftstellerisch bearbeite. Eine Aufgabe, zu deren Übernahme ich mich damals in keiner Weise gewachsen fühlte.

Auch dies Gedenkblatt muß von vornherein auf erschöpfende und fachmännische Behandlung des Gegenstands verzichten und darf nur insofern einiges Recht auf Beachtung beanspruchen, als die Frische des Erinnerungsbildes vielleicht so manchen Zug herzubringt, den die quellenmäßige Forschung kaum ermitteln und fixieren konnte.

---

[1]) Ferdinand v. Steinbeis. Sein Leben und Wirken 1807—1893. Eine Gedenkschrift von Dr. Fr. Müller. Mit einem biographischen Begleitwort von Dr. R. Piloty. Tübingen 1907.

Es gehört zu der Eigenart des schwäbischen Stammes, daß es ihm neben religiös, philosophisch und ästhetisch hochveranlagten Geistern auch an den Männern der Praxis nie gefehlt hat. Eine glückliche Mischung von mystischem Tiefsinn, spekulativem Trieb, poetischem Feingefühl und scharfem Blick für das Konkrete, Nützliche, für die Bedeutung des gewerblichen und technischen Fortschritts bewirkte, daß hier im Herzen Süddeutschlands ein Gemeinwesen entstehen konnte, das ungeahnte Möglichkeiten kultureller Entwicklung in sich barg, und das bestimmt war, ein wichtiger Faktor in der Entfaltung moderner deutscher Kultur zu werden.

Zur Zeit, als Ferdinand Steinbeis in der bescheidenen Enge des väterlichen Pfarrhauses heranwuchs, überwogen in Schwaben freilich durchaus die geistigen Interessen. Isolde Kurz hat in den Erinnerungen an ihren Vater Herman Kurz ein köstliches Bild jenes idyllischen Zeitalters entworfen, da in den Pfarr- und Gelehrtenhäusern des Ländchens die Männer den höchsten Problemen der Metaphysik nachgrübelten und auf dem fruchtbaren Boden wahrhaft humanistischer Bildung die Traditionen unsrer deutschen klassischen und vor allem romantischen Dichtung pflegten — man nannte das die schwäbische Schule, obwohl in den feinsten und besten ihrer Vertreter kein Schulschmäcklein war — da eine anspruchslose Aristokratie des Geistes ihr Erbe in den starren Formen altüberkommener Lehr- und Erziehungsmethoden von Geschlecht an Geschlecht weitergab, und da im übrigen das bürgerliche Leben einen recht biedermännisch kleinen, etwas philiströsen Anstrich trug.

Wer etwa von außen in das sich streng abschließende kleine Königreich eindrang, der hatte wohl vom schwäbischen Wesen und Leben den Eindruck des Verschlafenen, Weltfremden. Die paar Schwaben, die außer Landes gelegentlich an die Öffentlichkeit traten, wie die schwäbischen Mitglieder des Frankfurter Parlaments, fühlten sich unbehaglich in der ungewohnten Luft und erweckten den Eindruck des Unbeholfenen, Schwerfälligen. Dennoch waren die Geister rege, die Augen gespannt; die Gedanken nahmen teil an den Schwingungen der Zeit.

Steinbeis' Vater, der schlichte Dorfpfarrer, hatte als Hauslehrer eines jungen Adligen auf Reisen die Welt kennen gelernt. An ihm mochte der Sohn das Ideal des Pfarrers abgenommen haben, das er nachmals wie oft dem Enkel und angehenden Theologen vor Augen stellte: Ein Patriarch, der seiner Gemeinde Berater, Freund, Führer nicht nur in den geistlichen, sondern vor allem auch in allen praktischen Angelegenheiten ist, ein geistiger Mittelpunkt, in dem alle tüchtigen und nützlichen Bestrebungen des Gemeinwesens und der Einzelnen gleichsam wie in einem Mittelpunkte zusammenlaufen.

Dem klugen, etwas rationalistisch nüchternen Vater stand in der Mutter, der Schwester Justinus Kerners, die phantasiebegabte, geistvolle, durch und durch originelle Frau zur Seite, die dem Bruder in vielen Stücken geistesverwandt und ebenbürtig, dem Sohn jenes Maß künstlerischer Veranlagung mitgegeben hat, ohne das nun einmal schöpferische Kraft nicht entstehen kann.

Der frühe Tod des Vaters, eine große Familie und die hieraus entstehende gedrückte Lage der Mutter hatte es wohl zur Folge, daß Ferdinand

nicht den üblichen Erziehungsweg der schwäbischen Pfarrersöhne durch Landexamen, niederes Seminar und Tübinger Stift gewandert ist. Er lernte, anfangs noch unter Leitung des Vaters, später als Autodidakt, vieles, was auf den ehrwürdigen Gelehrtenschulen des Landes nicht zu holen war, und was gerade für seine durch und durch praktische Natur den größten Wert hatte. Seine geometrischen Grundbegriffe z. B. hat er nicht aus einem Buch geschöpft, sondern aus dem täglichen Verkehr mit einem Geometer, dem er bei Landvermessungen Hilfe leistete, und der ihm dafür an Modellen, die er aus Seife schnitt, die trigonometrischen Lehrsätze anschaulich darlegte.

Mit dem Instinkt des willensstarken, selbstsicheren Tatmenschen griff er gerade das heraus, was seiner Begabung am meisten entsprach, und erreichte so, außerhalb des Schulbannes, auf der kürzesten Bahn sein Ziel. Ein Glück für ihn, daß der Mann, der nach des Vaters Tod vor allem in die entstandene Lücke eintrat, Geheimrat Kerner, ein Bruder seiner Mutter, selbst ein Mann der Technik, der sich auf dem Gebiete der Waffenfabrikation und des Hüttenwesens rühmlich ausgezeichnet hatte, frei von jeder Pedanterie, den hochbegabten Knaben in der selbstgewählten Richtung bestärkte.

Auf Kerners Veranlassung bezog er als Hütten- und Bergschüler die württembergischen Staatseisenwerke zu Wasseralfingen und Abtsgemünd und lernte hier von Grund auf einen Zweig technischer Produktion in einem Alter kennen, in dem die meisten jungen Menschen noch keine Ahnung von dem haben, was sie später einmal ergreifen werden. Von der Pike auf gedient zu haben, das war noch in späten Jahren sein berechtigter Stolz.

Nur einer ungewöhnlichen Energie konnte es gelingen, nach einer solchen, vom Schulschematismus so völlig abweichenden Vorbildungszeit in die kurze Spanne von fünf Semestern Maturitätsexamen, Universitätsstudium (Naturwissenschaften, Wirtschaftslehre und Hüttenfach) und Doktorpromotion hineinzudrängen. Daneben hatte sich der Jüngling durch Stundengeben einen Teil seines Unterhaltes zu verdienen, so daß gar manchesmal die Nacht zum Tag gemacht und an kurzen Tagesstunden die ausgefallene Nachtruhe nachgeholt werden mußte. Die Krönung einer staatswissenschaftlichen Preisaufgabe und die als besondere Anerkennung hierfür unentgeltlich verliehene Doktorwürde bildeten den glänzenden Abschluß seiner Studienzeit.

Mit zweiundzwanzig Jahren unter die aktiven Staatsdiener aufgenommen, wurde Steinbeis nach kurzer arbeitsreicher Dienstzeit am Königlichen Eisenwerk Ludwigsthal im Jahre 1830 an die fürstlich Fürstenbergischen Hüttenwerke am Ostabhang des Schwarzwaldes als Oberhüttenverwalter berufen. In verhältnismäßig selbständiger Stellung konnte er hier zum ersten Male seine organisatorischen und technischen Fähigkeiten entfalten.

Allein schon schaute sein Geist weiter hinaus über den Rahmen des ihm zugewiesenen Arbeitsgebietes, und auf Studienreisen, die er von dort aus nach Nord- und Westdeutschland, nach der Schweiz, Frankreich und Belgien unternahm, sammelte er eine Fülle von belehrenden Anschauungen und Eindrücken, die für seine ganze fernere Laufbahn entscheidend werden sollten. Beim Besuch der rheinischen Industriegegenden mochte er zu der Überzeugung gelangt

sein, daß für die in einer kohlenarmen Gegend gelegenen Fürstenbergischen Hüttenwerke die Konkurrenz mit den viel günstiger situierten rheinischen Betrieben auf die Dauer schwer erträglich werden würde. Dazu kamen Kompetenzstreitigkeiten mit der schwerfälligen fürstlichen Verwaltung, und so folgte er Ende 1842 einem Ruf an die Eisenwerke der Gebrüder Stumm in Neunkirchen, wo er mit Lebensvertrag unter äußerst günstigen Bedingungen angestellt wurde. Einen gewaltigen Schritt nach vorwärts sollten die großangelegten Stummschen Unternehmungen unter der Leitung von Steinbeis tun: die von ihm nach englischem und schottischem Muster angelegten Kokshochöfen, durch welche die kostspielige Holzkohlenfeuerung ersetzt wurde, waren die ersten in ihrer Art, die mit Erfolg in Deutschland eingeführt wurden. Ferner ermöglichte Steinbeis durch Erbauung eines Walzwerkes nach eigenem System die Herstellung von Eisenbahnschienen, mit der man damals eben einen ersten schüchternen Versuch in Deutschland gemacht hatte. Endlich trat er mit Erfolg für die Durchführung arbeiterfreundlicher Maßnahmen ein und schuf im kleinen bereits um die Mitte der vierziger Jahre eine Arbeiterfürsorge, wie sie lange Zeit nachher in nachweislichem Zusammenhang mit jenen Einrichtungen in der sozialen Gesetzgebung des Reichs zur Ausführung kam. Sehen wir so den Kreis seines Wirkens von Anfang an sich ständig erweitern, so wurde seinem Schaffensdrang der Umfang dieses Kreises doch erst in dem Augenblick weit genug ausgedehnt, als ihn seine heimatliche Regierung 1848 als technischen Rat und späterhin als Direktor und Präsident an die württembergische Zentralstelle für Gewerbe und Handel berief.

Zweimal schon hatte er ehrenvolle Rufe in die Heimat abgelehnt, das eine Mal 1838, als ihm der Lehrstuhl für Technologie und Maschinenbau an der Polytechnischen Schule in Stuttgart, das andre Mal, als ihm 1841 die Professur für Technologie an der Universität Tübingen angetragen wurde.

Das jähe Ende Stumms, den die Ereignisse des Revolutionsjahres mit trübem Pessimismus erfüllten — eine Schwarzseherei, die Steinbeis im Hinblick auf die Rentabilität der Hüttenwerke keineswegs teilte —, und vor allem die lockenden Aussichten, in größerem Stil als bisher seine Ideen verwirklichen zu können, ließen ihn diesmal mit der Annahme der vertrauensvoll gebotenen Hand nicht lange zögern.

Er kehrte in die Heimat zurück und trat an einen Posten, auf dem er, während zweiunddreißig Jahren nach den verschiedensten Richtungen schöpferisch tätig, seinem Land unschätzbare Dienste erweisen sollte.

In aller Stille hatte sich Württemberg für die neuen großen Aufgaben vorbereitet, die der Aufschwung von Technik und Industrie um die Mitte des Jahrhunderts den Ländern und Regierungen des europäischen Festlandes stellte.

Wie überall, so traten auch hier Symptome einer heraufziehenden Epoche des Industrialismus hervor, und es hat unter der klugen, vom Geist weiser Fürsorge und von unbefangenem Wohlwollen getragenen Regierung König Wilhelms I. früher schon nicht an Versuchen gefehlt, durch ein Zusammenwirken von freien Berufsorganisationen und staatlichen Maßnahmen auf eine Hebung von Handel und Gewerbe hinzuarbeiten. Besonders sind hier die

lokalen Gewerbevereine zu nennen, die sich später in einem Landesverband zusammenschlossen. Aus ihrer Mitte ging recht eigentlich die Idee der Zentralstelle hervor, indem sie sich im Februar 1848 an die Regierung mit der Bitte „um die Gründung einer eigenen Behörde, die die einzelnen Gewerbe mit Rat und Tat kräftig zu unterstützen vermöge", wandten.

Im Juni desselben Jahres wurde die Zentralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart konstituiert und vom König genehmigt. Bereits im August trat Steinbeis als technischer Rat mit dem Titel eines Regierungsrates in sie ein.

Zwei günstige Umstände trafen in der Beschaffenheit der neuen Behörde für Steinbeis zusammen: Einmal, daß sie gemäß ihrer Entstehung durchaus den Charakter einer Mittelstelle zwischen Regierung und Gewerbetreibenden an sich trug und in keiner Weise mit dem Fluch des Bureaukratismus behaftet war. Und weiter: daß ihre organisatorischen und verwaltungsrechtlichen Grundlagen noch recht ungefestigt waren. Beides zusammen gab einer so ausgeprägten, zielbewußten Persönlichkeit wie Steinbeis die Möglichkeit, dem neuen Institut den Stempel seines eigenen Wesens aufzuprägen, es sich zum elastischen Werkzeug seiner Gedanken und Ideen heranzubilden. Man kann hier wieder einmal so recht deutlich sehen, wie es die Persönlichkeit ist, die der Institution erst Wert und Inhalt verleiht, wie allerdings auf der andern Seite der Mann des öffentlichen Lebens der lebenskräftigen, entwicklungsfähigen Institution bedarf, um durch sie auf die Gestaltung der Dinge einzuwirken.

Die Zentralstelle war gedacht „als ein dem Ministerium des Innern untergeordnetes Landeskollegium mit verhältnismäßiger Selbständigkeit". Zu ihrem Geschäftskreis gehörten vor allem: Begutachtungen der die Gewerbe und den Handel berührenden Gesetzgebung, öffentliche gewerbliche Wirtschaftspflege, Dienstaufsicht über die Fabrikinspektion, Pflege des gewerblichen Ausstellungswesens, des gewerblichen Unterrichts, Aufsicht über das gesamte Gewichts-, Maß- und Patentwesen usw. — mit einem Wort sämtliche staatliche Maßnahmen zur Gewerbebeförderung im Königreich Württemberg. Das Statut, mehrfach umgearbeitet und mit Erweiterungen und Zusätzen versehen, ist sich in seinen Grundzügen bis heute treu geblieben, und die Zentralstelle hat sich mit der Zeit als unentbehrlicher Bestandteil dem württembergischen staatlichen und gewerblichen Leben eingefügt.

Als Steinbeis in sie eintrat, und als er 1855 ihr Vorstand wurde, da war er ein innerlich Fertiger, nicht im Sinne eines starren Dogmatikers — werden wir doch sehen, wie er seine Ansichten auf dem Gebiet der Zollpolitik gerade in den folgenden Jahren einer gründlichen Revision unterzog —, aber doch in dem Sinn, daß gewisse Grundüberzeugungen bezüglich seiner Amtsführung bei ihm feststanden. Er hatte sie nicht aus theoretischen Grübeleien geschöpft, sondern verdankte sie den reichen Erfahrungen, die er in einer nun schon zwanzigjährigen Praxis und insbesondere auf seinen zahlreichen Reisen gesammelt hatte. Man verkleinert das Verdienst von Steinbeis meines Erachtens nicht, wenn man zugibt, daß er weniger ein genialer Entdecker und Erfinder als ein kühner Eroberer und Vermittler gewesen ist. Fast alle die segens-

reichen Fortschritte, die mit seinem Namen in der Geschichte der württembergischen und damit indirekt der deutschen Industrie verknüpft sind, wurden in Nachahmung der klassischen Industrieländer, England voran, gemacht. Nur daß die Übertragung dessen, was er draußen sah, auf die heimischen Verhältnisse keineswegs bloße Nachahmung, sondern kongeniale Verarbeitung und kluge Anpassung an die oft recht schwierigen und kleinen Verhältnisse des Heimatlandes gewesen ist.

Es ist eine alte Wahrheit, daß es nicht minder von Genialität zeugt, für eine bereits aufgefundene und erprobte Idee im richtigen Augenblick mit den richtigen Mitteln einzutreten, als die Idee selbst zu finden. Da war es nun Steinbeis' feste Überzeugung, für die er seine ganze Kraft und seine reichen technischen, volkswirtschaftlichen, organisatorischen und schriftstellerischen Gaben und Kenntnisse einsetzte, daß der Moment gekommen sei, da Württemberg sich mit vollem Bewußtsein vom reinen Agrarstaat zum Industriestaat durcharbeiten müsse. Und er erkannte weiter, daß diese Entwicklung nicht dem Zufall überlassen bleiben dürfe, daß sie organisiert und in der richtigen Weise geleitet werden müsse, um sich nicht zu zersplittern und dadurch ihre beste Kraft zu vergeuden. Denn es war ihm bereits die Erkenntnis von der Einheit und dem innigen Zusammenhang alles industriellen und kommerziellen Lebens aufgegangen. Mußte er es auf Grund solcher Erwägungen lebhaft begrüßen, daß in der ihm anvertrauten Organisation eine leitende Zentrale für das württembergische Gewerbe geschaffen war, und hat er auch nie das geringste von dem ihm verfassungsmäßig zukommenden Einfluß preisgegeben, so war es doch andrerseits seine oft geäußerte und praktisch konsequent vertretene Überzeugung, daß dem freien Spiel der gewerblichen und wirtschaftlichen Kräfte keine staatliche Fessel angelegt werden dürfe. Gerade daß er, der Mann der Praxis, der selbständig Großbetriebe geleitet hatte und das Gewerbewesen von Grund auf kannte, an der Spitze der staatlichen Gewerbebeförderung stand, bewahrte diese vor dem Fehler, selbstherrlich Handel und Gewerbe die Bahnen vorzeichnen zu wollen. Die Zentralstelle blieb vielmehr in ununterbrochener, engster Fühlung mit allen Kreisen der württembergischen Industrie, der kleinen nicht minder wie der großen, und auf diese Weise verschmolzen die ungleichartigen Interessen und Einzelstrebungen zu einem organischen Ganzen, dessen Seele und treibende Kraft Steinbeis war und während seiner ganzen Amtszeit blieb.

Was nun die einzelnen Wege und Maßnahmen betrifft, durch die er sein Ziel zu erreichen suchte, so hat er sich darüber in seinem groß angelegten Buch „Die Elemente der Gewerbebeförderung, nachgewiesen an der belgischen Industrie" 1853 zusammenhängend ausgesprochen. Bei seiner Studienreise durch Belgien 1852 hatte sich ihm der Vergleich zwischen dem kleinen, industriell mächtig emporstrebenden Land, das eben daran war, sein gewerbliches Leben nach englischem Muster auszubauen, und dem ebenfalls zur Industrie hinstrebenden heimatlichen Staat fortwährend aufgedrängt. Was dort ging, das mußte, den andersartigen Verhältnissen angepaßt, hier auch gehen. So sind viele Einrichtungen und Maßnahmen, insbesondere auch auf dem Gebiet des gewerb-

lichen Unterrichts, einfach nach belgischem Muster von Württemberg übernommen worden. Andres verdankte wieder der freien Initiative von Steinbeis seine Entstehung.

Es ist unmöglich, im engen Raum dieser Gedenkblätter die Fülle fruchtbarer Anregungen auszuschöpfen, die von Steinbeis auf alle Gebiete des gewerblichen Lebens ausgingen. Nur auf einige besonders bedeutsame Momente sei hier noch ausdrücklich hingewiesen.

Steinbeis trat an die leitende Stelle zu einer Zeit, da das alte Zunftwesen sich bereits in völliger Zersetzung befand. Er sah darin eine geschichtliche Notwendigkeit und hat nie für künstliche Wiederbelebung veralteter Einrichtungen etwas übrig gehabt. Obgleich also entschiedener Zunftgegner, war Steinbeis dennoch ein warmer Freund des Handwerks und huldigte durchaus nicht der Ansicht von der notwendigen Aufsaugung der mittleren und kleinen Betriebe durch die großen. Seiner Überzeugung nach lag die Rettung für das Handwerk in einer umfassenden Neuorganisation auf der Grundlage des freien Wettbewerbes. Die am 1. Mai 1862 in Kraft getretene, auf dem Prinzip der Gewerbefreiheit aufgebaute württembergische Gewerbeordnung beseitigte nun zwar den letzten Rest von Zunftzwang, ließ aber eine Lücke in Hinsicht auf die nach Steinbeis' Meinung keineswegs bloß der privaten Vereinstätigkeit zu überlassende Neuregelung des Gewerbewesens.

Ein wichtiges Stück, die Lehrlingsprüfungsordnung, die auf den Grundsatz völliger Freiwilligkeit basiert wurde, gelangte nach Steinbeis' Entwurf noch im Jahre 1881 zu gesetzlicher Geltung.

Erfolgreich waren auch die Anregungen, die er zur Errichtung von Handelskammern nach belgischem Muster gab. Diese Organisationen, die dazu dienen sollten, „dem Gewerbestand bei Beratung der auf die Gewerbe sich beziehenden Angelegenheiten eine größere Mitwirkung einzuräumen", wurden in Württemberg früher als in den meisten andern deutschen Ländern obligatorisch und als selbständige Institute der Zentralstelle angegliedert. Ihre Jahresberichte wurden von dieser zusammengeordnet und veröffentlicht.

Daneben verfolgte Steinbeis mit unermüdlicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit das Gedeihen aller einzelnen Industriezweige. Auf einer Studienreise nach Irland gewann er wichtige Anschauungen auf dem Gebiet der Leinenindustrie. Württemberg wurde durch ihn „die Schule der süddeutschen Bleicherei". Die Anstellung eines Wanderlehrers für Webereiunterricht sowie die Gründung einer Webschule in Reutlingen 1855, deren Seele er von Anfang an gewesen ist, die Einführung der Nähmaschine, Mitte der fünfziger Jahre, und die 1860 veranstaltete mehrtägige öffentliche Vorführung des Maschinennähens, die Entsendung eines gutgeschulten jungen Hafners in die Töpferdistrikte Englands auf vier Jahre, die Errichtung einer Waren- und nicht lange danach einer Effektenbörse für den Tagesverkehr sind nur einige der markantesten Maßnahmen, die von der Zentralstelle ausgingen. Die Metallwarenfabrikation, die Holz-, Möbel-, Leder- und Seifenindustrie, die Herstellung von Zement- und Tonwaren blühten unter der Pflege der Zentralstelle in kurzer Zeit empor, und als 1853 die Württembergische Handels-

gesellschaft in Stuttgart als „geschäftlicher Vereinigungspunkt der exportierenden Firmen des Landes zur Belebung der Ausfuhr unter staatlicher Mitwirkung" gegründet wurde, da durfte Steinbeis die Hoffnung hegen, daß der vielversprechende Anfang, den Württemberg auf dem Feld der internationalen Konkurrenz bereits gemacht hatte, nur das erste Glied in einer Kette künftiger Erfolge sein werde.

Im Jahr 1851 nämlich, auf der ersten Londoner Weltausstellung, hatte Württemberg auf Steinbeis' Initiative eine über Erwarten erfolgreiche Separatausstellung seiner gewerblichen Erzeugnisse veranstaltet, die das allgemeine Interesse erregte. Dadurch ermutigt fuhr Steinbeis fort, dem Ausstellungswesen seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen: 1854 vertrat er Württemberg auf der Allgemeinen Deutschen Industrieausstellung in München, 1855 auf der Allgemeinen Kunst- und Industrieausstellung zu Paris, 1862 auf der Dritten Londoner, 1867 auf der Zweiten Pariser Weltausstellung, 1872 in Moskau und endlich 1873 in Wien. Dabei ging er von der damals sicher richtigen Ansicht aus, daß diese großen Jahrmärkte der Industrie eine vorzügliche Probe für die industrielle Leistungsfähigkeit der einzelnen Länder im Konkurrenzkampf mit dem Ausland seien, daß sie einen glänzenden Anschauungsunterricht größten Stils darstellten, und daß sie günstigenfalls einen nicht zu unterschätzenden kaufmännischen Gewinn abwarfen.

Auch als Organisator und Leiter von Ausstellungen in der Heimat tat sich Steinbeis mehrmals hervor, besonders auf der Schwäbischen Industrieausstellung in Ulm 1871 und auf der Württembergischen Landesgewerbeausstellung in Stuttgart 1881, die den glänzenden Abschluß seines Wirkens auf diesem Gebiet darstellte.

Gerade bei diesen Unternehmungen bewährte er sein Geschick, die verschiedenartigsten Elemente zu einem Zweck zu vereinigen, durch kluge und geschmackvolle Anordnung der auszustellenden Gewerbeerzeugnisse mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln eine große Wirkung zu erzielen.

Im engen Zusammenhang damit steht die Gründung des Musterlagers, einer permanenten Ausstellung von Mustern in- und ausländischer Gewerbeerzeugnisse, wozu Steinbeis durch das Statut der Zentralstelle verpflichtet war, die er aber ganz nach eigensten Grundsätzen anlegte und ausgestaltete. Das württembergische Musterlager, das erste deutsche seiner Art, das als einzigen Vorgänger das in Paris seit 1794 bestehende „Conservatoire des arts et métiers" hatte, ward bald weit über Württembergs Grenzen hinaus bekannt und nachgeahmt. In einem Brief vom 12. Oktober 1875 nannte der damalige Direktor des South Kensington Museum, Sir Philipp Cunliffe Owen, Steinbeis „the acknowledget Father and Patriarch of all these Museums".

Wie liberal die Zentralstelle ihre mit der Zeit sehr wertvoll gewordenen Sammlungen zur Verfügung stellte, ist u. a. daraus zu ersehen, daß einzelne Modelle und Muster an Gewerbetreibende des Landes unentgeltlich ausgeliehen wurden. Heute befindet sich das Musterlager in den opulenten Räumen des Landes-Gewerbemuseums in Stuttgart, das Müller in seiner Gedenkschrift

mit Recht „das bleibende Denkmal für die volkswirtschaftliche Entwicklung Württembergs im 19. Jahrhundert“ nennt.

Noch haben wir ein Gebiet der Tätigkeit von Steinbeis nicht gewürdigt, vielleicht das bedeutendste, auf dem er die nachhaltigsten Wirkungen geübt hat: das des gewerblichen Unterrichtswesens. Auch da folgte Steinbeis nur den Weisungen, die ihm das Statut der Zentralstelle gab, wenn es „Kenntnisnahme vom Zustand des gewerblichen Unterrichts und Einreichung von Verbesserungsvorschlägen an das Kultusministerium“ unter ihren Aufgaben nannte. Aber auch hier ging er seine eigenen Wege.

Durch seinen eigenen Entwicklungsgang, durch Erfahrungen, die er mit der Heranbildung junger, ihm anvertrauter Kaufleute und Industrieller schon bei Stumm gesammelt, und vor allem durch die Anregungen, die er aus dem Studium ausländischer Schulen, insbesondere der belgischen, geschöpft hatte, war er zu der Überzeugung gelangt, daß unser gesamtes deutsches Schulwesen viel zu sehr von formalen Gesichtspunkten beherrscht sei. Demgemäß erstrebte er für den gewerblichen Unterricht eine innige Verbindung von Theorie und Praxis, dergestalt, daß alle theoretische Erkenntnis sofort praktisch begründet und selbsttätig erprobt werden sollte. Dabei wurde auch hier das Prinzip der Freiwilligkeit betont. Wer nicht den Bildungstrieb in sich fühlt, der sollte auch nicht zur Gewerbeschule gepreßt werden. Und wer nicht zum Meister geboren war, den sollte man auch nicht künstlich dazu in die Höhe schrauben. Also Heranbildung einer Auslese der Tüchtigsten. Nach diesen Grundsätzen wurde seit 1853 das gewerbliche Fortbildungswesen in Württemberg neu organisiert. Der Unterricht wurde an Werktagen des Abends erteilt und ein Schulgeld erhoben. Die neuen Schulen erhielten den Charakter von Gemeindeanstalten mit besonderer Fachaufsicht. Der Staat verpflichtete sich zu regelmäßigen Beiträgen, und bald entstanden im ganzen Lande Gewerbeschulen, von denen nach Müller drei Viertel der heute bestehenden unter Steinbeis ins Leben gerufen worden sind. Die Zentralstelle sorgte für vorzügliche Lehrmittel, Muster und Modelle, die sie großenteils in ihren eigenen Werkstätten herstellen ließ. Unter den gewerblichen Unterrichtsfächern Chemie, Mechanik, gewerbliche Betriebslehre, Korrespondenz, Buchführung und kaufmännisches Rechnen bevorzugte Steinbeis ganz besonders das Zeichnen, von dessen praktischem Bildungswerte er die höchste Meinung hatte, und fügte dem Lehrplan Unterweisungen in der Volkswirtschaftslehre hinzu. Durch seine Mitwirkung an der Verdeutschung der Volkswirtschaftslehre des Franzosen Rapet („Volkswirtschaft für jedermann“) erwarb er sich um die Popularisierung der Nationalökonomie ein Verdienst.

Ich muß es mir versagen, auf die von ihm ins Leben gerufenen Fach- und weiblichen Fortbildungsschulen hier näher einzugehen und erwähne nur noch die Reutlinger Frauenarbeitsschule als eine seiner Lieblingsschöpfungen, die sich heute eines ehrenvollen Rufes im In- und Ausland erfreut. Daß Steinbeis sich auch auf diesem Gebiet nicht nur die Heimat, sondern die Nation zu bleibendem Dank verpflichtet hat, bezeugen die Worte Oskar Paches in seinem „Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens“ (II. Teil 1897,

S. 1 u. 15): „Was Steinbeis geschaffen, hat zunächst Württemberg großen Segen gebracht; die großen Werke hervorragender Geister kennen in ihren Wirkungen aber keine Grenzpfähle, und darum ist das Resultat seines Denkens und seiner Mühe auch dem ganzen Vaterland ein nachahmenswertes Vorbild geworden. Besonders die deutschen Fortbildungsschulen blicken mit hoher Verehrung und Dankbarkeit auf den Mann, der die sittliche, wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Fortbildungsschule in vollem Umfang erkannt und ihr neue Bahnen geebnet hat. Darum wird sein Name für immer mit der Geschichte des nationalen Fortbildungsschulwesens verbunden bleiben.

Das Werk eines Mannes spricht für sich. Es löst sich ab von der Persönlichkeit und wirkt am Ort seiner Entstehung und weit darüber hinaus. Das Bild des Künstlers, Dichters, Philosophen, ja selbst des Gelehrten ist mit vielen Zügen in das Werk verflochten und wird nicht so leicht wieder vergessen. Anders beim Mann des praktischen Lebens. Ihm wird der Erfolg rascher zuteil; allein die Spuren der Individualität verwischen sich im Gedächtnis der Nachwelt ebenso rasch. Es hat Ferdinand Steinbeis zu seinen Lebzeiten nicht an Anerkennung gefehlt. Das Württembergische Königshaus verlieh ihm die höchsten Würden und Auszeichnungen. König Wilhelm I. erkannte die Bedeutung seines Zentralstellepräsidenten und hielt jederzeit seine schützende Hand über ihn. Aber auch das Ausland überhäufte ihn mit Ehren. Der Chedive lud ihn als Delegierten zum Komitee der europäischen Handelsvertreter bei der Eröffnung des Suez-Kanals 1869; verschiedene wissenschaftliche Korporationen nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf.

Und doch konnte man den Hochbetagten nach seiner Zurruhesetzung manchmal darüber klagen hören, daß er bereits von vielen vergessen sei, die er sich zu bleibender Dankbarkeit verpflichtet habe. Es war eine wehmütig berührende Erfahrung, daß dieser Mann buchstäblich mit dem Augenblick der Amtsniederlegung aus dem Organismus ausgeschaltet war, in dem er während so vieler Jahre die treibende Kraft bedeutet hatte.

Und doch war er nicht nur ein genialer Organisator, ein Bahnbrecher auf seinem Gebiete — er war auch ein Mensch von großer Originalität, eine geist- und charaktervolle Persönlichkeit. Man konnte ihm nicht nahetreten, ohne starke Eindrücke von ihm zu empfangen, vor allem den einer imponierenden Willensnatur. Etwas vom geborenen Herrscher lag in ihm. So fein und liebenswürdig er in Gesellschaft sein konnte — die Grundzüge seines Wesens traten dort am deutlichsten hervor, wo er zu befehlen, zu organisieren, zu erziehen hatte. Da waren seine Hände hart; seine Augen blickten scharf; seine Sprache war herb und streng. Er hat gewiß immer das Gute gewollt und war von echtem Liberalismus erfüllt. Aber das hinderte ihn nicht, seine Ziele rücksichtslos zu verfolgen, die Menschen, wenn er es für nötig hielt, zu ihrem Heil zu zwingen und in der Wahl der Mittel alle weicheren Gefühle beiseite zu setzen. Er konnte dadurch zuweilen kalt erscheinen; er war es im Grunde nicht. In der Tiefe seines Wesens lagen zartere Regungen, und sie brachen auch immer wieder durch.

Obwohl weit herumgekommen und den meisten seiner Landsleute überlegen durch weltmännische Bildung und sicheres Auftreten, verleugnete er den Schwaben in keinem Zug. Schwäbisch war und blieb nicht nur seine Aussprache, auch gefühlt und gedacht hat er allezeit schwäbisch, trotz des Kosmopolitischen in seiner Weltauffassung. Die sittliche Kraft des altschwäbischen Luthertums, der Bengel, Andreä und Ötingen, lebte in der Form eines unbeugsamen Rechts- und Pflichtgefühls in ihm. Das demokratische Element des schwäbischen Volkscharakters, das in Uhlands politischen Liedern und Balladen seinen schönsten Ausdruck gefunden — es vereinte sich in ihm mit treuer Anhänglichkeit an sein angestammtes Königshaus.

Hier noch ein kurzes Wort über seine wirtschaftspolitischen Anschauungen, die den schwersten Konflikt seines Lebens hervorriefen. Steinbeis war in seinen Anfängen, ähnlich seinem genialen Landsmann und Zeitgenossen Fr. List, Anhänger des Schutzzolls. Er vertrat sogar im Auftrag seiner Regierung im Jahre 1848 den Gedanken eines nationalen Schutzzollsystems anläßlich der Gründung des „Allgemeinen Vereins zum Schutz der vaterländischen Arbeit" mit solchem Geschick, daß man ihn zum Vereinspräsidenten wählen wollte und infolge seiner Ablehnung wenigstens zum Vertreter des Vorsitzenden wählte. Es waren wiederum die Vorgänge in England, das seit 1856 bewußt und erfolgreich das Freihandelssystem bevorzugte, die Steinbeis völlig umstimmten und zum begeisterten Vorkämpfer des Freihandels machten.

Die einzelne Volkswirtschaft war nach seiner Meinung nur ein Glied der gesamten Weltwirtschaft, und er hielt es für einen schädlichen Eingriff in ihren innersten Lebensnerv, wenn man sie durch die künstlich aufgerichtete Mauer der Schutzzölle darin hinderte, das zu werden, was ihre natürliche Bestimmung war. Noch bis in seine letzten Jahre wurde er nicht müde, das Freihandelsargument in Wort und Schrift zu entwickeln, und es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen er die von Preußen seit 1873 eingeleitete Schutzzollpolitik begrüßte. An sich einer Einigung Deutschlands unter Preußen nicht abhold, empfand er die Bismarcksche Wirtschafts- und Zollpolitik als einen Schlag gegen die von ihm in den sechziger Jahren mit herbeigeführte freihändlerische Entwicklung. Hatten schon die kriegerischen Ereignisse des Jahres 70/71 das Gedeihen der Gewerbe empfindlich gestört, so sah sich Steinbeis durch den neuen Zolltarif von 1879 in seinen Bestrebungen so sehr gehemmt, daß man es wohl verstehen kann, wenn er trotz seiner verantwortlichen Stellung öffentlich, wo er konnte, gegen den neuen Kurs protestierte und seine freihändlerischen Ansichten in einer allerdings nicht immer ganz vorsichtigen Weise zum besten gab. Die Folgen blieben nicht aus. Man griff ihn in der Kammer aufs heftigste an, und Männer wie Moritz Mohl und Freiherr v. Varnbüler versagten es sich nicht, dem Schöpfer von Württembergs Industrie, wie er es selbst nannte, „den Hexenprozeß zu machen", d. h. auf seine Absetzung zu drängen. Hatten diese Angriffe auch keinen Erfolg, so verbitterte die Art, wie der Kampf geführt wurde, Steinbeis doch so sehr, daß Dr. Müller hier wohl von einem tragischen Moment in seinem Leben sprechen darf. Es warf

doch einen trüben Schatten auf seine glänzende Laufbahn, daß ganz an ihrem Ende solche Mißhelligkeiten entstanden; und wer ihn näher kannte, der hatte Gelegenheit zu beobachten, daß der anscheinend so feste Mann mehr unter diesen Dingen litt, als er selbst zugestehen wollte. Dennoch stand er bis zuletzt in seiner Zeit und erlebte sie mit, an allen ihren Kämpfen, Hemmungen und Fortschritten den stärksten inneren Anteil nehmend. Und eigen — der Mann, dem die Praxis einst alles, die Theorie nur Mittel zum Zweck gewesen war, konnte in den Zeiten seines Ruhestandes der Neigung seines Stammes zur Spekulation nicht widerstehen. Aus der Fülle seiner Erfahrungen suchte er sich eine eigene Weltanschauung zu gestalten, und mit dem Temperament des Jünglings pflegte er sie in stundenlangen Debatten zu beweisen und zu verteidigen.

Diese Weltanschauung ging — wie bei ihm nicht anders zu erwarten — von einem durchaus industrialistisch gefaßten Kulturbegriff aus. Die Entwicklung der Menschheit durch die pädagogischen und vorwärts treibenden Wirkungen der praktischen Arbeit zum Ziel einer hochgesteigerten materiellen Kultur: dies war seine Lieblingsidee, der sich alle andern Ideen von Politik, Kunst, Wissenschaft und Religion unterzuordnen hatten. Zeigen diese Gedanken eine starke Wahlverwandtschaft mit Anschauungen der französischen Aufklärung und des englischen Utilitarismus, so lag der Reiz, mit dem er sie vorzutragen und zu begründen wußte, vor allem in seiner Persönlichkeit und dem Lebenswerk, das hinter ihr stand.

Menschen wie Steinbeis haben das Recht der Einseitigkeit. In ihrer Weltanschauung kristallisiert sich ihr Leben, und soweit dies Leben wirkliche Werte schuf, hat auch ihre sich darauf gründende Philosophie Daseinsberechtigung. Steinbeis war ein vollbürtiger Vertreter der Epoche des aufsteigenden deutschen Industrialismus. Er hat für andre Ideale als die seiner Epoche vielleicht nicht immer ein volles Verständnis gehabt. Aber er war ein ganzer Mann und hat sich um die Hebung des Erwerbslebens und damit der materiellen Existenz unsres Volkes ein unbestreitbares Verdienst erworben. Darum sollte er unter uns unvergessen bleiben!

Parga.

Von

H. Brentano.

In den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts machte die kleine Republik Parga, die als felsige Halbinsel vom Festlande Süd-Albaniens ins Jonische Meer hineinragt, gar viel von sich reden. Politiker sowohl als Dichter beschäftigten sich mit ihrem und ihrer kühnen Bewohner Schicksal, um ihretwillen wurden endlose Beratungen zwischen den Vertretern der europäischen Mächte gepflogen, Verträge geschlossen, gelöst und wieder geschlossen, Lieder und Tragödien entstanden zum Ruhme der freiheitsdurstigen Parginier, die die Auswanderung der Knechtschaft vorgezogen hatten. Dann wurde das Drama, das sich auf der Halbinsel abgespielt hatte, durch andre politische Ereignisse in den Hintergrund gedrängt, die Lieder verklangen, die Schriften, die von den Freiheitshelden berichten, gerieten in Vergessenheit, und die Gegenwart weiß von Parga nicht viel mehr, als daß es eine unbedeutende Seestadt im türkischen Vilajet Janniná ist, die sich durch malerische Lage auszeichnet und Handel mit Olivenöl und Südfrüchten treibt.

Da wird nun das Interesse für jenen einst von Poesie umwobenen Erdenwinkel neuerdings geweckt durch ein umfangreiches Prachtwerk[1]), dessen Titelblatt den Namen des Verfassers nicht nennt, und das im Buchhandel nicht zu erhalten ist. Nur in eingeweihten Kreisen weiß man, daß dieses Werk aus der Feder des österreichischen Erzherzogs Ludwig Salvator stammt, desselben, von dem bereits mehrere gleichartige, z. T. von ihm selbst illustrierte Werke existieren, alle anonym und nicht für die große Öffentlichkeit gedruckt.

Erzherzog Ludwig Salvator ist am 4. August 1847 zu Florenz als Sohn des Großherzogs Leopold II. von Toskana und dessen zweiter Gemahlin Maria Antonia, Prinzessin beider Sizilien, geboren, somit ein Bruder des kürzlich verstorbenen Großherzogs Ferdinand IV. von Toskana. Schon in früher Jugend zeigte er besondere Vorliebe für das Studium der Naturwissenschaften; diese Vorliebe nahm mit den Jahren nur zu und veranlaßte ihn, den größten Teil seiner Einkünfte wissenschaftlichen Zwecken zu widmen. Seit 1869 verbringt der Erzherzog, der unvermählt geblieben ist, seine Zeit mit Forschungsreisen, die er auf einer eigenen Jacht nach fremden Weltteilen unternimmt; sein

[1]) „Parga". Zwei Bände. Prag, Druck und Verlag von Heinrich Mercy & Sohn. 1907. — „Versuch einer Geschichte von Parga". Prag, ebenda. 1908.

Lieblingsgebiet aber bleibt stets das Mittelmeer, dessen Küsten und Inseln — einige seiner Werke beweisen das [1]) — ihm vertraut sind wie kaum einem andern Gelehrten. So hat es ihm denn auch Parga angetan, „diese Fackel des freien Hellenentums, die in der Hoffnung, andre zu befreien, in sich selbst erlosch beim fruchtlosen Streben patriotischer Seelen"; er hat die wildromantischen Felsen der Halbinsel und die zerklüfteten Inseln, die sie wie eine prächtige Perlenschnur umgeben, durchstreift, hat Land und Leute studiert und in ihrer Schönheit und Eigenart geschildert und nicht eher geruht, als bis er alles, was sich über die Geschichte Pargas auffinden ließ, in übersichtlicher Zusammenstellung vereinigt hatte.

Darüber, was Parga im Altertum war, läßt sich nichts Sicheres ermitteln, doch scheint es identisch zu sein mit dem alten Toryne oder Torone, bei dem Oktavians Flotte ankerte, bevor sie nach Aktium segelte, um Antonius eine Schlacht zu liefern. Unter den byzantinischen Schriftstellern wird es nur von Johannes Kantakuzenos erwähnt, und zwar als eine der berühmtesten Städte des Epirus jener Zeit und als eine der wenigen, die der byzantinischen Herrschaft treu blieben, als im Epirus eine Empörung gegen das Kaisertum ausbrach (1337). Damals lag die Stadt noch nicht so dicht am Meere wie heute, sondern etwa eine Stunde davon entfernt; als jedoch die Türken auf der Balkanhalbinsel erschienen, sahen sich die Parginier nach einem geschützteren Platze um und verlegten die Stadt auf die unzugänglichen Felsen der steil aus dem Meere aufragenden Halbinsel. Eine alte Überlieferung meldet von dieser Umsiedlung folgendes: Ein Hirt entdeckte zufällig in einer Höhle am Meere ein Bildnis der heiligen Jungfrau, vor dem eine Lampe brannte. Er berichtete in der Stadt von seinem Funde, und nun zogen alle Parginier, von der Geistlichkeit — die Parginier bekennen sich zum griechisch-orthodoxen Glauben — geführt, in feierlicher Prozession zu der Höhle und trugen das Heiligenbild in die Kirche Alt-Pargas. Doch am nächsten Tage war das Bild aus der Kirche verschwunden und an seinen früheren Platz zurückgekehrt. Dies wurde als ein göttlicher Wink angesehen, daß die Parginier ihre alten Wohnsitze verlassen und sich auf dem Felsen ansiedeln sollten, in dem die Höhle sich befand. Mit der Zeit fühlten die Parginier sich aber auch auf ihrer wogenumspülten, vom Festlande aus durch einen einzigen Engpaß erreichbaren Halbinsel nicht mehr sicher genug, und sie beschlossen, sich in den Schutz eines mächtigen Seestaates zu stellen. Ihre Wahl fiel auf Venedig, das bereits die Jonischen Inseln besaß. Vier angesehene Parginier begaben sich im Frühling 1401 nach Korfu zu den venetianischen Regierungsvertretern, wurden freundschaftlich empfangen und legten nach kurzen Verhandlungen den Eid der Treue für Venedig ab (21. März 1401). Mit dieser Unterwerfung unter die venetianische Oberherrschaft beginnt erst eine eigentliche Geschichte Pargas, das

[1]) „Levkosia, die Hauptstadt von Cypern". Prag 1873. — „Jachtreise in den Syrten". Prag 1874. — „Bizerta und seine Zukunft". Prag 1881. — „Die Serben an der Adria". Leipzig 1870—1879. — „Paxos und Antipaxos". Würzburg 1887. — „Die Liparischen Inseln". Prag 1897. — Und vor allem „Die Balearen. In Wort und Bild geschildert". Sieben Bände. Leipzig 1869—1891.

von nun an in alle Kämpfe zwischen Venedig und den Türken hineingezogen, dafür aber durch mancherlei Privilegien entschädigt wurde. Den Bewohnern der Halbinsel wurde z. B. zugestanden, daß sie sich auch fernerhin nach den Satzungen ihrer Vorfahren selbst regieren und nur von selbstgewählten Magistraten richten lassen durften, daß sie keiner fremden Macht in Tausch gegeben werden und von Taxen und Abgaben befreit bleiben sollten. Als Kuriosum sei erwähnt, daß zu den Privilegien auch die alljährlich um die Weihnachtszeit stattfindende Verteilung von „Teganites", einem Gebäck aus Mehl, Eiern, Honig und Öl, gehörte, und daß der Gouverneur von Parga verpflichtet war, den angesehenen Bürgern der Stadt jährlich zwei Festessen mit Mehlspeisen und vielen Süßigkeiten zu geben. Das Veranstalten von Festen und Gastmählern kam durch den Einfluß der leichtlebigen Venetianer bei den bisher sehr mäßigen und ernsten Parginiern überhaupt recht in Aufnahme. So wurden unter anderm in der ersten Maiwoche jeden Jahres Festlichkeiten zu Ehren der heiligen Rosalia abgehalten, während welcher sich das Volk, dem für diese Tage die Einnahmen des Zollamts überlassen wurden, an Tänzen, Spielen und Gastmählern ergötzte. Am achten Tage fand ein Scheingefecht statt, in dem regelmäßig ein in türkische Kleidung gestecktes Korps von einem andern, venetianisch uniformierten, besiegt wurde.

In der Wirklichkeit ging es oft genug anders zu als in diesen Kriegsspielen, und mehr als einmal wurde Parga von türkischen Scharen überfallen, geplündert und teilweise zerstört. Den Bitten der Bewohner folgeleistend ließ Venedig schließlich eine Mauer um die Stadt aufführen und die mächtige, heute noch erhaltene Zitadelle erbauen (1571—1575), zu deren Füßen sich die Stadt bis zum Strande hinab ausbreitete. Die Festung wurde mit einer kriegstüchtigen, zumeist aus fremden Kriegern bestehenden Besatzung ausgerüstet, und nun erst konnte Parga wieder einigermaßen als See- und Handelshafen zur Geltung kommen. Die Bewohner widmeten sich wieder dem Ackerbau, der von altersher ihre Hauptbeschäftigung war und durch die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigt wurde, und der Obstzucht, die auch heute noch an den sonnigen Abhängen der Halbinsel eifrig betrieben wird. Orangen, Zitronen, Granatäpfel, Feigen, Zedern, Mandeln, Nüsse, Birnen und Trauben wetteifern im Gedeihen und werden über Triest oder Fiume nach Österreich-Ungarn und Deutschland verschickt. Den wichtigsten Ausfuhrartikel aber bildet heute wie damals Olivenöl; hatte Venedig doch eine Belohnung für die Anpflanzung eines jeden Ölbaumes ausgesetzt, um den Parginiern eine ergiebige Einnahmequelle zu verschaffen. Prächtige Ölbaumwaldungen decken jetzt die einst nackten Bergwände und bilden eine der größten Schönheiten der an landschaftlichen Reizen so reichen Halbinsel. „Die dunklen Äste streben himmelhoch, Sonne und Licht suchend. Und mächtig erweitern sich am Fuße des Stammes die Wurzeln, die aus dem üppigen Boden Nahrung und Kraft schöpfen. Ab und zu trifft man ein Weib, welches Oliven aufklaubt, zuweilen hat ein Mann seinen Radmantel am Boden ausgebreitet, die vielleicht unreinen Schuhe weit weg von sich gestellt und auf seinem Mantel, der nun sein Teppich ist, verrichtet er unbekümmert um die etwa Vorübergehenden, wie die Sonne sich

neigt, seinen Abend-Namaz. In die auf- und absteigenden Bewegungen des Gebetes scheint sich auch der Rhythmus der singenden Nachtigallen, das Spiel der Brise im Blätterwerk der Bäume und das Gemurmel der fließenden Wasser zu fügen, und so dünkt es uns ein einziges, einstimmiges Gebet der ganzen Natur zu ihrem Schöpfer" [1]).

Die Treue der Parginier gegen Venedig bewährte sich durch die Jahrhunderte hindurch. Tapfer widerstanden sie den sich immer erneuernden Überfällen der Türken und fochten nebenbei auch noch manch heißen Kampf mit ihren christlichen Nachbarn aus, die sie durch Grenzstreitigkeiten und Raubzüge belästigten. Anderseits gewährten sie wiederholt dem nahen Suli, das von den Türken hart bedrängt wurde, Beistand und Schutz. So wurde Parga „das Bollwerk griechischer Freiheit. Aus dem Epir, aus Thessalien, aus Akarnanien etablierten dort wie in einem Asyl die tapferen griechischen Kapitäne jener Epoche ihre Familien, kämpften vom Frühjahr bis zum Herbst auf den Höhen gegen den Feind und flüchteten sich zur Winterszeit nach Parga wie in einen sicheren Hort ... Inzwischen fiel im Jahre 1797 Venedig. Dies war für die Parginier ein harter Schlag. Als Beweis der Anhänglichkeit der Parginier für die Republik gelte die Tatsache, daß sie, kaum unterrichtet, daß der letzte venetianische Gouverneur der Jonischen Inseln keine Soldaten hatte, etwa 120 Soldaten nach Korfu schickten, die unentgeltlich ihren Dienst anboten" [2]).

Parga war durch den Frieden von Campoformio zusammen mit den Jonischen Inseln an Frankreich gekommen und hatte von den Franzosen die Bestätigung der bisherigen Privilegien erhalten. Napoleons ägyptischer Feldzug veranlaßte jedoch die Pforte, Frankreich den Krieg zu erklären, und der Vezier Ali Pascha, der durch seinen Ehrgeiz, seine Grausamkeit und seine landesverräterischen Beziehungen zu den europäischen Großmächten berühmte Statthalter von Süd-Albanien — den Victor Hugo „le seul colosse que ce siècle puisse mettre en face de Bonaparte" nannte — erhielt den Befehl, durch gemeinsames Vorgehen mit den alliierten Flotten Rußlands und der Türkei die Plätze an der epirotischen Küste, die einst den Venetianern gehört hatten, zu besetzen. Ali Pascha nahm am 12. Oktober 1798 das südlich von Parga gelegene Prevesa und sandte noch am selben Tage den Parginiern den folgenden Brief: „Ich, Ali Pascha, melde Euch, o Männer von Parga, die Schlacht, die heute stattgefunden hat und durch die ich mich Prevesas bemächtigt habe. Ich schreibe Euch, um Euch hiervon zu benachrichtigen und Euch zu sagen, daß ich trotzdem mit Euch keinen Krieg führe. So schickt mir denn zwei oder drei Personen, die mit mir unterhandeln und Euch meinem Herrscher übergeben sollen. Ich werde Euch die Bedingungen gewähren, die Ihr stellen werdet; folget Ihr aber dieser Einladung nicht, so wisset, daß ich Euch den Krieg erkläre, und dann wehe Euren Köpfen!"

Die Parginier ließen dieses Schreiben unberücksichtigt; erst auf einen zweiten Brief Alis, in dem sie aufgefordert wurden, die in Parga befindlichen Franzosen niederzumetzeln oder zu vertreiben, antworteten sie:

[1]) „Parga". Bd. I, S. 90. [2]) „Versuch einer Geschichte von Parga". S. 49.

„Hoher Ali Pascha! — Wir begrüßen Dich. Wir haben Deine beiden Briefe erhalten, und wir freuen uns, daß Du in guter Gesundheit bist. Was Du von uns verlangst, wirst Du nicht so leicht erzielen, weil das Los, das Du unsern Nachbarn bereitet hast, uns alle überzeugt hat, daß wir einen freien, glorreichen Tod einer feigen, knechtischen Unterwerfung an einen Tyrannen vorzuziehen haben. Du willst, daß wir die Franzosen überfallen und töten; dies können wir nicht, und selbst wenn wir es könnten, täten wir es nie, weil unser Vaterland sich vierhundert Jahre seiner Aufrichtigkeit gerühmt hat und häufig Gelegenheit hatte, diese mit dem eigenen Blute zu bezeugen. Und jetzt sollten wir diesen Ruhm verunglimpfen? — Nein. Wiederhole es, uns ungerechterweise zu drohen, da Du die Macht dazu hast, aber die bloßen Drohungen stehen großen Männern schlecht an. Überdies wissen wir nicht, was Furcht ist, da wir gewöhnt sind, glorreiche Schlachten zur Verteidigung des Rechtes und des Vaterlandes zu schlagen. Gott ist gerecht. — Wir sind vorbereitet. Die Stunde naht, in welcher der Sieger verherrlicht sein wird. — Lebe wohl."

Erneuerte Drohungen Alis waren die Antwort auf dieses kühne Schreiben.

Das französische Präsidium auf Korfu wurde von den Parginiern über den Briefwechsel mit dem Pascha unterrichtet und zugleich ersucht, die Besatzung freiwillig aus der Zitadelle zurückzuziehen, um den Türken keinen Grund zum Angriff zu bieten. Nach Abzug der Franzosen richteten die Parginier an die Admirale der russisch-türkischen Flotte, Uschakow und Kadir Bey, die Bitte, daß der alte Verband Pargas mit den Jonischen Inseln erhalten bleibe. Die Admirale versprachen, ihr Möglichstes zu tun, rieten den Parginiern aber, sich mit Ali in Güte auseinanderzusetzen. Diese knüpften denn auch in der Tat mit dem Pascha Verhandlungen an, durch die jedoch nichts erreicht wurde. Nach wie vor drohte Ali, die Festung anzugreifen, doch Admiral Uschakow sandte eine kleine russische Besatzung nach Parga, bewog Ali Pascha, vorläufig auf jeden Angriff zu verzichten, und erklärte, bis zu einer Verständigung zwischen dem Zaren und dem Sultan werde die Halbinsel unter Rußlands Schutz verbleiben. So wehte denn nach der venetianischen und französischen die russische Flagge von der Zitadelle herab, zum großen Mißfallen Alis, der mit solchen Hindernissen nicht gerechnet hatte.

Durch den Vertrag von Konstantinopel vom 21. März 1800 zwischen Rußland und der Türkei wurde endlich festgesetzt, daß die Jonischen Inseln als Septinsularrepublik unter russisch-türkischem Protektorat bestehen sollten, die ehemaligen venetianischen Besitzungen auf dem Kontinente aber — Parga, Prevesa, Vonitza und Butrinto — wurden unter Wahrung ihrer religiösen und administrativen Rechte der Pforte zugesprochen. Während die drei andern Küstenplätze sogleich widerstandslos von den Türken besetzt wurden, verweigerte Parga die Unterwerfung und wandte sich an die russische Regierung mit der Bitte um Einverleibung in die Jonische Inselrepublik. Das Gesuch wurde nicht berücksichtigt und die Parginier mußten sich das Hissen der türkischen Flagge auf ihrer Zitadelle gefallen lassen; doch hatten sie es durch unermüdliche Vorstellungen bei den Mächten durchgesetzt, daß mit der Verwaltung der

Küstenplätze nicht Ali Pascha betraut wurde, und daß die wichtigsten der Privilegien, die sie seit Jahrhunderten besaßen, ihnen erhalten blieben. Ihr Mut war nicht gebrochen, ihre Hoffnung auf Selbständigkeit noch nicht vernichtet, und nach wie vor unterstützten sie die Sulioten gegen Ali Pascha, der seine Angriffe nun gegen Suli richtete, in der Absicht, sich von dorther Pargas zu bemächtigen, jedoch in jahrelangen Kämpfen seinem Ziele nicht näher kommen konnte.

Nach dem Frieden von Tilsit (1807), durch den die Jonischen Inseln abermals in französischen Besitz kamen, besetzten die Franzosen auch Parga wieder, da Napoleon sehr wohl wußte, welche Bedeutung die Halbinsel für die Verteidigung Korfus besaß. Alis Bemühungen, den französischen Gouverneur von Korfu zur Abtretung Pargas zu überreden, waren erfolglos; es schienen wieder glückliche Zeiten für die vielumstrittene Halbinsel anzubrechen.

Doch Ali Paschas Haß gegen die Parginier sowie seine Sehnsucht, Herr der Felsenfestung zu werden, die ihm als ein geeigneter Zufluchtsort in Tagen des Unglücks erscheinen mochte, ruhten nicht. Nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen, sich der Stadt zu bemächtigen, ließ er zu Anfang des Jahres 1814 — ohne von seiner Regierung dazu ermächtigt zu sein und ohne Kriegserklärung — eine aus zirka 6000 albanischen Soldaten gebildete Schar unter Anführung seines Neffen in parginisches Gebiet einrücken. Als die Parginier vom Nahen des Feindes erfuhren, bezogen sie mit Frauen und Kindern eine feste, den Engpaß beherrschende Stellung und unterhielten von dort aus ein ununterbrochenes Feuer, bei dem die Frauen und Kinder die Gewehre luden und den Männern reichten. Nach kurzem Kampfe mußten sich die Türken unter großen Verlusten zurückziehen. Bei der Nachricht von dieser Niederlage war Ali Pascha vor Wut kaum seiner Sinne mächtig: brüllend wälzte er sich auf seinen Teppichen und drohte allen, die ihm Trost zusprechen wollten, mit dem Tode.

Wenige Tage nach dieser Schlacht erfuhr man in Parga, daß infolge eines Übereinkommens der Mächte die Jonischen Inseln in den Schutz Englands gestellt, die ehemals venetianischen Besitzungen an der epirotischen Küste aber gemäß dem Konstantinopler Vertrag von 1800 wiederum der Türkei zugesprochen werden sollten. Die Parginier wandten sich nun an die Engländer mit der Bitte um Schutz gegen Ali Pascha, in dessen Gewalt sie nun und nimmer geraten wollten. Sie erhielten die Antwort, daß ihnen geholfen werden sollte, wenn sie es allein fertig brächten, die französische Besatzung aus der Zitadelle zu entfernen und die englische Flagge auf den Festungsmauern zu hissen. Die Parginier organisierten nun ein geheimes Komplott, um diese Weisung auszuführen: „Die Witwe eines gewissen Turko Janni, die seit einiger Zeit Wäscherin der französischen Besatzung war und deren Familie in der Festung wohnte, übernahm es, die Tore der Festung ohne Blutvergießen zu öffnen. Die englische Flagge unter ihrem Rocke versteckt, begab sie sich bei Tagesanbruch des 22. März, als noch alle schliefen, vor das Tor der Festung; zu gleicher Zeit versteckten sich etwa 200 Parginier, die ihr nachgefolgt waren, in der Nähe des Tores. Die Wäscherin klopfte an; die

Wache frug: „Wer ist da?“ — „Die Wäscherin“, antwortete das Weib, und da ihre Stimme bekannt war, öffnete sich das Tor zur Hälfte, die Wäscherin trat ein und begann mit der Wache zu sprechen. Sobald die versteckten bewaffneten Parginier wahrnahmen, daß die Tür offen war, drangen sie auf ein gegebenes Signal ein, entwaffneten die Schildwachen, bemächtigten sich der Festung ohne weiteren Widerstand und hißten die britische Flagge. Der Rest der Besatzung mit dem Oberst, in den verschiedenen Quartieren im Schlafe überrascht, wurde zur Übergabe gezwungen“[1]). Kaum wehte die englische Flagge von der Zitadelle, als ein englisches Schiff im Hafen landete und ein Detachement englischer Soldaten von Parga Besitz ergriff, während die französische Besatzung nach Korfu absegelte.

Der sehnliche Wunsch der Parginier, endgültig mit den Jonischen Inseln vereinigt zu werden, sollte nicht in Erfüllung gehen. Weder in dem Akte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815 noch in dem am 5. November 1815 zwischen den Londoner, Wiener, Petersburger und Berliner Kabinetten abgeschlossenen Vertrage war von einer Vereinigung Pargas mit den Inseln die Rede, und alle diesbezüglichen Gesuche und Deputationen hatten keinen Erfolg.

Zu Anfang des Jahres 1817 tauchte das Gerücht auf, England habe mit der Pforte eine geheime Abmachung zwecks Übergabe der Halbinsel getroffen. Dies Gerücht bewahrheitete sich zur Verzweiflung der Parginier bald genug. So sehr England den günstig gelegenen Platz zu halten wünschte, so mußte es schließlich doch dem Drängen der Türkei nachgeben und in die Abtretung willigen. Ali Pascha setzte bei seiner Regierung durch, daß er mit der Übernahme der Festung betraut wurde. Vorerst aber galt es, sich über die Bedingungen zu einigen, unter denen die Zession erfolgen sollte. Man kam überein, daß denjenigen Parginiern, die sich der türkischen Herrschaft nicht unterwerfen wollten, gestattet werden sollte, auszuwandern, und daß ihnen eine Entschädigung für das zurückgelassene Eigentum auszuzahlen sei. Als die Parginier von dieser Abmachung hörten, erklärten alle ohne Ausnahme, lieber ihr Vaterland verlassen, als sich in das türkische Joch fügen zu wollen. Die allgemeine Losung lautete: verbannt umherirrend und arm, aber nie geknechtet! Bei diesem Entschlusse blieben sie; die Antwort auf alles Zureden der Abgesandten Alis, der sich gern die Entschädigungssumme erspart hätte, hieß unveränderlich: „Lieber in fremder Wüste frei leben, als im Vaterlande Diener sein!“

Die Abschätzung des Besitzes, bei dem jeder einzelne Ölbaum verzeichnet und bewertet werden mußte, und die Unterhandlungen über die Höhe der Entschädigung zogen sich so sehr in die Länge, daß die Parginier bereits die Hoffnung schöpften, man werde die Dinge lassen, wie sie waren. Sie irrten sich: nachdem die Schätzung mehrmals verworfen und neu vorgenommen worden war, einigten sich die englischen und türkischen Bevollmächtigten am 14. März 1819 auf eine Entschädigungssumme von 150 000 Pfund (die anfängliche Veranschlagung hatte 900 000 Pfund betragen!), und am 10. April

[1]) A. a. O., S. 93.

wurde den Parginiern durch den englischen Befehlshaber verkündet, daß die türkischen Truppen nun zum Einrücken berechtigt seien, daß jedoch die englische Besatzung in der Festung bleiben werde, bis die Auswanderung vollendet wäre. Die Parginier gaben darauf zur Antwort, wenn ein einziger Soldat Ali Paschas sich in der Stadt zeige, ehe der letzte Parginier sich eingeschifft habe, so würden sie ihre Weiber und Kinder umbringen und sich selbst bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Während nun der englische Kommandant Vorkehrungen traf, um ein verfrühtes Einrücken der Türken zu verhindern, schafften die Parginier aus den Nachbarhäfen Boote herbei und segelten gruppenweise zu den Jonischen Inseln hinüber. Der größte Teil der Bewohnerschaft wartete jedoch mit dem Verlassen des heimatlichen Bodens bis zur letzten Stunde: am 11. Mai sollten Ali Paschas Truppen in Parga einziehen, — am 10. begaben die Parginier sich hinaus auf den Friedhof, gruben die Überreste ihrer Vorfahren aus und verbrannten sie auf einem riesigen Scheiterhaufen aus Olivenholz; dann zogen sie, ein Säckchen mit der Asche ihrer Toten als teures Andenken mitnehmend, unter Absingen von Freiheits- und Vaterlandsliedern zum Strande hinab, um die englische Fregatte zu besteigen, die sie nach Korfu bringen sollte. — „Möge man in welcher Beleuchtung immer diesen supremen Schritt der Parginier darstellen, so bleibt er ein vereinzeltes vornehmes Beispiel in der neueren Geschichte. Ihre Behausungen, in denen sie geboren worden, ihre Gründe, die sie jahrhundertelang sorgfältig gepflegt hatten, zu verlassen, zogen sie vor, um nicht im Schatten einer andern Flagge wohnen zu müssen“[1]).

Am Abend des 10. Mai 1819 sank die englische Flagge auf Pargas Mauern, um der türkischen Platz zu machen, die heute noch darauf weht. Die Türken marschierten in die stille Stadt ein, in der 840 Häuser verödet dastanden. Wenige Tage später erschien Ali Pascha selbst, um seinen neuen, so lange erstrebten Besitz in Augenschein zu nehmen. Er war von der Schönheit, Fruchtbarkeit und günstigen Lage der Halbinsel so überrascht, daß er seiner Umgebung gegenüber äußerte, nun erst begreife er den zähen Widerstand der Parginier. „‚Da ist das irdische Paradies!‘ rief er, und die Festung betrachtend, sagte er: ‚Wenn ich alle meine Soldaten geopfert hätte, hätte ich nicht einen dieser Steine erobern können.‘ Er ließ abwechselnd sein Zelt an allen schönsten Punkten der Umgebung aufstellen, und so sehr gefiel ihm Parga, daß er dort allsogleich ein Serail errichten ließ“[2]). Seine Freude sollte nicht lange dauern: sein Glücksstern war damals bereits im Sinken. Durch seine Herrschsucht, seinen Ungehorsam und sein Streben nach Selbständigkeit hatte er sich die Ungnade des Sultans zugezogen, der ihn schon im folgenden Jahre zwang, Parga zu verlassen und sich in seinen Palast im See von Jannina zurückzuziehen; am 1. Februar 1822 mußte er auch diesen Schlupfwinkel dem Sultan übergeben, und vier Tage später wurde er auf Befehl seines Herrschers als Empörer enthauptet.

---

[1]) „Parga“. Bd. I, S. 1.

[2]) „Versuch einer Geschichte von Parga“. S. 154.

Der bei weitem größte Teil der heimatlos gewordenen Parginier hatte sich nach Korfu geflüchtet und dort das Bürgerrecht erworben. Sie bezogen zwei lange Baracken, welche die englische Regierung ihnen überließ, und die einst von den Franzosen zur Unterbringung französischer Flüchtlinge erbaut worden waren. Aus dem französischen „quartier“ entstand die Bezeichnung „Karteria“, die diese Ansiedlung bis auf den heutigen Tag behalten hat. Denn die Nachkommen der Flüchtlinge aus Frei-Parga leben auch jetzt noch dort, obgleich die türkische Regierung sie wiederholt aufgefordert hat, in ihre Heimat zurückzukehren. Eine einzige Familie soll dieser Aufforderung Folge geleistet und sich bequemt haben, der türkischen Regierung Abgaben zu zahlen, wodurch sie sich die tiefste Verachtung ihrer Stammesbrüder zugezogen hat. Gegenwärtig hausen in der Karteria 36 Familien, die — ohne sich mit den andern Inselbewohnern zu vermischen — ein Völkchen für sich bilden und sich ihr Usukapionsrecht auf die Karteria von der griechischen Regierung nicht nehmen lassen; es sind „lauter in Korfu geborene Leute, aber ausschließlich aus Parga stammend, nur eine einzige alte Frau ist noch dort zur Welt gekommen. Gewöhnlich werden diese kleinen Wohnungen von den Parginiern, die sich in den benachbarten Häusern allmählich ausgebreitet haben, als Mitgift einer ihrer Töchter, wenn sie heiratet, gegeben. Die Einrichtung ist meistens sehr einfach. Ein großes eisernes oder messingenes Bett, einige Stühle, ein Kasten und bunte, die Wände schmückende Bilder. Alle sehen sehr sauber und gut geordnet aus“[1]).

Während sich in der Karteria noch mancherlei Sitten und Gebräuche der Vorfahren erhalten haben und noch manche Überlieferung, manches Lied von dem Stolze Frei-Pargas und von seinem Fall berichtet, ist die glorreiche Vergangenheit der Halbinsel bei ihren jetzigen Bewohnern — Türken, Griechen und Albanesen — längst in Vergessenheit geraten. Friedlich leben hier jetzt die verschiedenen Volksstämme nebeneinander, die alten nationalen Streitigkeiten sind verstummt, und eine allgemeine, gleichmäßige „Europäisierung“ schreitet mit jedem Jahre weiter vor. Die malerische Nationaltracht der Albanesen verschwindet mehr und mehr, nur die eigenartigen „Opanken“ — Lederpantoffeln, deren aufgebogene Spitze mit einem roten Quästchen geschmückt ist, — kommen nicht aus der Mode; sie werden nach wie vor von Männern und Frauen mit Vorliebe getragen, und während gegenwärtig in der Stadt Parga nur drei gewöhnliche Schuhmacher leben, finden dort fünf Opankenarbeiter ihr gutes Auskommen. Die Kopfbedeckung der Männer dagegen, die aus einer weißen Filzmütze besteht, ist kein einheimisches Produkt, sondern wird in Böhmen verfertigt, ähnlich wie die „türkischen“ Feze der Bosniaken und ihrer Nachbarn. — Seit etwa dreißig Jahren hat Parga eine eigene Telegraphenstation, für die Beförderung der Postsendungen aber sorgt gar eine dreifache Post: die türkische, die des österreichischen Lloyd und die der italienischen Puglia-Gesellschaft.

Über Aussehen und Charakter der Parginier weiß der erlauchte Verfasser des in Rede stehenden Werkes viel Gutes zu sagen; er schildert sie als schön,

[1]) „Parga“. Bd. I, S. 17.

stark, gastfreundlich, tapfer und treu. Die Frauen sind gutmütig, bescheiden und überaus arbeitsam, selbst während langer und mühsamer Gebirgswege legen sie die Spindel nicht aus der Hand. Das bei den Männern in so hohem Grade entwickelte Nationalbewußtsein ist auch ihnen eigen: trotz der vielen fremden Besatzungen, die in der Zitadelle gehaust haben, soll es nur dreimal vorgekommen sein, daß Töchter Frei-Pargas sich einem Fremden vermählten. Über die Unverletzlichkeit der ehelichen Treue herrschen bei beiden Geschlechtern strenge Ansichten, daher nahm man es im alten Parga mit der Wahl einer Gattin sehr genau: hatte ein junger Mann ein Mädchen nach seinem Geschmacke gefunden, so führte er es mit Einwilligung des Priesters und der beiderseitigen Eltern in sein Vaterhaus, wo es ein Jahr lang „auf Probe" als Familienglied behandelt wurde; sahen die Verlobten in dieser Zeit ein, daß sie nicht zueinander paßten, so kehrte die Braut zu ihren Eltern zurück. Weibliche Verstellungskunst mag aber während des Probejahres oft genug in Anwendung gekommen sein, heißt doch ein parginisches Sprichwort: „Vermähle mich weit, damit ich mich loben könne!" Und ein andres: „Mach es nicht wie die Braut, welche bei Tisch keinen Wein trank in Gegenwart des Schwiegervaters und der Verwandten, und dann im Keller sich betrank." Daß die Parginierinnen auch sonst echte Evastöchter waren, beweisen die Redensarten: „Die Weisheit des Weibes besteht nur aus seinen Tränen", „Das einzige Geheimnis, das die Frau bewahrt, ist ihr Alter", und: „Alte, wenn du dich jung stellst — das Bergaufgehen verrät dich!"

Das Klima der parginischen Halbinsel ist noch milder als das von Korfu; nur in wenigen Winternächten sinkt das Thermometer unter Null, und schon in den ersten Tagen des April beginnt die Hitzperiode, die bis zum November anhält, jedoch durch die Einwirkung des Meeres stets erträglich bleibt. An landschaftlicher Schönheit übertrifft die Halbinsel die meisten andern wegen ihrer Lage berühmten Punkte an der Mittelmeerküste. „Wenn man Parga gesehen, wenn man die labende Frische seiner offenen Seeluft, wenn man den Zauber seiner üppigen Vegetation, seines Wasserreichtums genossen hat, dann dünkt es uns ein Land, nach dem man sich zurücksehnt, ein Land, das einem als das Ideal des irdischen Wohlseins vorschwebt. Man begreift die Sehnsucht Ali Paschas nach diesem Kleinod des Mittelmeeres, man versteht sein Jammern, als er dieses irdische Paradies als Greis verließ"[1]). Und man begreift auch die Verzweiflung der Parginier beim Verlassen ihrer Heimat, eine Verzweiflung, die sich heute noch in einem Klagegesang der Mädchen in der Karteria spiegelt:

Mädchen von Parga, verfallet der Trauer,
Aus unserer Heimat müsset ihr fort!
Höret, Eltern, was wir sagen:
Gebet uns Messer, uns umzubringen!
Wir ziehen in die Fremde, zu leben
Als verfolgte, verzweifelte Waisen.

[1]) A. a. O., S. 4.

H. Heine und H. Laube.

Mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine.

Von
Ernst Elster.

(Schluß.)

In den letzten Blättern aus Heines und Laubes Briefwechsel, die sich in breiten und zum Teil für beide Männer sehr charakteristischen Betrachtungen und Darlegungen ergehen, treten die Erörterungen über drei Materien herrschend in den Vordergrund: diejenigen über Heines religiöse Wandelungen, diejenigen über Laubes neueste politische Kundgebungen, namentlich seine Verherrlichung Gagerns in der Schrift „Das erste deutsche Parlament" (Leipzig 1849, 3 Bde.), und endlich die rein praktische Frage, ob Heines Tanzpoem „Faust", vielleicht auch sein Jugendwerk „William Ratcliff", auf die Bühne gebracht und ob durch das Honorar dem leidenden Dichter ein sehr willkommener Zehrpfennig zugeführt werden könne. Aber daneben finden, in dem ersten Briefe, auch noch die ergreifenden Veröffentlichungen Laubes über den kranken Dichter, die wir kennen gelernt haben, einen eigentümlichen und rührenden Nachhall: der Freiherr Joseph Christian von Zedlitz, der bekannte reaktionäre Dichter des „Soldatenbüchleins", äußert sich über Heine in so warmen Worten, daß wir schier erstaunen dürfen; wir ersehen daraus, wie stark die Wirkung von Laubes gemütvollen Berichten in der „Allgemeinen Zeitung" gewesen war. Und dann berührt der nächste Brief in großer Ausführlichkeit noch ein andres, minder erfreuliches Thema: die Judenfrage jener Zeit.

Es wird vielen bekannt sein, daß die Frage der Judenemanzipation im selben Jahre 1847 auch den preußischen Landtag lebhaft beschäftigt hat. Aber auf diese Verhandlungen beziehen sich Laubes Darlegungen nicht; er war über die Notwendigkeit der Emanzipation nicht im Zweifel. Und seine aufrichtige Freundschaft für Heine weist auch unzweideutig auf die innerste Richtung seines Gefühls hin. Gleichwohl ließ er sich zu dieser Zeit in eine Polemik gegen die Juden ein, die sich stellenweise recht nah mit der der beschränktesten Eiferer berührte, und die um so verdächtiger erscheint, als sie von den Beobachtungen eines einzelnen Falles zu groben Verallgemeinerungen fortschritt.

Laube hatte Meyerbeer gegenüber bei einer Begegnung in harmloser Weise die Worte fallen lassen, daß er in seinem neuen Drama „Struensee" einen Gegenstand bearbeitet habe, der bereits vor Jahren von dem Bruder des Komponisten, von Michael Beer, in einem bekannten Drama behandelt worden sei. Dabei lag ihm der Gedanke fern, daß Meyerbeer durch eine solche „Konkurrenz" irgendwie peinlich berührt werden könne, zumal das Werk des älteren Dichters schon seit längerer Zeit von den Bühnen verschwunden war. Aber Meyerbeer dachte und fühlte anders. Er legte dem neuen Dichter von Struensees Glück und Ende, wo er nur konnte, Steine in den Weg, als ob dieser Stoff ein Monopol der Familie Beer wäre, und bei seinem weitreichenden Einfluß konnte er in der Tat ein sehr gefährlicher Gegner werden. In diesem Verfahren erblickte Laube nur ein Anzeichen einer von Meyerbeer durchweg geübten häßlichen Praxis: einer auf großen Reichtum gestützten geschäftsmäßigen Propaganda in künstlerischen Dingen, die zu verwerfen und unter allen Umständen zu bekämpfen sei. Heine hat ganz unabhängig von Laube denselben Vorwurf des öftern gegen Meyerbeer erhoben. Aber Laube schmiedete aus seinen Beobachtungen eine Waffe gegen das Judentum im allgemeinen.

„Ein fremdes Element," so sagt er in der Vorrede zum ‚Struensee' (Ausgewählte Werke, Bd. II, S. 191), „bringt neuerer Zeit überall in unsere Bahnen, auch in die der Literatur. Dies ist das jüdische Element. Ich nenne es mit Betonung ein fremdes; denn die Juden sind eine von uns total verschiedene orientalische Nation heute noch, wie sie es vor zweitausend Jahren waren. Ich gehöre keineswegs zu den Gegnern der Judenemanzipation, im Gegenteil, ich dringe auf eine möglichst radikale; ich finde es tief fehlerhaft, der Emanzipation nicht alle ersinnlichen Wege zu öffnen. Denn als Mitmenschen haben die Juden alle Ansprüche auf menschliche, will sagen bürgerliche Rechte, und was an ihnen stört, das ist eben das Fremde, welches nur durch gründliche Einheimsung der Juden unter uns verwandelt werden kann. Das Nichtemanzipieren beläßt sie fortwährend in einem Zustande der Belagerung, und der Belagerte bleibt Feind und verteidigt sich instinktmäßig mit allen möglichen Waffen, also auch in diesem Falle besonders mit den von ihm natürlichsten einer uns wildfremden Nationalität. So erhalten wir gerade das lebendig in den Juden, was uns gründlich zuwider ist; alle die innerlichsten Lebensmaximen, die uns hundertfach und schreiend widerstreben, werden durch unsre halbe Abwehr aufrecht erhalten im Charakter der Juden. Entweder wir müssen Barbaren sein und die Juden bis auf den letzten Mann austreiben, oder wir müssen sie uns einverleiben. Letzteres geschieht unausbleiblich, und somit ist es unsere heilige Pflicht, wiederholt und schonungslos aufzudecken, was in ihren innerlichsten Lebensmaximen zu uns nicht paßt, und was wir, was sie nach Kräften mildern müssen, da doch niemand sich völlig ändern kann."

Insbesondere in Berlin, so fährt er fort, habe sich ein gewisses „brillantes Judentum" herausgebildet, und aus diesem Elemente des Berliner Judentums stamme die Taktik Herrn Meyerbeers, „welche er in unsere literarische Welt einführt, und welche wir als etwas uns widerwärtig Fremdes zurückweisen".

Es wäre zwecklos, bei einer Kritik dieser Ergüsse zu verweilen. Doch vorübergehen können wir an ihnen aus dem einfachen Grunde nicht, weil ihre Kenntnis zum Verständnis des folgenden Briefes eine unerläßliche Voraussetzung bildet. Aber merkwürdig ist es doch, wenn Laube sich wundert, daß

seine jüdischen Bekannten über diese Auseinandersetzungen nicht sonderlich erfreut waren.

Das Ballett vom Dr. Faust, über das in den folgenden Briefen ausführlich gehandelt wird, hatte Heine zu Anfang des Jahres 1847 für Herrn Lumley, den Direktor des Königlichen Theaters in London, verfaßt. Heine erhielt für die Arbeit schon im April desselben Jahres einen sogenannten „Vorschuß" von 6000 Franken ausgezahlt; aber den Weg über die Bretter hat sie niemals gefunden, weder in London noch in einer andren Stadt. Trotzdem Lumley die Dichtung schätzte, konnte er doch auf seiner eigenen Bühne die Aufführung nicht durchsetzen, da sich, wie Heine schrieb, der Ballettmeister aus „esprit de corps de ballet" hemmend und säumend in den Weg stellte. „Dieser Ballettmeister", so fährt Heine fort (Werke, Bd. VI, S. 473), „hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Ballettes gedichtet hatte, während doch solche Produkte bisher immer nur von Tanzaffen seiner Art in Kollaboration mit irgendeiner dürftigen Litteratenseele geliefert worden." Heine selbst schätzte seine Arbeit ziemlich hoch ein, vielleicht weil sie ihm in seinem leidenden Zustande viel Mühe bereitet hatte. Griff er doch in dem Urteil über seine eigenen Dichtungen nicht selten fehl, bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Sein „Faust" ist gewiß in mehrfacher Hinsicht eine bemerkenswerte Dichtung. Er gehört mit den „Elementargeistern", den „Göttern im Exil" und ziemlich zahlreichen Gedichten in den Kreis jener in leuchtenden Farben, phantastisch und grell ausgeführten Gebilde, in denen er mythologisch-sagenhafte Gestalten, barocke Figuren des Volksaberglaubens wieder aufleben läßt. Aber die Darstellung in jenen Prosawerken und Gedichten ist zumeist geistvoller, feiner und intimer; hier im „Faust" stört nicht selten die Rücksicht auf die groben Effekte der Opernbühne. Wohl könnte ein Motiv in Heines Werke als eine zwar wenig galante, aber geistreiche Neuerung angesehen werden: daß er nämlich die verführerische Gewalt des Teufels nicht in Mephistopheles, sondern in einem weiblichen Wesen, in einer Mephistophela, verkörpert; aber wenn sich dieser Gedanke auch mit Ideenreihen, die für Heine charakteristisch sind, nahe berührt, so glaube ich doch nicht, daß er von innen heraus, sondern durch Erwägungen mehr äußerlicher Art entstanden ist: im Ballett mußte die Prima Ballerina zur Stelle sein, während dagegen den springenden Männern die Gunst des Publikums weniger entgegenkommt. Man wird in Heines „Faust" nicht nur in Einzelheiten, sondern auch in der Gesamtanlage immer noch den Dichter herauserkennen können, man wird dem Werke, wegen seines uns besonders fesselnden Stoffes, literarhistorisches Interesse schenken, man wird die Quellenstudien Heines achten dürfen: aber als Ganzes genommen ist es doch ein seiner nicht ganz würdiges Erzeugnis. Laube suchte jetzt, und auch noch einige Jahre später, den bekannten Theaterleiter Karl Theodor von Küstner, der seit 1842 Generalintendant in Berlin war, für die Dichtung seines Freundes zu interessieren, und dann bemühte er sich in gleichem Sinne 1850 bei Holbein in Wien. Indessen alles war erfolglos. Zusammenfassend äußerte sich Heine über diese Mißerfolge in einem Briefe an Vesque von Püttlingen

vom 22. Juni 1851: „Mein Freund Heinrich Laube machte mir Hoffnung, den deutschen Text in Berlin oder zu Wien bei dem dortigen Theater anbringen zu können; er scheiterte jedoch zu Berlin, wo ich meines Preußenhasses wegen nicht sonderlich geliebt bin, und in Wien, wo ich mich besser empfohlen glaubte, fand er den insolentesten Widerstand bei dem Intendanten der Oper, den er mir als einen Herrn von Holbein nannte; der Name ist mir so bekannt, und ich muß ihn gewiß schon einmal an irgend einem deutschen Pranger gesehen haben." Die ganze Bosheit dieser Bemerkung wird erst dann deutlich, wenn man beachtet, daß der Adressat, Vesque von Püttlingen, in Wien lebte und natürlich über Holbein sehr genau Bescheid wußte. — In Berlin wurde übrigens einige Jahre später, 1854, ein Ballett „Satanella" aufgeführt, in dem, wie es den Anschein hat, manches aus Heines Texte entnommen worden war. Heine war außer sich, daß man ihn um seine Autorenrechte betrüge, und da Meyerbeer, der Generaldirektor der Königlichen Oper in Berlin, den Forderungen Heines nicht entgegenkam, so wurde der Bruch der beiden Männer vollends besiegelt. Doch das führt bereits weit über den Gesichtskreis hinaus, innerhalb dessen sich die folgenden Briefe bewegen.

XLIII.[1])

Leipzig d. 11. Juni 47

Lieber Heine! Es ist curios, daß ich Dir so spät schreibe. Ich weiß selbst kaum, wie es gekommen ist. Eigentlich hab' ich immer auf Dein Ballet gewartet. Du wolltest es so rasch als möglich abschreiben lassen u. mir zusenden. Fasse nun darüber einen Entschluß. Wenn ich's nicht in Händen habe u. bis auf einen gewissen Punkt darüber disponiren kann rückt die Inscenesetzung in Deutschland nicht vorwärts. Und übermäßig hast Du doch nicht Zeit zu verlieren. Die Frage ist: verlierst Du bei Lumley in London, wenn es möglicherweise früher in Deutschland zum Vorschein kommt als in England? Darf Letzteres überhaupt geschehen? Machen diese Fragen keine Schwierigkeit, so laß abschreiben u. schick mir. Küstner hat aus Berlin geantwortet, daß er sehr begierig darauf sei, aber sehen müsse er den Text unter dem Siegel vorläufiger, vollkommener Verschwiegenheit. Honorar u. Tantième erstreckten sich eigentlich nicht auf Ballete, sondern der Balletmeister habe diese zu liefern. Es wäre aber ein ander Ding, wenn es sich um etwas Besonderes wie um eine Arbeit von Dir handle. Kurz, Honorar ist schon zu gewinnen. Vertrödle nur nicht die Zeit u. schicke. Im Juli kommen Leute vom Wiener Theater hier durch, mit denen ich das dortige Geschäft einleiten würde.

„Paris 1847" wirst Du in den ersten Artikeln gefunden haben. Warum Kolb[2]) die andre Hälfte bis jetzt hartnäckig hat liegen lassen, wissen die Götter. Der Artikel über Dich hat ungeheures Aufsehn und — ungeheures Glück gemacht. Eine Menge Leute haben darüber an mich geschrieben. Unter Andern Zedlitz mit der innigsten Hingebung an Dich u. Liebenswürdigkeit für mich. „Ich unterschreibe jede Zeile" sagt er „mit der innigsten Ueberzeugung meines Herzens. — Auf den geliebten u. tiefbetrauerten Freund zu kommen, so war er vom ersten Auftreten bis zu dieser Stunde für mich ein Gegenstand meiner eigentlichsten Zuneigung — es war nicht nur Anerkennung seines großen Talentes, es war ein sympathisches Verständniß, das mir, wenn man noch so sehr über ihn los zog, u. mitunter mit Recht, sagte: Heine ist nicht nur ein großer Dichter, er ist auch ein eigentlich guter, herz-

[1]) Wie die folgenden Briefe ohne Angabe der Adresse Heines.

[2]) Der Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung".

licher Mensch, wie wenig man auch gerade diese Eigenschaft an ihm erkennen wollte; auch will ich nicht läugnen, daß sie oft aus einer stachlichten Schaale hervorgesucht werden mußte. Daß Sie nun gerade dieser gänzlich verkannten Seite seines Charakters noch vor seinem Tode ihr Recht vindicirt haben, hat mich mit Freude erfüllt, u. ich wünschte daß Sie es Heine, wenn er noch lebt, sagten u. ihm meinen Freundesgruß zuriefen. Da ich außer einem kurzen persönlichen Verkehr[1]) nie in näherer Beziehung zu ihm gestanden, ihm nie mehr meinen Namen in Erinnerung gebracht habe, wird er nicht umhin können diesen Drang für innerste Herzensregung zu halten, denn man kultivirt gewöhnlich nur die Lebenden nicht die Todten, zu denen wir unsern Freund leider bald zählen müssen." — Und in diesem Tone fährt er noch lange fort, besonders auch eine „wirklich patriotische Freisinnigkeit in Heine hinter der Maske des Schalkes", welche ich zur Ehre Deines u. meines Herzens hervorgehoben, habe in seinem Kreise wie das wohlthäigste Donnerwetter eingeschlagen, weil es eine lange verborgene u. nun enthusiastisch begrüßte Grundveranlassung sei, Dich zu lieben.

Du siehst übrigens, wie vollstaendig ich Dich in den letzten Akt eines sterbenden Helden versetzt habe. Sage mir etwas in Deiner Antwort für Zedlitz, damit ich ihn erfreuen kann. Auch er wie mancher Andre spricht für Dich von Gastein. Du weißt daß er die rechte Hand Metternichs[2]) u. daß Du also, wie ich Dir schon gesagt, mit sammtenen Händen von Oesterreich aufgenommen sein würdest.

Meine eigne Stellung in Deutschland ist übrigens jetzt dornenvoll: das allmählige politische Gelingen macht die bloßen Journalisten gegen uns Producenten furchtbar übermüthig, u. die ganze magre Heerde der Abstrakten u. Talentlosen ist namentlich bissig hinter mir her. Besonders wollen Sie sich jetzt auf meine sechs Dramen stürzen, deren Einleitungen die abstrakte Kritik allerdings vielfach angegriffen haben. Ich hab' ein übles Vierteljahr vor mir, u. ich habe nichts Ungeschickteres thun können als in der Struensee-Vorrede mit Meyerbeer die jüdische Schwäche so blutrünstig anzugreifen u. in Betracht Deiner das jüdische Moment so stolz zurückzuweisen[3]). Dagegen thun sie offen nichts — u. es ist eine furchtbare Meute in allen Journalen — aber sie lassen mich's durch affichirte Geringschätzung alles Dessen was ich bringe systematisch entgelten. Sogar Kuranda zieht deshalb mir gegenüber die gelbste Judenfahne auf. Denke bei Gelegenheit daran, mir einen Finger zu reichen ohne den Finger jüdisch zu behandschuhn. Sie sind nämlich schon so weit, daß [sie][4]) meine entschiedene Forderung, sie vollstaendig zu emancipiren bereits gering achten, weil ich's mit der Aussicht wollte, daß sie dadurch geändert würden. Sie wollen alle neuen Rechte bekommen u. allen alten Schmutz behalten. Erzähle doch auch Seuffert, den ich herzlich grüße, davon, und veranlasse ihn, gelegentlich der Dramen, die ihm zugeschickt worden sind zu gedenken. Du hast keine Exemplare bekommen, obwohl ich's angeordnet. Sehr komisch entschuldigte sich der Buchhändler: es sei wegen meiner eignen Artikel über Dich. In diesen lägest Du ja bereits auf dem Todtenbette. — Nun habe ich es nochmals befohlen. Du siehst doch vielleicht einmal in die Einleitungen, oder machst irgend einen Gebrauch davon. Z. B. durch Weill, Blaze, Taillandier oder sonst wie. Ebenso versuch doch einmal ernstlich die Karlsschüler Dumas zu vermitteln.

---

[1]) Wann dieser stattgefunden hat, ist mir unbekannt.

[2]) Zedlitz war im Ministerium des Auswärtigen zu Wien als Publizist im Sinne und Auftrage Metternichs tätig.

[3]) Damit ist nicht die Vorrede zum „Struensee", sondern der Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" („Paris 1847") gemeint. Doch wird hier Heines Judentum überhaupt nicht erwähnt. In jener Vorrede wird Berthold Auerbach als ein jüdischer Schriftsteller genannt, „der dies uns widerstrebende Moment bereits gänzlich in sich überwunden hat".

[4]) „sie" fehlt im Original.

Deiner überaus liebenswürdigen Frau, die ich Esel früher gar nicht gekannt, das Schönste u. Herzlichste von mir u. der meinigen. Meine Frau war entzückt über den guten Geschmack in Auswahl der Kleider.

Und wie steht es mit Dir? Hast Du Dich in Montmorency eingerichtet?[1]) Hat Dir der Frühling gut gethan, oder Dich beunruhigt? Vergilt nicht Böses mit Bösem u. schreib, wenn's auch nur zwei Zeilen sind.

Ich bin damals[2]) glatt heimgekehrt, dann auf's Erzgebirge gegangen um den Auerhahn zu schießen, dann nach Carlsbad um Wasser zu trinken, u. nun bin ich seit 8 Tagen wieder hier u. denke den Sommer still zu sitzen.

Voilà tout. Jetzt behüt Dich Gott u. laß von Dir hören

Dein Laube.

Wir müssen es beklagen, daß sich eine Antwort Heines auf diesen langen freundschaftlichen Brief Laubes nicht erhalten hat. Gewiß ist es möglich, daß eine solche niemals vom Stapel gegangen ist; denn Heine war des öftern säumig im Schreiben, und jetzt, in den Jahren seiner schweren Leiden, hätte er der entschuldigenden Nachsicht Laubes mehr noch als sonst versichert sein können. Aber wahrscheinlicher ist es doch wohl, daß die Antwort auf die mancherlei Anfragen Laubes nicht unterblieben ist, und daß sie zu denen gehört, deren Verlust Laube in seinen Erinnerungen ausdrücklich beklagt.

Wenige Monate später brach die Revolution aus, von der natürlich beide Dichter innerlichst berührt wurden, die aber nur dazu beitrug, sie in ihren politischen Überzeugungen noch weiter voneinander abzurücken, als sie schon standen. Laube trat als Abgeordneter in die Frankfurter Nationalversammlung ein und hielt sich hier zur erbkaiserlichen Partei. Er machte Beobachtungen und sammelte Erfahrungen, die er dann in seinem erwähnten Buche über das erste deutsche Parlament niederlegte und veröffentlichte. Er erblickte den tüchtigsten Lenker der schwierigen deutschen Verhältnisse in dem Freiherrn Heinrich Wilhelm August von Gagern, der den bekannten Antrag stellte, daß ein engerer Bundesstaat unter Preußens Führung begründet werden sollte, mit dem sich dann Österreich durch ein freieres Unionsverhältnis vereinen möge. Gagern bewirkte die Einsetzung des Erzherzogs Johann als Reichsverwesers, und er selber trat an die Spitze des Reichsministeriums. Als Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone abgelehnt hatte, war Gagerns Stellung erschüttert; er zog sich einige Zeit nachher ins Privatleben zurück und ist später bekanntlich in das Lager der Großdeutschen abgeschwenkt und ein Gegner Preußens geworden. Doch diese Entwicklung ließ sich damals noch nicht im mindesten absehen; Laube war überzeugt, daß Gagern die Interessen des Vaterlandes kraftvoller als irgendein andrer vertrete. Solchen Gesinnungen gegenüber legte nun Heine nicht nur entschiedene Skepsis, sondern geradezu heftigsten Widerwillen an den Tag, und die folgenden Briefe zeigen uns, daß er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge hielt.

Ja, er ließ es sogar nicht an Anspielungen darauf fehlen, daß Laube sich durch sein Buch die bürgerliche Laufbahn habe erleichtern und ebnen wollen: war ihm doch zu Ende des Jahres 1849 die glänzende Stellung eines

[1]) In der Tat lebte Heine dort mehrere Monate im Sommer und Herbst 1847.

[2]) Ende April.

artistischen Leiters des Burgtheaters in Wien angeboten worden. Gewiß tat ihm Heine mit diesen (allerdings auch nicht direkt ausgesprochenen, sondern mehr angedeuteten) Gedanken bitteres Unrecht. Laubes nationales Gefühl war rein und lauter. Und wenn er seine Blicke wirklich auf jenes Amt gerichtet hielt, das er dann so ausgezeichnet verwalten sollte, so hätte er doch eine ganz andre Haltung in politischen Dingen einnehmen müssen, als er tatsächlich einnahm. Nein, die Politik hat ihm nicht in den Sattel geholfen. Außer persönlichen Beziehungen, die ihm genützt haben mögen, waren es vielmehr seine hervorragenden dramaturgischen Verdienste, denen er die glückliche und entscheidende Wendung seines Lebens verdankte. Seine Dramen wurden viel gespielt und beachtet; die ausführlichen Vorreden, die er dem Druck der einzelnen voranschickte, regten zum Nachdenken an; vor allem waren es aber seine wertvollen, 1846 und 1847 in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten „Briefe über das deutsche Theater", die ihm die Pforten des berühmten Kunsttempels erschlossen.

Zunächst freilich hielt Heine mit Verdächtigungen der genannten Art durchaus zurück. In einem sehr bemerkenswerten Briefe an Laube (vom 29. Januar 1850), der erst vor einigen Jahren von Professor Alexander von Weilen in der „Neuen Freien Presse" (Nr. 14896, vom 11. Februar 1905) veröffentlicht worden ist, beglückwünscht er den alten Freund zu der großen Aufgabe, die ihm übertragen worden war, und bittet ihn, gleich in Wien seinen Einfluß für die Aufführung des „Faust" geltend zu machen, über den er jetzt frei verfügen könne. Doch unberührt ließ er die leidige Politik nicht; er richtete vielmehr an Laube die deutlichen Worte:

„Ueber Deine politischen Variationen höre ich viel klagen; ich meinestheils verzeihe sie Dir gern; werde nur nicht dumm. Das ist alles, was ich von Dir verlange. Daß Du mir meine religiösen Varianten zugute halten wirst, erwarte ich gleichfalls. Zu bekehren suche ich Dich nicht, sowie ich überhaupt meine jetzigen Meinungen für mich behalte."

Über seine religiösen Wandelungen hatte er vorher in demselben Briefe sich ausführlicher ausgesprochen:

„Was man von meiner jetzigen Gläubigkeit und Frömmelei herum erzählt, ist mit vielem Unsinn und noch mehr Böswilligkeit vermischt. Es hat sich in meiner religiösen Gefühlsweise gar keine so große Veränderung zugetragen, und das einzige innere Ereignis, wovon ich Dir mit Bestimmtheit und mit Selbstbewußtsein etwas melden kann, besteht darin, daß auch in meinen religiösen Ansichten und Gedanken eine Februar-Revolution eingetreten ist, wo ich an der Stelle eines früheren Prinzips, das mich doch früherhin ziemlich indifferent ließ, ein neues Prinzip aufstellte, dem ich ebenfalls nicht allzu fanatisch anhänge, und wodurch mein Gemüthszustand nicht plötzlich umgewandelt werden konnte; ich habe nämlich, um Dir die Sache mit einem Worte zu verdeutlichen, den Hegelschen Gott oder vielmehr die Hegelsche Gottlosigkeit aufgegeben und an dessen Stelle das Dogma von einem wirklichen, persönlichen Gotte, der außerhalb der Natur und des Menschengemüthes ist, wieder hervorgezogen. Dieses Dogma, das sich eben so gut durchführen läßt, wie unsere Hegelsche Synthese, haben am tiefsinnigsten, laut den Zeugnissen der neoplatonischen Fragmente, schon die alten Magier dargestellt, und später in den mosaischen Urkunden tritt es mit einer Wahrheitsbegeisterung und einer Beredsamkeit hervor, welche wahrlich nicht bei unseren neuen Dialektikern zu finden ist. Hegel ist bei mir sehr heruntergekommen und der alte Moses steht in floribus."

Er erzählt dann noch von einem großen Autodafé, das er, mitbestimmt durch das Wiederaufflackern seines religiösen Gefühls, unter seinen Papieren angestellt habe, und er schließt den Brief mit den charakteristischen Worten: „Und nun lebe wohl! Ich empfehle dich dem besonderen Schutze der Götter (alter Styl; ich sollte eigentlich jetzt sagen: des lieben Gottes). Liebreich verharrend Dein Freund Heinrich Heine." Erst etliche Tage später, am 7. Februar 1850, übersandte Heine die Abschrift seines „Faust" an Laube, und er fragte bei dieser Gelegenheit gleich an, ob Laube vielleicht auch an eine Aufführung des „William Ratcliff" werde denken mögen. Der Brief schließt mit der Bemerkung, daß sich Heine am selben Abend aus Laubes Buche über das erste deutsche Parlament wolle vorlesen lassen. Auf diese beiden inhaltreichen Schriftstücke, in die zugleich auch noch längere Berichte über Heines jammervollen Gesundheitszustand eingestreut sind, beziehen sich in vielen Einzelheiten die folgenden Zeilen von Laube:

XLIV.

Wien d. 12. Febr. 850

Deine Briefe, lieber Freund, sind beide direkt an mich gelangt[1]), was ich Dir Deines Postzweifels wegen schleunig mittheile. Ich dirigire hier sogenannt artistisch seit Mitte Januar. Politische „Variationen", wie Du es euphemistisch nennst, sind dazu keineswegs nöthig gewesen. Weder aussen noch innen. Ich selbst nämlich habe auch keine erlebt, sondern die Umgebung ist toll geworden, und da nimmt man sich anders aus! Vom Anfange der Bewegung 48 gehörte ich zum Centrum u. zwar mit der Neigung nach rechts. Die Februarrevolution hielt ich stets für eine Escamotage leichtsinniger Franzosen, welche nichts hinter sich haben als ein Paar unklare Velleitäten der Speculation. Diese interessiren mich nicht minder als irgend Jemand, ich halte sie aber für noch ganz unklar u. unreif. Ja, ich finde jetzt noch, daß der Simonismus unvergleichlich geistvoller u. poëtischer war als das jetzige schwammige Zeug.

Du bist mehr Poët als ich, und darfst in solchen Dingen leichter faseln. Die Genialität hat solches Recht u. muß es haben. Ich bin nüchterner u. praktischer u. frage deshalb immer prosaisch streng nach den nächsten Consequenzen. Deshalb konnte u. mochte ich nicht an der politischen Farobank — denn weiter ist's nichts — pointiren. Nur die deutsche Frage interessirte mich wirklich.

In Sachen des Glaubens bin ich auch stets weiter rechts gewesen als Du zu glauben scheinst, und für die Hegelsche Synthese hab' ich nie geschwärmt. Im Gegentheile war mir der alte physiognomievolle Gott immer poëtisch, also meinem Bedürfnisse angemessener. Daß Dich körperliche Verzweiflung[2]) dahin führt ist mir ganz begreiflich. 's ist aber auch ein Zeichen, daß ein stärkerer Halt darin. Eine Frage des Werths oder Unwerths ist's mir so wenig als wenn man von mir den Ausspruch verlangte: ob blond oder braun besser sei. Das Geschwätz also über Dich war u. ist mir lächerlich. Du lebst und stirbst ja doch nicht für die Journale.

Daß Du stirbst ist bei alle Dem das allein Abscheuliche, ja für mich Trostlose. Und daß Du so leiden mußt thut uns, mir u. meiner Frau u. Deinen vielen wirklichen Freunden welche den begabten Menschen in Dir lieben, unsäglich weh.

[1]) Heine hatte darüber in dem zweiten Briefe vom 7. Februar Zweifel geäußert, da ihm ein Bekannter „einen Floh ins Ohr gesetzt hatte durch die Behauptung", daß Laube sein neues Amt noch nicht angetreten habe und noch nicht in Wien verweile.

[2]) In seinem Briefe vom 7. Februar hatte Heine an Laube geschrieben: „Kennst Du jenes schauerliche, peinigende Gefühl, welches ich die Verzweiflung des Leibes nennen möchte? Daran laborire ich eben heute."

Armer Kerl! Und wie tapfer bist du doch — und dabei entschuldigt sich der Hansnarr darüber, ob er Dies oder Jenes glaube! — Pflege Dich nach der Möglichkeit, das ist die Hauptsache, u. wenn 's eine Million kostet —

Mit Deinem „Faust" — denn so soll's doch heißen — will ich nun zu operiren suchen. So eben hab ich ihn erhalten. Leider ist der Marktschreier Meyerbeer gerade hier u. stiehlt uns die ganze nächste Zeit mit seinem Propheten. Curios genug hab ich auch am Burgtheater mit Inscenesetzung des Götheschen Faust begonnen u. — ungeheures Glück gemacht. — Auch an Küstner nach Berlin werd' ich mich wenden. — Ratcliff seh ich an. — Zu thun hab ich fürchterlich, u. es könnte mir passiren daß ich dumm würde wie Du fürchtest. Je öfter Du mir aber Briefe diktirst, desto lieber ist mir's. Tausend Grüße von uns an Deine liebenswürdige Frau, deren treue Sorge für Dich von uns Allen gesegnet wird. — Dein Autodafe ist eine unverantwortliche Albernheit. Wer kann indessen die Nerven anklagen; sie haben's ja doch allein gethan.

Mitten unter Theatergeschäften jag' ich diese Zeilen; jetzt kann ich nicht länger auf die hundert Anfragen um mich her schweigen — also Addio, mein armer, geliebter Freund, und thu' Alles um Dir das Leiden zu erleichtern!

Von Herzen Dein Laube.

Bald darauf war Heine mit der Lektüre von Laubes Buch über das deutsche Parlament zu Ende gekommen. Er war entsetzt darüber. So schrieb er am 28. September 1850 an Campe:

„Sie haben sich, wie ich höre, in Bezug auf Laube geäußert, ich wäre ganz von ihm abhängig. Sie irren sich; ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß ich sein Buch über das Parlament gelesen habe. Vor Schrecken standen mir die Haare zu Berge. Es giebt wirklich Dinge unter dem Monde, die ich nicht verstehe."

Aber Heine dachte nicht daran, seinen Groll nur hinter Laubes Rücken kundzugeben; er rückte diesem gegenüber auch offen mit der Sprache heraus, und zwar so offen, daß er sich voll bewußt war, eine Freundschaft, die ihm teurer als alle andern erschienen war, dadurch aufs Spiel zu setzen. Er tat es in einem Briefe vom 12. Oktober desselben Jahres 1850:

Liebster Laube!

Schon seit einem Jahrhundert habe ich Lust oder vielmehr Unlust, Dir zu schreiben; aber ich wollte eine gute Stunde abwarten, wo kein körperliches Mißbehagen den moralischen Unmuth steigert. Aber die Stunde kam nicht, und in einer Stimmung, die desperater als je, schreibe ich Dir heute. Ich habe bereits diesen Morgen meine Frau bis zu Thränen gequält und jetzt kommt die Reihe an Dich, dem ich jetzt in der plumpsten Weise das Unangenehme sagen will, das ich Dir bei besserer Laune viel glimpflicher oder überzuckert beigebracht hätte. Es gilt dieses zunächst Deinem Buche über das deutsche Parlament, das ich vor länger als 6 Monaten gelesen und doch noch nicht verdauet habe. Verschweigen darf ich Dir das nicht, oder kann ich Dir es nicht, dazu bin ich zu sehr Deutscher. Doch wozu lange verschimmelten Ärger wieder durchkäuen: so viel wisse, daß mich das Buch 8 Tage lang todtkrank machte. Es ist ein sehr gut geschriebenes Buch, das beste, was ich von Dir gelesen habe, und Dein Verbrechen ist um so größer. Ja, Du hast ein Verbrechen an dem heiligen Geist begangen und Du weißt, daß diese Sorte von Verschuldungen keine Vergebniß finden. Es betrübt mich zugleich der Gedanke, welcher schrecklichen Sühne Du dadurch entgegen gehst. Möge die Hand Gottes einst nicht zu schwer auf Dir lasten, denn ich weiß, daß Du wie ich selber, bei meinen sündigsten Handlungen nur aus Dummheit gefrevelt. Du hast Geist genug, um Dummheiten begehen zu dürfen; was bei dem Mittelmäßigen ganz unstatthaft ist, muß man dem Großen manchmal erlauben. Das Schreckliche ist, daß Deine Gegner, die Dich

mit dem Maßstab ihrer eignen Gemeinheit messen, Deine Handlung nicht der Dummheit, sondern der Klugheit zuschreiben. Wie weit ich davon entfernt bin, an die Motive zu glauben, die Dir der republikanische Tugendpöbel mit mehr oder minder bona fides andichtet, kannst Du Dir leicht vorstellen; ich begreife wie Du die Helden Deiner ehemaligen Parthei — (Du hast vielleicht vergessen, daß Du zur revolutionairen Parthei gehört hast und als ein Koryphäe derselben genug erduldet hast) — wie Du hohle Liberale, strohköpfige Republikaner und den schlechten Schweif einer großen Idee, mit Deinem prickelnden durchhechelnden Talente, lächerlich machen konntest — leichtes Spiel hattest Du jedenfalls, da Du diese Personen nur getreu abzukonterfeien brauchtest, und die Natur Dir hier zuvorgekommen, indem sie Dir die Karrikaturen bereits fix und fertig vorgeführt, an die Feder geliefert — Du hast kopflose Menschen gulliotinirt. Aber ich begreife nicht, wie Du mit einer stoischen Beharrlichkeit der Lobpreiser jener Schlechtern und noch Mittelmäßigeren sein konntest, jener Heroen, die kaum werth sind, ihren geschmähten Gegnern die Schuhriemen zu lösen, und die sich resumiren in dem Edlen von Gagern, diesem Achilles, dessen Homer Du geworden bist[1]). Wie schade, daß seine Mutter Thetis ihn nicht bei den Fersen, sondern bei dem Kopf faßte, als sie ihn in den Styx tauchte, so daß der Kopf der verletzliche schwächlichste Theil des Edlen wurde. Doch kein Wort mehr — auch werde ich gestört in diesem Augenblicke, — genug ich habe Dir meine Meinung gesagt, unbekümmert um welchen Preis.

Und nun zu einem ebenfalls trüben Gegenstand. Ueber mein Ballet hast Du mir kein Wort wissen lassen, welche Saumseligkeit um so tadelhafter, da erstens mein Körperzustand nicht der Art ist, daß ich auf Etwas lange warten darf, und da ich Dir zweitens unumwunden den Grund angegeben habe, warum ich diese Sache gefördert zu sehen wünschte, warum es mit ihrer Förderung Eile hat. Es handelt sich hier nicht von einem literarischen Interesse, es stachelt mich hier nicht die Ruhmsucht, die mich überhaupt nie sehr gestachelt hat und ihre hinlängliche Befriedigung hier auf Erden fand; es handelt sich um die Interessen meines Suppentopfs, weit respektablere Interessen, die mich leider bis zum letzten Augenblick beschäftigen. Was ich Dir bereits früher darüber geschrieben, hast Du vielleicht vergessen; meine Krankheitskosten haben sich seitdem vergrößert; es ist grauenhaft, wie ich nicht blos leiblich, sondern auch finanziell abgezehrt bin. Es liegt ein Fluch auf meinen Finanzen."

Wie sehr sich Heine durch die scharfen Worte an Laube innerlich erleichtert fühlte, zeigt ein Brief an Meißner, den er wenige Wochen später, am 1. November, absandte:

„An Laube habe ich endlich geschrieben und meine Gedanken über sein Parlamentsbuch unumwunden ausgesprochen. Es fiel mir wie Blei vom Herzen, nachdem ich es gethan. Ich merke, daß ich allzu sehr Deutscher bin, als daß ich meine Meinung verschweigen könnte, und koste es mir auch einen Freund."

Auch Kolb gegenüber nannte Heine das Werk ein „böses, perfides Buch". Aber Laube war nicht der Mann, solch heftige Worte unerwidert zu lassen; schnell griff er zur Feder, rücksichtslos hieb er drein. Und doch kamen die alten Gefühle der Freundschaft auch in dem folgenden Schreiben nicht zum Schweigen: nachdem er seine Ehre gegen die schweren Angriffe verteidigt hatte, setzte er sich teilnehmend an das Krankenlager des bedrängten Freundes und beriet mit ihm treulich, wie ihm zu helfen sein möchte in schier unerträglicher Not.

---

[1]) Ich muß hier einen sehr kräftigen Satz, der in dem Original folgt, unterdrücken.

XLV.

Wien d. 29. 9br.[1]) 850

Zuerst von dem kritischen Theile Deines Briefs, lieber Heine, über mein Buch, dann von Geschäften.

Wärst Du gesund, so hätte ich über Dein Urtheil gelacht wie über eine Deiner sonstigen kaustischen Aeusserungen, denen es um die Sache gar nicht zu thun ist sondern um den augenblicklichen Effekt einer dialektischen Wendung. Aber Du bist schwer krank u. hast, wie Du standhaft sagst, den Tod stündlich vor Dir. Du sprichst ferner zu einem Freunde, von dem Du weißt: er wird Dir anhängen auch wenn Du Unrecht thust, Du sprichst zu einer Zeit, wo die revolutionaire Politik auch in dem Lande, welches ihr vollen Lauf gelassen zur Bethätigung, einen empörenden Bankerott der Impotenz erlitten — unter solchen Umständen mußte uns solche kritische Orgie einen peinlichen Eindruck machen . . .[2]) Revolutionair u. nur revolutionair zu sein um jeden Preis ist eines Studenten Loosung, u. mag ein Bedürfniß sein für poëtische Velleität, die eben immer nur unklar wollen mag, die aber keine Fähigkeit hat zu irgend einer Composition. — Brauchst Du das zu Deiner kritischen Tröstung, weil Dir die Composition versagt ist, so begnüge Dich doch damit, daß Deine Freunde Dich deshalb nicht schelten, ja daß sie zu beweisen suchen: es müsse poëtisirende Talente geben, die nirgends haften dürfen, damit der Reiz des Ferneren und des Wechsels stets anregend wirke auf die zur Trägheit geneigte Welt. Aber begnüge Dich damit, u. taste nicht an concrete Lagen des Vaterlandes, welche gebieterisch den Versuch einer Composition heischen, u. denen gegenüber witzige Wendungen Seifenblasen für Kinder sind. Forcire Dich nicht, Männer wie Gagern zu verspotten, während Dein Gewissen, will sagen Dein Verstand Dir zuflüstert: Diese Gagern und Consorten haben etwas von sittlicher Kraft u. von Bereitwilligkeit des Opfers was Dir im leichtsinnigen Bedürfnisse des banalen Ruhms längst verloren gegangen ist. Nenne sie doch getrost bornirt: das ist Dir eine Genugthuung, und uns ein willkommener Vorwurf. Man kann nicht handeln ohne sich zu borniren, und Du magst ganz in der Stille überzeugt sein: wir haben im bornirtesten Augenblicke recht gut gewußt „was der Geist der Beliebigkeit, will sagen der Witz dazu sagen könne u. werde". Es sind nicht alle Menschen so eitel, deshalb das Nöthige zu unterlassen.

10. Novbr.

Deine Geschäfte betreffend magst Du überzeugt sein, daß ich sie nicht einen Augenblick ausser Augen gelassen habe. Den Faust habe ich damals sogleich der hiesigen Opern-Direction (Holbein) übergeben, u. habe auch mit dem Berliner Chef (Küstner) darüber verkehrt. Holbein hat mir das Manuscript zurückgegeben; Küstner hat nicht darauf angebissen. Schon *vor* Deinem letzten Briefe hatte ich Holbein darüber heftig zur Rede gestellt, und ihm auseinandergesetzt, daß er die Sache u. seinen Vortheil nicht verstehe, hatte ihm das Manuscript wieder aufgedrungen. Jetzt kaut er wieder daran, und ich gebe es noch nicht auf, damit an's Ziel zu kommen. Aber das Ueble dabei ist, daß es Dir ja zu wenig hilft. Im günstigen Falle bringt ja solch ein Ballet nur so viel Geld ein, daß es kaum ein Nadelgeld für Deine Frau giebt. Was nützen Dir denn ein Paar hundert Gulden?! Was nützt Dir in diesem Sinne Ratcliff, *wenn* er möglich zu machen ist, der es im günstigsten Falle nicht zu hundert Gulden Ergebniß brächte! — Ich habe deshalb zu wiederholten Malen mit Deinem Bruder[3]) berathschlagt, was zu thun sei, um Dir eine erkleckliche Summe herauszubringen. Jetzt sind wir bei dem Resultate: das Ballet nochmals nach Kräften zur Aufführung zu treiben, es aber jedenfalls auch drucken

[1]) Oktober.

[2]) Ein Satz weggelassen.

[3]) Gustav Heine, der Begründer und Eigentümer des „Fremdenblatts"; die Beziehungen der beiden Brüder waren nur äußerlich, ihre Gesinnungen gar zu verschieden.

zu lassen. Vom Drucke hoffen wir mehr zu gewinnen als von der Aufführung. Könntest Du uns dazu ein Vorwort senden, so steigerte dies die Chancen.

Nun fragt es sich: bist Du contraktlich an Campe gebunden für jedes zu druckende Buch?

Und zweitens, wenn nicht, ist nicht noch etwas Anderes zu drucken? Das allein kann zu einer Summe ausgebeutet werden, welche für Dich der Rede werth ist.

Darüber sende mir ein Paar Zeilen. Halte Dich an's Praktische u. verschwende nicht an mich literarisches Tartüffe-Geschwätz, was auf mich gar keinen Eindruck macht, oder doch nur den garstigen Eindruck von Moschus-Rokoko. Die Gegensätze sind ja längst anders. Ich gönne Dir die Coquetterie, weil Du ein Poët bist u. weil ich Dich liebe. Aber verlange auch nicht scheinbar, daß ich die altmodische Coquetterie reizend oder gar gefährlich finden soll. Was Du mir z. B. vor einem halben Jahre über Deinen „Gott" geschrieben (das wäre fast eine Vorrede für das Ballet!), war so schön, daß es nur das Geschwätz (halb- u. unwahre Phrasen) Deines faselhaften Meißner über Dich beschädigen konnte.

Also: ein Paar praktische Worte, ob dies oder das zu drucken ist, damit Du zu Gelde kommest. Oder ein Paar Scheltworte, daß wir's anders machen sollen. Wir sind bereit, Alles aufzubieten, daß Dir etwas Papiergeld niedrigen Courses zugehe.

Unter allen Umständen Dein Laube.

Das Briefgefecht der beiden Dichter war damit noch nicht zum Abschluß gelangt; so dankbar Heine dem Freunde für das Entgegenkommen in den geschäftlichen Fragen war, er wäre eben doch nicht Heine gewesen, wenn er den Gefühlen der Erbitterung, die ihn beherrschten, nicht noch einmal Ausdruck gegeben hätte. Er tat es in einem Schreiben vom 30. November 1850, dessen wichtigste Teile ich hier nicht übergehen kann.

Liebster Laube!

Die Witterungs-Veränderung verschlimmert in diesem Augenblick meinen Krankheitszustand, und raubt mir Lust und Fähigkeit zum Schreiben. Daher nur das Nöthigste zur Beantwortung Deines letzten Briefes. Ueber den politisch confessionellen Theil desselben kein Wort mehr, da dergleichen doch zu keinem Resultate führen könnte. Genug, wir wissen jetzt, auf welchem Felde wir uns beide nicht begegnen dürfen, ohne feindselig an einander zu gerathen. Es ist traurig, daß dem so sei. Es hat mich gerührt, daß Du nicht darauf eingegangen bist, den Unmuth, dem ich in meinem letzten Brief den Zügel schießen ließ, einer momentanen persönlichen Empfindlichkeit beizumessen: indem ich Dich der Vernachlässigung meiner Privatinteressen beschuldigte, konntest Du sehr leicht meine Unmuthsworte einem Particularmißmuthe zuschreiben — ich hatte darauf gerechnet, denn es kam mir im Grunde nicht in den Sinn, daß solche Vernachlässigung stattfinde, und Dein Brief beweist mir, wie wenig es der Fall ist. Daß Du rein auf die Sache eingingest, ist ehrlich und redlich, und daß Du mit den banalsten Schmähungen, Charaktermangel, Poeteneitelkeit, Popularitätssucht u. dergl. auf mich einschiltst, ist mir sehr erfreulich, und ich sehe darin die Fürsorge des Freundes, der wohl weiß, daß ich diese Parteisprache sehr gut kenne und gegen ihre herbsten Idiotismen nachgerade sehr abgestumpft sein muß. Du hast Dich so verjüngt, daß Du wieder ein Schüler des alten Jahn geworden, und die alte Turnhose angezogen. Was Dein Appell an das Urtheil der Vernünftigen und Praktischen betrifft, so wäre ich nicht übel geneigt, Dir einen Brief von Varnhagen mitzutheilen, der mir dieser Tage *offen* und durch verschiedene Hände gehend zugekommen ist und eine schreckliche Apologie des jungen Deutschlands und namentlich Deiner enthält. Hier sind keine banale Spießbürgerphrasen, es sind blutige Wahrheiten, und nicht ich werde sie dem Freunde mittheilen. Der Himmel erhalte Dich und schenke Dir Gesundheit und alle jene Philisterfreuden, die Du so theuer erkauft hast.

Was meine Geschäfte betrifft, so will ich mich kurz fassen. Die Aufführung des Ratcliff war nur eine vorübergehende Grille, an die ich selbst nicht ernsthaft dachte und die ich ganz aufgebe. Kann aber das Ballet doch zur Aufführung kommen, so wär mir das sehr gepfiffen, und indem ich zu dem ursprünglichen Libretto noch ein halb Dutzend Druckbogen hinzuschriebe, die das Bezüglichste und Interessanteste enthalten müßten, so würde ich wohl ein Büchlein geben können, das dem Volumen des Atta Troll gleichkäme und mir ein erkleckliches Honorar eintragen könnte. Nun aber bin ich Campen gegenüber auf folgende Weise gebunden: Ich muß ihm jedes Buch, das ich herauszugeben beabsichtige, vorher zu demselben Honorare anbieten, das mir ein andrer Buchhändler dafür geben würde, und im Falle er mir dieselbe Summe zugestände, bliebe ihm der Vorrang vor andern Buchhändlern.

Heine setzt dann des weiteren auseinander, daß er natürlich dieser Vereinbarung gemäß Campe gegenüber verfahren müsse, und dies um so mehr, als Campe, so manchen Grund zur Klage er auch sonst gegeben haben mochte, doch seine kontraktlichen Verpflichtungen immer korrekt erfüllt hatte. Gustav Heine verhandelte inzwischen mit der Geroldschen Buchhandlung in Wien über den Erwerb des „Faust"-Balletts, freilich ohne Erfolg; ein Jahr später erschien dann auch dieses Werk bei Heines altem Verleger in Hamburg. Und Campe brachte noch ein andres Buch auf den Markt, zu dessen Herstellung Heine jetzt kleinmütig nicht mehr die Kraft und Ausdauer glaubte finden zu können: den „Romancero", der nicht nur die Frage des „Suppentopfes", sondern auch die ideellsten Interessen des kranken Dichters in förderlichster Weise beeinflussen sollte.

Der letzte Brief Laubes, der uns erhalten geblieben ist, führt alle die Fäden, die in den vorher mitgeteilten angesponnen worden waren, weiter fort; er bringt vor allem nochmals eine geharnischte Verteidigung der so scharf angefochtenen politischen Haltung Laubes und gibt die Versicherung, daß für die praktischen Interessen Heines nach Möglichkeit gesorgt werden solle.

XLVI.

Liebster Heine! Laß doch das politische Keifen gegen mich. Es ist ja unwahr, wenn Du bei Verstande bist, und es macht auf mich nur den Eindruck, daß ich die Achseln zucke. Es fällt in Deutschland keinem unbefangenen (ja, ich glaube kaum einem befangenen!) ein von mir sagen: ich hätte von Ansicht u. Ueberzeugung etwas geopfert um — Theaterdirector zu werden. Ich war ja im Gegentheile *gegen* Oesterreich in der deutschen Frage, u. brachte den 3. Theil meines Parlamentes gerade durch den Buchhandel hierher, als die Frage meiner Wahl discutirt wurde. *Trotz* meiner politischen Stellung in dem damals wichtigsten Streitpunkte wurde ich erwählt. Die oesterreichischen Staatsmänner waren also mir gegenüber viel freier als die uniformirten sogenannten Freien. Ich bin ja ferner nie weiter aufgeklärt gewesen in politischen Dingen als ich jetzt bin, bin nie Republicaner gewesen, bin Anno 39 und Anno 47 unter Euch in Paris nie für einen dortigen Umsturz gewesen. Das weiß ja Jedermann, der meine Bücher von damals gelesen. Und Du könntest es besser wissen als irgend Einer. Seit ich die ersten Jugendschuhe von 1830 abgelaufen, ist mir der revolutionaire Dilettantismus zuwider, der nur etwas Anderes will, aber absolut nicht weiß was er will. Am Poëten und Speculanten kann u. mag u. soll das interessiren: Wenn aber die Dinge praktisch werden, wird der Witz Geschwätz, u. man hat keine Zeit dafür. Erinnere Dich doch nur, daß ich darin schon damals dem Seuffert immer am Nächsten gestanden; ich wäre ja das, was ich zu Deinem oberflächlichen Leidwesen nicht bin, *wenn* ich ein

Renegat an mir selber wäre. Unter allen Umständen aber laß mich mit dem Zwitterwesen Varnhagen's aus, welches als Abgeschmacktheit sprichwörtlich geworden in Berlin. Am Tage hat er mit den Rothen getobt in Berlin u. des Abends mit den alten Diplomaten die unfriedfertige Welt beklagt, eine abstrakte Velleität, welche keinerlei Zeugungskraft im Säckel trägt. Wärst Du gesund, Du würdest nicht aus Schwäche bloß revolutionair geblieben sein, sondern an Mirabeau was gelernt haben. Jedenfalls laß Dich für Deine Memoiren warnen mit folgenden Worten: für die feineren Köpfe sind die Gegensätze unsrer Jugendpolitik jetzt Gegensätze von Anno Tobak, weil Anno 48 ein gemachter Coup und unwahr gewesen. Es hat zum Banquerott der Linken führen müssen, weil es nicht nur die Bildung sondern auch die Freiheit compromittirt hat. Halte Dich also selbst frei von Banalitäten, wenn Du in Memoiren mehr geben willst als Späße.

Dazu freilich mußt Du noch einmal gesund werden. Ich habe Deinem Bruder eine Brochure gegeben, in welcher ein der Rede werthes Heilverfahren für Deinen unglücklichen Leib entwickelt ist. Er wird Dir darüber ausführlich Mittheilung machen. Prüfe genau, ob nicht eine neue Cur (ich denke immer noch an Gastein; in der Broschüre ist Gräfenberg gemeint) mit Dir versucht werden kann. Geht es mit Dir, so wird die Regierungserlaubniß in Deutschland keine Schwierigkeit haben.

Was nun Deine Geldangelegenheit betrifft, so sind diese Zeilen nur die vorläufige Anzeige, daß die Vorbereitungen im Gange sind. Wir hoffen, Dir in einer Woche etwa nähere Mittheilungen machen zu können. Dein Bruder unterhandelt mit Gerold (Buchhändler), um Dir für Campe einen respectablen Preis bieten zu können. Ausserdem sagt er mir, er habe schon anderswie kräftig dafür gesorgt, daß Dir bald ein erkleckliher Zuschuß zukomme. Die Hauptfrage wird nur sein: kannst Du so viel Manuscript zusammenbringen, um zehn bis zwölf Druckbogen, wenn auch splendid, zu füllen.

Näheres also in in 8 Tagen von Deinem Laube.

Wien 23. Decbr. 850.

Gewiß gibt dieser Brief einen wenig befriedigenden Abschluß des jahrzehntelangen Briefwechsels der beiden Dichter, aber es ist der letzte, der sich in Heines Nachlaß erhalten hat, und auch unter Laubes Papieren ist allem Anschein nach kein Brief Heines aufbewahrt geblieben, der über diese Zeit hinausginge. Wenigstens befindet sich unter den von Eugen Wolff veröffentlichten und jetzt in Hans Meyers Besitz übergegangenen Papieren kein einziges nach 1850 abgefaßtes Schreiben Heines. Laube sah den Freund noch einmal wieder im Jahre 1855; dieser berichtet darüber flüchtig in einem Schreiben an seine Mutter vom 10. August 1855: „Die letzte Woche waren Laube und seine Frau aus Wien hier und besuchten uns oft." Aber das Bild des durch die endlosen Leiden furchtbar entstellten Dichters machte auf den jüngeren der beiden Männer einen im ganzen so niederdrückenden Eindruck, daß er, entgegen seinem früheren Verfahren, keine ausführlichen Berichte über dieses Wiedersehen gab; doch konnte er, wie so manche andre, den Kontrast des zur Mumie zusammengeschrumpften Leibes und des noch immer in witzigen Gedankensprüngen sich ergehenden Geistes nicht genug bewundern. Aber die Zeit ungetrübter seelischer Gemeinschaft der beiden war doch dahin; das Leben hatte sie auf Wege geführt, die weit auseinander lagen; das Gefühl der Freundschaft, das nicht erloschen war, wurde doch jetzt aus andern Quellen gespeist als einst: die Erinnerung an das Vergangene und das Mitleid mit dem Gegenwärtigen überwog in Laubes Gemüt, und nach andrer Richtung, doch

gewiß nicht minder stark, hatten sich wohl in Heines Herzen die Gefühle verwandelt.

Überschauen wir endlich den weiten und mühsamen Weg, den wir zurückgelegt haben, so denke ich, daß er uns die vier Stufen in dem Freundschaftsverhältnis der beiden Dichter, von denen ich zu Anfang sprach (Novemberheft 1907, S. 256 f.), deutlich dürfte vergegenwärtigt haben. Aber bei allem Wandel der Gesinnungen, bei allem Wechsel der Stimmungen klingen doch einheitlich und versöhnend immer wieder dieselben Grundmotive hüben und drüben aus den lebhaft und frisch geäußerten Kundgebungen beider Herzen hervor: die Motive der Bewunderung, der Achtung, der Freundschaft und Liebe. Heine, der extreme Impressionist (Impressionist nicht nur in seiner Dichtung, sondern auch in seinem ganzen Denken und in seiner Lebensführung) steht dem nach geschlossener Haltung aufstrebenden Laube gegenüber: nicht leicht lassen sich größere Gegensätze denken! Und in der Tat kreuzen beide die Klingen und schlagen rücksichtslos aufeinander ein, aber sie lieben sich doch und erleben Höhepunkte der Freundschaft, wie sie nicht vielen Menschen zuteil werden! Was ergibt sich aus alledem? Ich meine dies: daß von Heine, trotzdem er allen Launen und Bosheiten die Zügel schießen ließ, dennoch ein Zauber des Geistes ausging, der auf empfängliche Naturen hinreißend wirkte und allen Widerspruch und Gegensatz, wenn nicht niederhielt, so doch ausglich und übertönte. Und das andre: daß Laube den weiten Abstand, in dem er an Reichtum des Geistes hinter dem Freunde zurückblieb, durch die unerschütterliche Treue und Beständigkeit seines frischen und derben Gemüts wettmachte. Es unterliegt keinem Zweifel: Heines Persönlichkeit gewinnt viel liebenswürdige Züge, wenn wir sie mit den Augen Laubes erschauen; und nicht minder wahr ist es, daß das Bild des jüngeren Dichters an der Seite des älteren einen Ausdruck von Größe und Herzlichkeit annimmt, der ihm nicht immer eignet. Aber noch mehr. Der Gedankenaustausch der beiden Männer spiegelt uns wichtige Wendungen des allgemeinen literarischen und auch des politischen Lebens jener Tage in bedeutsamen Einzelheiten wider; und so hat uns unsre weite Wanderung, wenn sie uns auch durch Gestrüpp und Niederungen führte, doch auch nicht den Ausblick in breite Gefilde und auf die brausenden Kämpfe des Zeitlebens vermissen lassen.

Der Käse.

Von

C. Viebig.

Nie und nimmer hatte man im Eifeldorf solche Sprache gehört. Wie redeten denn die Leute? Es war kein Wort davon zu verstehen. Und dabei waren sie immer mit den Händen in der Luft, als stocherten sie in ihr herum, und ereiferten sich und erhoben die Stimmen. Italiener wären das, sagte der Herr Lehrer, und sie kämen aus dem Lande, wo die goldenen Apfelsinen in den Hainen wachsen, und wo man statt der Brombeeren reife Feigen auflieſt, die kein Mensch dort groß achtet. Das mußte ein glückliches Land sein! Und keinen langen bangen Winter mit Schneemauern und vereisten Fenstern — warum die Leute nur ihr glückliches Land verließen?

Der Heimat gedachten die blitzäugigen Kerle wohl, die, hundert an der Zahl, beschäftigt waren, die neue Eisenbahnstrecke zu bauen, die auch das Eifeldorf, das entlegene auf dem Vennrücken, mit der Welt verbinden sollte. Und wenn sie an ihr Italien dachten, trübte sich das Blank ihrer Augen; die wurden so schwarz und stumpf wie eine traurige Nacht.

Ein Glück, daß dieser Sommer so viel Sonne hatte; die Einheimischen fanden ihn über die Maßen heiß, den Fremden war er gerade recht. Wenn die Dörfler mit langsamem Armschwung steif und ernsthaft ihr Gras mähten, kein unnötiges Wort verloren und sich nur ab und zu tiefatmend den rinnenden Schweiß wischten, dann kribbelte es an der abgesteckten neuen Bahnstrecke lebhaft durcheinander. Mit raschen Bewegungen schafften die Fremden. Kam jemand von ungefähr in die Nähe des Bahnbaues und zwar so, daß ihm der Blick darauf durch den hohen Tannenbestand gehindert war, dann erschrak er: was, war der Sommer schon so weit vorgerückt, daß die Bienen schwärmten? Noch sah man doch keine Bienenstände im wellenschlagenden Meer blühenden Heidekrauts, die Imker hatten ihre Körbe und Kästen noch nicht ausgesetzt, und die Erika stand noch in Knospen. Wie das Summen eines Bienenvolkes stieg das Gesurr des Arbeiterschwarmes in die leichte Höhenluft.

Was die nur immer zu schwatzen hatten? Manch eine der Eifelschönen hätte das gern gewußt: neugierig wurden sie. Diese fremden Männer mit dem Haar, das, wenn es auch zuweilen blond war, doch ein ganz andres

Blond zeigte als das der Menschen hierzuland, sahen alle aus wie Räuber und Mörder. Wenn sie abends nach Arbeitsschluß die breite Dorfstraße auf und ab spazierten, den Schlapphut verwegen auf ein Ohr gerückt, die Jacke lose nur auf einer Schulter hängend, das Hemd vorn auf der Brust offen, daß man die haarige Braunheit sah, die Beine statt der Strümpfe mit Lappen umwickelt, die Augen wie Feuerräder rollend, dann waren sie das Ziel manches Weiberblicks. Josef Maria, nicht so einen zum Schatz, der würde einen ja auffressen — huh, wie die Kerls die Zähne fletschten, wenn sie ein Mädchen hinter der Hecke anlachten! — aber wissen möchte man, was die jetzt eigentlich sagten und was sie dachten. Ob es ihnen gefiel hier im Eifelland?

Dem Luigi Torpiglia von Sta. Margherita Ligure hätte es ganz gut hier gefallen, wenn es ihn nur nicht zuerst, als er im Frühjahr per Schub hier ankam, so erbärmlich gefroren hätte, und jetzt, nun der Frost ihm vergangen war, das Heimweh gekommen wäre. Das Schwarz seiner Augen verlor immer mehr an Glanz. Nur Sonntags, wenn er zur Postannahmestelle des Dorfes schritt und den Wochenlohn nach Hause schickte — fast den ganzen Wochenlohn, was brauchte er denn auch hier groß, er war gänzlich bedürfnislos —, dann blinkerten seine Augen, als wären sie poliertes Achat. Wie würde seine Erminia zusammenscharren! Hoch und heilig hatte er's ihr vor der Madonna gelobt, er würde jeden Pfennig heimschicken; sonst wäre er nicht fortgekommen, und sie wäre lieber verhungert, als daß sie ihren Luigi soweit ins Land der Wölfe hätte ziehen lassen.

Sie hatten sich noch immer sehr lieb, obgleich sie schon viele Kinder hatten und keinen Verdienst. Nun aber schickte er so viel Geld heim in einer Woche, wie sie sonst in einem Monat, nein, kaum in einem Jahr zusammen gesehen hatten. Alle acht Tage schickte er, hatte er doch immer Angst, das Geld möchte ihm gestohlen werden; nicht, daß er den Dörflern mißtraute, aber vor den Kameraden in der Baracke, die nachts mit ihm auf der gleichen Streu schliefen, vor denen hatte er ein bißchen Angst. Die Hauptsache aber war doch, er wollte seiner Erminia oft, recht oft eine Freude machen. So stürzte er denn, sobald am Sonntag der Lohn ausgezahlt worden war, mit zusammengebissenen Zähnen, die Hand auf die Tasche der verschlissenen Manchesterhose gedrückt, zur Posthilfsstelle.

Da saß die hübsche Tochter des alten Postvorstehers am Schreibtisch des Vaters; durch das kleine Schiebfensterchen des Schalters konnte Luigi sie sitzen sehen. Sie kam erst ans Fensterchen, wenn er sich ein paarmal geräuspert und mit seinen Schuhen gescharrt hatte. Fräulein Kathrinchen war ärgerlich, daß er sie störte; es stand gerade so etwas Interessantes im Kreisblatt, auch war doch der Sonntag ein Ruhetag. Zudem mußte sie ihm die Anweisung schreiben, er konnte das nicht einmal selber. Aber wenn er sie dann so zutraulich anblinkte mit seinen dunklen Hundeaugen, zog über ihr ein wenig strenges, glattes Gesicht auch ein Lächeln.

Sie gewöhnte sich an ihn. Es war wirklich kein Egoismus mehr, daß sie ihm begreiflich zu machen suchte, doch nicht allwöchentlich das Geld nach Italien zu schicken.

„Su teier," sagte er jedesmal, wenn sie ihm die 20 Pfennige für die Geldanweisung an ‚Signora Erminia Torpiglia in Sta. Margherita Ligure' abnahm, und sah sie bittend dabei an. Er hätte am liebsten gehandelt, wie er's von zuhause gewohnt war.

Aber die Postmeisterstochter ließ nicht mit sich handeln; sie nahm ihm einfach die 20 Pfennige weg, die er zögernd in der Hand wog, während er seine 20 Mark so bereitwillig hingegeben hatte, und lächelte ein bißchen. „Venti Pfenni, venti Pfenni. Ihr müßt nicht alle Sonntag schicken. Ihr schickt zu oft. Wartet wenigstens noch einen Wochenlohn ab; dann spart Ihr venti Pfenni!"

Sie schrie's ihm in die Ohren, als wäre er taub.

Ob er sie verstanden hatte? Er schüttelte lachend den Kopf und sagte sein: „Su teier!" Aber am nächsten Sonntag kam er doch wieder und zahlte sein Geld ein.

Die Signora Erminia konnte sich freuen, die hatte wahrlich einen guten Mann! Durch die Seele der Postmeisterstochter zog etwas wie ein Hauch von Sehnsucht und von Neid: nun war sie schon an die Dreißig, und daß sie hübsch war, zeigte ihr der Spiegel in ihrer Kammer, aber es war ihr noch immer nicht das schöne Los zugefallen, eines braven Mannes glückliche Frau zu sein. Wie diese Signora Erminia wohl aussehen mochte? Sie stellte sich unwillkürlich etwas Reizendes unter ihr vor. Man hatte ja schon von den schönen Italienerinnen gehört. Sehr hübsch mußte sie sein, schlank, mit stolzer Haltung und mit Glutaugen — und gewiß noch sehr jung — nur einer hübschen Jungen konnte ein Mann so die Treue wahren. Es war rührend zu hören, welch eine Zärtlichkeit in des Luigi Stimme kam, wenn er die Adresse diktierte. Den Namen seiner Erminia wiederholte er ein paarmal, mit immer größerem Ausdruck, und wenn er sagte: „Sta. Margherita Ligure," dann sang er förmlich. Sein Ton schmolz in Weichheit. In das strenge Gesicht des Postfräuleins kam ein Ausdruck der Teilnahme, der ihre Züge weicher rundete, sie jugendlicher machte und hübscher.

Voller Bewunderung starrte der schwarze Mann in das blonde Gesicht. So sah die Madonna aus in dem Kirchlein zu Sta. Margherita — gelb die Haare, rot die Wänglein, die Augen blau — die heilige Madonna, vor der er gelobt hatte, alles getreulich heimzuschicken! Er legte die Hand aufs Herz: ihr vertraute er alles an.

Und das Mädchen, das die Anbetung in seinen Augen sah, lächelte, halb belustigt, halb geschmeichelt. Der Luigi war wirklich ein netter Mensch, schade nur, daß man sich so wenig mit ihm unterhalten konnte!

Er konnte wohl ein paar Brocken Deutsch, aber viel war's nicht; mit ihrem Italienisch war's noch schlechter bestellt. Und doch verstanden sie sich.

Eines Abends, als der Postschalter schon geschlossen war und Fräulein Kathrinchen in der Küche hantierte, rief die Dienstmagd sie heraus: „Fräulein, de Italiener, de Sonntags immer kömmt, is als widder hei!"

Sie ging hinaus mit eiligerem Schritt als sonst und fand ihn an der Haustür stehen, ganz atemlos und lachend übers ganze Gesicht. Einen andern

hatte er noch bei sich, den stellte er nun vor: das war der Lippo, der „compatriotta“, der Landsmann aus Porto Fino, noch ein Stück weiter am Meere hinauf.

Was wollte der Luigi? Im bleichen Licht der Sterne sah sie, wie seine Augen strahlten. Er legte die Hand aufs Herz, wie er immer zu tun pflegte, wenn ihn etwas besonders bewegte, und dann zupfte er den Kameraden: „Ecco, la Signorina, ecco!“ Und zog ein Briefkuvert hervor mit spitzen Fingern: „Una lettera!“

Ja, das wußte sie, er hatte einen Brief aus Italien erhalten — aha, nun wollte er auch sie daran teilnehmen lassen!

Er lachte wieder und klatschte in die Hände, zeigte auf sich, auf den Kameraden, auf das Fräulein und sagte: „Lesen!“

Sie nahm die beiden, die struppig und bärtig, ohne Sonntagswäsche und Sonntagsputz heute waren, so, wie sie von der Arbeit gekommen, mit in die Küche, wo das Feuer im Herd brannte, die Fliegen um die Petroleumhängelampe surrten und eine behagliche Wärme war.

Die Augen der Italiener leuchteten: ah, hier war's gut sein! Es ging nun schon gegen den Herbst, und die Abende wurden bereits kühl und neblig auf der Eifelhöh. Sie lachten sich an und rutschten dann auf die Bank hinter den weißgescheuerten Tisch und saßen da, eingeklemmt und behaglich. Der Kamerad des Luigi war schon früher in Deutschland gewesen, er beherrschte das Deutsch ganz gut; er war überhaupt ein Genie, er konnte lesen und schreiben. Luigi schien eine große Bewunderung für ihn zu haben.

Das Fräulein stand am Herd, die Hände zusammengelegt, und betrachtete den Neuen. Wie der den Hut sitzen hatte! Ein ganz verwegener Kerl. O, der hatte schon mancherlei hinter sich, das sah man ihm an!

Der Teckel unterm Ofen knurrte ingrimmig.

„Lippo lesen,“ sagte jetzt strahlend Luigi und hob achtungheischend den Finger. Er selber hörte zu, als hörte er des Priesters heiliges Wort.

Und Lippo las mit sonorer Stimme recht fließend das Italienisch, dann stockend und stotternd, es übersetzend, auf deutsch jeden Satz. Es klang manches komisch. Aber dem Postfräulein kam nicht das Lachen. In die hellen Augen stieg ihr ein verdunkelnder Schein — lieber Gott, das war wirklich rührend, wie die Frau schrieb!

„Carissimo mio“ — das hieß: mein Teuerster, Geliebter!

Mit großer Emphase hatte Lippo gelesen; die geschwollenen Phrasen des Briefes, aus irgendeinem Briefsteller ausgeschrieben, klangen hin in mächtigen Tiraden.

Luigi lauschte mit Begeisterung; er wußte wohl, das hatte seine Erminia nicht selber geschrieben — wie konnte ein gewöhnliches Menschenkind auch so schreiben! — aber es machte ihn doch unsäglich stolz, daß derjenige, der diesen Brief für sie geschrieben hatte, seiner Erminia solch schöne Worte in den Mund legte. Er wiegte sich auf diesen Worten wohlig wie ein Schwan auf der Flut. Und als es gar zum Schluß hieß:

„Nun schicke ich Dir bald einen Käse, einen wie Du ihn gern issest — der Himmel behüte und bewahre Dich, möge die süße Madonna Dir lächeln und Dich gnädig zurückführen in die sehnsuchtsvoll geöffneten Arme Deiner jetzt, ach, so vereinsamten Gattin —"

war nicht bloß der glückliche Gatte tief gerührt. Das Postfräulein zerdrückte eine rasch aufgequollene Träne zwischen den Wimpern: dieser Brief war wirklich rührend!

Und dann kam noch ein Zettelchen der Kinder; die Älteste hatte obenan geschrieben:

„O mio padre, tausend Grüße, tausend Küsse, wir empfehlen Dich dem Schutz der Madonna und beten für Dich —"

und die jüngeren hatten alle ihr Kreuzchen darunter gemacht. Auch das war rührend.

Luigi zerschmolz. Das Fräulein reichte ihm die Hand, sie fand ihn schön in diesem Augenblick; das Glück hatte alles weggewischt, was an Runzeln und Schrunnen in diesem lederbraunen, arbeitsbestaubten, blaustoppligen Männergesicht war, hatte die Züge geglättet, verfeinert, veredelt. Er legte die Hand aufs Herz und warf dann einen Kuß in die Ferne: „Erminia"!

Der Kamerad lachte. Seine Augen, schwarz wie die Luigis, aber nicht so treuherzig offen, funkelten. Er zog die Mundwinkel herab. „Erminia, sooo dick!" sagte er und rundete die Arme, als wollte er den Umfang einer Tonne anzeigen. Und dann lachte er noch einmal; aber sein Gesicht, in das der unsichere Schein der von der Decke schaukelnden Petroleumlampe seltsame Schatten warf, hellte sich dabei nicht auf, es behielt einen Zug, der Fräulein Kathrinchen nicht gefiel.

War das Geringschätzung, was des Lippo Mundwinkel so herabzog? Und was sprach aus den Seitenblicken, die seine finsteren Augen von dem Brief auf den Kameraden warfen? Sein kurzes Auflachen dünkte ihr fast höhnisch. Obgleich er hübscher war als Luigi, dessen Gesicht von Blatternarben ein wenig zerrissen war, faßte das Fräulein doch eine plötzliche Abneigung gegen ihn. Der Mensch machte sich wohl über des guten Luigi Glück lustig und neidete es ihm doch?! Sie beobachtete scharf.

Jetzt stieß Lippo den Luigi, der, beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, mit einem seligen Lächeln vor sich hinträumte, in die Seite und sagte etwas. Sie verstand es nicht. Luigi sagte auch etwas, sie verstand auch das nicht. Frage und Erwiderung rasch aufeinander; es klang wie Gezänk. Ängstlich blickte das Fräulein von einem zum andern.

Da lachte der Landsmann wieder und sagte auf deutsch: „Sein wir gute Freind, Signorina. Krieg ich halben Käs von Kamerad, eß ich auch gerne!"

Und Luigi nickte und legte die Hand aufs Herz: „Halben Käs!" und hob dann wie zum Schwur zwei Finger in die Höhe. — —

Von nun an kam Luigi nicht nur des Sonntags. Er kam oft, fast alle Abend: war der Käse für ihn denn noch immer nicht da? „Niente," sagte er traurig, wenn das Fräulein verneinend den Kopf schüttelte. Aber dann wurde er doch wieder vergnügt, er hatte ja die Hoffnung auf seinen Käse.

Es war nun schon zur Gewohnheit geworden, daß er in der Küche saß. Er störte auch nicht. Ganz ruhig saß er auf der Bank an der Wand und verfolgte stumm mit glänzenden Augen die Bewegungen Fräulein Kathrinchens. Sie saß auf dem Schemel an der andern Seite des Küchentisches und putzte das Gemüse für den nächsten Mittag, oder verlas Beeren, oder sie häkelte auch; sie hatte immer etwas zu schaffen, sie war ein fleißiges Mädchen.

Die Magd und der Knecht wunderten sich, wenn sie aus dem Stall kamen, wo sie das Vieh besorgt und sich geherzt und geküßt hatten, über das seltsame Paar. Kichernd steckte die Lisa den Kopf hinter ihre Schürze, wie eine Taube sich hinter ihre Flügel duckt, und der Mathes schmunzelte: was, das Fräulein Kathrinchen, das stolze, gab sich mit dem ruppigen Italiener ab? Ja, so einer, der ist allemal was Neues, was Besonderes! Er sah den Fremden mit scheelen Augen an: daß die Lisa sich nur nicht auch in den vergaffte!

Luigi merkte nichts von den unfreundlichen Blicken. Vergnügt lachte er den Knecht an und zeigte ihm lachend die blanken, weißen Zähne, die seinem braunen, abgemagerten Gesicht noch etwas von Jugendlichkeit gaben. Das Mißvergnügen des Mathes hielt auch nicht stand; es kam sogar so weit, daß man die beiden miteinander ins Wirtshaus gehen sah, das der Post gegenüber lag.

Fräulein Kathrinchen sah es nicht gern; sie hatte sich schon immer geärgert, wenn das Lärmen der trinkenden und lachenden Bauernburschen zu ihrem Fenster herüberschallte, daß sie nun aber auch noch den Torpiglia da mit hinschleppten, das war ihr gar nicht recht. Seine Frau war so fern, nun hätte sie über ihm wachen mögen. Sie stellte den Mathes zur Rede: „Was fangt ihr denn mit dem Italiener an? Ihr habt ihn ja doch nur zum besten!"

Aber der Mathes redete sich aus: „Wir mit dem anfangen? Oh, nühst! Den is von selber eso kreuzfidel, den is am singe und am spaßmache, und sause kann de — wie wir!"

Luigi Torpiglia war's, der die Eisler und die Italiener zusammenbrachte. Es verwunderte sich jetzt niemand mehr, wenn in der Wirtschaft, deren Gaststube des Sonntags und am Feierabend von paffenden Burschen in dicken gestrickten Wollenwämsern dicht besetzt war, auch die Italiener einkehrten. Luigi und sein Freund Lippo waren die am liebsten Gesehenen. Lippo hatte eine Ziehharmonika, die er meisterlich spielte; er ließ sich auch nie bitten, etwas zum besten zu geben. Oft hörte noch die späte Sternennacht das Santa Lucia oder einen andern Gassenhauer von weichen italienischen Stimmen vorgesungen und den Refrain nachgegröhlt vom ganzen Chor.

Noch immer war der Käse nicht angekommen. Noch immer mußte das Postfräulein verneinend den Kopf schütteln; aber Luigi sagte nicht mehr enttäuscht sein „niente", er sagte jetzt schon: „Nix da!" Signora Erminia nahm sich wahrlich Zeit mit dem Käse, oder ob es in ihrem Italien noch zu heiß war zum Schicken? Hier wurde es kühl. Nebel standen des Morgens auf wie die Mauern, es dampften die Wälder, bis gegen Mittag erst die Sonne durchbrach; noch ein paar Wochen, und die Hirsche würden schreien.

„Kalt, ferr kalt," sagte Luigi und schüttelte sich. Da fing Fräulein Kathrinchen an, ein paar wollene Strümpfe für ihn zu stricken. Ihre Nadeln rasselten, und wie Masche an Masche sich reihte, so reihten sich auch die Gedanken. Man hatte sich so an den Menschen gewöhnt — wenn der erste Schnee kam, wurde der Bahnbau wohl eingestellt, sie würden nicht weiterarbeiten können — dann ging er fort. Ob er zu seiner Frau nach Hause zurückkehrte? Signora Erminia würde sich freuen. Aber nein, er hatte noch nicht genug gespart. Sie hatte davon gehört, daß die Mehrzahl der Italiener den Winter über unten im Rheinland beschäftigt werden würde, und daß sie im Frühjahr dann wieder herauf kämen, die Bahn fertig zu bauen; Luigi würde auch unter denen sein.

Fräulein Kathrinchen hatte ein gewisses Bangen vor dem langen Winter — ach, dann war es so einsam hier oben! Sie ließ sich von Luigi erzählen, wie er sich die Zukunft dachte. Mit ihrem Italienisch haperte es immer noch, aber er radebrechte, lachte, gestikulierte; es ging ganz gut. Und das verstand sie am besten: wenn er die Hand aufs Herz legte und sie mit treuen Augen schwärmerisch ansah. Das hieß: er würde sie nie vergessen.

Es war wie ein stummes Einverständnis zwischen ihnen beiden. Sie waren beide allein; sie hatte nicht Mann noch Kinder, er war ihr wie ein treuer Hund — er hatte wohl Frau und Kinder, aber so fern, so fern; sie war seine Madonna im fremden Land.

Melancholisch blickten die dunklen Augen in die hellen. Hier innen in der Küche war's warm, aber draußen pfiff ein Wind ums Haus, der nichts Gutes verhieß. „Fa vento, macht Wind," sagte der Italiener und zog sich fröstelnd in sich zusammen. Ja, bald würde es Herbststürme geben, die hier übers Hochland sausten, als brausten sie auf dem freien Meer. Dann knallten alle Türen, dann schmetterten alle Fenster zu, es wimmerte, fauchte und heulte im Schornstein, draußen am Bahndamm kollerten die Steine abwärts, und Gras und Kraut duckten sich ängstlich.

Aber vorerst kam noch ein Tag der Freude. Am Ende der Woche, am Samstag, ohne alle Vorahnung — sie hatten die Hoffnung schon aufgegeben gehabt — kam der Käse. Das heißt, er kam nicht selber, nur der Avis; er lag noch unten im Kreisstädtchen, auf der Post, weil er Zollgut war.

Mitten in aller Arbeit des Tages schickte das Fräulein einen Jungen zum Bahndamm hinunter: kannte er den Luigi Torpiglia?

O ja, den kannte er wohl! Der Junge lief willig; er würde dem Italiener sagen, daß etwas angekommen sei für ihn.

Fräulein Kathrinchen hatte ordentlich Herzklopfen: würde der Mensch sich freuen! Es dauerte auch nicht lange, so war er selber da.

Die Mittagspause, während die andern in der Kantine der Baracke aßen, hatte er sich zunutze gemacht; er wollte nicht Makkaroni, noch Reissuppe mit Zwiebeln, er wollte nur seinen Käse. Zitternd langte seine braune Hand mit den abgestumpften Arbeitsnägeln nach dem Avis, dem grünen Zettel:

„Formaggio, Kilo 3,660. Uffizio Italiano d'uscita.
Aus Italien über Ala. Zollgut."

Wenn er den Zettel unten vorzeigte und ein paar Groschen bezahlte, dann bekam er seinen Käse! Den Käse der Heimat, den Käse, den er gegessen hatte, so lange er denken konnte — den Käse, den er freilich nicht immer gehabt hatte, aber doch immer, wenn es ihm gut ging, wenn er sich etwas antun konnte zu seinem Brot — den Käse, den sie schmausten daheim zum roten Wein — den Käse, den sie bereiteten aus der Milch der Ziegen, die da klettern auf den beglänzten Bergen am blauen Meer — den Käse, den sie würzen mit ihren duftenden Kräutern — den Käse, bei dem sie lachen und schwatzen — den Käse, bei dem sie ihm „felicissima notte" zugetrunken hatten an seinem Hochzeitsmahl — den Käse, bei dem ihn seine Erminia weinend umarmt hatte zum letzten Mal! Sein Blut wallte auf. Kalt und langsam war es bisher hier geflossen, jetzt schoß es ihm heiß zu Kopf; seine Augen leuchteten. Er riß Fräulein Kathrinchen den Avis aus der Hand, er sprang damit herum wie ein Besessener.

Das war Jubel! Wie ein Bergstrom schüttete ein Schwall Worte über Fräulein Kathrinchen hin; sie verstand keines von ihnen. Aber soviel verstand sie doch, daß er sich unendlich freute. Er war ja ein Kind.

Er klopfte sich auf die Brust, er klopfte sich auf den Magen: „Gut, gut — Formaggio d'Italia, molto bono!" Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, und es lief ihm auch aus den Augen. Der Käse, der Käse der Heimat, der war nun da — die Heimat selber war zu ihm gekommen! Und seine Erminia, und die Kinderlein alle — die Heimat und sie, sie alle miteinander waren jetzt bei ihm im fremden Land! Er schluchzte laut. —

Am Samstag war frühere Arbeitsentlassung als sonst. Noch hatten die Einheimischen nicht mit den Geschäften der Woche Schluß gemacht, da verließen die Bahnarbeiter schon die Strecke. Jetzt saßen sie vor der Baracke, die mit ihren Wellblechwänden, mit ihrem Wellblechdach wie ein langer, niedriger Käfig an der Bergwand hängt, und flickten ihre Kleider. Oder sie hockten unten am Bach auf den Fersen, klopften aus ihren Hemden mit Steinen den Schmutz und den Schweiß der Woche heraus und spülten ihn ab im quirlenden Eifelwasser. Alle schauerten sie bei der starken Luft, trotz ihres emsigen Tuns; nur Luigi Torpiglia spürte heut nichts vom Eifelwind. Er war wie im Fieber.

Es war hart, daß er nicht Zeit genug gehabt hatte, am Mittag zur Stadt hinunter zu laufen, daß er hatte warten müssen — so lange! — bis jetzt. Aber nun rannte er auch. Er lief wie ein Hirsch querüber, er verschmähte den Weg; jeder Bogen, den er hätte machen müssen, hielt zu lange auf. Hoch sprang er durchs Heidegestrüpp, an Abhängen kletterte er nieder, Bäche überwand er mit einem Satz: schnell, nur schnell hinunter zur Kreisstadt. Wenn es sieben erst läutete, dann war's schon zu spät, sie schlossen das Postamt zu — den Käse, seinen Käse, wenn er nur den erst hätte! Er rannte, er keuchte. Seine Sehnsucht hetzte ihn ab wie ein Jagdhund das Wild.

Und seiner flüchtigen Gestalt, die dahinjagte, die durchs Heidekraut fegte wie ein brünstiger Hirsch, sah einer nach. Das war Lippo, der compatriotta. Der wußte vom Käse.

In dieser Nacht konnte Fräulein Kathrinchen gar keine Ruhe finden, obgleich sie Samstag Abend noch zehnmal müder war, als jeden andern Abend der Woche.

Sie machten drüben in der Wirtschaft einen zu argen Lärm. Mein Gott, was spektakelten die! Zuerst, des Abends um zehn herum, hatten sie gesungen; die Italiener sangen vor, und Harmonikaspiel, recht hübsch, klang durchs Fenster. Jetzt quäkte die Harmonika, aber nicht mehr melodisch; und der Gesang war verstummt. Stimmen wirrten durcheinander, man hörte brüllendes Lachen. Worüber lachten sie denn? Es mußten rohe Scherze sein, die sie trieben. Wenn das Harmonikaspiel zuweilen abbrach, dann tönte das brüllende Lachen noch lauter.

Fräulein Kathrinchen hatte sich im Bett aufgesetzt in einer gewissen Unruhe: hätte sie doch den Luigi abgehalten, hinüber zu gehen! Er war so selig gewesen heut abend mit seinem Käse. Er hatte vor ihr gestanden, den Käse, der rund wie ein Rad war und groß wie ein Brot, mit beiden Händen hochhaltend, und hatte, noch atemlos vom raschen Lauf, förmlich gejubelt: „Käs — der Käse — o, il mio formaggio!" Ganz aufgelöst war er gewesen vor Glück und vor Wonne. Oh, daß sie ihn doch festgehalten hätte! Wer weiß, er trank sich gewiß heute abend einen Rausch an! Aber der Landsmann hatte ihn gezupft und gezerrt. Sie wollten beide miteinander drüben in der Wirtschaft den Käse feiern, den Käse der Heimat. Auch dem Lippo leuchteten die Augen begehrlich: „Formaggio d'Italia, ah, ferr gut!" Er hatte den Luigi ihrer Hand entrissen.

Jesus, nein, das war wirklich mehr, als man sonst in der Nacht auf den Sonntag gewohnt war! Jetzt tanzten sie wohl gar drüben. Händeklatschen und Stampfen und Schleifen und immerwährend Harmonikagedudel. Kathrinchen sprang aus dem Bett; einen Rock warf sie über, ein Tuch, und fuhr in die Morgenschuhe. Sie nahm sich nicht viel Zeit zur Toilette, das Fenster riß sie auf und steckte den Kopf heraus.

Eiskalte Nacht überm Eifeldorf. Es hätte frieren können. Funkelnd glänzten die Sterne am Himmel; sie zuckten in ihren Löchern wie unruhig glitzernde, unstete Augen. Das Mädchen hob den Blick, aber keine Schnuppe fiel, bei der man sich hätte etwas wünschen können. „Huh!" Sie schauderte und seufzte. Wie Rauch ging der Atem ihr aus dem Mund. Eine helle Nacht, man konnte gut sehen. Mattweiß schimmerten die Giebel der Häuser über dem Dunkel der Hecken, vom Sternenschein fahl beglänzt; aber innen in den Giebelstuben brannte nirgend ein Lämpchen mehr. Alles schlief. Alle Gerechten ruhten und alles Vieh — kein Muhen mehr, kein Blöken aus irgendeinem Stall — und die Natur schlief auch. Die hohen Hainbuchen hingen die Schöpfe, sie standen regungslos; schweigsam ruhte das Venn, breit hingelagert mit seinem Rücken in majestätischer Einsamkeit.

Ein Schauer überlief wieder die Betrachtende. Auf einmal fürchtete sie sich. Warum denn und vor was? Einen scheuen Blick ließ sie durch die nächtliche Weite rundum gleiten, dann blieb er drüben am erleuchteten Fenster des Wirtshauses haften. Sie schlug schnell ein Kreuz. Und dann mußte sie

lächeln über sich selber: was kam ihr denn an, daß sie furchtsam war? Sie hatte sich in ihrem Leben doch noch nicht gefürchtet. Hatte sie denn solch eine Nacht überm Dorf noch nie gesehen? Doch, doch — aber —!

Sie atmete zittrig; ihr war bang.

Drüben züngelte der Schein wie ein Schlänglein durchs Fenster; wechselnde Lichter, je nachdem drinnen einer vor die Lampe trat, den Schein verdunkelte und dann wieder ihn freigab, zuckten hinaus in die Nacht und huschten wie Irrlichter über das Pflaster.

Fräulein Kathrinchen starrte hin, bis die Augen sich ihr trübten, bis der Lichtstrahl immer flimmernder und flimmernder wurde, in hundert und hundert sich drehenden Fünkchen vor ihren Augen tanzte. Übernächtig gähnte sie. Ach, was war das doch für eine häßliche Nacht und eine Qual, so schlaflos zu sein! Da macht man sich lauter dumme Gedanken. Wenn die da drüben doch endlich ruhig sein wollten und heimgehen, wie es sich schickte für anständige Christenmenschen! Sie erschrak, als vom Kirchturm ein Schlag schwer und dumpf hallte: die Uhr schlug eins. Maria Josef, schon so spät? Wie sollte sie da morgen frisch und flink auf den Beinen sein? Aber bei dem Lärmen konnte ja kein Mensch schlafen!

Ärgerlich wollte sie das Fenster zuwerfen, aber sie tat es doch nicht. Sie lauschte hinüber: was ging denn da vor, was schrien die so? War das nicht Luigis Stimme? Angestrengter lauschte sie. Und das nicht die seines Landsmanns? Des Lippo?

Ein allgemeines Stimmengewirr erhob sich jetzt. Sie konnte nichts verstehen — nein, sie wollte auch nichts verstehen, was ging sie's an? Und auch nichts sehen! Der Kopf war ihr schwer, die Augen schmerzten sie. Mit einem Gähnen senkte sie die Stirn auf die auf der Fensterbrüstung verschränkten Arme; sie konnte sich gar nicht mehr halten vor Müdigkeit. Die Luft strich frisch über sie hin, aber die machte sie jetzt nicht mehr munter. Die Lider fielen ihr zu.

Die Kirchturmuhr schlug zwei.

Aber die drüben im Wirtshaus dachten an kein Auseinandergehen; jetzt noch weniger als vorher. Jetzt wurde es ja gerade interessant und lustig. Lachend drängten die Bauernburschen sich um den Tisch in der Mitte der Schenkstube, an dem die Italiener saßen; von allen Seiten stellten sie sich darum herum. Das war ja wie zur Kirmes in der Bude, wenn das Kölner-Hänneschen und der Teufel das Zanken kriegten! Aber so schlimm war das nicht gemeint. Die beiden hier waren ja gute Freunde, wie Brüder waren sie am Abend miteinander eingetreten.

„Formaggio!" schrie Lippo. Seine Augen blitzten, er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Hu, war der Kerl aber gleich wild! „Kß, kß, faß!" machten die Zuschauer lachend und hetzten, wie man einen Hund hetzt.

Es hätte des Hetzens nicht bedurft, schon packte der eine den andern an der Kehle. Sie schüttelten sich.

Was sie nur voneinander wollten? Von dem Geschrei, das sie machten, konnte kein Mensch etwas verstehen, aber sie schimpften sich, das war klar. Hei, konnten die schimpfen!

In den Frieden der Schenkstube, der dagewesen war trotz allen Gedudels, allen Gegröles, trotz allen Geschreis, war plötzlich etwas gekommen, was die Gemütlichkeit störte. Die Burschen, die gern rauften, spitzten die Ohren, und die, die einer Rauferei lieber aus dem Wege gingen, drückten sich stillschweigend.

Luigi und Lippo hatten den Käse gefeiert, sie hatten ihn reichlich begossen mit Bier und mit Schnaps. Luigi war sonst nicht allzusehr für das Trinken, aber kalt war es draußen, das Getränk machte warm. Und die Freude war ihm zu Kopfe gestiegen.

Arm in Arm mit Lippo hatte er die Schenke betreten: o, der war sein Freund! Ordentlich zärtlich blickte er ihn an. Ja, der war gut, der las ihm immer, was die Geliebten von zu Hause geschrieben, der schrieb auch für ihn immer nieder, was seine Liebe für seine Erminia, seine Zärtlichkeit für die Kleinen, seine Sehnsucht nach der Heimat, seine Trauer, von ihr getrennt zu sein, zu Papier bringen wollte. Der gute Kamerad!

Luigi hatte Lippo den Arm um die Schultern gelegt, dicht nebeneinander saßen sie am Tisch, den Käse vor sich. Teilen wollten sie nun. Aber vorerst betrachtete Luigi den Käse noch liebevoll: eigentlich schade darum, ihn durchzuschneiden, er war so schön rund und ganz! Lieber sollte man ihn so noch ein Weilchen bewundern. Mit schwimmenden Augen sah er ihn an. Er dachte an seine Erminia, an sein liebes Weib, das ihm treu blieb auch in der Ferne. Den Käse hatte sie sich vom Mund abgespart, die Kinder hatten gern auf ihr Teil verzichtet — o, wieviel Geld hatten sie hingegeben, ihn so zu beschenken! Und wieviel Liebe! Das Herz quoll ihm über. Sein Weib! Seine Kinder! Er fühlte sich stolz. Unwillkürlich reckte er sich, es blähte ihn förmlich auf; er fühlte sich wie ein König.

Der Lippo neben ihm drängte: lange genug hatten sie nun vor dem Käse gesessen, würde er ihn noch nicht bald durchschneiden, he?

Luigi zögerte immer noch.

Er, Lippo, hatte die Hälfte zu kriegen, so war's abgemacht!

Schon da hätten sie beinahe das Zanken bekommen, es regte sich ein Groll in Lippos Brust. Was, hatte er dafür dem Kameraden immer die Briefe gelesen? Diese dummen Briefe, die so albern waren mit ihren Versicherungen von Liebe und Treue? Pah, die Signora Erminia, die hatte gut treu sein! Er hatte sie beim Abschied, als der Nachen in Sta. Margherita anlegte, noch am Strande stehen sehen, winken und weinen, und auch gesehen, wie fett sie war. Haha, die verlangte ja keiner! Er möchte sie auch nicht!

Und doch rührte es sich wie Neid in ihm. Seine Frau — seine Frau — wo die war, das wußte er gar nicht. So oft und so lange war er fortgewesen, als er das letzte Mal wiederkam, fand er sie nicht mehr; und Kinder hatte er nicht. Schmutzige, armselige Kinder hatte der Torpiglia — wie konnte man nur solch schmutzige Kreaturen lieben?

Ein Seufzer stieg auf in Lippos Brust. Finster stützte er den Kopf in die Hand und stierte dabei unverwandt auf den Käse — aber man hatte doch was, sein Herz daran zu hängen. Der hatte was!

Einen dunklen Blick schoß Lippo vom Käse auf den Luigi, und wieder vom Luigi auf den Käse. Sie hatten ihm was geschickt — formaggio d'Italia — aber wer, wer schickte ihm, dem Lippo, etwas? Das Herz zog sich ihm zusammen; seine Hand fuhr in die Tasche der zerschlissenen Hose, er fühlte sein Messer: durchschneiden, den Käse durchschneiden — ha, jetzt aber mußte der Luigi teilen mit ihm!

„Formaggio d'Italia, ferr gut," sagte der eben und zeigte in lachendem Stolz seine blanken Zähne.

Da zog Lippo geschwind sein Messer und schnitt den Käse entzwei.

Luigi wollte auffahren, aber dann besann er sich noch: es war nicht fein von dem Landsmann, selbst zuzulangen, aber geschworen war geschworen — ein Recht hatte er drauf.

Eine Gier hielt Lippo gepackt. Er kaute mit heißhungerigen Zähnen: nun hatte er was! Seine Augen leuchteten.

Die andern sahen ihn kauen und schlingen, und die Neugier kam über sie: schmeckte der Käse gut, so gut wie der Eisler? Sie wollten auch einmal proben.

Mit Gönnermiene teilte Lippo aus. Auf die Spitze des Messers gesteckt, wanderte Stückchen um Stückchen einem Bauernburschen nach dem andern ins offene Maul. „Formaggio d'Italia!" — er fühlte sich wie ein Krösus. Aber bald war sein Käse alle. Lippo blickte bestürzt.

Luigi hatte den seinen noch, nie hätte er ihn so vergeudet. Lieber die Jacke hergeben und Hose und Stiefel, lieber das Hemd vom Leib als den Käse hier! Er war ihm ein Heiligtum. Kaum daß er sich selber ein Scheibchen gönnte. Ganz dünn nur schnitt er's herunter und hielt es dann zwischen den spitzen Fingern und aß es langsam mit kostender Zunge. Bei jedem Bissen spürte er was, das war wie ein Kuß. Er saß träumend.

Lippo spielte Harmonika. Heftig drückte er das Instrument in die Seiten, daß es quakte und quiekte — das war nicht mehr Musik. Aber die Bauernburschen merkten das nicht, sie bewunderten auch diesmal den Musikanten. Jetzt fing er gar an zu tanzen, auf italienische Art. Er drehte sich unablässig, und dabei spielte er noch immer fort; er war wie ein Besessener, er hörte nicht auf. Als er endlich, endlich nicht mehr sich drehen konnte, als die Brust den Atem und die Finger den Druck versagten, da stieß er ein „Cospetto di bacco" aus, daß den Hörern die Ohren gellten, und ließ sich schwer auf einen Stuhl niederfallen. Er war glühend rot, aber dann wurde er blaß, die Lippen wurden ihm weiß: da saß Luigi, der compatriotta, ein Kerl, nicht besser als er, und hatte seinen Käse noch, fast noch die ganze Hälfte vom Käse! Wiederum hatte der mehr!

Lippo streckte begehrend die Hand aus. Aber Luigi griff rasch nach dem Käse, hastig barg er ihn an seiner Brust, unter dem Hemd: „Niente, niente — nix mehr!" Die Hälfte hatte er dem Landsmann versprochen, aber nicht mehr als die Hälfte, auch nicht ein Krümchen!

Heftig forderte Lippo, heftig weigerte sich Luigi. Das Trinken war ihnen auch zu Kopf gestiegen, nun saßen sie schon Stunden und Stunden in diesem verräucherten Wirtshauszimmer, die Luft war so dick und blau, daß sie wie Schleier ihnen vor Augen hing. Sie sahen sich nicht mehr, wie sie sich bisher gesehen hatten, sie sahen nicht mehr Kameradschaft und Landsmannschaft, sie waren nicht mehr die Freunde, die sie bis jetzt gewesen waren. Mit gierigem Griff suchte Lippo den Käse an sich zu reißen, mit zusammengebissenen Zähnen wehrte Luigi den Käse ihm.

„Formaggio!“ Sie packten sich an der Kehle.

Oho, das wurde ja Ernst! Die lachenden Gesichter der Zuschauer wurden bedenklich: sollte man sie auseinander bringen oder sollte man sie sich verhauen lassen? O, das ging nicht gut ab! Sie hatten sich ineinander verbissen wie zwei böse Hunde. Die Besonneneren bekamen es mit der Angst: die zwei mußte man voneinander reißen — für wen nahm man denn Partei? Für den Torpiglia. Der andre hatte angefangen, der war der Zänker, der Störenfried — ein Spitzbub, Betrüger — wollte dem Landsmann den Käse wegnehmen!

Kräftige Hände packten zu. Es gehörte aber auch Kraft dazu, der Italiener wehrte sich wie ein Rasender; aber es waren ihrer zu viele gegen ihn. Auf wurde die Tür des Wirtshauses gerissen — sie hatten ihn heraus auf den Flur geschleppt — ein Lachen wie ein Gebrüll stieg auf zum schwach sich färbenden Himmel, zur Tür hinaus flog der Italiener im hohen Bogen. Er überschlug sich noch in der Luft, so gewaltig war der Schwung gewesen — dann lag er draußen.

Hatte er sich Arme und Beine gebrochen? War er betäubt? Wie leblos lag er. Neugierig drängten die Burschen nach, sie wollten doch sehen.

Aber da war er auch schon wieder auf. Wie ein Blitz fuhr er hin an die Wirtshaustür — sie hatten nicht Zeit, ihm zu wehren — da trat gerade der andre heraus.

Ein Wutgeschrei, herausgegurgelt, erstickt halb — ein Greifen in die Tasche, die Finger umkrampfen das Messer — ein Heben des Arms, ein Stoß — und dann ein gellender Aufschrei.

Fort schnellt eine Gestalt, wie ein Tiger sich duckend im Sprunge, rasch verschwindend hinter den hohen, bergenden Hecken. Kein Mensch denkt daran, dem Entflohenen zu folgen.

Es war dieser Schrei, der Fräulein Kathrinchen weckte. Eingeschlafen war sie nun doch, den Kopf auf der Brüstung des Fensters; der Schlaf der Übermüdeten war fest gewesen, sie hatte geträumt, der Hahn krähe durchdringend laut den Morgen an. Nun war sie aufgeweckt worden davon, steif war sie und kalt wie ein Stück Eis; aber ein Schrei des Hahns war es nicht gewesen. Was war es denn?!

Jesus Maria! Drüben vorm Wirtshaus ein Menschenhauf — am Boden liegt einer!

Sie stehen um ihn in Schweigen. Ein dumpfes Gemurmel nur, leise, scheu, dringt zu ihrem Fenster hinauf.

Ist das ein Betrunkener, der dort liegt? Der Luigi am Ende?! Sie ist plötzlich hell wach; keine Spur von Schlaftrunkenheit mehr. Sie schreit hinüber: „He, was habt ihr denn da zu kucken? Sagt doch, wer liegt denn da auf dem Boden?!"

Keine Antwort. Nur einer — der Mathes, der Knecht ist's — der hebt die Hand und winkt ab, als wolle er bedauern: Oh, oh!

Da ist sie schon aus der Türe.

Luigi Torpiglia lag im rötlich dämmernden Morgengrauen vor der Wirtshaustür; die Hähne krähten das bißchen Tageslicht an. Er lag hingestreckt, lang auf dem Rücken, wie zu Boden gefällt; das Messer des Landsmanns steckte ihm zwischen den Rippen.

Keiner wagte es, ihm das Messer herauszuziehen; es wagte auch keiner, ihn zu berühren. Sie standen um ihn, bleich im werdenden Tageslicht, wie gelähmt vor Entsetzen.

Heilige Jungfrau, Mutter der Barmherzigkeit, war er zu Tode getroffen?! Weinend kniete Fräulein Kathrinchen neben ihm, sie hatte ihrer Blöße nicht acht, sie betete mit dem Sterbenden:

„Herr, erlöse mich!
Jesus, erbarme dich meiner!
Jesus! Maria! Josef!
Euch schenke ich meine Seele!"

Sie wischte ihm den blutigen Schaum von den Lippen ab, um seine unruhig tastenden Hände faltete sie die ihrigen fest. Und der Blick seiner brechenden, erlöschenden Augen senkte sich noch einmal in ihren Blick.

Noch einmal vertraute er der Madonna, seiner Madonna im fremden Land, alles, sein alles an — er hauchte seine Seele aus in ihrem Schoß.

Nach Sonnenaufgang war's leer vor der Wirtshaustür, nichts war mehr zu merken vom Schrecken der Dämmerung. Alles still; der Tote beiseite geschafft, die Lebenden nach Hause gegangen.

Vergessen und zertreten lag nur ein Stück Käse noch vor der Wirtshaustür, in Staub und Kot auf der Straße des Eifeldorfes — formaggio d'Italia — das letzte vom Käse der Signora Erminia aus Sta. Margherita Ligure.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Das große unerwartete Ereignis der letzten Wochen ist die Wiederherstellung der türkischen Verfassung vom 23. Dezember 1876. Nach zweiunddreißigjähriger Ruhe im Grabe ist sie von den Toten wieder auferweckt worden. Durch denselben Abdul Hamid II., der sie gegeben und verkündigt hatte. Ähnliche Umstände wie die, welche zu ihrem Erlaß geführt, haben ihr zur Auferstehung geholfen. Die Aufstände im Innern des Reiches und der Druck des Auslandes haben den Stolz und das Selbstgefühl des Osmanentums zu einer nationalen Bewegung aufgerüttelt. Noch ehe die russisch-englischen Vorschläge zur Beruhigung Mazedoniens den Mächten mitgeteilt worden sind — nur Österreich-Ungarn hat als nächst Beteiligter von der russischen Regierung eine Anzeige darüber erhalten — drängt sie die türkische Volkserhebung in den Hintergrund zurück. Der christliche Generalgouverneur mit unbeschränkten Vollmachten und die fliegenden Kolonnen, mit denen England Mazedonien beglücken wollte, werden zunächst nicht zur Wirkung kommen: auf der Grundlage der Verfassung soll die Verbrüderung der Volksstämme stattfinden, die sich bisher so blutig und unversöhnlich bekämpft. Der Haupthebel der Bewegung ist die jung-türkische Partei. Nicht die im Auslande, in Paris und London, Zürich und Genf lebenden und in Verschwörungen und phantastischen Plänen, mit Pamphleten und Brandschriften arbeitenden Flüchtlinge und Verbannten, sondern die in der Armee stehenden aktiven jüngeren Offiziere und militärischen Beamten. Seit Monaten herrschte im dritten Armeekorps in Monastir eine dumpfe Gärung. Der Sold war bei Soldaten wie Offizieren längst rückständig, die schwerfällige Beförderung befriedigte Wunsch und Ehrgeiz nicht, die aufreibenden, beschwerlichen und erfolglosen Kämpfe gegen die bulgarischen und griechischen Banden ermüdeten die Leute und lockerten die Disziplin. Zwischen den fremden Offizieren der internationalen Gendarmerie und denen des türkischen Heeres gab es beständig Reibungen und Reizungen. Ende Juni fingen die Offiziere gegen ihre Obristen und Generale zu revoltieren an, sie töteten einige, andre nahmen sie gefangen. In Resna und Üsküb sammelten sich die Aufständischen, Niazzi Bey wird als ihr Führer genannt. Sie erließen Aufrufe an die übrigen Truppen und an die Bevölkerung, sich ihnen anzuschließen, die mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen wurden. Die Mahnung, die gegenseitigen Morde und Plünderungen einzustellen, übte zum ersten Male, aus dem Munde des türkischen Volkes kommend — denn das Heer ist noch immer in dem osmanischen Reiche der einzige Vertreter der Nation, ihrer Kraft wie ihrer Bildung — eine stärkere Wirkung aus. Die griechischen Banden waren die ersten, welche die Waffen niederlegten, sich mit den Türken vereinigten oder über die griechische Grenze zurückgingen. Der Sultan und seine Berater suchten nach Hilfsmitteln, der Bewegung Einhalt zu tun. Mit Milde und Gewalt. Im Schlosse des Sultans erregte es Schrecken, daß die albanesische Leibgarde in geheimer Verbindung mit den Aufständischen war. Den Offizieren ward Verzeihung und Beförderung versprochen, und zugleich wurden aus Kleinasien Bataillone nach Mazedonien gesandt, um die Insurgenten zum Gehorsam zu zwingen. Aber die Anatolier erklärten, nicht gegen

ihre mohammedanischen Kameraden kämpfen zu wollen. Wie mit einem Zauberschlage waren alle in Mazedonien und Albanien einig geworden: das Heer und die Albanesen, die türkische wie die christliche Landbevölkerung. In dieser Notlage entließ der Sultan den Großwesir Ferid Pascha und übertrug das Amt an Said Pascha, der, wenn auch nicht für liberal, doch für einen Mann von redlicher Gesinnung und freieren Anschauungen gilt. Von dem Wechsel des Ministeriums zur Proklamation der Verfassung war dann nur noch ein Schritt.

Der Vater der türkischen Verfassung ist Midhat Pascha. Die Beratungen darüber begannen schon unter Abdul Hamids Vorgänger Murad V. im Juni 1876 und führten im Juli zum Abschluß eines Entwurfs, der von dem damaligen Großwesir Ruschdi Pascha gebilligt und dem großen Rat der Pforte vorgelegt wurde. Die Absetzung Murads V. durch ein Fetwa des Scheich ul Islam und die Erhebung seines Bruders Abdul Hamid zum Sultan am 31. August 1876 verzögerten die Verkündigung der Verfassung bis zum Dezember. „Dies große Ereignis," erklärte damals ein Rundschreiben der Pforte an die auswärtigen Mächte, „ist danach angetan, das Land zu neuer Blüte zu erwecken und für alle Völkerschaften der Türkei die glücklichsten Ergebnisse herbeizuführen." Die Umstände, unter denen die Verfassung gegeben wurde, sind den gegenwärtigen, unter denen sie erneuert wird, nach innen wie nach außen ähnlich. 1876 waren Bosnien und die Herzegowina im offenen Aufstande, in Bulgarien gärte es vom Balkan bis zur Donau, der Krieg mit Serbien war im Ausbruch, der mit Rußland drohte in nächster Zukunft. In Konstantinopel traten am Tage der Proklamierung der Verfassung die Botschafter der Großmächte zu einer Konferenz zusammen, um der Pforte die von ihnen für notwendig erachteten Vorschläge zur Reform der Gesetzgebung und Verwaltung zu unterbreiten. Gerade wie jetzt. Das türkische Parlament hat sich nicht entwickeln können, zweimal haben die türkischen Volksvertreter in dem Palast von Dolma Baghtsche am Bosporus vergeblich getagt: am 14. Februar 1878, als die Russen vor Konstantinopel standen, wurden ihre Sitzungen vertagt, um in zweiunddreißig Jahren nicht wieder einberufen zu werden. Jetzt, am 24. Juli 1908, lädt der Sultan sie wieder zum 14. November in seine Hauptstadt ein. Wie alle Verfassungen, verheißt auch die türkische die Freiheit der Persönlichkeit, des Gewissens und der Presse, die Gleichberechtigung aller Volksstämme und Bekenntnisse im Reiche, den obligatorischen Volksunterricht und die Verantwortlichkeit der Minister. Zwei Kammern sind vorgesehen, ein Senat, den der Sultan ernennt, und eine Deputiertenkammer. Das Parlament wird an der Feststellung des Staatshaushalts mitwirken und erhält für die Gesetzgebung eine beratende Stimme.

Die Verkündigung der Verfassung, der eine allgemeine Amnestie, die Aufhebung der Geheimpolizei und die Entlassung der mißliebigsten Persönlichkeiten des alten Regimes folgte, löste natürlich einen unermeßlichen Jubel und Freudenrausch in Konstantinopel aus. Volksversammlungen wurden gehalten, um dem Sultan den Dank der Bevölkerung auszusprechen. Eine Art Wunder geschah: Abdul Hamid erschien an einem Fenster des Yildis-Kiosks, öffnete es und fragte die Menge nach ihrem Begehr. „Wir wollen nur das Antlitz Ew. Majestät sehen und ihr langes Leben wünschen", wurde ihm erwidert. Der Sultan versicherte sie seines Wohlwollens, seines Vertrauens zu ihnen und seiner Treue zur Verfassung. Zum Selamlik fuhr er stehend in einem offenen Wagen, nach allen Seiten hin grüßend, von der Woge stürmischer Begeisterung getragen. Auf den Straßen und Plätzen finden Verbrüderungen zwischen Mohammedanern und Christen mit Küssen und Umarmungen statt, die Griechen sind besonders laut und eifrig in dem Ausdruck ihrer Befriedigung. Inzwischen kehren die Verbannten, die Flüchtlinge zurück, die von der Zensur befreiten Zeitungen veröffentlichen Flugblätter und Extraausgaben. Die jung-türkische Partei unter ihren Führern Achmet Miza, dem Sohne Midhat Paschas, Ali Haydar Midhat-Bey, Enver und Niazzi macht kein Hehl daraus, daß sie vor allem die unaufhörliche Einmischung des Auslandes in die inneren Angelegen-

heiten der Türkei nicht mehr dulden und die Reformen der Verwaltung durch das nationale Parlament allein durchführen wolle: Wiedergeburt von innen heraus.

Die erste und stärkste Wirkung des Ereignisses richtet sich somit gegen das Ausland. Im englischen Parlament hat sich die Regierung dahin geäußert, daß nach der Verkündigung der türkischen Verfassung von ihren Vorschlägen zunächst nicht mehr die Rede sein könne, und daß man die weitere Entwicklung abwarten und sich jeden Eingriffs enthalten werde. Schon aus Rücksicht gegen die Millionen ihrer mohammedanischen Untertanen in Indien kann die englische Regierung die häßliche Rolle, die sie in Teheran bei der Unterdrückung des Parlaments gespielt hat, nicht in Konstantinopel wiederholen. Rußland wird ihrem Beispiel folgen und seine Vorschläge für eine Weile in der Schwebe lassen. Auch die Tage der internationalen Gendarmerie in Mazedonien dürften gezählt sein: was sie in vier Jahren nicht zu erreichen vermochte, die Unterdrückung der nationalen Banden, hat die türkische Erhebung in der Provinz in ebenso viel Wochen erreicht. Da unter der Bevölkerung Mazedoniens das mohammedanische Element das weitaus stärkere ist, bedurfte es eben nur einer Vereinigung des Militärs und der Bauernschaft, um die andern Stämme zu zügeln, die der gegenseitige Haß und Hader überdies schwächt. Aber trotz dieser offenbaren Erfolge der nationalen Erfolge des Osmanentums wäre es übereilt, von einem Völkerfrühling in der Türkei zu sprechen. In den Städten Kleinasiens und Syriens hat die Verkündigung der Verfassung nur ein mäßiges Echo erweckt, der echte Orientale und Mohammedaner ist eben zu lässig und zu fatalistisch, um sich für die Dinge und Einrichtungen, welche die Verfassung aufzählt, leidenschaftlicher zu interessieren. So wenig wie seiner Zeit in Persien wird in der Türkei mit ihrer Proklamierung die Verfassung schon als eine lebenskräftige, selbständige Schöpfung dastehen. Mit den Wahlen, mit den Verhandlungen des Parlaments erst wird die eigentliche Kraftprobe der Bewegung, des osmanischen Genius einsetzen. Sowohl dem Auslande wie den inneren Parteien und einander feindlichen Tendenzen gegenüber. Mit einem Schlage und Wunderwort dankt weder ein absoluter Herrscher noch das den historisch gewordenen Verhältnissen eingeborene Beharrungsvermögen für immer ab. Nur das eine ist erreicht — die unbehagliche Spannung Europas wegen der Türkei, die das gemeinsame Vorgehen Englands und Rußlands hervorgerufen, ist einer ruhigeren Stimmung gewichen. Hände weg von der orientalischen Frage! ist die allgemeine Losung. Von allen asiatischen Völkern stehen die Türken seit Jahrhunderten uns am nächsten, sie gehören halbwegs zu Europa: unsre Sympathie wird ihre Bestrebungen zu einer Erneuerung ihres Reiches und ihrer Verfassung mit aufrichtigen Wünschen begleiten.

Auch die übrigen Ereignisse haben dem Gesamtbilde der Politik ein ruhigeres und freundlicheres Aussehen gegeben, der Barometerstand hat sich wieder dem schönen Wetterpunkt genähert. Wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn ist die Welt mit Friedensversicherungen überschüttet worden. Der Präsident der französischen Republik, Armand Fallières, und sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pichon, haben ihre anregende, aber beschwerliche, fest- und toastreiche Nordfahrt glücklich beendet und sind nach achtzehn Tagen — vom 18. Juli bis zum 4. August — mit „unvergeßlichen Erinnerungen" heimgekehrt. Nacheinander hat der Präsident die Könige von Dänemark und Schweden in Kopenhagen und Stockholm, den Zaren mit seiner Familie auf der Reede von Reval und den König von Norwegen in Christiania besucht. Überall wurden in herzlichen Worten die Beteuerungen gegenseitiger Freundschaft und Friedensliebe ausgetauscht, die Minister besprachen die Lage Europas und fanden zwischen der Republik und den nordischen Staaten alles in schönster Ordnung. Daß auf die Freundschaft und Allianz zwischen Frankreich und Rußland ein besonderer Ton und Nachdruck gelegt wurde, ist selbstverständlich. Doch hielt es der russische Minister Iswolski für geraten, im Gespräch mit einem französischen Journalisten hervorzuheben, daß die Allianz zwischen Rußland und Frankreich die gute Nachbarschaft Rußlands mit Deutschland nicht hindern oder beeinträchtigen könne.

Dem Besuche Fallières in Stockholm ist am 3. August der des deutschen Kaiserpaares gefolgt, und am 11. August hat in Homburg eine kurze Begegnung zwischen dem Könige von England und dem Kaiser Wilhelm stattgefunden. Am 12. August begrüßte der König in Ischl den Kaiser Franz Josef und brachte ihm seine Glückwünsche zu dem Jubelfest seiner sechzigjährigen Regierung dar. An die Beteuerungen der Staatsoberhäupter, daß sie nach bestem Willen und Können entschlossen seien, den Frieden zu wahren, haben sich die Reden der englischen Minister Grey, Lloyd George und Asquith im Parlament und auf dem Festbankett der Friedensfreunde, die ihren Kongreß diesmal in London abhalten, in derselben Tonart angeschlossen. Im Parlament wehrte bei der Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes Sir Edward Grey eifrigst jede Absicht der englischen Regierung, Deutschland isolieren zu wollen, ab — eine Absicht, die ja überdies zwecklos sein würde, da Deutschland in Österreich-Ungarn und Italien zwei Verbündete habe, und Lloyd George und Asquith sprechen den Wunsch und die Hoffnung aus, mit Deutschland zu einem Verständnis und einer Einigung zu kommen wie mit Frankreich und Rußland.

Die Sorgen Europas über Marokko haben in diesen Wochen keine Verschärfung erfahren. In den Hafenstädten wurde die Ordnung nicht gestört, aus dem Gebiet von Casablanca haben die Franzosen einige Bataillone nach Algier zurückgeschickt. Die Lage im Innern des Landes bleibt nach wie vor verworren und für uns undurchsichtig. Während noch vor kurzem, selbst in englischen Berichten, versichert wurde, daß die Sache Muley Hafids vortrefflich und sein Sieg unmittelbar bevorstünde, wird jetzt gemeldet, daß er völlig machtlos sei und in Fez nicht einmal tausend Soldaten zur Verfügung hätte, die Stämme in der Umgebung der Stadt seien im Aufstande und plünderten die Ernten seiner Paschas. Dagegen bestätigt sich die Nachricht von dem Vormarsch des Sultans Abdul Asis nach Marrakesch. Er ist von Rabat Anfang Juli mit einem kleinen Heerhaufen aufgebrochen, bis zur östlichen Grenze des Gebiets der Schaujastämme vorgerückt und hat den Fluß Um-er-Rebia überschritten. Offenbar unter Deckung der französischen vorgeschobenen Posten. Ob er sein Ziel erreichen wird, steht freilich dahin, aber die Bewegung ist doch immerhin ein Beweis dafür, daß er nicht so ganz von Anhängern verlassen und von Hilfsmitteln entblößt ist, wie behauptet wurde. Die Prahlereien Mulay Hafids, bald nach Tanger, bald nach Tetuan oder Rabat zu ziehen, sind dagegen als Seifenblasen zerplatzt. Die hitzige Teilnahme für den einen oder den andern der kämpfenden Brüder schädigt nur die gelassene Betrachtung der Dinge und die richtige Abschätzung der deutschen Interessen. Wie für Engländer, Spanier und Franzosen ist auch für uns die Herstellung der Ordnung und des Friedens in Marokko der entscheidende Punkt; daß die Möglichkeit einer Besetzung des Landes für sie noch nicht gekommen ist, geben auch die Franzosen zu.

Die Parlamente sind in die Ferien gegangen: das französische bis zur Mitte Oktober, das englische, italienische und die russische Duma bis zum November. Der sommerliche Gottesfrieden erstreckt sich auch auf die Sozialdemokraten. Wenigstens ist in Paris der für Montag den 3. August mit großem Lärm von dem Arbeiterverbande angekündigte Generalstreik kläglich gescheitert. In einem Vorort der Hauptstadt war es bei einem Ausstand der Bau- und Erdarbeiter zu wüsten Ausschreitungen gekommen, die das Einschreiten des Militärs nötig machten. Nach vergeblichen Warnungen und blinden Schüssen mußten die von der Menge mit Revolvern und Steinen hart bedrängten Soldaten Feuer geben: drei Arbeiter blieben tot auf dem Platz, viele wurden verwundet. Der Generalstreik sollte die Antwort des entrüsteten Proletariats sein. Aber es kam nur in einigen Zeitungsdruckereien zur Niederlegung der Arbeit. Die Vorsichtsmaßregeln der Regierung mit der Konsignierung der Truppen in den Kasernen erwies sich als unnötig, nirgends fanden gefährlichere Zusammenstöße statt, und der Präsident Fallières sah bei seiner Heimkehr von Dünkirchen am 4. August die Hauptstadt in Ruhe und Frieden. Der wirtschaftliche Niedergang, der noch in keiner Industrie einer durchgreifenden Besserung

gewichen ist, setzt der Gewalttätigkeit und Unruhe der Sozialdemokratie einen natürlichen Damm entgegen, stärker als alle Polizeimaßregeln es vermöchten. Die Versuche, die in verschiedenen französischen Provinzialstädten den in Paris verunglückten Generalstreik wieder wett machen wollten, scheiterten an der Unlust der Menge, durch Tumulte ihren schon geringen Verdienst noch mehr zu schmälern oder ganz in Frage zu stellen.

In den Vereinigten Staaten will die Wahlbewegung noch nicht lebhafter in den Fluß kommen. Die beiden Kandidaten Taft und Bryan sind aus ihrer Zurückgezogenheit noch nicht hervorgetreten. Wie es heißt, sollen die Trusts und die großen Interessengesellschaften keine Neigung zeigen, die Kassen der Parteien mit ihren Zuschüssen zu füllen. Die Hauptsache der Meeresstille liegt aber offenbar in der Gleichgültigkeit der Massen gegen die Politik und in dem durch die Krisis schwieriger gewordenen Kampf um das Dasein. Die Bevölkerung fühlt den Druck und Einfluß der Trusts auf das wirtschaftliche Leben mit steigendem Unwillen und ist dabei der Überzeugung, daß die Republikaner so wenig wie die Demokraten trotz all ihrer Reden weder den Willen noch die Macht haben, ihn zu brechen. Aus den südamerikanischen Republiken wird von einem neuen Gewaltstreich Castros, des Diktators von Venezuela, berichtet: er hat den niederländischen Gesandten Reuß kurzerhand des Landes verwiesen, weil er sich mißliebig über die Regierung Venezuelas geäußert und dadurch die Pflichten eines Gesandten verletzt habe.

Die zehnjährige Wiederkehr von Bismarcks Todestage am 30. Juli hat überall im Vaterlande die Gefühle unauslöschlicher Dankbarkeit, Verehrung und Bewunderung für den Gründer des Reiches zum Ausdruck gebracht. An den verschiedensten Orten fanden Fackelzüge zu seinen Denkmälern und Beleuchtung der Bismarck-Säulen und -Warten statt, und in begeisterten Reden wurde die Bedeutung seiner Tat und die genialische Kraft seines Charakters gefeiert. Dabei konnte es dann nicht ausbleiben, daß die gegenwärtige Lage Deutschlands unmutig mit der Vergangenheit verglichen ward. Damals Deutschland allgefürchtet, an der Spitze Europas, jetzt von offenen und heimlichen Feinden umkreist. Man übersieht nur, daß die Weltlage, die Bismarck beherrschte, eine ungleich einfachere und beschränktere war als die jetzt durch die kolonialen und Handelsinteressen geschaffene. Die Grundursache der gegenwärtigen Spannung, der latente Gegensatz zwischen Deutschland und England, war unter der Regierung der Königin Viktoria nicht vorhanden und konnte es nicht sein, da Deutschland noch nicht durch den Aufschwung seiner wirtschaftlichen Tätigkeit und die Entwicklung seiner Flotte die Eifersucht Englands erregt hatte. Dies aber ist, wie unsre Gegner meinen, die Wurzel alles Übels, unser Wohlstand, unsre Größe und die Zunahme unsrer Bevölkerung müssen nach ihrer Ansicht notwendig Gedanken des Ehrgeizes und der Eroberung in uns hervorrufen. Gegen diese Mißgunst gibt es kein andres Mittel als kaltes Blut zu bewahren und unsre Rüstung nach Möglichkeit zu vervollkommnen. Je einiger und opferwilliger wir zusammenstehen, desto friedfertiger wird das Ausland gegen uns sein. Das Unglück, das auf der Wiese bei Echterdingen in der Nähe von Stuttgart das Luftschiff des Grafen Zeppelin nachmittags am 5. August in einem Gewittersturm nach glücklich verlaufener zwanzigstündiger Fahrt während des 4. August von Friedrichshafen über Basel und Straßburg nach Mainz und in der Nacht über Worms nach Stuttgart jählings vernichtet hat, gewinnt unter diesem Gesichtspunkt ein freundlicheres Aussehen: es hat die patriotische Stimmung der Deutschen in eine mächtige Schwingung versetzt. Allerorten werden Sammlungen eröffnet, um dem kühnen Erfinder die Mittel zum Bau eines neuen Luftschiffes bereitzustellen, und über das Gezänk des politischen Alltags geht einmal wieder freudig brausend die Woge des nationalen Hochgefühls. Uns zur Kräftigung und Erfrischung und den Feinden und Neidern zur Mahnung und Warnung.

Literarische Rundschau.

Das Lebensbild Jesu.

Jesus im Urteil der Jahrhunderte. Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart. Von Gustav Pfannmüller. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1908.

Die Leben-Jesu-Forschung ist von Nippold in seinem „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte" als die wichtigste Aufgabe der evangelischen Theologie bezeichnet worden. Das Jahr 1835, in dem das „Leben Jesu" von David Friedrich Strauß erschien, ist ihm das Jahr der theologischen Revolution und von bestimmendem Einfluß auf die folgende Zeit. In der Tat nimmt die Leben-Jesu-Forschung in der theologischen Arbeit des 19. Jahrhunderts einen bedeutenden Raum ein, und noch in jüngster Zeit sind zahlreiche Schriften über diesen Gegenstand erschienen. Es sei nur an die Arbeiten von H. Holtzmann, O. Holtzmann, P. W. Schmidt, Bousset und Jülicher erinnert. Auch wenn für eine Zeit der Anschein entstehen konnte, als sei, wenigstens innerhalb der sogenannten modernen Theologie, ein großes Maß von Übereinstimmung in den Ergebnissen erzielt, so sind in neuerer Zeit gerade von modernen Theologen gewichtige Einwände gegen die Richtigkeit der bisherigen Forschungsresultate erhoben worden. Wrede hat in seinem Buche „Das Messiasgeheimnis" den üblichen Aufriß des Lebens Jesu energisch kritisiert, Schweitzer in seinem Werke „Von Reimarus zu Wrede" sich gegen die Modernisierung in dem liberalen Jesusbilde und die Unterdrückung oder Abschwächung des Eschatologischen darin gewandt. Was einmal wirklich gewesen ist, erscheint heute problematischer als vor einem Jahrzehnt, und auch die Hoffnung, die historische Wirklichkeit einmal zu erreichen, ist sehr unsicher geworden, ja zum Teil aufgegeben. Denn die schon früher bekannte Tatsache, daß unsre Quellen für das Leben Jesu nicht aus wissenschaftlich-biographischem, sondern aus religiösem Interesse hervorgegangen sind, wird heute schwerer genommen als ehemals. Während nämlich früher es für eine verhältnismäßig leicht zu lösende Aufgabe galt, die aus der gläubigen Verehrung stammenden Zutaten zu entfernen, um die von allem Zusatz befreite geschichtliche Wirklichkeit zu erhalten, erweist sich jene Aufgabe jetzt als immer verwickelter. Ja sie erscheint ähnlich hoffnungslos, wie für eine gewisse philosophische Anschauung die Aufgabe, klarzustellen, welcher Beitrag zu der Wahrnehmungswirklichkeit von der menschlichen Organisation und welcher von dem transsubjektiven Sein geleistet wird. Eine sichere Zerlegung in deutlich gesonderte Faktoren will nicht gelingen. Wie die uns umgebende Wirklichkeit an jeder Stelle immer bereits wahrgenommene, bewußte, erlebte Wirklichkeit ist, so stoßen wir bei dem Problem des Lebens Jesu immer bereits auf das irgendwie aufgefaßte und gedeutete Leben Jesu.

Damit tritt nun für die Forschung eine andre Aufgabe in den Vordergrund. Ist der historische Jesus nicht erreichbar, so lassen sich doch die Auffassungen von Jesus mit Sicherheit ermitteln und darstellen. Es wird stets denkwürdig bleiben,

daß gerade ein Mann wie Martin Kähler die Unmöglichkeit, hinter den in den neutestamentlichen Schriften vorliegenden Befund zurückzugehen, mit allem Nachdruck in seiner Schrift „Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche biblische Christus" behauptet hat. Ohne Zweifel ist eine genaue Kenntnis der verschiedenen Auffassungen Jesu ein bedeutsames Ziel der Forschung, und die darauf verwandte Mühe wird schließlich auch für die Frage nach der geschichtlichen Wirklichkeit des Lebens Jesu nicht unwichtig sein, denn um reine Dichtung handelt es sich hierbei gewiß nicht. Wenn Pfleiderer das Christusbild des urchristlichen Glaubens dargestellt, Weinel Jesus im 19. Jahrhundert geschildert hat, so haben wir hier Arbeiten, die sich in der angedeuteten Richtung bewegen.

In umfassender Weise hat nun Pfannmüller sich die Aufgabe gestellt, Jesus im Urteil der Jahrhunderte vorzuführen. Daß er an den Anfang seines Buches eine Skizze des Lebens Jesu stellt, wie es nach seiner Meinung historische Wirklichkeit gewesen ist, daß sich ihm um diese Wirklichkeit die verschiedenen Anschauungen von Christus wie Hüllen herumgelegt haben, bis die historisch-kritische Forschung der Gegenwart wieder das Ursprüngliche herstellte, darüber soll nicht weiter gerechtet werden. Die Bedeutung des Buches liegt in seiner umfangreichen und fraglos sehr unterrichtenden Materialsammlung. Am Anfange jedes Abschnitts stehen Einleitungen, die gut in die Gedanken und Überzeugungen der Zeit, der sie angehören, einführen. Natürlich nehmen die Urteile von Menschen, die mit ihren Anschauungen im Christentum, in der Kirche wurzeln, den größten Raum ein. Für die ganze Zeit bis zur Aufklärung sind wir auch fast ausschließlich, wie das bei der beherrschenden Stellung des Christentums nicht anders sein kann, auf sie angewiesen, für die neue Zeit aber sind Philosophie, Literatur und soziale Bewegung eingehend berücksichtigt. Sehr dankenswert ist, daß die religiöse Dichtung von der ältesten Zeit der Christenheit bis zur Gegenwart stark herangezogen ist, und daß auch die bildende Kunst mit fünfzehn guten Abbildungen, die auch gewissermaßen eine Geschichte des Christusbildes von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart darstellen, zu Worte kommt.

Selbstverständlich kann ein Buch wie das Pfannmüllers nicht alle Aufgaben lösen, aber es ist nicht sein geringster Vorzug, daß es Fragen anregt, die von der Forschung noch in Angriff zu nehmen sein werden. Es seien einige hier angegeben: Lassen sich in der Abwandlung des Christusbildes bestimmte Entwicklungstendenzen erkennen? Von welchen Faktoren geht der Anstoß zur Veränderung aus, von wissenschaftlichen, sittlichen, allgemein kulturellen, rein religiösen? Was läßt sich über Wert und Wirkung der die Veränderung bedingenden Ursache sagen? Aus der reichhaltigen Materialsammlung ließe sich wohl eine Antwort auf manche dieser Fragen gewinnen. Hervorheben möchte ich noch den Eindruck, der bei sorgfältiger Lektüre sehr stark werden kann, daß die Person Jesu nur vom religiösen Glauben wirklich erfaßt wird. Alle andern Äußerungen rein wissenschaftlicher, philosophischer, ästhetischer, sozialer Art, so viel Anerkennung sie für Jesus übrig haben mögen, nehmen sich dagegen matt und nichtssagend aus oder geraten in bedenkliche Übertreibungen hinein, die etwas Großes sagen sollen, wo doch die Voraussetzung dazu fehlt. So wird das Buch ungesucht zu einer Apologie für die Fähigkeit des religiösen Glaubens, Wirklichkeit zu erfassen, und ungewollte Apologie ist immer die beste. — Interessant ist auch ein Vergleich der Christusbilder untereinander. Wie kolossal konservativ ist doch bei allem Wandel der Grundtypus! Wenn man von der Statue im Lateranmuseum absieht, führt eine ununterbrochene Linie von dem Brustbild Christi aus den Katakomben bis zu dem Christusbild der Klinger, Gebhardt, Uhde. Und wie hier in der bildenden Kunst die Kontinuität in allem Wechsel und Wandel erkennbar ist, so ist sie es gewiß auch in dem religiösen Glauben selbst bei allem Wechsel des Ausdrucks. Pfannmüllers Buch, das zu selbständigem Denken und Beobachten anregt, verdient einen großen Leserkreis.

Lic. Dr. Paul Kalweit.

βλ. **Geschichte der christlichen Kunst.** Von Franz Xaver Kraus. Italienische Renaissance. Bd. II. Zweite Hälfte. Fortgesetzt und herausgegeben von Joseph Sauer. Freiburg i. Br., Herder. 1907.

Vor allem gebührt Herrn Dr. Sauer der wärmste Dank der Freunde seines verewigten Lehrers für die Hingebung und Pietät, mit denen er das Hauptwerk seines Lebens, die „Geschichte der christlichen Kunst", im Sinne und Geist von Franz Xaver Kraus zu Ende geführt hat. Bescheiden genug sagt Sauer am Schluß einer vortrefflichen biographischen Notiz über den Verstorbenen, seine vorwiegend historische und archäologische Betrachtungsweise, seine Betonung des inneren Gehaltes der Monumente, die Beziehung des ganzen kulturgeschichtlichen Ensemble, aus dem heraus ein Kunstwerk verstanden werden will, diese ganze Auffassungs- und Darstellungsweise seien so persönlich und auf eine so intime und umfassende Kenntnis der Literatur aufgebaut, daß ein jüngerer Gelehrter gar nicht daran denken könne, hier gleichen Schritt zu halten. Kraus selbst hat die „Geschichte der Frührenaissance" noch vollendet; für die der „Hochrenaissance" die Kapitel über Fra Bartolommeo und Lionardo fertiggestellt; nach S. 335 eines 800 Seiten füllenden Textes waren nur noch Bruchstücke und Hilfsmittel, für den Schlußteil eine durch Kapitelüberschriften angegebene Disposition vorhanden, die auch der nordischen Renaissance, des Barock und Rokoko und der Kunst des 19. Jahrhunderts, wenngleich nur kurz, gedacht hätte. In der richtigen Erkenntnis, daß unter dem Namen von Kraus eine ihm ganz fremde Arbeit hätte geboten werden müssen, hat sich Sauer auf die Vollendung der italienischen Renaissance beschränkt und blieb für den weitaus überwiegenden Teil des Cinquecento völlig auf sich angewiesen. Der Strom der in Betracht kommenden Quellen war seit 1901, dem Todesjahr von Kraus, angeschwollen. Witperts monumentales Werk über die Malereien der Katakomben Roms, das ihn so erfreut hätte, den zweiten Band des prächtigen Steinmannschen Werkes über die Sixtinische Kapelle hat er nicht mehr erlebt, wohl aber über den ersten Band sich in dieser Zeitschrift noch kritisch geäußert. Die Würdigung der Leistung Sauers muß, mit guter Zuversicht, berufenen Fachgenossen überlassen bleiben. Begeisterte, verständnisvolle Liebe, den hohen Begriff dessen, was das künstlerische Genie der Durchdringung mit christlichen Idealen und dann nie wieder erreichte, die unentbehrliche Vorbildung des Theologen, den Freimut des Urteils teilt der Schüler, der selbst ein Meister zu werden verspricht, mit dem Lehrer, gegen den er die schönste Pflicht der Pietät erfüllt hat. Sauers Darstellung des mediceischen Zeitalters und seiner Träger, Michelangelo und Raffael, besteht den Vergleich mit dem Lionardo von Kraus und ist, wie dieser, mit stetem Ausblick auf die Zeit und ihre geistigen Vermittler durchgeführt.

πς. **Die heilige Elisabeth.** Von Karl Wenck. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1908.

In seinen Beiträgen zu dem großangelegten Wartburgwerke, das im vorigen Jahre erschienen und auch in dieser Zeitschrift gewürdigt worden ist, hat Karl Wenck gezeigt, welch einen ausgezeichneten Kenner der mittelalterlichen Geschichte Thüringens wir in ihm besitzen. Einen Ausschnitt aus dem, was er dort niedergelegt hat, bietet er nun in dem vorliegenden Schriftchen dar, und wir dürfen ihm dafür besonders dankbar sein. Denn es wäre bedauerlich, wenn seine Biographie der heiligen Elisabeth nur denen bekannt würde, die in der Lage sind, sich jenes sehr teure Prachtwerk zu beschaffen. Gehört doch diese Fürstin zu den geschichtlichen Gestalten, die jedem Deutschen von Kindheit an lieb und ehrwürdig erscheinen, und das will einer „Heiligen" gegenüber in unserm konfessionell gespaltenen Volke etwas sagen. Überdies ist die Geschichte der heiligen Elisabeth seit Jahren Wencks besonderes Forschungsgebiet, auf dem er mit großem Fleiß und Geschick gearbeitet hat. Darum ist er nicht nur in der Lage, Irrtümer früherer Forscher zu berichtigen und mancherlei neues Quellenmaterial beizubringen, er stellt sogar viele der in Betracht kommenden Persönlichkeiten in ein ganz neues Licht. So z. B. die Landgräfin Sophie und Konrad von Marburg, in dem er „nicht den bösen Dämon sieht, als der er gemeiniglich in der Vorstellung unsres Volkes lebt". Vor allen Dingen aber findet er eine befriedigende Antwort auf die psychologisch hochinteressante Frage: Wie kam die an einem der weltfrohsten und lebenslustigsten Höfe erzogene Königstochter dazu, in früher Jugend der Weltflucht und Askese zu verfallen? Auch die Art, wie sie ihre Frömmigkeit betätigte, wird uns anschaulich vor Augen geführt. Darin erkennen wir nun freilich die ungeheure Kluft, die uns von den Menschen des 13. Jahrhunderts trennt. Von evangelischer Frömmigkeit war damals in der ganzen Kirche wenig zu spüren. Über die Frömmigkeitsformen ihrer Zeit ist auch die heilige Elisabeth nie hinausgewachsen. Gerade dadurch aber, daß sie wirklich tat, was alle als gut und gottgewollt anerkannten, und zumeist aus Schwachheit doch nicht taten, hat sich ihr Bild den Herzen ihrer Zeitgenossen so tief eingeprägt. Für uns aber, die wir den Gedankenkreisen jener Zeit ganz fremd gegenüberstehen, mag doch der heilige Ernst vorbildlich sein, mit dem sie *ihrem* Ideale nachlebt. Es ist nicht das geringste Verdienst des Wenckschen Buches, auch darauf hingewiesen zu haben.

ρσ. **Goethes Werke für Schule und Haus.** Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Drei Bände. Mit den Bildnissen Goethes nach May, Trippel, Stieler. Freiburg i. Br., Herder. 1906.

In der zwölfbändigen „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus", die Klopstock, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, die Romantik, die österreichischen Dichter, das junge Deutschland und die neueste Zeit umfaßt, sind für Goethe allein drei volle Bände bestimmt, also ein verhältnismäßig sehr großer Raum, der

praktisch indessen zu durchgreifender Beschränkung nötigte. Als Grundsatz dieser Bibliothek galt auch für Goethe, einerseits auszuscheiden, was vom katholischen Standpunkte aus anstößig sein könnte, andrerseits doch alle diejenigen Dichtungen aufzunehmen, die für Schule und Haus von bleibendem Werte sind. Es kam mit andern Worten darauf an, eine katholische Volksausgabe von Goethe zu schaffen. Diese ebenso schwierige wie notwendige Aufgabe (da wir ja auch sonst Volksausgaben von Goethe zu schaffen suchen), hat Hellinghaus von seinem Standpunkte aus mit Takt, Kenntnis und Sorgfalt gelöst, namentlich auch von falscher Prüderie sich mutig und glücklich freigehalten. Der erste Band enthält die Einzelgedichte und nicht zu schwierige Teile des Westöstlichen Divans; der zweite Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, Werther, Götz; der dritte Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust (der zweite Teil, wie billig, mit Auslassungen). Die Lebensbeschreibung Goethes, wenn Hellinghaus auch gewisse grundsätzliche Vorbehalte macht, die Einleitung zu den einzelnen Werken und die Erläuterungen am Schlusse jedes Bandes sind wissenschaftlich gut fundiert, praktisch und zweckentsprechend. Wenn „Schule und Haus" dies alles wirklich bewältigt und dem Volke zu geistigem Besitze vermittelt, dann wird es gewiß auch im katholischen Teile unsres Volkes gut mit der Kenntnis Goethes stehen.

ρσ. **Goethes Mahomet.** Von J. Minor. Ein Vortrag. Jena, Eugen Diederich. 1907.

Wieviel noch für die Erklärung Goethes geleistet werden kann, zeigen u. a. die Monographien, die Minor einzelnen Werken oder Plänen Goethes widmet. Dem Faust, dem ewigen Juden: jetzt dem Mahomet. Als Vortrag auf der Weimarer Pfingstversammlung 1907 gehalten, erscheint die erweiterte Studie über Mahomet wirksam im Einzeldruck. Aus der Fülle historischer Vorarbeiten wird dargetan, wie Mahomet den christlichen Völkern als Abgesandter des Teufels, als Scheusal, als Betrüger galt, bis sich allmählich durch das Studium des Korans eine gerechtere Auffassung geltend machte. Der junge Goethe faßte ihn von Anfang an als den außerordentlichen Mann von riesenhafter Kraft, wie die Fragmente lehren, die von seiner geplanten Tragödie „Mahomet" erhalten sind. Man begreift, wie widerwillig Goethe auf des Herzogs Wunsch Voltaires Mahomet für die Weimarer Bühne übertrug, da Mahomet bei Voltaire als der schamlose Betrüger und Bösewicht dargestellt ist, obschon Goethe noch im Maskenzug von 1818 von dieser seiner Übertragung Gebrauch machte. In Dichtung und Wahrheit legte Goethe dagegen seine eigne alte Auffassung Mahomets dar, und so genau er sich scheinbar der Jugendfragmente erinnerte, so ergibt sich doch, daß diese Darlegung vor der Kritik nicht durchweg bestehen kann. Der westöstliche Divan führt Goethe wieder zu Mahomet und zum Koran, in den Noten und Abhandlungen urteilt er darüber als Historiker; die edle Auffassung des Islams hat er bis zu seinem Tode festgehalten. Reiche Anmerkungen am Schlusse belegen Minors Darstellung, und im Anhange werden Goethes Koranstudien, die Fragmente und der Plan in Dichtung und Wahrheit mitgeteilt. All das erscheint in Gediegenheit und Schlichtheit, die nichts andres als die Sache kennt, und die deshalb diesen besonderen Gedankenkomplex Goethes in einer Weise begreift und beschreibt, wie es bisher nicht der Fall gewesen ist.

ρσ. **Friederike und Lili.** Fünf Goethe-Aufsätze von Dr. Albert Bielschowsky. Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1906.

Wer Bielschowskys Goethe-Biographie kennt, kennt auch im wesentlichen die Grundrichtung und den Inhalt der fünf Aufsätze über Friederike und Lili, die von Daniel Jacobys Hand in einem Bande zusammengefaßt sind. Denn sie gehören eigentlich in die Vorarbeit zu dem großen Goethe-Werke, die ihr Verfasser aber aus besonderem Anlaß und gleichsam als Vorproben einzeln ausgearbeitet und gedruckt hat. Auch ist es kein Zufall, daß sie Friederike und Lili betreffen, also in den ersten vollendeten Band seiner Goethe-Biographie fallen, während der zweite, nicht vollendet, erst aus seinem Nachlasse herausgegeben werden konnte. Die Aufsätze über Friederike suchen auf Grund des urkundlichen Materials, allgemeinerer Erfahrung und Anwendung der philologischen Methode die Persönlichkeit der Pfarrerstochter von Sesenheim zu gestalten, die Sesenheimer Lieder chronologisch festzusetzen und bei der strittigen Autorschaft die Frage, welche von ihnen Goethe, und welche Lenz zuzuweisen seien, meist aus inneren Gründen zu lösen. Referent erinnert sich noch deutlich, wie Bielschowsky den Aufsatz über die Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder in einer der frühesten Sitzungen der Berliner Deutschen Literatur-Gesellschaft las, wie G. v. Loeper vorsichtig im allgemeinen den Wert der Untersuchung anerkannte, wie aber auch gegen die Auffassung vom „unpoetischen Wort ziemlich" (S. 80) aus der Versammlung ein treffendes Zitat aus Goethe eingeworfen wurde; neuere Arbeiten über diese schwierige Frage sind zu abweichenden Ergebnissen gelangt. Die Aufsätze über „Lili", Elisabeth Schönemann, Goethes Braut, haben sämtlich etwas innerlich Erwärmendes; Lilis Gestalt tritt wohltuend und glaubwürdig hervor. Als Nachwirkungen von ihr in Goethes Dichtung weist Bielschowsky u. a. eine Reihe von Zügen auf, die sich in Dorothea (in „Hermann und Dorothea") zeigen und auf Grund deren er die Urbildlichkeit Lilis für Dorothea erschließt. Der Herausgeber hat zu den Aufsätzen auch zahlreiche handschriftliche Zusätze des Verfassers in Händen gehabt und nach eigner Bekundung fast alle in den Schlußanmerkungen verwendet, eigne Hinweise jedoch als solche kenntlich gemacht. Der liebreiche Nachruf, den seinerzeit Gotthold Klee auf Bielschowsky geschrieben hat, eröffnet dieses mit Bielschowskys Porträt geschmückte Goethebuch.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, nähere Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almanach. — Almanach von Velhagen und Klasings Monatsheften. Berlin, Velhagen & Klasing. O. J.

Barr. — Der Teufelsgroschen. Roman von Amelia E. Barr. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Alfred Peuker. Minden, J. C. C. Bruns. O. J.

Berlin. — Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1901—1905. Mit Abbildungen, Plänen und graphischen Darstellungen. Berlin, Carl Heymans Verlag. 1908.

Berliner Kalender 1909. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Mit Zeichnungen von Georg Barlösius. Redaktion Prof. Dr. Georg Voß. Berlin, M. Oldenbourg Verlagsbuchhandlung.

Birnbaum. — Dora. Novellen und Gedichte von Hermann Birnbaum. Dresden, E. Piersons Verlag. 1908.

Böhtlingk. — Bismarck und Shakespeare. Eine Studie von Arthur Böhtlingk. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Braun. — Der Kirchenbau der deutschen Jesuiten. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Joseph Braun S. J. Erster Teil: Die Kirchen der ungeteilten rheinischen und der niederrheinischen Ordensprovinz. Mit 13 Tafeln und 22 Abbildungen im Text. Freiburg i. Br., Herder. 1908.

Charles. — La danseuse nue et la dame à la Licorne. Etude d'art et de psychologie. Par R. Gaston Charles. Paris, Société du Mercure de France. 1908

Deutsche Kunsterziehung. Veröffentlicht im Auftrage des Landesausschusses für den dritten internationalen Kongreß zur Förderung des Zeichen- und Kunstunterrichts (London 1908). Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Ehrhard. — Das Mittelalter und seine kirchliche Entwickelung. Von Albert Ehrhard. Aus der von Martin Spahn herausgegebenen Sammlung: Kultur und Katholizismus. München, Kirchheim. 1908.

Elster. — Tannhäuser in Geschichte, Sage und Dichtung. Ein Vortrag, gehalten am 7. Oktober 1907 von Prof. Dr. Ernst Elster. Bromberg, Mittlersche Buchh. 1908.

Eucken. — Einführung in eine Philosophie des Geisteslebens. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Foerster. — Christentum und Klassenkampf. Sozialethische und sozialpädagogische Betrachtungen von Fr. W. Foerster. 1. bis 3. Tausend. Zürich, Schultheß & Co. 1908.

François. — Ästhetik von Kurt v. François. Erster Teil: Ästhetische Psychologie. Groß-Lichterfelde, Kahlenberg & Günther. 1908.

Friedrich. — Der wahre Glaube. Dramatische Dichtung in zwei Akten. Von Paul Friedrich. Berlin, Karl Curtius. 1908.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers gesammelte Werke. Volksausgabe, zweite Serie. Band VI. Stuttgart, Adolf Bong & Co. O. J.

Göhler. — Über musikalische Kultur. Vortrag, gehalten im Arbeiter-Diskussionsklub Karlsruhe, von Dr. Georg Göhler. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1908.

Gotthelf. — Jeremias Gotthelfs ausgewählte Schriften in 10 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von Adolf Bartels. Mit drei Bildern und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Gubalke. — Reinhold Stades Liebe und andere Erzählungen. Von Lotte Gubalke. Mit dem Bildnis der Verfasserin und einer Selbstbiographie. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Guenther. — Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther. Lieferung 5—7. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Gutzkow. — Karl Gutzkows Meisterdramen. Drei Teile in einem Bande. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Mit zwei Bildnissen des Dichters. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Hahn. — Das geschlagene Heer. Sozialer Roman von Otto Hahn. Leipzig, Rich. Sattlers Verlag. O. J.

Hansen. — Grenzen der Religion und Naturwissenschaft. Zur Kritik Haeckels monistischer Religion und Naturphilosophie. Von Professor Adolph Hansen. Gießen, Alfred Töpelmann. 1908.

Heilborn. — Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Zehn Vorlesungen von Dr. Adolf Heilborn. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit vielen Abbildungen im Text und 2 Karten. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Heinz. — Kadettenliebe. Erzählung von Gerhard v. Heinz. Zweite Auflage. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Hellwig. — Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Dr. Albert Hellwig. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Hoffmann. — Mein Dornröschen. Ein Schauspiel in 4 Akten. Von Arthur Hoffmann. Dresden, E. Pierson. O. J.

Holtzmann. — Gedichte von Emma Henriette Holtzmann. Dresden, E. Piersons Verlag. O. J.

Hooft. — Lebensweisheit. Grundriß einer auf Grundlage der Darwin-Haeckelschen Entwicklungslehre begründeten Philosophie. Von M. Hooft. Berlin, Kurt Wigand. 1908.

Hoppe. — Gundermann. Eine Erzählung aus dem Riesengebirge. Von Hermann Hoppe. Jauer, Oskar Hellmann. O. J.

Hügli. — Die Hochzeitsfahrt. Lachende Geschichten. Von Emil Hügli. Schkeuditz, W. Schäfer. 1908.

Jagdordnung. — Neue preußische Jagdordnung vom 15. Juli 1907 nebst Ausführungsbestimmungen. Amtliche Fassung. Berlin, L. Schwarz & Co. O. J.

Kardaniel. — Les animaux en justice. Procédures en excommunications. Par Eduard-L. de Kardaniel. Paris, H. Daragon. 1908.

Karo. — Ein Vorkämpfer moderner Weltanschauung. Gedenkworte an David Friedrich Strauß. (Dazu ein Jugendbildnis.) Von Herbert Karo. Zürich, Rascher & Co. 1908.

Kerr. — Frank Wedekind. Eine Studie von Hanns Kerr. Beiträge zur Literaturgeschichte von Hermann Graef. Heft 56. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.

Kinkel. — Geschichte der Philosophie, als Einleitung in das System der Philosophie. Von Prof. Walter Kinkel. Zweiter Teil: Von Sokrates bis Plato. Gießen, Alfred Töpelmann. 1908.

Koltan. — J. Reinkes dualistische Weltansicht (Neovitalismus). Von J. Koltau. Zweite Folge der Ideale und Probleme der Weltanschauung. Frankfurt, Neuer Frankfurter Verlag. 1908.

Krapp. — Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Von Lorenz Krapp. Mit des Dichters Bildnis. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Kürschner. — Kürschners Bücherschatz. Bd. 615. Breite Schultern. Der Vergnügungskommissar. Zwei Erzählungen von Friedrich Spielhagen. Berlin, Hermann Hillger. O. J.

Langer. — In stillen Stunden. Gedichte von Erich Langer. Magdeburg-N., R. Zacharias. O. J.

Laube. — Heinrich Laubes Meisterdramen. Zwei Teile in einem Bande. Mit den literarischen Einleitungen und zwei Bildnissen des Verfassers. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Ludwig. — Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Mit zwei Bildern, einem Faksimile sowie einer Biographie und Charakteristik Ludwigs. Neue, vermehrte Auflage. Vier Bände. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Michaelis. — Ein Jahrhundert kunst-archäologischer Entdeckungen. Von Adolf Michaelis. Zweite Auflage. Mit einem Bilde C. T. Newtons. Leipzig, E. A. Seemann. 1908.

Milliet. — La dynamis et les trois âmes. Essai de psychologie néo-aristotélicienne. Problèmes et conjectures. Par J.-Paul Milliet. Paris, E. Sansot. 1908.

Münsterberg. — Japans Kunst. Von Oskar Münsterberg. Mit 161 Textabbildungen und 8 Tafeln in Farbendruck. Braunschweig, George Westermann. 1908.

Muthesius. — Die Einheit der Architektur. Betrachtungen über Baukunst, Ingenieurbau und Kunstgewerbe. Von Hermann Muthesius. Vortrag, gehalten am 13. Februar 1908 im Verein für Kunst in Berlin. Karl Curtius. 1908.

Napoléon. — Supplément à la correspondance de Napoléon I. L'empereur et la Pologne. Paris, Bureau de l'agence polonaise. 1908.

Plümacher. — Giuliano. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Hans Plümacher. Köln, Hans Plümacher, Selbstverlag. 1908.

Reinke. — Jean Jacques Rousseaus Glaubensbekenntnis

des savoyischen Vikars. Ins Deutsche übertragen, mit einer Vorrede und einem Anhange versehen von Dr. J. Reinke, Professor an der Universität Kiel. Heilbronn, Eugen Salzer. 1908.

Reyer. — Kraft. Ökonomische, technische und kulturgeschichtliche Studien über die Machtentfaltung der Staaten. Von Prof. Dr. E. Reyer. Mit 257 Figuren. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1908.

Richter. — Das kleine Problem. Eine Entwickelung. Von Gustav Richter. Berlin, Hermann Walther (G. m. b. H.). 1908.

Robertus. — Vom Baum des Lebens. Gedichte von Gerda von Robertus. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.

Rupp. — Julius Rupps Briefe 1831—84. Heidelberg, Evangelischer Verlag. 1907.

Ruseler. — Die gläserne Wand. Legenden und kleine Geschichten. Von Georg Ruseler. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1908.

Schanz. — Die Alte. Erzählung von Frida Schanz. Mit der Dichterin Bildnis und Faksimile. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Scherr. — Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Von Johannes Scherr. Drei Bände. Mit drei Bildnissen und einer Wiedergabe des Blücher-Denkmals in Rostock. Erster Band: Die Revolution (1740—1799). Sechste Auflage. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Schönherr. — Das Königreich. Märchendrama in vier Akten. Von Karl Schönherr. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 1908.

Schwarz. — Auf schiefer Bahn hinauf zur Höhe. Roman aus der Halbwelt von Lizzie Schwarz. Dresden, E. Pierson. 1908.

Seeberg. — Der Sang von der Ruhr. Ein Gedicht von Erde und Mensch. Von D. Seeberg. 1. bis 3. Tausend. Berlin, Hermann Walther. O. J.

Siebert. — Unseren Söhnen. Aufklärung über die Gefahren des Geschlechtslebens. Von Dr. med. Fr. Siebert. Zweite Auflage. Straubing, Attenkofer. 1908.

Simplicissimus-Kalender 1909. München, Albert Langen. 1908.

Sophokles. — Sophokles' Antigone. Metrische Übersetzung von Hermann von Schelling. Zweite Auflage. Berlin, Karl Curtius. 1908.

Spemann. — Das Museum. Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Rich. Graul und Rich. Stettiner. Lieferung 8. 9. Berlin, W. Spemann. O. J.

Stilgebauer. — Die Lügner des Lebens. Das Liebesnest. Roman von Edward Stilgebauer. Elftes bis zwanzigstes Tausend. Berlin, Richard Bong. 1908.

Straus. — Die Pasteurisierung der Milch, eine ökonomische und soziale Pflicht. Vortrag, gehalten an der Universität Heidelberg von Nathan Straus. Selbstverlag des Verfassers. O. J.

Streuvels. — Frühling. Novellen von Stijn Streuvels. Autorisierte Übersetzung aus dem Vlämischen von Martha Sommer. Minden, J. C. C. Bruns. O. J.

Templeton. — Anleitung zur Ölmalerei. Von H. Templeton. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von O. Straßner. Zweite Auflage. Eßlingen, Paul Neff. 1908.

Thackeray. — The great Hoggarty Diamond. Fitz-Boodle Papers. Men's Wives etc. By W. M. Thackeray. Edited, with an introduction, by George Saintsbury. With 17 illustrations. London, Henry Frowde, Oxford University Press. O. J.

Thirring. — Das Unterrichtswesen der Stadt Budapest im Jahre 1905/6 und Statistik der Kommunalschulen von 1828—1907. Bearbeitet von Prof. Dr. Gustav Thirring. Budapest, Puttkammer & Mühlbrecht. 1908.

Tout ce qu'il faut savoir. — Tome II: Tout ce qu'il faut savoir en Mathématiques et Physique, Chimie, Minéralogie, Cristallographie, Botanique, Zoologie, Sciences médicales, Hygiène. Nouvelle encyclopédie publiée sous la direction de F. Dan. 19 planches hors texte — 901 illustrations et figures. Paris, Ch. Delagrave. S. A.

Verly. — Les étapes douloureuses (L'Empereur de Metz à Sédan) par le Baron Albert Verly. Préface par Étienne Charles. (Ouvrage orné de 6 planches hors-texte.) Paris, H. Daragon. 1908.

Warden. — The dazzling Miss Davison. By Florence Warden. Leipzig, T. Fisher (Unwin). 1908.

Williams. — L'Art d'être heureux. Gaité — Santé — Reussite. Par Dr. J.-K. Williams. Paris, H. Daragon. 1908.

Wissenschaft und Bildung. — Nr. 52. Gotthold Ephraim Lessing. Von Prof. Dr. Richard Maria Werner. Mit einem Porträt. — Nr. 57. Unsere Kolonien. Von Legationsrat Dr. Heinrich Schnee. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Wissen und Können. — (Sammlung von Einzelschriften aus reiner und angewandter Wissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. Weinstein.) Nr. 1. Die Energie. Von Prof. Dr. W. Ostwald. — Nr. 2. Die älteste Entwickelung der Telegraphie und Telephonie. Von Dr. Rich. Hennig. Mit 61 Abbildungen. — Nr. 3. Vom Leben. Ein Einblick in die Wunder des Werdens. Von Marg. W. Morley. Deutsch von Marie Landmann. Autorisierte Übersetzung mit Abbildungen von der Verfasserin und von Robert Forsyth. — Nr. 4. Die Radiotelegraphie. Gemeinverständlich dargestellt von O. Nairz. Mit 153 Abbildungen. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1908.

Ziegler. — Wenn Ähren reifen. Dorfbilder aus Siebenbürgen. Von R. Ziegler. Berlin, Karl Curtius. 1908.

66

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.136

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY